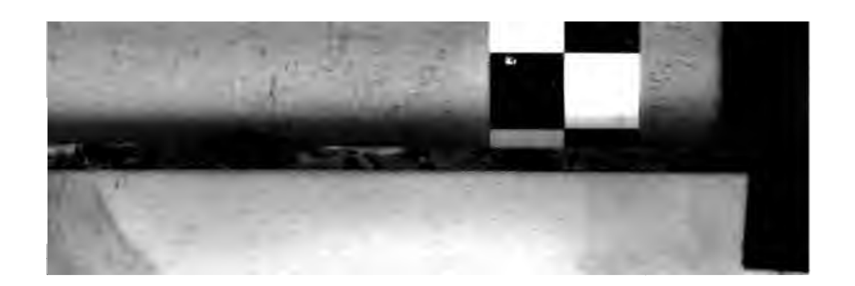
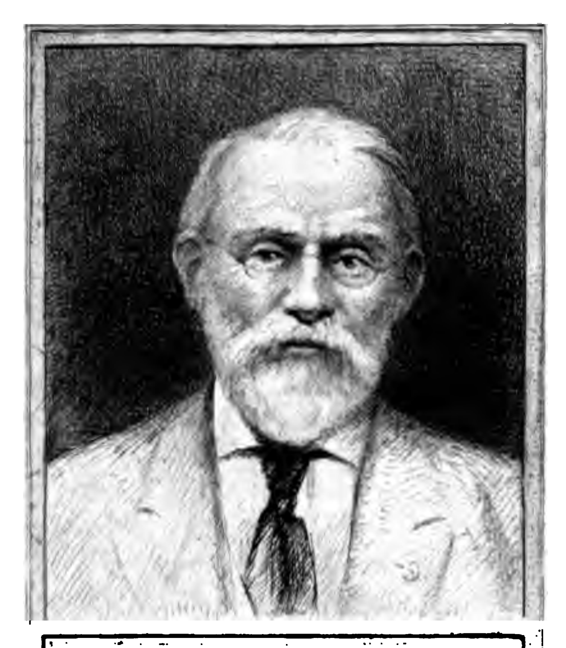

B 1,074,461









[redacted]

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Fünfzehnter Band.

München, 1845.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

[redacted]

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

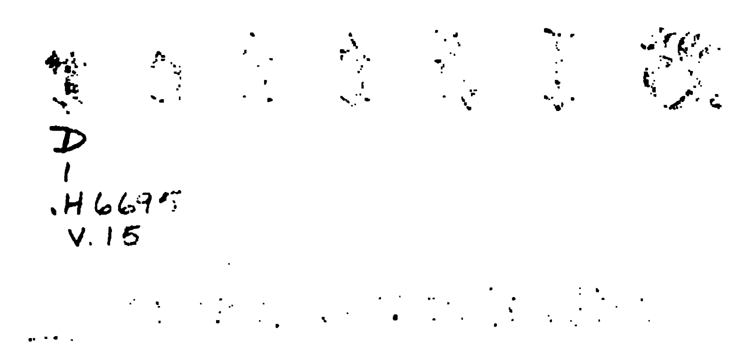
G. Phillips und G. Görres.

Fünfzehnter Band.

München, 1845.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.




D
1
.H6695
V.15

Inhaltsverzeichniß.

Druckfehler.

Seite 101 Zeile 7 v. o. statt denn lies eben. S. 126 Z. 8. v. u. statt wider lies wieder. S. 184 Z. 8 v. u. st. Amt l. Blatt. S. 193 Z. 12 u. Z. 20 v. o. st. die zweite l. die erste. S. 393 Z. 2. v. o. st. einen l. einem. S. 397 Z. 11 v. o. st. verbreitet l. verarbeitet. S. 581 Z. 18 v. o. st. den oben bezeichneten Aufgaben l. dem oben bezeichneten Aufgeben. S. 585 Z. 4 v. u. st. nicht nur l. nicht immer. S. 748 — 804 lies 648 — 704. S. 700 Z. 9 v. u. st. weder l. andre.

I.

Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano.

Der Wanderer, der mit dem Stab in der Hand die Länder durchzieht, gewahrt nicht selten, wie landschaftliche Bilder des entgegengesetztesten Charakters in überraschendem Wechsel unmittelbar auf einander folgen.

Eben noch sieht er sich auf einer öden, flachen, langweilig rundum ausgedehnten sandigen Haide. Das Gras ist niedrig und von der Sonne verbrannt, braunes Moos überzieht nur spärlich das nackte Gestein; hier und da ein kümmerlicher Wachholderstrauch, hier und da eine ausgetrocknete Wasserrinne; kein Baum, keine Höhe, die den Blick an sich zöge; Alles kahl, kalt, nüchtern, lautlos, trauernd und abgestorben. Rund um diese unfruchtbare, farblose Sandsteppe aber liegt ein schwerer, grauer Nebel ausgegossen, der mit seinem trostlosen Schleier jede Aussicht in eine schönere Ferne undurchdringlich verhüllt.

So schreitet der Pilger, gedrückten Muthes, dem Nebel entgegen, der ihn bald feucht und frostig umfängt. Da gewahrt er plötzlich, wie der Boden unter seinen Füßen grüner wird; sein Kleid streicht an Felsen vorbei; er sieht zur Rechten und Linken Baumstämme im Nebel sich verlieren; er hört im Verborgenen Wasser rauschen; der Nebel wird mehr und mehr vom Lichte des steigenden Tages durchbrungen; auf einmal

bricht die Sonne durch und das Nebelgrau ist zerronnen. Wie staunt er jetzt! Die farblose Haide, die sich ins Unabsehbare endlos hinzudehnen schien, sie ist wie durch einen Zauberschlag verschwunden; er steht mitten in einem wunderreichen Alpenthal; Alles grünt und blüht in reichster Fülle um ihn her; pfeilschnell eilen die Bäche an ihm vorüber, und stürzen und springen die Felswände zur Rechten und Linken des Thales hinab; riesige Bäume, die Kinder vergangener Jahrhunderte, wiegen ihre Kronen rauschend im Morgenwinde, und hoch über ihnen strecken die Alpen ihre goldenen Hörner und Zinken in das reinste tiefe Blau des sonnigen Morgenhimmels. Da erhebt der Wanderer, der noch eben so stumm und traurig, wie die nebelbedeckte Haide, seinen Weg langsam dahinschlich, die Augen freudig zu den grünen Bergen hinan, und trunkenen Muthes über Felsen und Blumen springend singt er mit den Vögeln fröhliche Lieder. . . .

Aehnliche Wechsel so plötzlicher, überraschender Art begegnen uns auch nicht selten im Leben; auch hier weiß sich der Mensch alsdann in der ersten Betäubung kaum zu finden; er gibt sich ganz den neuen Eindrücken hin; er schwelgt im Rausche früher ungekannter Genüsse, und nur allmählig und oft erst spät, nach schmerzlichen Erfahrungen und bitteren Enttäuschungen, kehrt er zur Nüchternheit, zum klaren Selbstbewußtseyn, zur Ueberlegung zurück, dann seines Rausches und seiner Verirrungen sich schämend.

Ein Geschick dieser Art begegnete dem Dichter Clemens Brentano, als er von dem Frankfurter Zahltische seines Vaters und aus dem Comptoir der Oelhandlung in Langensalza nach den nordischen Universitäten zu einem freien Leben der Musen geführt ward. Die graue nüchterne Prosa des Werkeltages hatte sich plötzlich in ein poetisches Kampffeld verwandelt, wo die Ritter in blanken Waffen um den höchsten Preis rangen, wo Alles einer vielversprechenden, großen Zukunft, einem neuen geistigen Frühling entgegen zu gehen schien. Auch hier war der Wechsel ein so überraschender und gewaltiger, daß

den Betäubten die neue Umgebung mit ihrem blendenden Zauber ganz und gar hinreißen mußte. Wurde er ja ohne häusliche Erziehung, ohne alle väterliche Leitung, ohne Schulbildung, unwissend und unerfahren, steuer- und meisterlos, in diesen Strudel hineingerissen. Dieses führte er selbst auch zu seiner Entschuldigung an, wenn er in seinen späteren Jahren seines akademischen Jugendlebens und seiner frühesten Verirrungen gedachte.

Nichts gibt übrigens besser Zeugniß davon, wie die wilden Wasser geistigen Kampfes und geistiger Anarchie, welche sich am Schluße des vergangenen Jahrhunderts über Deutschland ergossen hatten, den leicht erregbaren Jüngling fortrissen, als seine ersten Schriften, die er in seinen Universitätsjahren, im Verkehr mit den gefeierten Halbgöttern von Jena und Weimar, im Wendepunkt des Jahrhunderts, verfaßte. Sie sind Denkmale, wie die verschiedenen Richtungen einer stürmisch aufgeregten Zeit geistiger Kämpfe sich in einem reich begabten, aber unerfahrenen Jüngling spiegelten, und welche Mißgeburten seine zügellose, so verschiedenartig aufgeregte Phantasie, im Taumel unreifer Begeisterung, beim Schalle der Marseillaise, hervorbrachte.

Als er seine ersten Schriften verfaßte, hatte er kaum das zwanzigste Jahr überschritten; eben erst als Schüler und Lehrling in den Kreis der geistigen Sonnen des nordischen Himmels eingetreten, begann er auch selbst schon, dem Drange jener Sturmzeit nur allzubereitwillig nachgebend, das flackernde Licht auf den Leuchter zu stecken und selbst zu leuchten. Auch dieses vorzeitige Auftreten war nicht seine besondere Schuld; es gehörte zu dem Charakter jener Zeit; es war die Zunftfreiheit, die den Lehrling von dem alten Zwange befreite, der ihn erst durch eine strenge Zuchtschule des Gehorsams und des Fleißes hindurchführte, bis er durch sein Meisterstück als Meister sich bewährt hatte, und auf die Lade des Handwerks losgesprochen worden; auch im Literarischen hatte die Emancipation des Genies die Lehrjahre des Schriftstellers abgeschafft.

übermüthigen Trotzes aller Welt den Fehdeh
. Diese Verwandlung im Leben des Mäl
selbst einem Mährchen aus Tausend und ein
Noch im Sommer des Jahres 1796 hatte
lza Briefe geschrieben, die eher von allem an
n, als von Poesie und Kunst. Damals h
kfurt über seinen Prinzipal, Hrn. Poler, in
nder Weise Bericht erstattet: „Sein Oel holt
Branntwein in Nordhausen und seinen Puder
Halle. — Aber in Branntwein, Puder und S
d viel. Was hier zu lernen ist, werde ich mi
igen; nur fehlt es hier ganz an Meistern, un
er Ort sehr beschränkt, was schöne Künste
enschafft betrifft. Darum erwarte ich so seh
in der meine Rechenbücher, Vorschriften und
ger Geräthschaften, meine Stiefel und andere
sind, die mir hier großen Nutzen und in den
manche belehrende Unterhaltung geben könnten
meine Kiste bekomme, so kann ich mich doch ei

z. B. Lichter werden viel von hier nach Fürth geschickt". Ob die so sehr ersehnte Kiste glücklich in Langensalza anlangte, ist mir nicht bekannt; jedenfalls aber sieht man daraus, in welcher geistigen Oede und Dürre er dort lebte, und welches seine Beschäftigungen waren; nicht minder aber spricht sich in diesen Briefen das Verlangen seines Geistes nach höherer Nahrung aus; sie zeigen dabei, wie er mit seiner Bildung ganz auf sich gewiesen war. Darum sehnte er sich auch so herzlich, wie nach einem köstlichen Schatze, nach seiner Kiste mit den Stiefeln und andern nützlichen Büchern.

Dieß war der Inhalt seiner Briefe im Sommer 1796, und kurz darauf, schon 1800, erscheint seine erste Schrift: „Die Satyren und poetischen Spiele", 1801 bis 1802 sein Roman „Godwi". Die wenigen Jahre aber, die zwischen der Ladendienerei und der Schriftstellerei liegen, hatte der Jüngling nicht mit ernsten Studien zugebracht; hatte ihm ja unglücklicher Weise der Meister gefehlt, der ihn in die Kunst des Studirens eingeführt hätte. Die heitere Kunst eines Troubadours übend, hatte er, statt einen festen Grund positiver Wissenschaft zu legen, seine Studienzeit mit geistreichem Dilettantiren ausgefüllt. Nicht genöthigt, einen bestimmten Beruf im Auge zu behalten und für diesen sich vorzubereiten, lag ihm schon frühe die Versuchung nahe, nur das zu treiben, was ihm eben Vergnügen und Kurzweil gewährte, um es alsbald, wenn die erste Lust verraucht war, mit einem neuen Spielzeug zu vertauschen. Da ihn übrigens sein thätiger, von Allem leicht ergriffener Geist keinen Augenblick müssig gehen ließ, so wird hieraus zugleich auch begreiflich, wie Clemens Brentano, bei der unausgesetztesten Thätigkeit eines langen Lebens, doch verhältnißmäßig zu seinen Kräften und dem Begonnenen, so Weniges zu Ende förderte, wie beinahe Alles, schon von seinem ersten Auftreten an, den Charakter des Fragmentarischen annahm. Bedeutungsvoll erschien schon seine erste Schrift: „Die Satyren", nur als ein erster Theil; sie blieb ein Bruch-

[illegible]

Lebens von dem Begünstigten [illegible]

nd, blieb er nur [illegible] das [illegible]

[illegible] den [illegible] giebt.

Ort zu Ort, auf pfadlosen Bahnen, umhert

immer wechselte oder weiter entrückte, je m

jagte. Dieß ist der Fluch, den die Kinder des

h Selbstbeherrschung zu überwinden haben, da

ı zur Buße und zum Heile das Urtheil ward

Schweiße seines Angesichtes zu verdienen.

Hatte Clemens einen Theil seiner Lehrzeit in

er dem Copirbuch verloren, so konnte das Lebe

uf den nordischen Universitäten führte, den V

er einbringen. Die Jahre flossen ihm dort unte

Scherz, in geistreichen Träumereien dahin. M

el und Gesang, mit Schattenspiel und Puppe

ı und Vorlesen, mit Zeichnen und Dichten u

ärmen füllte er seine Zeit aus. Das Jagen n

en und komischen pikanten Bildern und Gleichni

nden Witzen und geistreichen Faseleien romant

es ward ihm früh zur andern [illegible]

weht worden. Dieser so reich begabten Geistesgenossen aus seinem vertrautesten Kreise eingedenk, schrieb er noch wenige Monate vor seinem Tode an eine ihm innig befreundete Seele, von Mitleid mit dem Loose seiner Jugendgenossen ergriffen: „Ich habe", schreibt er, „immer in der Natur dieser (seiner Jugendgenossen) „eine große Anlage zur Güte und Liebe, Theilnahme, Hingabe an das Rechte und Wahre gefühlt; ja ich fühlte alles dieß sogar in meinem Herzen; ach! ich dachte schon vor vielen Jahren, was hätten wir doch alle werden können! so gut, so fromm, so hülfreich und trostreich für einander, und ein Heil aller Nebenmenschen. O wir hätten wohl heilend und heilig werden können! Wir hatten Alles dazu; und was ist aus uns geworden! wie eine Menge kostbarer Mineralien, Krystalle und Erzstufen, die man lose zwischen Wäsche in einem Koffer auf dem Wagen versendet; wie sie ankommen als eine unkenntliche, zerriebene Masse von Zunder und Staub: so ist Alles gestaltlos und vernichtet. Wir sind nichts mehr; wir gelten nichts; wir wissen nicht mehr, was wir sind, ahnden kaum, wer wir waren. Endlich aufgelöst in Wind und Wetter und Thränen der Leidenschaft, und wieder stille stehend in Noth und Kummer, schossen hie und da wieder einige Krystalle an und geben Zeugniß, was hier Alles zu Grunde gegangen! O das fühlte ich oft mit herzzerreißendem Weh, während ich mit am tiefsten in dieser Zerstörung lag. — Liebe N. N., der Grund der Zerstörung lag darin, daß man alle diese köstlichen Gottes-Erzstufen nicht mit religiöser Andacht und Weihung umgeben und vor der gegenseitigen Zerstörung bewahrt hatte. O mein Kind! wir hatten nichts genährt als die Phantasie, und sie hatte uns theils wieder aufgefressen. Wenn ich nun in Deinem ganzen Wesen und in Deinem Bezug auf mich das ganze Maaß der gleichen Liebe und Theilnahme fühle und genieße, und alles das ganz und vollkommen gesund, schlicht und unverkräuselt und nicht anders vermischt als nach dem Rezept des Katechismus: „Du sollst Gott lieben über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst": so fühle

[illegible] gewesen sein [illegible], das auch ich gele
könnte mich eines ähnlichen Glückes preisen.
es schwer zu schreiben, weil man fürchtet,
d erscheinen oder möge den Andern zu einem f
ihl versuchen; es ist aber keineswegs dieses
g dieser Schwierigkeit; nein, es ist nur die !
nes oder vergeudetes Gut; und so sei es den
als eine neue Aneiferung für Dich in dem
n Wandel muthig, ohne Qual, unter Gebet
Deine Kinder und alle Dir nahegestellten S
etzlicher Gewissenhaftigkeit auf den Wegen der !
ihren, so viel Du vermagst, zu stützen und zu
So urtheilte der Mann über seine frühesten
in das rasche Blut, das von einer Zeit noch r
de, in deren Adern die Revolution brannte, be
Beruhigung und Abkühlung noch mancher bi
g und mancher schmerzlichen Enttäuschung. N
s ohne Zügel mit ihm durchs Leben dahin, an
nach Lebensgenuß dürstenden Reiter, der n
Befriedigung fand, und sich dafür durch bitt

pflückte, irgend eine verzauberte Prinzessin von verborgenen Tugenden, Reizen und Schätzen sehen ließ. Wenn seine eigene Erscheinung die Herzen der Damen leicht bezauberte, so waren die von ihm angebeteten Schönen nicht minder zahlreich, gleich den Sternen des Himmels. Im raschen Wechsel der Horen gingen sie auf und unter; oft geriethen sie ihm auch in Verwirrung und komischen Wettstreit; er wußte selbst nicht, wem sein vielgetheiltes Herz am meisten gehöre. So umgab ihn seine poetische Liebe allenthalben mit Netzen, viel und eng verschlungen, gleich den glänzenden Spinngeweben an einem sonnigen Herbstabend; sie verursachten ihm manches Herzweh, wofür er sich auch seinerseits rächte; doch konnte er es nicht über sich gewinnen, dieß ihm schmeichelnde Gewebe zu zerreißen. Seine Seele wurde in diesem Spiele hin- und hergezogen; denn wie lachend und leichtsinnig heiter auch sein Antlitz scheinen mochte, im Grunde seiner Seele lag ein tiefer Ernst, der ihn gewiß nicht selten gegen seinen Willen an den eiteln Flitter aller irdischen Herrlichkeit erinnerte, und seine flatterhafte Liebe zum Ewigen hinwies. Er selbst hatte den frühbegonnenen Kampf seiner Natur, diesen Streit der irdischen und himmlischen Liebe in seiner Seele, uns mit den Farben Dantes geschildert. Gegen das Jahr 1810 schrieb er nämlich die folgenden Terzinen, gewiß eine der frühesten Rückerinnerungen seiner Kinderzeit:

Schon siebenmal war Weihnacht mir erschienen
Mit ihres Kinderschatzes frommem Glanz;
Ich konnte lesen und die Messe dienen;
Die Erde stand in Frühlingsfreude ganz;
Des lustigen Pfingstfestes Feier zu begehen
Schmückt man die Kinder mit dem Blumenkranz;
Zur Kirche sah man tausend Kinder gehen,
Es theilt die Firmung dort der Bischof aus,
Daß sie bestätigt in dem Glauben stehen.
In Feierkleidern trat ich aus dem Haus
Und zog mit vielen Kindern zu der Weihe,
Wie sie geschmückt mit einem Blumenstrauß.

Am Chore knieend in der langen Reihe
Hab ich vom Bischof da das Oel empfangen
Auf meine Stirne. Gott mir Kraft verleihe!
Den Backenstreich empfingen meine Wangen,
Daß ich gedenke an den ernsten Tag,
An dem zur Kirche neu bin eingegangen.
Derb und empfindlich schien bei mir der Schlag,
Er sah in mir wohl jenes irdsche Wanken,
Das zu bestimmen noch ich kaum vermag.
Ich trat erschüttert aus den heilgen Schranken
Und meine Stirn umschlang ein blaues Band,
Jedoch in mir da schwankten die Gedanken.
Denn mir zur Seite an dem Altar stand
Ein kleines Mägdlein, das mich tief gerühret.
Ich faßte heftig ihre kleine Hand
Und habe sie zwei Schritte wohl geführet.
Da sprach mein Führer: laß das Mägdlein stehn,
Dergleichen Spiel allhier sich nicht gebühret.
Sie schied von mir, ich mußte weiter gehn,
Verschlungen ward dies Kind mir von der Menge
Und nimmer hab ich wieder es gesehn.
Von Sehnsucht wird noch jetzt die Brust mir enge,
Ich suche jetzt wohl noch nach jenem Kinde
Und nimmermehr tritt mirs aus dem Gedränge.
Traf mich des Priesters Hand dort nicht gelinde,
So traf mich schärfer noch mit seinem Pfeile
Der kleine Cupido mit seiner Binde.
Des Priesters Schlag rührt' mich nur kurze Weil
Und nie genas ich von der Liebe Wunden,
Der Tod empfängt den Kranken noch nicht heil.
Du zartes Mägdlein, die mir dort verschwunden,
Siehst du auf Erden noch das süße Licht,
Hast du gelebt, und hast du Leid empfunden
Begegnet dir dies dunkele Gedicht:
Nimm hin den Gruß und Dank, du Namenlose,
Im irdschen Traum du himmlisches Gesicht.
Und schläfst du schon in unsrer Mutter Schooße,
So falle dir aus meinem ernsten Kranz
Ein Opfer auf das Grab, die weiße Rose.

———————

Der Ton, welcher damals im Allgemeinen in der Literatur herrschte, war wohl wenig geeignet, das ernste Wort des Bischofs an das Kind zu unterstützen. Gewiß las er auch schon damals Vieles durcheinander mit leidenschaftlicher Gier; aber minder um durch ernste Studien seinen Geist zu bilden und zu einem großen Beruf vorzubereiten; vielmehr in so weit es ihn eben unterhielt und ihm dazu diente, das nüchterne Leben, die tägliche Prosa des bürgerlichen Herkommens auf eine heitere Weise mit genialem Leichtsinn zu würzen und genußreicher zu machen. Daß der unerfahrene Jüngling, mit so leichter Ausstattung in den Strom der Welt hinausgeschleudert, den verführerischen Lockstimmen einer Literatur erliegen würde, die den freiesten Lebensgenuß und eine Apotheose der sublimsten Sinnlichkeit verkündete, war nur zu natürlich. Wie hätte er wohl in einer Zeit stehen sollen, die tausendjährige Reiche zu Falle gebracht und Religion und Sittlichkeit und die ganze bürgerliche Ordnung bis in ihre Grundvesten erschüttert hatte. Die Gluth seiner südlichen Natur fand überdieß an seiner reizbaren, so leicht aufgeregten Phantasie eine gefährliche Bundesgenossin, wie hätte er so ungeschirmt von dem Pesthauche, der neben allem Ringen nach einem Höheren und Besseren durch die Zeit und ihre Literatur hindurchging, verschont bleiben mögen! Hatte die Poesie mit ihren lockenden Bildern üppiger, sinnlicher Schönheit, durch eine übelbehütete Lectüre sein kaum erwachtes Herz in der frühesten Kindheit ja schon mit giftigem Stachel verwundet. Einer Mutter, die ihn kurz vor seinem Tod über die Erziehung ihrer Kinder um Rath bat, theilte er diese Erfahrung klagend und warnend mit. Eines solchen unseligen Augenblickes seiner Kindheit gedenkend, bat er sie, die alten vergessenen Büchernester ihres Hauses nicht aus dem Auge zu lassen, sondern wohl zu säuberen, damit das unbeachtete Gift ihren Kindern nicht zum Verderben würde. Sein Schade sollte den Enkeln zu Gute kommen, und so schrieb er mit liebevoller Theilnahme der besorgten Mutter: „Ich weiß aus eigener Erfahrung, was Lesesucht durch die Entdeckung solcher in Familien

zerstreuter Büchernester für große Gefahren laufen kann. Schon das Eingehen in die Versuchung, ein Buch heimlich bei Seite zu bringen und ohne Wissen der Eltern zu lesen, wäre es auch nicht eben ein gefährliches, macht es dazu; denn auf diese Weise wird alles Böse gelernt und geübt; es sind dieses die Wege des Lugs und Trugs, der Näscherei, des Diebstahls und alles Bösen. Eine fromme Mutter, welche betet: „und führe uns nicht in Versuchung", muß auch Alles beseitigen, wodurch die, von denen sie Gott Rechenschaft geben muß, in Versuchung geführt werden können. Ich zweifle zwar nicht, daß deine Knaben zu treu und fromm von dir bis jetzt geführt sind, als daß sie Gefahr liefen: aber ich warne dich doch der Zukunft wegen; denn ich bin in solcher Gelegenheit in viele Versuchung eingegangen und schwer beschädigt worden. Zum Beispiel: als ein Knabe von etwa zehn Jahren ward ich in Pension bei einem alten, sehr frommen Exjesuiten erzogen; ich entdeckte in dessen Büchersammlung eine deutsche Uebersetzung von Tasso's befreiten Jerusalem, und las sie heimlich zu meinem großen Unsegen. Die Liebeshändel von Rinaldo und Chlorinde und besonders die schöne Zauberin Armide verwirrten mein ganzes Gemüth und legten einen tiefen unzerstörlichen ersten Grund in mein Gemüth, aus welchem mir viele verderbliche Leidenschaft aufgegangen, so daß mir von damals bis jetzt der Tasso als ein gefährliches Buch für die Jugend erschienen".

Darum bittet er sie, zum Heile ihrer Kinder das Büchernest des Hauses von einem einsichtsvollen Geistlichen durchmustern und ordnen zu lassen, „damit", wie er sich weiter ausdrückt, „das ganz Verderbliche vernichtet, das Untaugliche verkauft, in jedem Falle aber Alles verwahrt und verschlossen werde, was einst der Lesebegierde der Kinder ein heimlicher und darum so schädlicher Genuß werden könnte".

Ihm selbst war es nicht so wohl geworden; als Jüngling fehlte ihm der väterliche Freund, der ihn mit treuer, einsichtsvoller Hand in dem Labyrinth der Literatur zurechtgewiesen und

die Giftblumen von den Heilkräutern zu unterscheiden gelehrt hätte; auch beim Eintritt in seine Schriftstellerbahn, beim Abfassen und Herausgeben seiner ersten Schriften, war er seiner eigenen Unerfahrenheit überlassen. Es konnte daher nicht fehlen, die Erstlinge seiner Muse mußten den Stempel der Unreife und des wüsten Taumels, in den er sich hineingerissen sah, auf der Stirne tragen. Läßt sich auch selbst in diesen Schülerarbeiten jenes Genie, das später aller Hemmnisse und Irrungen zum Trotz so mächtig sich emporrang, keineswegs verkennen: so sind sie doch, sowohl was äußere Form als inneren Gehalt betrifft, im Ganzen wenig ansprechende, und zum Theil höchst langweilige Mißgeburten der ausschweifenden, romantischen Genialität jener Zeit, wie sie sich eben in dem Kopfe eines jungen Handlungslehrlings, der kaum dem Comptoir des wunderlichsten aller Buchhalter, des Herrn Schwab, entsprungen war, spiegeln konnte.

Seine erste, aber nicht unter seinem Namen erschienene Schrift führt den Titel: „Satyren und poetische Spiele von Maria. Erstes Bändchen. Gustav Wasa. Leipzig 1800. Bei Wilhelm Rein". kl. 8. VIII. S. 186. Wir finden ihn hier auf seinem leichten Turnirroß, wie er unter dem Banner der muthwilligen, übermüthigen Romantik sich kampflustig herumtummelt. Diese Satyren Marias fallen gerade in jene Zeit, da der Streit der Romantiker mit Kotzebue und seines Gleichen durch das Erscheinen des hyperboreischen Esels in seiner vollsten Grüne stand; gegen Kotzebue waren daher auch die ersten Turnirlanzen des jungen, ruhmbegierigen Dichters gerichtet. Die Schrift war der launige Erguß einiger muthwilligen Studentenstunden in Jena. Clemens zählte damals kaum einundzwanzig Jahre, und vor ihm hatten Göthe und Schiller in reiferen Jahren die Xenien des Musenalmanachs von 1797, gleich Füchsen mit brennenden Schwänzen, in die rappeldürren Saatfelder der Philister gesendet; sie hatten damit der schonungslosesten Ironie und göttlichen Grobheit Thor und Thür geöffnet. Clemens suchte es ihnen, so jung er

war, mit besten Kräften nachzu[illegible] ihm dabei der gestiefelte Kater und Prinz Zerbino [illegible] die eben in der Literatur zu spuken begonnen und das Mordjo der Philister aufs neue erweckt hatten, als Muster und Vorbilder vorgeschwebt. In allen Tonarten der satyrischen Scala verhöhnt er schonungslos seinen Gegner auf dem hyperboreischen Esel. Doch ist die Schrift nicht bloß gegen Kotzebue, sondern gegen die ganze Theatermisere der Zeit: gegen Dichter, Schauspieler, Componisten, Critiker und Publikum gleichmäßig gerichtet; jeder erhält von dem jungen Satyriker seinen Theil Spott und Hohn. Auch die übrige Literatur wird bei manchem Zipfel mit hineingezogen; wenige nur läßt sein jugendlicher Uebermuth ungerupft. Fast auf jeder Seite sind da der satyrischen Anzüglichkeiten mancherlei: Herders Humanität; das englische Humorbier von Jean Paul Friedrich Richter; Schillers Glocke; der Musenalmanach von 1800; Kigges Umgang mit Menschen, insbesondere mit Erhenkten; der Janus; die Erlanger Literaturzeitung, von wo nichts zu erlangen ist; Jakobis Woldemar; die Jenaer Literaturzeitung von Schütz, der so wenig sein Ziel trifft, wie der Schütze am Himmel die Zwillinge des Thierkreises; das Archiv für moralische und religiöse Bildung des weiblichen Geschlechts; zwei Jünger der Transcendentalität, die noch nicht hinüber gekommen sind; Adelung murrend über den romantischen Spuk; das Noth- und Hülfsbüchlein, besser für die Noth als die Hülfe; die deutsche Nationalzeitung und viele andere werden der Reihe nach vorgeführt; hineingewoben sind: Schelling, Fichte, der Physiker Ritter, Paulus, Niethammer, Becker, Schmidt, Einsiedel, Falk, und manche Andere. Auch zweier dichtenden Damen, der Frau von Wolzogen und Imhof, der Verfasserinnen der Agnes von Lilien und der Schwester auf Lesbos gedenkt der Satyriker, aber eben nicht in der galantesten Weise.

Durch diese überall wiederkehrenden Anspielungen auf da-

malige literarische Zustände und Persönlichkeiten, die nun großentheils vergessen sind, gleicht die Schrift einer aufschäumenden Woge des Augenblickes, sie ist gegenwärtig dunkel und in ihrer diffusen Formlosigkeit wenig genießbar. Ueberdieß sah sich der junge Dichter, dem es durchaus an Vorstudien fehlte, genöthigt, statt in das Innere, auf den Geist selbst einzugehen, sich vorzüglich auf äußere Wortspiele zu beschränken; gezwungen oder ungezwungen, wie sie ihm eben auf die Zunge kommen, wendet er sie bis zum Ueberdruße auf jeder Seite an. Das Hauptziel indessen, worauf er das Feuer seines Witzes spielen ließ, ist, wie gesagt, Kotzebue, und diesem Gegner war er auch, trotz seiner Jugend, wohl gewachsen.

Im Beginne unseres Jahrhunderts war der schreibselige Theaterdichter ohngefähr dasselbe der Schaulust des vornehmen und gemeinen Pöbels, was nun Eugen Sue seiner Lesesucht ist. Mancher dürfte hienach bezweifeln, ob der gute Geschmack wirklich fortgeschritten ist, wenn uns jetzt, nach der mattherzigen Empfindelei und den schlüpfrigen Moralsentenzen Kotzebues, die Mistjauche der Kloaken von Paris geboten wird. Der duftende Wohlgeruch dieser neu entdeckten Quelle war in der That für die durstige Langeweile so angenehm berauschend, daß alle Speculanten, Schächer und Schacherer der deutschen Presse, wie hungrige Hunde, dem Ewigen Juden des fingerfixen Franzosen nachrannten, und in der Hoffnung, ein trockenes Stück Brod zu erhaschen, lecken sie ihm, schweifewedelnd, den ekelhaften Staub von den aufgehobenen Fersen. O Kotzebue! hätte in jüngeren Jahren Clemens Brentano spöttisch gerufen, „o Kotzebue! wo bliebe dine Renommée"! Vierzehn deutsche Uebersetzungen von einem französischen Roman, der in Frankreich nicht allein noch nicht erschienen, sondern noch nicht fertig geschrieben ist! So tief hat sich Deutschland kaum mit dem Knechtdienst vor Napoleon erniedrigt, wie mit diesem Götzendienste des Mistkäfers französischer Corruption. Wann wird der Franzose seine Meister finden, die ihn mit der Zuchtruthe der Satyre seiner erborgten Herrlichkeit entkleiden, und ihn von

dem stolzen Rosse einer ephemeren Bewunderung auf den hyperboreischen Esel setzen und ihn darauf rücklings, den Schweif in der Hand, im Lande herumreiten lassen, wie damals Kotzebue es erfuhr.

Es ist wahr, der Dichter von Menschenhaß und Reue und hundert andern Schauspielen beherrscht heute nicht mehr das europäische Theater; allein seine Geister spuken noch immer auf den Brettern, seine Gesinnungen sind noch immer die, welche ein Theil unseres Publikums beklatscht; ja er kann überhaupt für den Repräsentanten einer eigenen Darstellungsweise gelten: jene Angriffe aus der Jugendzeit Clemens Brentano's haben daher auch für uns noch nicht alle Bedeutung verloren. Darum noch einige Worte über den Geist dieser Satyren.

Was greifen sie an? Die poesie- und gemüthlose, mattherzige Gemeinheit eines Familienlebens, das von keiner sittlichen Würde, keinem natürlichen Adel getragen wird, wo Alles kalt, hohl und übertüncht ist; die schlüpfrige, empfindsame Kammerzofen-Moral, die affectirte Naivität und widerliche Tändelei geschminkter Bauernmädchen; die glatte, plumpe Gemeinheit geistloser, mastiger Frivolität, die sich an pöbelhaften Zoten gütlich thut und mit wohlfeilen Gemeinplätzen und trivialen Sprüchwörtern um sich wirft: Diese werden hier mit Karnevals-Dragée beworfen, und in ihrer Nichtigkeit dem Gelächter preisgegeben. Dem von solchen Trebern entzückten Publikum ruft er verächtlich zu: je mehr der Pöbel sich am Pöbel spiegelt, desto größer wird der Pöbel. Kotzebues Stücke aber entgegenjauchzend: „Juhhei wir sind Kinder eines Volksdichters, lauter gemeines Volk; Dichter heran, Dichter herbei! heisa Hu"! Der Dichter läßt nun eine ganze Bibliothek gegen dieß Gesindel anrücken; Klassiker und Kirchenväter erheben zürnend ihre verdammende Stimme: „Das Laster strömt durch die Thüre, welche sich der Wollust öffnet". Da die Satyre zunächst gegen Kotzebues Schauspiel, „Gustav Wasa", gerichtet ist: so erhebt ein Band der schwe-

dischen Geschichte die Anklage: sie sei voller Eselsohren; Kotzebue, der den Gustav Wasa in ihr verhunzt, habe diese Spuren von sich zurückgelassen. Der Schwedenkönig Gustav Wasa und die übrigen Personen des Schauspiels von Kotzebue treten nun selbst, nach Weise eines Puppenspiels, in Knittelversen auf; lauter Ritter der gemeinsten und traurigsten Gestalt, würdige Gegenbilder der Vergangenheit zu den Scenen aus dem Familienleben der Gegenwart. Gustav Wasa, eben der dänischen Gefangenschaft entsprungen, erscheint, unter der Verkleidung eines Knechtes, im Dienste von reisenden Ochsentreibern, ein schlotternder und stotternder, armseliger Tropf, ohne Muth, ohne Geist und Witz; in dem verwaisten, unterdrückten Schweden haust unterdessen der Feind: „Wasa's sel'ge Wittib ist die Firma". Eine Schenkwirthin sucht dem vertriebenen, kotzebue'schen König mitleidig einige Courage beizubringen, sie singt ihm vor:

Heia popeia! Wasa ist da,
Heia popeia! Gustav sei froh!
Verkaufe dein Bettchen
Und leg dich aufs Stroh:
Da sticht dich keine Feder,
Und beißt dich kein Floh,
Heia popeia!

Es ist dieß allerdings eine bittere Satyre, wenn wir bedenken, mit welcher Theilnahme damals Kotzebue's Helden über die Bretter spazierten.

In dieser Weise schreitet das Puppenspiel in seiner übermüthigen Parodie von Kotzebue's leerem Bombast, falscher Rührung, unmotivirten Uebergängen, einander sich überstürzenden Situationen, trivialen Gemeinplätzen, grellen Theatereffecten, geeignet zum Malen auf Pfeifenköpfen, und seinen süßen Sentenzen für Stammbücher sentimentaler Kammermädchen, schonungslos voran. Ein rasend gewordener, gestiefelter Kater sucht endlich, voll Rachewuth in der Befreiung des Vaterlandes, dem Helden den Vorsprung abzugewinnen.

Nach dem Schwedenkönig kömmt ein anderer Theaterheld Kotzebue's, sein Bayard, ein Ritter sans rime et sans raison an die Reihe. Blanka, das Bild gränzenloser, immer höher und höher in die unendliche Leere gesteigerter Tugend, klagt, daß der Inhalt sie zersprenge und sie so in die Weite des leeren Raumes zerfließe, während umgekehrt ihr Gatte, das Fratzenbild hyperbolischer Lasterhaftigkeit, ein Verräther, Meineidiger, Lügner, Betrüger, Dieb, Mörder, Abschaum und Grundsuppe aller erdenklichen Niederträchtigkeit, dieser immer erhöhten Tugendpotenz seiner Gemahlin gegenüber, sich so verringert fühlt, daß er zu einem unsichtbaren mathematischen Punkt zusammenschrumpft. Das muthwillige Puppenspiel schließt zuletzt mit einem Leichenbegängniß; Blanka ist nämlich wirklich geplatzt und ihr Gatte zu einem Aschenhäufchen zusammengeschmolzen, und der Dichter ruft beim Requiem dieser unglücklichen Opfer kotzebuescher Dramatik dem Verbrecher: „O Kotzebue! O Kotzebue! Gott sei der armen Seele gnädig".

Zu den wenigen, welche das satyrische Spiel ungerupft läßt, die es, im Gegentheil neben dem Physiker Ritter und Tieck, mit Lobpreisungen feiert, gehören die Brüder Schlegel; den einen rühmt es als Kritiker, den andern als den Verfasser der Lucinde. Ein Roman, der damals eben erschienen war, über welchen Schleiermacher seine vertrauten Briefe schrieb, und der uns den Uebergang zu dem zweiten Werk von Clemens, zu seinem Roman Godwi *), darbietet.

Hatte der junge Dichter in seinen Satyren die Geißel gegen Kotzebue für Sitte und Kunst geschwungen: so hätte Kotzebue ihm jetzt diesen Dienst vollauf vergelten können, indem der Roman des Satyrikers der eigenen Blößen unendlich viele darbot, und sich nicht minder, nur mit keckerer Ausgelassenheit, gegen Sitte und guten Geschmack im Geiste der Lucinde versündigte.

*) Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. Bremen bei Fried. Wilmans I. Band. 1801. S. 400. II. Band 1802. XXXII. S. 465. kl. 8.

Wenn das junge Deutschland unserer Tage von sich rühmt, es stünde auf der Seite des Fortschrittes, so kann man seine Hoffart nur belächeln, im Hinblick auf diese gänzlich verfehlte Jugendschrift des unreifen Dichters. Damals, als er noch die Perrüke des vorigen Jahrhunderts trug, war er schon dieser wohlfeilen Weisheit vollkommen Meister, und predigte sie in seiner ersten Schülerarbeit; es bedurfte für ihn nur eines ernsteren Umblickes, um aus dem Rausche seiner Unerfahrenheit zu erwachen und seine Verirrung zu erkennen, die er dann auch mit zunehmender Reife als eine Jugendsünde mit Abscheu von sich abwies.

Clemens tobte sich in diesem verwilderten Godwi aus; auch diese Schrift gehört, wie die Satyren, der romantischen Schule an; allein es ist nicht ihre reinere, höhere Richtung, wie sie sich in Novalis ausspricht, und der auch Clemens, sobald der Most ausgegohren hatte, sich zuwandte; es ist vielmehr der trübe, unreine, üppige Geist der Lucinde, welcher darin spukt. Ueberall ist auch hier die unreife, trunkene Jugend des Dichters sichtbar, welcher, von den verschiedensten Richtungen angeregt, einem in den Winden flackernden Lichte gleicht. Er ist darin noch gar nicht Herr seiner selbst; jeder Laune, jedem Einfalle rennt er nach wie ein Kind den Blumen und Schmetterlingen; seine eigene Empfindung beherrscht ihn so ganz, daß beinahe alle Personen des Romans, weß Alters und Geschlechts sie seien, in monotoner Weise nur seine eigenen Spiegelbilder sind, und jeden Augenblick in die ungenießbarsten Faseleien romantischer Ueberschwänglichkeit verfallen; von einer ruhigen, objectiven Auffassung fremder Persönlichkeiten, von einer gehaltenen Durchführung durch alle Verwirrungen zu einem befriedigenden Schluße ist darin kaum eine Spur. Flatterhaftigkeit ist der durchgehende Charakter des Ganzen, und der Eindruck, den der Leser empfängt, ein wüster und widerwärtiger.

Wir sind dem Haupthelden noch nicht viele Seiten des ersten Bandes dieses monströsen Romans gefolgt: so hat er sich schon dreimal verliebt, gerade so, wie dieser Band selbst

von dem Dichter nicht weniger als Dreien der von ihm verehrten Schönen dedicirt ist. Hiemit sich nicht begnügend, kehrt Godwi sogleich im zweiten Band den früher Angebeteten den Rücken, er verlacht sie, voll übermüthigen Muthwillens, als verschrobene Seelen, beim ersten Glase Wein, der ihm kredenzt wird, um eine Mutter und Tochter zu finden, die sich wieder Beide beim ersten Anblick in ihn verlieben, und zwar die Mutter über dem Grabe ihres ersten Geliebten; er selbst, der Arme, aber weiß nicht, in welche er verliebt ist, oder vielmehr, er hat sich in beide verliebt, und macht sich nun, seines Lebens keinen Rath wissend, bei Nacht und Nebel aus dem Staube!

Diesem flatterhaften Helden zur Seite, durchkreuzen sich in dem Roman so viele Liebschaften, wilde Ehen, Wahlverwandtschaften und Galanterien, daß man ein erstaunlich gutes Gedächtniß haben muß, um nicht den Faden in dem Labyrinthe dieses romantischen Venusberges zu verlieren. Ruhe wird dem Leser nirgend gegönnt, er muß von Unsinn zu Unsinn wandern, gleich dem ewigen Juden.

Der erste Band ist in Briefform, eine Form, eben recht bequem, sich nach Herzenslust nach allen Seiten hin in tausend Abschweifungen zu ergehen; einen kunstreichen Zusammenhang in das Ganze zu bringen, den Knoten sinnreich zu schürzen und das Interesse für die spielenden Personen zu erwecken und in steigendem Grade zu spannen, kam dem jungen Dichter gar nicht in den Sinn; so wird der unglückliche Leser genöthigt, ohne Theilnahme, und durch die ewigen bizarren Sprünge und Absprünge mißmuthig gemacht, weite, langweilige Sandsteppen verwirrter Ideen über Kunst und Leben, nebulirender Gefühle und Ansichten, wie sie damals bei den Jenenser Studenten in der Mode waren, zu durchwandern, ohne daß ihm je ein Labetrunk gereicht wird.

Der Dichter langweilte sich selbst über seiner eigenen Arbeit; daher kehrt er selbstmörderisch im zweiten Bande seine satyrische Spitze gegen den ersten, die dort gezeichneten Charak-

tere verhöhnend und nach dem Ende der langgesponnenen Geschichte verlangend. Hier hat er auch die Form geändert. Es sind keine Briefe mehr, die uns mitgetheilt werden. Godwi, der Held des ersten Bandes, tritt in den Hintergrund, und der Verfasser des Romans, der Dichter Maria, nun als erste Person hervor. Bizarr, wie das ganze Werk, ist auch dieser Wechsel. Hier erfahren wir nämlich, daß der Dichter Maria aus keiner andern Absicht, als um die Tochter einer der briefschreibenden Personen des ersten Bandes zu erhalten, von ihm diesen Briefwechsel erhielt, damit er sich durch die geschickte Herausgabe desselben die Hand der Erwählten verdiene. Er machte aber seine Sache schlecht. Der erste Band mißfällt; von dem Vater also abgewiesen, reist er nun selbst mit seinem ersten Bande zu dem Haupthelden der Briefe, zu Godwi, um von ihm den weiteren Verlauf seiner Liebensabentheuer zu erfahren, über deren Langeweile er nun schon mit ironischem Munde zu klagen anfängt. Godwi liest erstaunt seine eigene Geschichte; das Buch in der Hand, führt er den Verfasser in seinem Garten umher, und ihm einen Teich zeigend, sagt er: „Dieß ist der Teich, in den ich Seite 266 im ersten Bande falle". Sie beschließen nun, den zweiten Band mit einander zu machen. Maria langweilt sich und drängt den Godwi zum Schluße; er wird darüber krank; schreibt aber auf dem Krankenbett noch immer fort, warum? — um seine Begräbnißkosten herauszubringen. Der Arzt warnt ihn, es komme hiebei nichts heraus, indem das Schreiben seiner Gesundheit nachtheilig sei; er entgegnet aber: es komme im Gegentheil nichts für ihn, den Arzt und Apotheker heraus, wenn er sterbe, ohne das Buch geendet zu haben. Er stirbt nun wirklich, und es folgt der Bericht eines Freundes über seinen Tod und endlich die Gedichte seiner übrigen Freunde als Nachruf an den Verstorbenen, der aber eben kein anderer ist, als Clemens Brentano, der in diesen seinen Leichengedichten die Manier der damaligen Dichter ironisirend nachahmt.

Dieß mag einen kleinen Vorgeschmack von dem seltsamen

Gebräu jenes Romans geben. Hätte der Arzt und der Leichenbestatter Marias übrigens wirklich zur Bezahlung der Kosten keinen andern Recurs gehabt, als diesen Roman, so würden auch sie ohne Zweifel vor Hunger gestorben seyn, denn das Buch ging beinahe gänzlich unbeachtet vorüber und verschwand guten Theils als Maculatur.

Uebrigens ist Godwi, gleich dem William Lowell von Tieck, ein treuer Spiegel der Verirrungen der romantischen Schule nach dieser einen Richtung hin. Ueber den poetischen Schöpfungen dieser Gattung schwebt der Nebel einer wirren und wüsten Traumwelt; die Geister irren darin herum, getrieben von einem unbestimmten Jugenddrang, der das alltägliche Leben und die natürliche Ordnung als Prosa verachtet, der aus bloßer Langeweile alle Grundsätze auf den Kopf stellen will, der alle Schranken von Zucht und Sitte brechend, auf unbändigem Rosse ins Blaue über alle Berge dahinstürmen möchte, dabei aber in den Fesseln sinnlicher Genußsucht sich gefangen fühlt, und der darum, seiner ausgelassenen Lust zu fröhnen, die Emancipation des Fleisches verkündet, und Hymnen auf die Revolutionen und die Vulkane als Erwecker großartiger Gefühle singend, im bacchanalischen Rausche sich selbst und sein titanisches Streben zu vergessen sucht. Der Weltschmerz ist keine Krankheit von heute.

Daß sein Werk übrigens kein größeres Glück machte, darüber tröstete sich ohne Zweifel der junge Dichter gar leicht; hatte er ja, trotz seiner Jugend, doch unter der Arbeit selbst schon das Gefühl, daß sie seiner unwürdig sei; mit edler Freimüthigkeit nahm er keinen Anstand, dieß Bekenntniß in der Vorrede, Juni 1800, vor aller Welt abzulegen. Er sagt: „Dieß Buch hat keine Tendenz, ist nicht ganz gehalten; fällt hie und da in eine falsche Sentimentalität. Ich fühle es itzt. Da ich es schrieb, kannte ich alles das noch nicht; ich wollte damals ein Buch machen und itzt erscheint es nur noch, weil ich mir in ihm die erste Stufe, die freilich sehr niedrig ist, gelegt habe. Ich vollendete es zu Anfang des Jahres 99, hatte mich damals noch

nicht der Kunst geweiht und war unschuldig in ihrem Dienste. Ich werde sie an diesem Buche rächen oder untergehen". Schon damals nannte er daher auch in dem Gefühl, daß jene, keine Zucht und Regel achtende Ausgelassenheit der falschen Romantik sich auch seinem Werke mitgetheilt habe, sein Buch auf dem Titel einen verwilderten Roman. Später war er von der Abgeschmacktheit desselben, als Kunstwerk angesehen, selbst so sehr überzeugt, daß er, über kleinliche Eitelkeit erhaben, scherzend darüber zu Freunden äußerte: „Dieser verwilderte Roman führt den Namen Godwi, damit der Leser gleich sagen kann: Gott wie dumm"! Was aber die sittliche Seite dieser Dichtung betraf, so nahm er sie nicht so scherzweise; sie machte ihm bis zu seinem Tode wahren Kummer; er verdammte die Schrift als eine Jugendsünde, es ängstigte und bekümmerte ihn, dieselbe in einer unschuldigen Hand zu wissen; er nahm sie weg und verbrannte sie, und gewiß ist es, hätte er aller Exemplare habhaft werden können, es wäre kein einziges davon übrig geblieben. Der einzige Trost, womit er sich beruhigte, war: daß er als ein unwissender, der Zurechnung kaum fähiger junger Mensch, der noch nicht zu sich selbst gekommen war, von dem allgemeinen Strudel mit fortgerissen worden sei. Den Roman schon damal seiner ausdrücklich unwürdig haltend, hatte er ihn auch nicht einmal unter seinem eigenen Namen herausgegeben.

Nach diesen Thatsachen dürfen wir wohl mit Vertrauen darauf rechnen, daß seine Erben und Verwandten, denen die Pflicht und das Recht der Herausgabe seiner Schriften zusteht, seinem Andenken die Schmach und den Verdruß nicht anthun werden, das in jeder Hinsicht mißglückte Buch wieder zu drucken und die Reihe seiner Werke damit zu eröffnen. Oder soll das nach seinem Tode erneuert werden, was der Jüngling schon mit Verachtung, als seiner unwerth, zur Seite geschoben, ehe es noch vollendet war, und der Mann mit Unwillen verdammte und Jedem aus der Hand nahm. Maculatur, was die erste Auflage geworden, könnte übrigens sicherlich auch die zweite

nur werden; würden sich die Einen mit Abscheu von den unsittlichen Tendenzen dieser falschen Romantik abwenden, so würden die Anderen wegen der gänzlichen, unzusammenhängenden Formlosigkeit und den trockenen Sandwüsten wirrer Phantasterein, die kein Ende nehmen, vor Langeweile sich gewiß nicht durch die beiden Bände durcharbeiten, sondern sie ungelesen liegen lassen.

Clemens selbst läßt den Verfasser der Dichtung, seinen Maria, am Schluße des Werkes sterben; möge man daher auch das Gras über seinem Grabe wachsen lassen; mit ihm schließt sich auch in der That die erste Epoche des Dichters, seine Jugendverirrung, ab. Es war dieß der Tribut, den er seiner Zeit und seiner mangelhaften Erziehung zahlte; er wollte, so hatte er sich selbst am Schluße Godwi's gelobt, die entweihte, beleidigte Kunst an seinem Buche rächen oder untergehen; er machte mit seinem dritten Werke, „den lustigen Musikanten", die 1803 auch wirklich unter seinem eigenen Namen erschienen, hiezu einen würdigen Anfang. Dieser neuen Dichtung darf er sich nicht schämen; die Nebel haben sich schon zerstreut; er erscheint hier als ein ganz neuer Dichter, und doch verknüpften viele Fäden dieses und die folgenden Werke mit Godwi; da die Entwicklung des Menschen ja keine abgerissene, sondern eine stätige ist.

Wie verkehrt und mißglückt nämlich auch der Godwi als Ganzes sei, so finden sich dennoch auch hier zahlreiche Spuren seines, wenn gleich arg mißbrauchten großen Dichtergeistes; durch alle Frivolität geht der ernste klagende Zug eines Gemüthes, dem es nicht wohl ist, und das nach einem Besseren, Höheren schmerzlich verlangt. Hie und da erklingt sogar auch ein leiser, religiöser Ton, der aus der Ferne schallt, wie die Glocke einer tief im See versunkenen Kirche, oder wie eine bleiche Erinnerung aus den Tagen frühester Kindheit.

Schon damals horchte er, mitten im Kampfgetümmel philosophischer Schulen und unter den Triumphen der Kunstpoesie, auf den verachteten Quell natürlicher Poesie, der im Herzen

des Volkes fließt. Manche der schönen Volkslieder, die er späterhin mit Arnim in sein Wunderhorn aufnahm, finden sich daher schon seinem Roman eingewebt, so z. B. das schöne, trauervolle Lied (Bd. II, S. 113):

„Maria! wo bist du zur Stube gewesen?
Maria, mein einziges Kind!
Ich bin bei meiner Großmutter gewesen,
Ach weh! Frau Mutter, wie weh“!

Dann Band II, S. 92, wie es scheint halb Volkslied, halb eigene freie Umdichtung:

„O Tannebaum! o Tannebaum!
Du bist mir ein edler Zweig;
So treu bist du, man glaubt es kaum,
Grünst Sommers und Winters gleich“.

Auch die Unschuld der Kinderlieder hielt der künftige Mährchendichter nicht unter seiner Würde; er bückte sich zu ihnen nieder wie ein Kind, um mit einer Wiesenblume zu spielen; er läßt Violette singen:

„Anne Margritchen!
Was willst du, mein Liebchen?
Ich trinke so gerne
Gezuckerten Wein“.

Wie er selbst schon so sinnreich den Volkston zu treffen wußte, das zeigt (II, S. 216) die klagende, schöne Ballade:

„Ein Fischer war gestorben,
Ihm war das Herz so schwer;
Sein Liebchen war gestorben,
Das glaubt er nimmer mehr“.

Allein auch der künftige Dichter der Rheinmährchen tritt hier schon hervor. Der Ursprung einer Rheinsage nämlich, die später eine Reihe von Dichtungen der verschiedensten deutschen Dichtungen hervorgerufen, und nun als eine alte, überlieferte Sage des vielbesungenen Stromes gilt, knüpft sich an den Godwi: es ist die von der Zauberin Lurlei, welche Clemens

Brentano erfand, und wovon er das erste Lied Godwi, II. 392, sang:

„Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin,

Und brachte viel zu schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr“.

Ja auch das alte katholische Kirchenlied fand mitten im Taumel der Revolution von ihm schon Beachtung; Verse eines solchen hat er gleichfalls seinem verwilderten Roman einzuflechten gewußt. Merkwürdiger Weise war es gerade dasselbe Lied, nämlich:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod“,

welches er in dem Anhange zu seinem Hühnermährchen vom Gockel in so reicher Entfaltung am Ziele seiner Tage den Kindern gesungen, was hier schon (II, 350) aus seiner frühesten Jugend in einfacher Gestalt herübertönt:

„Was heut noch grün und frisch da steht,
Wird Morgen schon hinweggemäht:
Die edlen Narcissen,
Die Zierden der Wiesen;
Die schön Hiazinthen;
Die türkischen Binden:
Hüte dich schöns Blümelein“!

Auch von dem großen Talent, welches er besaß und später im höchsten Grade ausbildete, Persönlichkeiten, die ihm im Leben begegneten, mit einigen wenigen scharfen, oft komisch witzigen Zügen zu charakterisiren, legt er verschiedene Proben im Godwi ab. Manche Personen aus seiner nächsten Umgebung, ja aus dem Kreise seiner eigenen Familie, hat er darin im Vorübergehen gezeichnet. Ueberließ er sich auch hier der gleichen muthwilligen Schonungslosigkeit, die keine Rücksicht heilig hält, wie sie eben in der damaligen ausgelassenen Ge-

nialität seiner Geistesgenossen lag, so zeichnen sich doch auch einige seiner Zeichnungen schon durch eine poetische Zartheit und Schönheit aus, die an seine späteren, reiferen Dichtungen erinnert. Dahin gehören namentlich zwei Sonette, wobei ihm, wie man glaubt, das Bild zweier seiner Geschwister vorschwebte. Das erste, das einer Perlschnur gleicht, die er um die dichtende Stirne seiner geliebten Schwester Bettina ins dunkle Haar flechten wollte, lautet (II, 195):

Am Hügel sitzt sie, wo von kühlen Reben
Ein Dach sich wölbt, durchrankt von bunter Wicke,
Im Abendhimmel ruhen ihre Blicke,
Wo goldne Pfeile durch die Dämmrung schweben.

Orangen sind ihr in den Schooß gegeben,
Zu zeigen, wie die Gluth sie nur entzücke,
Und länger weilt die Sonne, sieht zurücke
Zum stillen Kinde in das dunkle Leben.

Der freien Stirne schwarze Locken kränzet
Ihr goldner Pomeranzen süße Blüthe,
Zur Seite sitzt ein Pfau, der in den Strahlen

Der Sonne, der er sehnend ruft, erglänzet.
Mit solchen Farben wollte das Gemüthe
Von Annonciata fromm ein Künstler malen.

Im Godwi findet sich aber auch schon der erste Keim zu den lustigen Musikanten; formlos und zusammengewürfelt, wie der Roman nämlich ist, so hatte er auch, mitten hinein, man weiß gar nicht wie und warum, den Zusammenhang unterbrechend, plötzlich ein Lied hineingeworfen, das später eines seiner berühmtesten geworden ist; es ist das Lied der lustigen Musikanten (II, 329):

„Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn.

Als er sich nun im Jahre 1802 in Düsseldorf auf einer Vergnügungsreise befand, ward er, wie er selbst erzählt, mit dem talentvollen Musikdirector einer braven Schauspielertruppe bekannt, dieser erhielt wohl durch ihn Kunde von jenem Lied; es gefiel ihm das wunderbare Tonspiel darin; er begann es in Musik zu setzen; Clemens machte es nun im Einvernehmen mit ihm zum Kerne eines ganzen Singspiels, worin er alle talentvollen Mitglieder in eigenen Rollen zusammenzustellen suchte. Allein die Ausführung von Seite des Musikers verschob sich; Clemens reiste früher ab, und so gab er es denn 1803 im April*) heraus, mit dem Wunsche, daß es möchte componirt werden. „Uebrigens", so bemerkt er in dem Vorwort, „lege ich keinen Werth auf das Ganze; aber es würde mich sehr freuen, wenn irgend ein Tonkünstler aus diesem kleinen Versuche mir einiges Talent für musikalische Poesie zuspräche, und sich mit mir zu einer größern Oper, deren Charakter ich mir gern vorschreiben lasse, verbinden möchte".

Die neue Dichtung steht, wie wir bereits oben bemerkt, hoch über Godwi. Sie ist als Ganzes das erste seiner Werke, was seinen Namen trägt und den Reigen eröffnet; die früheren waren Schülerversuche, denen die Correctur des Meisters durchaus gefehlt. Der Fortschritt aber ist gleich groß, was Form wie Inhalt betrifft. Es herrscht darin nicht mehr jene regel- und zuchtlose Flatterhaftigkeit, die Alles wie wüste, unzusammenhängende Träume aneinanderreiht und ineinander wirrt. Auch von Seite der Sitte ist es, wie die spätern Werke des Dichters, die er nun der Oeffentlichkeit hingab, umtadelhaft und rein.

Eine Veränderung war seit Godwi offenbar in seinem Dichten und Leben vorgegangen; er hatte sich dem wüsten Pfuhle jener Genußsucht und der Apotheose einer raffinirten Sinnlichkeit entwunden. War dieser sein Fortschritt ein gemeinsamer mit der Zeit überhaupt, den er daher auch mit manchem

*) Die lustigen Musikanten. Schauspiel von Clemens Brentano. Frankfurt am Main 1803. Bei Bernhard Körner. kl. 8. S. 78.

seiner Zeitgenossen theilte: so verdankte er doch insbesondere gar Vieles zweien Männern, die von jetzt an begannen, sehr bedeutungsvoll in sein Leben einzugreifen und die viele Jahre hindurch einflußreich für ihn blieben, wir meinen: Savigny und Arnim.

Der wissenschaftliche Ernst Savignys, der in jugendlichem Alter das Ziel strenger, wissenschaftlicher Forschung auf dem festen Boden des positiven Rechtes unverrückt im Auge behielt, und alle Kräfte eines durchdringenden, ruhigen Geistes darauf conzentrirte, mußte dem flatterhaften, jungen, poetischen Wildfange um so mehr imponiren, da auch im Grunde seiner Seele ein tiefer Ernst lag und dem Adel seiner Natur die zuchtlose Frivolität des Lebens in Jena und Weimar doch innerlich zuwider seyn mußte. Auch sein Geist rang in angebornem Triebe darnach, der Form gleichfalls Herr zu werden, und ein harmonisch in sich geeinigtes und abgeschlossenes Kunstwerk hervorzubringen. Wollte er, seinen flatterhaften Launen folgend, nun nach allen Seiten hin, bald dahin bald dorthin, ab- und ausschweifen: so stand Savigny, der Erforscher der strengen Systematik des römischen Rechtes und seiner historischen Entwicklung — wie verschieden ihre Bahnen sonst liefen — doch immer als ein stummer Vorwurf vor seinen Augen, der ihn zur Zusammenhaltung seiner Kräfte für ein großes Ziel, zur Selbstbeherrschung und Ruhe und zur ganzen Hingabe an sein Ideal mahnte. Wenn ihn daher auch das abgeschlossene, äußerlich kalte, feierlich schweigsame Wesen des ganz seinen bestäubten Folianten lebenden jungen römischen Rechtsgelehrten gar oft abstieß, wenn er sich in der Gluth seiner sprudelnden Phantasie, die gegenseitige Mittheilung und entzündbare Herzen suchte, von dem stummen Freunde, wie von einer gefühllosen Studirmaschine, abwandte: so fühlte er sich doch auch wieder von einer unwillkührlichen Ehrfurcht zu ihm hingezogen. Ein Gefühl, welches ihn bis in die späteren Jahre seines Lebens begleitete.

Anders war sein Verhältniß zu Arnim. Hier stand der

innigsten Hingabe nichts im Wege. Arnim war, gleich ihm, eine poetische, eben aufblühende Natur. Ein junger Freiherr von feinen Sitten; rein und durch und durch edel und für alles Edle und Schöne empfänglich und begeistert, und es in Züchten und Ehren hegend und pflegend, so brachte er dem Freunde ein offenes, liebe- und hoffnungsvolles Bruderherz entgegen. Seine ächt deutsche Gesinnung, sein heiterer, ritterlicher Muth, der alles Gemeine, Unzüchtige, Niedere, in welcher Gestalt es sich ihm bieten mochte, als seines angebornen Adels unwürdig verachtete, seine Begeisterung, die nach einem fleckenlosen Kranze rang, waren wohl wirksamer, die Muse Brentanos zu höherem Schwunge zu beflügeln, als die besten Collegien. Arnim wurde ihm, was nicht leicht ein anderer ihm seyn konnte. Denn Arnims brüderliche Hand war es gewiß vorzüglich, und das Bild dieser seiner sittlichen Reinheit, die dem auffliegenden jungen Adler seiner Poesie heissere Sehnsucht und höheren Muth lieh, sich über die qualmenden Nebeldünste des Godwi zu den Regionen einer reineren Romantik zu erheben. Diese aufwärts strebende Richtung seiner Poesie ward ihm dann später wieder eine Stufe zur religiösen Erhebung und zur Rückkehr in die Kirche seiner frühesten, gläubigen Kindheit.

Von dem Bunde, den Arnim und Brentano im Beginne des Jahrhunderts geschlossen, sollte bald das Wunderhorn und die Einsiedler Zeitung Zeugniß geben; manches Jahr verlebten sie wie Brüder mit einander, und wenn auch später ihre getheilte Ueberzeugung in religiösen Dingen sie einander entfremdete und keine so innige, gleichgestimmte Mittheilung mehr statt fand, so bewahrte doch Clemens seinem früher dahingeschiedenen Jugendfreunde bis zum eigenen Tode ein dankbares, liebevolles Herz, dieses Zwiespaltes nur mit um so tieferer Wehmuth gedenkend, je würdiger er den Freund hielt, das höchste Gut mit ihm zu theilen. Es machte ihm Freude, und er konnte nicht müde werden, seine edle, redliche, lautere Natur wieder und wieder zu preisen und manchen heißen Dank für die oft

genossene Güte ihm im Kreise seiner jüngern Freunde nachzurufen.

Wie bekannt, wurde durch die Verbindung mit zwei Schwestern von Clemens das Freundschaftsband mit Savigny und Arnim auch zu einem Familienbande, welches die drei aufstrebenden Geister umschlang. Clemens ließ es sich angelegen seyn, zu dieser ihm so sehr erwünschten Verbindung die Hand zu bieten.

Wie dankbar er übrigens im Herzen bewahrte, was ihm in den Tagen stürmischer Jugend Savigny und Arnim gewesen, davon hat er in seinen Papieren selbst ein Zeugniß hinterlassen. Als er nämlich angefangen hatte, den großen, noch ungedruckten Romanzen-Cyclus von der Erfindung des Rosenkranzes zu dichten: da war es seine Absicht, als Einleitung in das Gedicht seine eigene Lebensgeschichte in Terzinen vorangehen zu lassen. Diese Einleitung blieb, wie das ganze Gedicht, leider nur ein Fragment. Ueber den Hauptinhalt dieser einleitenden Terzinen jedoch finden sich noch einige Notizen vor; sie geben die einzelnen, darin aufzunehmenden Lebensmomente, durch kurze Schlagwörter bezeichnet, an, und sind darum nur dem verständlich, welcher die Geschichte seines Lebens ihrem vollen Inhalte nach kennt. Hier werden nun Savigny und Arnim als die treuen Eckarte seiner Jugend aufgeführt. Die räthselhaften, abgerissenen Worte dieser Inhaltsanzeige, die nicht ausgeführt wurde, lauten: „Zug in den Venusberg — Eckart Savigny warnt mich". Weiter heißt es dann: „Die Jugend als Eckart Arnim". Und ferner: „Die Geliebte ruft, Eckart Arnim ruft", und zuletzt: „Verzweiflung, Verführung, schreckliches Elend, Flucht nach dem Venusberg — Vorhölle — Eckart erzählt und ich lese die Schriften, ich sehe die Todten, Eckart gibt mich frei".

Ohne Zweifel ist hiemit der romantische Venusberg gemeint, in welchen so viele seiner Zeitgenossen eingegangen, des-

sen Verführungen sein Godwi erlegen, und der ihn selbst angelockt, sein Sänger zu werden; allein seine gute, ihm von Gott verliehene Natur, die Erinnerung seiner Kindheit und die warnende Stimme seiner treuen Freunde rettete ihn; Arnim insbesondere, er das Bild schönster, in poetischer Reinheit erblühter Jugend, löste den bösen Zauber; so im Reinigungsfeuer strafender Schmerzen gezüchtigt und geläutert, ward er freigesprochen, um einst der reinen, jungfräulichen Magd, die verklärt im ewigen göttlichen Lichte über den Nebelgründen der Erde als Himmelsrose blüht, seine Lieder zu weihen.

Nachdem wir dem genialen Dichter bis hierhin durch seine Jugendverirrungen gefolgt sind, werden wir ihn weiter in seiner ansteigenden Bahn geleiten, wie ihn die himmlische Beatrice einer heiligeren Dichtung aus der Finsterniß zum Lichte hinanführte. Da viele seiner Zeitgenossen die gleiche Bahn durchlaufen haben, andere vielleicht eine ähnliche durchlaufen werden, und sich ein halbes Jahrhundert in dem Leben eines der bedeutendsten Geister spiegelt: so wird die weitere Entwicklung der fortdauernden Aufmerksamkeit der Leser nicht unwerth seyn.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Briefliche Mittheilungen aus der Rheinprovinz.

Die Luxemburger Zeitung theilte, wie Ihnen wohl bekannt seyn wird (Nro. 69, 8. December 1844), folgende, von einem Actenstück begleitete Notiz mit:

„Trier, den 4. Dec. Heute ist von hier aus folgendes, mit zahlreichen Unterschriften von Stadtgeistlichen und notabeln Bürgern versehenes Gesuch, die Aufhebung des immer noch bestehenden diesseitigen Verbotes der in München erscheinenden „„historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland““ betreffend, an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Herrn von Schaper, abgegangen:“

„„Die Angriffe, welche die katholische Kirche und ihre Würdenträger besonders seit der Ausstellung des heil. Gewandes Christi, durch eine große Anzahl in- und ausländischer Zeitungen und Zeitschriften erfahren hat, haben in unserer Stadt und Provinz die allgemeinste Indignation hervorgerufen. Jedermann fühlt es, daß bei diesen maaßlosen Unbilden, welche dem guten Rechte der Katholiken durch eine leidenschaftliche Presse zugefügt werden, und zwar fortwährend unbehindert zugefügt werden, eine entschieden wissenschaftliche Nothwehr zur heiligen Pflicht wird. Leider aber sind bis jetzt in der öffentlichen Presse unserer Provinz noch immer verhältnißmäßig nur sehr wenige Organe zugelassen, durch welche eine allseitige und gesetzmäßige Vertretung katholisch-kirchlicher Rechte gegenüber böswilligen Angriffen mancher unserer mitunter antichristlichen und revolutionären Tagesblätter eingeleitet werden kann. Auch ist die in München unter dem Titel, „„„Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland“““ erscheinende Zeitschrift in unserm Königreiche noch immer verboten, obgleich dieselbe in alle übrige deutsche Bundesstaaten Eingang hat. So viel den gehorsamst Unterzeichneten bekannt, stellte bis jetzt die allgemeine Meinung der Katholiken deutscher Länder, Oesterreichs und der Schweiz besagte Zeitschrift wegen ihrer gründlichen Wissenschaftlichkeit, historischen Treue und

lebendigen Ueberzeugungskraft unter allen übrigen, von gelehrten deutschen Katholiken herausgegebenen, oben an.""

„„„In unserer geistig aufgeregten Zeit, wo der Kampf den Principien sich zugewandt hat, und wo auch die katholische Kirche zu eigner, umfassenderer wissenschaftlichen Vertretung ihren verschiedenartigen Antagonisten gegenüber sich veranlaßt sieht, kann es allen gutgesinnten Katholiken nicht mißdeutet werden, wenn sie den Wunsch hegen, daß zur Wahrung ihrer und der Kirche Rechte und zum Schutze ihres Glaubens die wissenschaftlichen Kräfte wachsen und die bereits vorhandenen, so viel als möglich, Gemeingut Aller werden möchten. Da demnach das allgemeine Interesse katholischer Wissenschaft, so wie deren weitere Pflege und Förderung in unserer Provinz, zumal in den jetzigen Zeitläuften, wo die zahlreiche kirchenfeindliche Journalpresse so vielfach Aergerniß gibt und aufregt, den freien Eingang und die öffentliche Circulation der genannten Münchener Zeitschrift, die, grundsätzlich conservativ, auch das politische Interesse des Staates nicht verletzen kann, den gebildeten Landesbewohnern höchst wünschenswerth macht: so werden Euer Hochwohlgeboren uns nicht verkennen, wenn wir an Hochdieselben die gehorsamste Bitte richten, gefälligst recht bald zu veranlassen,

„„„daß das Verbot, welches bereits im Jahre 1839 von der königlichen obern Censurbehörde gegen den Eingang der genannten „„„historischen Blätter"""" in den preußischen Staaten erlassen worden ist, endlich aufgehoben werden möge.""""

„„„Diese Aufhebung wird sicher Vieles zur Beruhigung der eben jetzt durch die schlechte Presse in hohem Grade aufgeregten katholischen Gemüther in Rheinland und Westphalen beitragen und letztern ein erfreulicher Beweis seyn, daß die hohen Staatsbehörden bei den sich mehrenden Angriffen gegen die katholische Kirche billigerweise auch eine umfassendere Vertretung derselben bereitwillig gestatten.""""

„„„Mit ausgezeichneter Hochachtung 2c. 2c."""" (Folgen die Unterschriften.)

Es wird gewiß Jeden, dem das Interesse der katholischen Presse am Herzen liegt, freuen, zu vernehmen, daß diese Adresse allgemeinen Anklang fand; in den drei Tagen, während welcher sie vor ihrer Abgabe circulirte, hatte sich ihr Alles angeschlossen, was durch seine Gesinnung, seine Stellung, seine Kenntnisse in den Augen des katholischen Volkes, und ich darf wohl sagen auch in denen der Regierung Achtung und Berücksichtigung verdient: so das ganze Domcapitel, die Domvicaren,

die Professoren des Seminars, alle Stadtpfarrer, ein halb Dutzend wohlgesinnter Advokaten, fast eben so viele Aerzte, so wie sonstige Notabilitäten aus der Administration und Justiz.

Daß man mit Spannung der Entscheidung entgegen sieht, können Sie sich denken. Will das Ministerium nicht ungleich Maaß und Gewicht brauchen, will es den Katholiken die gleiche Freiheit in der öffentlichen Besprechung religiöser Fragen gewähren, wie das Obercensurgericht sie den Protestanten durch die Freigebung des Schmähebriefes eines suspendirten katholischen Priesters zugestanden, so kann die Entscheidung nicht zweifelhaft seyn. Eine Abweisung würde jedenfalls einen sehr schmerzlichen Eindruck auf die Gemüther nicht nur aller gläubigen Katholiken im Rheinland und Westphalen machen, sondern auch das Rechtsgefühl aller derer verletzen, die den Einen nicht vorenthalten wissen wollen, was man den Andern im vollsten Maaße gewährt; oder mit welchem Schein irgend einer Billigkeit will man das Verbot der historisch-politischen Blätter noch ferner aufrecht erhalten, nachdem man das Frankfurter Journal, die Mannheimer Abendzeitung und hundert gleichgesinnte Schwestern und Brüder ungestört hineinläßt; Blätter, die jeden Tag ihre Spalten von einem Ende zum andern mit den beleidigendsten und verhöhnendsten Ausfällen gegen Alles, was den Katholiken heilig ist, anfüllen, und mit der Geschäftigkeit infernaler Furien jede Gelegenheit ergreifen, durch fortdauernde Aufreizungen, Neckereien und Blasphemien die Flammen des Hasses und der Zwietracht in dem Herzen unseres Volkes zu entzünden.

Die Reaction gegen dieses Uebermaaß von Schmach kann nicht ausbleiben, sie läßt sich nicht mehr verkennen; die Katholiken fangen bereits an zu fühlen, daß sie sich ermannen müssen; was früher lau war, wird mit jedem Tage entschiedener; die schlechten Journale sind in dieser Beziehung die besten Missionsprediger; je schamloser und frecher der Hohn, um so besser, denn um so schneller und mit um so größerem Abscheu werden alle, denen Glaube und Gesetz heilig ist, die-

sem jakobinischen Spuk frecher Lästerzungen den Rücken kehren. Das Neujahr wird für die Presse einen Wendepunkt bilden; dieß werden die Schmähblätter zuverläßig in ihren Abonnements spüren, da die Katholiken, wie gesagt, endlich einzusehen anfangen, daß es keine größere und schmählichere Thorheit und Schwachheit ihrerseits geben könne, als unverschämte Speculanten mit ihrem guten Gelde reich zu machen, um von ihnen täglich: Götzendiener und Abergläubige, Dummköpfe und Dunkelmänner, Pfaffenknechte, Römlinge und Ultramontane geschmäht und gelästert zu werden.

Das Coblenzer Cassino hat in dieser Hinsicht mit glänzender Majorität an der Rhein- und Moselzeitung ein Exempel statuirt; als dieselbe sich auf die Seite der Lästerer wandte, wies es sie, als einer guten Gesellschaft unwürdig, zur Thüre hinaus. Jetzt, wo sie ihre Redaction gewechselt, wo sie ein anderes Blatt geworden, und erklärt, daß sie den Glauben ihrer Mitbürger fortan ehren und ihrer Rechte sich annehmen wolle: hat dieselbe Gesellschaft das Blatt wieder fast einstimmig zugelassen, und auch den Rhein auf und ab fängt es an, den radikalen Schmähblättern den usurpirten Besitzstand streitig zu machen. So trägt das Rongesche Schreiben seine guten Früchte. Ueberall erwachen die Gemüther aus der religiösen Lethargie; überall der Anfang zu einer Concentration der Kräfte, zu einer innigeren Verbrüderung gegen das Hegelthum, die rationalistische und communistische Anarchie und das neue Judenthum. Die Sprache der katholischen Organe fängt an, mehr Entschiedenheit und Freimuth zn gewinnen. Die Luxemburger Zeitung ihrer Seits, so Vieles sie auch noch zu wünschen übrig läßt, hat sich auch bereits einen nicht unbedeutenden Wirkungskreis eröffnet. Die Trierer Zeitung, die bekanntlich dem Socialismus und Communismus anheimgefallen, aber freilich aus guten Gründen, nicht in die Frankfurter, Mannheimer, Elberfelder und Leipziger Lästerungen eingestimmt, sieht sich bereits in ihrem Bestande bedroht; hunderte von Abonnenten wollen mit Neujahr abfallen, die sich entweder der Luxemburger oder der Rhein-

und Moselzeitung zuwenden werden. Viele, die früher theilnahmlos zusahen, lassen sich jetzt die Vertretung katholischer Interessen in der Presse angelegen seyn. Es war aber auch hohe Zeit; wie weit mußte es gekommen seyn, wenn selbst die Frankfurter Oberpostamtszeitung, ein Blatt, das bekanntlich dem katholischen Fürsten von Thurn und Taxis gehört, seit einiger Zeit angefangen hat, in den Lästerchorus mit einzustimmen, und Tag für Tag die Schandartikel des Schweizer Radikalism verbreitet, ja nicht übel Lust hat, die frechen Infamien Heines in Schutz zu nehmen. Doch nächstens mehr hierüber.

III.

Die schlesische Kirchenfrage.

(Historisch dargestellt.)

Erste Periode.

Von der Kirchenspaltung bis zur Emanation der Declaration vom 13. Mai 1833.

§. 1.

Von der Kirchenspaltung bis zum Antritte der Regierung Friedrich Wilhelms III.

Die Gesetzsammlung für die preußische Monarchie machte im Jahre 1833 Folgendes bekannt: **Wir Friedrich Wilhelm**, von Gottes Gnaden, König von Preußen u. s. w. thun kund und fügen hiermit zu wissen: Da es zweifelhaft geworden ist, in welchen Fällen eine Parochie als erloschen zu betrachten, und wie das Vermögen einer erloschenen Parochie zu behandeln sei, so verordnen Wir mittelst Declaration der §§. 177. 179. 189. 192. ff. Thl. II. Tit. 6. und §. 308. Thl. II. Tit. 11. des Allgemeinen Landrechts, für diejenigen Landestheile, worin das Allgemeine Landrecht Gesetzes-

kraft hat, auf den Antrag Unsers Staatsministeriums und nach eingeholtem Gutachten Unsers Staatsraths, wie folgt: §. 1. Eine Parochie ist als erloschen anzusehen, wenn binnen Zehen Jahren: a) entweder gar keine Mitglieder ihrer Religionspartei in dem Pfarrbezirke einen ordentlichen Wohnsitz gehabt haben; b) oder gar kein Pfarrgottesdienst daselbst stattgefunden hat; c) oder endlich die Zahl der Eingepfarrten fortwährend so gering gewesen, daß zu einem ordentlichen Pfarr-Gottesdienst kein Bedürfniß vorhanden war. §. 2. Entstehen Zweifel über das Daseyn der im §. 1. aufgestellten Bedingungen, so sollen dieselben zu Unserer Allerhöchsten landesherrlichen Entscheidung vorgelegt werden. §. 3. Das einer Parochie zustehende Vermögen, welches bei ihrem Erlöschen (§§. 1. 2.) als herrenlos Unserer landesherrlichen Verfügung anheimfällt, soll zum Vortheil derjenigen Religionspartei derselben Provinz verwendet werden, welcher die erloschene Parochie angehört hat. §. 4. Von der Vorschrift des §. 3. tritt in Ansehung des vakant gewordenen Kirchengebäudes eine Ausnahme ein, indem dasselbe der an diesem Ort vorhandenen Parochie einer andern christlichen Religionspartei zugewiesen werden soll, insofern dazu ein Bedürfniß vorhanden ist. §. 5. War ein Theil des übrigen Vermögens der Parochie ausschließend und unzweifelhaft zur Erhaltung des Kirchengebäudes bestimmt, so soll derselbe auch ferner mit dem nach §. 4. zu verwendenden Kirchengebäude verbunden bleiben. §. 6. Die gegenwärtige Verordnung soll in allen oben bezeichneten Landestheilen, ohne Ausnahme irgend einer Provinz, zur Anwendung kommen. Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 13. Mai 1833.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Carl, Herzog zu Mecklenburg. Frh. v. Altenstein. v. Kamptz. Mühler. Beglaubigt: Friese.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung hat es für nöthig gehalten, den Zusammenhang dieses Gesetzes, dessen Inhalt sie

falsch angibt, indem sie der Beschlagnahme der herrenlos gemachten Güter die Verwaltung durch die geistliche Behörde substituirt, mit den „Bewegungen der Reformation" vorzuführen. Wir halten es für nöthig hierin ihr zu folgen, weil wirklich ein solcher Zusammenhang existirt. Diese Bewegungen wurden durch das Restitutionsedict Ferdinands II. aufgehalten, und durch den westphälischen Friedensschluß in die stipulirten Grenzen eingeschlossen.

Frühzeitig war der Ruf Luthers zum Abfalle von der Kirche und zur gewaltsamen Zerstörung kirchlicher Einrichtungen nach Schlesien gedrungen und hatte bei denjenigen, welchen die Befolgung der Lehren Luthers Vortheile verhieß, Anklang gefunden. Am meisten interessirten sich die Fürsten für die neue Lehre, und es fehlte nicht an heirathslustigen Pfaffen und Mönchen, deren sie sich bei dem Geschäfte der „Kirchenreinigung" als Werkzeuge bedienen konnten. Die Wittenberger Lehre wurde allerdings fleißig verkündigt; allein die Declamationen gegen den Papst, das Fasten, die Heiligen und gegen die guten Werke hatten im Ganzen geringen Erfolg. Auch nicht eine Gemeinde wurde durch dergleichen wollüstige Ueberläufer allein vollständig verführt. Daher kam es, daß die Fürsten, um der süßen Früchte des „Evangelii" in möglichster Ausdehnung theilhaftig zu werden, zu gewaltsamen Maßregeln griffen. Wie überall, so nahmen auch in Schlesien die Neugläubigen, die sich auch hier Evangelische nannten, den Katholiken ihre Kirchen, sammt den dazu gehörenden Gütern und Kapitalien weg. Wenn das geschehen war; wenn die heiligen Gefäße genommen, die Geistlichen verjagt worden waren, so hieß es, daß das Evangelium eingeführt worden sei; eine Verbesserung der Sitten lag nicht im Plane der Neuerer; die Katholiken verwilderten, da die Geistlichen vertrieben worden, nach und nach dergestalt, daß sie zuletzt unfähig waren den Versuchungen zum Abfalle zu widerstehen, und das „Evangelium" annahmen. Daß der Protestantismus in Schlesien bloß der fürstlichen Gewalt sein Daseyn verdankt, geht zur Genüge daraus her-

vor, daß in denjenigen Fürstenthümern, deren Herren keine Neigung für die neue Lehre in sich verspürten, die Reformatoren in der Regel schlechte Geschäfte machten. Verschiedene Male ergingen von dem Kaiser, als Lehnsherrn, an die Protestanten die Befehle, den Raub an die rechtmäßigen Eigenthümer zurückzustellen; allein die Protestanten gehorchten nicht, sie betrachteten sich als die rechtmäßigen Besitzer, Befehle dieser Art aber als Eingriffe in die Gewissensfreiheit. Endlich brachten sie es so weit, daß ihnen im Majestätsbriefe (1609) freie Religionsübung zugesichert wurde, worunter sie die Befugniß verstanden, auch denjenigen Theil des Kirchengutes, der ihren Händen bisher noch entgangen war, an sich zu reißen. Der kirchlichen Umwälzung wäre die politische auf dem Fuße nachgefolgt, wenn nicht Ferdinand II. mit kräftiger Hand sich des Winterkönigs und seiner Genossen, unter denen sich auch die protestantischen Stände Schlesiens befanden, entledigt hätte. Die schlesischen Protestanten büßten ihre Auflehnung gegen den rechtmäßigen Landesherrn mit dem Verluste ihrer Privilegien. Es erschien ein Restitutionsedict, das die Protestanten verpflichtete, den Katholiken ihr Eigenthum herauszugeben. Es wurde eben so wenig beachtet, als die Edicte, die schon Ferdinand I. erlassen hatte; aber Ferdinand II. zeigte auch hier, daß er nicht gesonnen sei, seine Befehle verhöhnen zu lassen. Zur Ausführung derselben wurden Commissäre bestellt, denen bewaffnete Mannschaften beigegeben wurden. Fünfzig Jahre früher, würde die Hälfte der Anstrengungen hingereicht haben, es vollständig auszuführen. Die protestantische Generation aber, mit der es Ferdinand II. in Schlesien zu thun hatte, war von Kindesbeinen an in der neuen Lehre unterrichtet worden, und hatte die katholische Kirche nur als die babylonische Hure, ihr Oberhaupt als den Antichrist schildern, und den Uebertritt zu ihr als den geraden Weg zur Hölle bezeichnen hören. An den Besitz der Kirchengüter war sie gewöhnt; unerträglich war ihr der Gedanke, die schönen Kirchen, die ihre Väter mit ihren Aerten im Schweiße des Angesichtes den Katholiken abgejagt hatten, in

den Händen der götzendienerischen Papisten zu sehen. Mehr als erwünscht mochte also den schlesischen Protestanten der dänische Krieg erscheinen, der den Kaiser anderweitig beschäftigte. Doch das Restitutionsedict war gegeben; das Kriegsglück entschied für den Kaiser; indessen die etwaigen protestantischen Besorgnisse wurden durch das Auftreten des schwedischen Königs beseitigt. Im westphälischen Frieden wurde zwischen mittelbaren Fürstenthümern und Erbfürstenthümern ein Unterschied gemacht; den mittelbaren Fürstenthümern und der Stadt Breslau wurde die Religionsfreiheit bestätigt, die sie vor dem Kriege besessen hatten; für die Erbfürstenthümer behielt sich der Kaiser das Reformationsrecht vor, für welches als Normaljahr das Jahr 1624 festgesetzt wurde. Nachdem die Receßverhandlungen beendigt waren, fing der Kaiser an, in den Erbfürstenthümern zu reformiren; die öffentliche Ausübung des protestantischen Cultus wurde untersagt, die Prediger erhielten die Weisung, sich zu entfernen; es wurden Reductionscommissionen eingesetzt, welchen die Vollziehung der kaiserlichen Anordnungen oblag. Die schlesischen Protestanten der Erbfürstenthümer suchten den harten Schlag durch Suppliciren abzuwenden; sie sprachen in ihren Vorstellungen von Herzensangst und Gewissensnoth; allein der Kaiser erklärte, daß er zu größeren Concessionen sich nicht verstehen könne, weil protestantische Reichsstände mit aller Strenge ihr Reformationsrecht gegen die Katholiken geltend machten, und ihnen das freie Religionsexercitium entzogen, wenn sie dasselbe erst nach dem Normaljahre errungen hatten, wodurch viele katholische Pfarrer vertrieben wurden und den eingeführten Predigern Platz machen mußten. *) Das Verfahren der Commissarien bestand darin, daß sie von Dorf zu Dorf zogen, die Prediger, wo sich deren noch vorfanden, entließen, von den Patronen die Kirchschlüssel sich geben ließen, und einem der mitgebrachten Geistlichen die Pfarrei übergaben. An den meisten Orten ging es jedoch weit friedlicher zu, als protestantische

*) Hensel: Protestantische Kirchengeschichte Schlesiens S. 412.

Geschichtschreiber gewöhnlichen Schlages angeben, welche den Protestanten dadurch eine Ehre erweisen zu können glauben, daß sie ihre Widersetzlichkeit gegen die kaiserlichen Beamten mit den grellsten Farben schildern, die nur denkbar sind. Viele Dörfer waren im Kriege sammt den Kirchen niedergebrannt worden; an andern Orten fanden die Commissarien die Kirchen bereits geöffnet, die Pfarrhöfe von den Prädicanten verlassen, in welche nun katholische Pfaffen, wie Wutke sagt *), eingeführt wurden. Oefters geschah es auch, daß Gemeinden oder Patrone aus freien Stücken an die Commissarien schrieben, um sie von den Prädicanten zu befreien. Doch hatte die Commission bisweilen wirklich mit Excessen, besonders an solchen Orten zu kämpfen, in denen sich die Prädicanten noch aufhielten. Den meisten Spectakel machten die Weiber; um die Kirchen gelagert erwarteten sie die Ankunft der Commissarien, die sie dann mit dem Liede: „Erhalt' uns Herr, bei Deinem Wort, und steure des Papsts und der Türkenmord" begrüßten. War es den Commissarien endlich gelungen, bis in das Innere der Kirche zu kommen; so entdeckten sie neue Beweise erstaunlicher Bosheit: denn nicht selten hatten die „Evangelischen" in die Kirchen hofirt. Oefters schwebten die Commissarien in Gefahr, von dem durch die Prädicanten mißleiteten Pöbel umgebracht zu werden. Um die Kirche zu Stabelwitz im Breslauischen hatten sich die Bauern aus siebzehn Dörfern versammelt; es kam daselbst zu einer förmlichen Schlacht, in der die Rebellen den Kürzeren zogen, und nebst der Kirche noch ihre Anführer: sechs Schulzen, verloren, die im Gefechte ihren Tod gefunden hatten. Diese Widersetzlichkeiten, wurden natürlich an das Oberamt und von diesem an den Kaiser berichtet, der in seiner Abneigung gegen den Protestantismus durch diese Vorgänge um so mehr bestärkt werden mußte, als dieselben mit der Geduld

*) Oeffentliche Verhältnisse Schlesiens unter den Habsburgern, Leipzig 1843. Bd. 2, S. 179.

und Schweigsamkeit, mit welcher anderwärts die Katholiken, denen das Normaljahr nicht zu Statten kam, dieselben Proceduren ertrugen, obwohl es urspünglich katholische Kirchen und Fundationen waren, in deren Besitz die Protestanten gesetzt wurden, in auffallendem Contraste standen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir nach dem Ableben des letzten Piasten (1675) bei der kaiserlichen Regierung das Bestreben gewahren, aus den Pfarreien derjenigen Fürstenthümer, die zur Zeit des westphälischen Friedensschlußes noch mittelbare waren, den protestantischen Cultus zu verdrängen, und diejenigen, bei denen Fiscus Patron war, für den katholischen Cultus zu gewinnen.

Der Erfolg dieser Maßregeln entsprach den Erwartungen nicht, die man am kaiserlichen Hofe auf sie gesetzt hatte. Viele der an protestantischen Ortschaften eingesetzten Priester entwickelten eine segensreiche Thätigkeit und gewannen durch ihre Wachsamkeit und durch die apostolische Geduld, mit der sie die Unarten ihrer widerspenstigen Schafe ertrugen, wenigstens die besseren Gemüther für die Wahrheit; allein die Mehrzahl blieb für dasjenige unzugänglich, was ihr zum Heile und zum Frieden diente, während es protestantischen Reichsfürsten gelang, katholische Gegenden, die sich auf das Normaljahr nicht berufen konnten, vollständig zu protestantisiren. Das eigenthümliche Verhältniß, in welchem der Protestantismus zu den sinnlichen Neigungen sich gestellt hat, mag allerdings hierzu nicht wenig beigetragen haben; allein vollständig läßt sich der ungleiche Erfolg der Ausübung des Reformationsrechtes erst erklären, wenn wir eine andere Ungleichheit in Erwägung ziehen. Die protestantischen Reichsfürsten hatten das Recht, diejenigen Unterthanen, denen sie öffentliche Religionsübung zu gewähren nicht verpflichtet waren, zur Auswanderung zu nöthigen; auf dieses Recht aber hatte der Kaiser im westphälischen Frieden verzichtet und überdieß den Bau von drei Gnadenkirchen zugesagt. In dieser Verzichtleistung und in der Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der sich die kaiserliche Regierung an ihre Zusage band, ha-

ben wir den Grund der bezeichneten Ungleichheit und der gegenwärtig über die Katholiken verhängten Maßregeln zu suchen. Hätte man damals die Sache strenger durchgeführt, so würde es wohl jetzt schwerlich nöthig seyn, die Unrechtmäßigkeit der intendirten Confiscation darzuthun. Dazu kam noch, daß sich die Prediger in Schlesien nicht so gewissenhaft, wie die katholischen Priester in protestantischen Ländern, an das die Amtshandlungen verbietende im Reformationsrechte begründete Gesetz banden. Da ihre Subsistenz in das Fortbestehen protestantischer Gemeinden verflochten war, so mußten sie sich angeregt fühlen, die bestehende Abneigung gegen die katholische Kirche und gegen die Landesregierung zu erhalten, und wo möglich noch zu steigern. An Anknüpfungspunkten konnte es ihnen nicht fehlen. Die schlesischen Protestanten hielten ihren Besitzstand für einen rechtmäßigen; sie führten für diese Ansicht den sächsischen Accord und eine hundertjährige Dauer ihres Besitzstandes an. Sie hätten dabei allerdings erwägen sollen, daß es ein Friedenstractat, also eine Stipulation, durch welche ein neues positives Recht begründet wird, war, auf den der Kaiser sich stützte; daß es nicht ein hundertjähriger, sondern ein sechshundertjähriger Besitzstand war, aus dem von ihren Voraltern die Katholiken gewaltsam verdrängt worden; daß, wenn sie, wie ihre Voreltern sich für ihren Cultus Kirchen gebaut, und nicht, was sie bedurften, den Katholiken weggenommen, wenn sie den katholischen Cultus nicht gewaltsam unterdrückt hätten, bei dem Kaiser die Rücksichten weggefallen seyn würden, die er auf seine unter schmählichem Drucke schmachtenden Glaubensgenossen nehmen mußte, wenn er nicht in der öffentlichen Meinung sich moralisch ruiniren wollte; allein dergleichen Erwägungen, welche die Protestanten mit ihrer Lage aussöhnen, und mit der katholischen Religion und der Landesregierung befreunden, den zurück gebliebenen Prädicanten ihr Geschäft hätten erschweren können, erfordern einen Gedankenkreis und eine Achtung für Eigenthumsrechte, welche der damaligen protestantischen Generation größtentheils fremd war. Haben es

doch selbst Gelehrte in unserer Zeit noch nicht so weit gebracht, daß sie sich hätten von der Ansicht trennen können, welche die Ausübung des Reformationsrechtes von Seiten des Kaisers als eine schmähliche Ungerechtigkeit betrachtet! Begünstigt wurden die Prädicanten durch das Gesetz, das ihren Cultus ächtete und sie nöthigte, die Oeffentlichkeit zu meiden, Schlupfwinkel aufzusuchen, und in Gebüschen ihr Wesen fort zu treiben. Man kann sich leicht denken, in welcher Weise dieses geschehen seyn mag, da sie selbst dann, wo sie den Beschränkungen, die ihnen die mit einer öffentlichen Wirksamkeit verbundene Aufsicht auflegte, unterworfen waren, nicht selten die Schranken des Anständigen und Zulässigen weit zu überschreiten pflegten. Begreiflich wird es dann auch, daß der Einfall Karls XII. von Schweden in Schlesien von den Protestanten als ein freudiges Ereigniß begrüßt wurde. Sie überhäuften ihn mit Klagen, die eine Reihe von Verhandlungen zur Folge hatten. Das Resultat derselben war die bekannte Altranstädter Convention (1709), durch welche die Protestanten durch die kaiserliche Regierung gerade so viel Kirchen zurück erhielten, als den Katholiken gegenwärtig genommen werden sollen, und außerdem noch die Erlaubniß bekamen, sich sechs neue Gnadenkirchen zu bauen, eine Vergünstigung, die in der Convention nicht ausbedungen worden war. Die Lage der Protestanten in Schlesien war nun viel günstiger, als die Lage der Katholiken unter protestantischen Regenten, wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, bekannt ist, daß Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der entschlossen, die Kobolde, Irrwische und Wassernixen aus seinen Staaten auszurotten, für jedes ihm eingelieferte Stück dieser Art Undinger eine Prämie von sechs Thalern durch Kabinetsordre ausschrieb, sich mit den bischöflichen Rechten über seine Glaubensgenossen nicht begnügend auch die Episcopalgewalt der katholischen Kirche sich beilegte, und Verfügungen traf, die verfassungsmäßig nur vom Bischof oder Papste ausgehen können. Obwohl nun aber die Protestanten in Schlesien weit mehr erreicht hatten, als ihnen selbst nach dem Urtheile des Garanten

des westphälischen Friedens zustand; so waren sie doch noch nicht zufrieden gestellt. Es war für ihren Cultus gesorgt und zwar aus katholischem Kirchenvermögen, während die Katholiken, denen es rechtmäßig gehörte, dasselbe mit dem Rücken ansehen mußten; was konnten sie also noch wünschen? Getreu den Maximen ihrer Voreltern wollten sie auf Kosten der Katholiken sich fortwährend bereichern, was diese besaßen nach und nach an sich reißen, den katholischen Cultus mit Gewalt unterdrücken; bisweilen erwachte in ihnen der Wunsch, diejenigen Katholiken umzubringen, die sich nicht gutwillig zum „Evangelium" bekehren wollten. Bekannt ist ja, daß einige Hundert protestantische Bauern Friedrich den Großen, kurz nach seinem Einmarsche nach Schlesien um die Erlaubniß angingen, ihre katholische Nachbarn todt zu schlagen. Die Realisirung dieser Wünsche war ihnen untersagt; es war ihnen verboten, an dem katholischen Kirchengute und am Leben der Katholiken sich irgendwie zu vergreifen. Das galt in ihren Augen als Beeinträchtigung der Religionsfreiheit, als Gewissensdruck, dessen Beseitigung sie zuversichtlich von einer protestantischen Regierung erwarteten. Friedrich der Große eroberte einen großen Theil Schlesiens; aber er stipulirte in einer Reihe von Staatsverträgen den Katholiken ungeschmälerten Besitz ihrer Gerechtsame. Gleichwohl wurden von Seiten der Protestanten an den neuen Monarchen, nachdem er kaum von Schlesien Besitz genommen hatte, Anträge gestellt, die zur Genüge zeigen, daß die Art, in welcher die Protestanten des sechszehnten Jahrhunderts für ihre Cultusbedürfnisse gesorgt hatten, noch im achtzehnten Jahrhunderte unter ihnen sich einer unbedingten Billigung zu erfreuen hatten. Der erste Antrag dieser Art ging von den Protestanten zu Naumburg (1743) aus, welche die Bartholomäuskirche sich aneignen wollten. Ihre Bitte wurde von der Glogauer Oberamtsregierung bevorwortet; aber von dem Könige unter Hinweisung auf den Breslauer Friedensschluß rundweg (1748) mit der Anweisung abgeschlagen, daß in allen ähnlichen Fällen auf gleiche Weise entschieden werden solle. Es müssen aber gleichwohl meh-

rere Anträge dieser Art an den König noch später gemacht worden seyn: denn eine neue Ordre vom 11. Jan. 1758 befiehlt, daß zwar die katholischen Geistlichen und Schulmeister aus Pfarrsprengeln, in denen kein Eingepfarrter mehr sei, entfernt, die Kirchengebäude aber den Protestanten weder zum fortwährenden, noch zeitweisen Gebrauche überwiesen werden sollen. So blieb der Besitzstand ungeschmälert; die Protestanten gaben das Sollicitiren auf, da sie sich endlich von der Unmöglichkeit überzeugt haben mußten, den König zum Wortbruche zu bewegen. Die Antworten, die sie erhielten, bestanden darin, daß ihnen auf eigene Kosten eine Kirche zu erbauen, erlaubt wurde, wovon sie natürlich nur sehr selten Gebrauch machten. Die einzige Veränderung, die Friedrich vornahm, bestand in der Aufhebung des für beide Confessionen lästigen Nexus parochialis, die aber für den Augenblick in den Besitzstand der Kirche nur eine formelle Veränderung einführte, indem sie die bischöfliche Behörde nöthigte, mehrere Pfarreien mit einander zu einer Parochie zu verbinden, weil es nur dadurch möglich war, die Geistlichen vor dem Hungertode zu schützen, die nach der Aufhebung des Nexus ihre Subsistenzmittel verloren hatten. Diese Maßregel wurde aber für unsere Zeit in so fern sehr wichtig, als in den adjungirten Pfarrkirchen (matres adjunctae) nun wegen Mangel an Geistlichen seltener Gottesdienst gehalten werden konnte, und das in Rede stehende Gesetz die Seltenheit des Gottesdienstes als ein Kriterium der Erlöschungsfähigkeit einer Parochie betrachtet. Ein anderes Kriterium dieser Art ist die geringe Anzahl der Eingepfarrten. Um dieses herbeizuführen wurden unter Friedrich gleichfalls schon Anstalten getroffen, indem man es Katholiken erschwerte, an gemischten Orten sich seßhaft zu machen. Unter dem Nachfolger des großen Königs blieb der Besitzstand der katholischen Kirche gleichfalls ungeschmälert, so ungünstig auch der Zeitgeist, dem die Redactoren des Preußischen Gesetzbuches, oft mehr als dem Staate zuträglich war, huldigten, über katholische Institute urtheilte. Und gewiß waren es nicht blos politische Gründe, welche die nach ka-

tholischem Kirchengute gierigen Hände in die durch Tractate aufgerichteten Schranken zurück wies: denn die Katholiken waren größtentheils von dem Strome der Verirrung, die sich, die deutsche Sprache schrecklich mißbrauchend, Aufklärung nannte, angesteckt. Selbst ein großer Theil der Bischöfe huldigte ihr. Eine Kirchenconfiscation, wie die jetzt drohende ist, würde damals höchstens bei den Betheiligten schmerzliche Empfindungen verursacht haben. Gleichwohl aber wurden die Parochien sogar (§. 308. Tit. 11. Thl. II. A. L. R.) unter den Schutz der Landesverfassung und der Tractaten gestellt.

§. 2.

Von dem Antritte der Regierung Friedrich Wilhelms III. bis zur Emanation der qu. Declaration.

Friedrich Wilhelm III. trat seine Regierung unter Auspicien an, die für die Kirche sehr ungünstig waren. Die französische Encyclopädistenweisheit hatte die ganze Masse durchsäuert, die Altäre umgestürzt. In Preußen waren die höhern Stände meist dem Unglauben verfallen; doch gab der König bei der Erbhuldigung zu Breslau (6. Juli 1798) Versicherungen, die jede Art von Mißtrauen beseitigten. Indessen erneuerten die Protestanten ihre Anträge, welche bei des Königs confessionellen Sympathieen vielen Anklang fanden, und es zeigte sich bald, daß diese ein großes Gewicht in die Wagschale legten. In dem Zeitraume weniger Jahre erhielten die Protestanten mehrere Pfarrkirchen, z. B. die katholische Pfarrei Kunau bei Priebus. In der deßhalb erlassenen Ueberweisungsordre fand man noch für nöthig, wenigstens den Schein des Festhaltens an den Tractaten zu retten, indem angeführt wird, daß durch diesen Act die Friedensschlüsse nicht verletzt würden. Man wollte dieses damit beweisen, daß man sagte, es sei in Kunau kein angesessener katholischer W i r t h mehr und die Parochie mithin factisch aufgelöst, was auch nicht mit dem Landrechte, das (Tit. 11.

Th. II. §. 275 u. 276) Dienstbothen und Gesellen als Bestandtheile der Parochieen betrachtet, noch weniger mit den Tractaten, welche sich auf sämmtliche Unterthanen beziehen, am allerwenigsten aber mit dem kanonischen Rechte im Einklange steht, das nirgends besitzlosen Gläubigen die Wohlthaten der Seelsorge abspricht. Das Kirchenvermögen bekamen übrigens die Protestanten nicht, obwohl sie wiederholt darum gebeten hatten; es wurde vielmehr dem Fürstbischof mittelst K. O. v. Febr. 1801 bekannt gemacht, daß das Kirchen- und Pfarrvermögen nebst den Wiedmuthsäckern und den dazu gehörigen Gebäuden zu seiner Disposition verbleiben solle. Die Gemeinde wurde abschläglich vom Ministerium beschieden, „da dieses Vermögen, wie die der Kirche gehörenden Glocken Eigenthum des katholischen Kirchen-**Corporis** sei". Der Bischof scheint zu dieser Alienation geschwiegen zu haben; wahrscheinlich glaubte er gestützt auf die bei der Erbhuldigung empfangene Versicherung, daß dieser Fall der erste und letzte seyn würde, da der Widerspruch, in dem er zu den Friedensschlüssen stand, allgemein eingesehen wurde; allein plötzlich erfuhr er, daß die Kirchen in Muschen und Giesmannsdorf, Löwenberger Kreises, in Folge eines ganz summarischen Verfahrens mit dem gesammten Vermögen, Ländereien und Waldungen den Protestanten übergeben worden seien. Diese Freigebigkeit regte die protestantischen Gelüste nach katholischem Kirchengute mehr auf; der Damm war durchbrochen; in rascher Folge wurden mehrere katholische Kirchen nebst Zubehör an die Protestanten übergeben. Die betreffenden Pfarrer erfuhren, was bevorstand, in der Regel erst wenn die Commissarien ihre Ankunft anmeldeten, was gewöhnlich nur einige Tage vor dem Termine geschah. Kein Pfarrer, in dessen Parochie Protestanten wohnten, konnte nun mit Sicherheit auch nur auf eine achttägige Dauer seiner Wirksamkeit mehr rechnen.

Der Fürstbischof Hohenlohe, unter dem diese Confiscationen ihren Anfang nahmen, war zwar ein Mann, der diesen schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen war; aber im Domkapitel befand sich ein junger Geistlicher, der durch

seine gediegenen Kenntnisse und eine ausgezeichnete Combinationsgabe die Sophismen der Confiscationsapologeten auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen verstand. Dieser Mann war der Kanonikus Schöpe, welcher wegen seiner geistlichen Ueberlegenheit von seinen Collegen oft mit scheelen Augen angesehen, den man aber doch immer zu Rathe zog, wenn die Verhältnisse schwierig wurden. Alle Persönlichkeiten vergessend und nur die Sache im Auge behaltend warf er sich dann mit der ganzen Macht seines Geistes auf den Gegenstand, der ihm vorgelegt wurde. Die Arbeiten, die er lieferte, waren wahrhaft klassisch, und wurden meist in zahlreichen Abschriften in der Diöcese verbreitet. Ohne diesen Publicisten, dem die Engherzigkeit und Schwäche einer späteren Zeit wegen seiner Ueberlegenheit jeden Weg zu einem mäßigen Avancement abgeschnitten haben würde, wären vielleicht damals schon die meisten katholischen Kirchen gemischter Ortschaften in protestantische Hände gerathen. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß die Confiscationen endlich ausgesetzt werden mußten. Mittelst Rescript vom 23. Januar 1805 ordnete der Fürstbischof eine extraordinäre Session des Domkapitels an. Sie wurde gehalten, und man kam dahin überein, daß nur durch eine Immediatvorstellung von Seiten des Fürstbischofs den Confiscationen gesteuert werden könne. Schöpe's Deductionsschrift, die an den Bischof abging, und bei der Spannung, mit welcher die Geistlichkeit diese Angelegenheit verfolgte, bald in's Publikum gelangte, ist eine musterhafte Arbeit. Die Anführungen, mit welchen die Protestanten ihre Anträge zu begründen suchten, werden mit juristischer Schärfe widerlegt, während die Ansprüche der Katholiken auf ungeschmälerten Besitz ihres Kirchengutes schlagend durch Hinweisung auf die Friedensschlüße gerechtfertigt werden. Aus dieser Deductionsschrift erfahren wir unter Anderem, daß, wenn mit der Einziehung katholischer Pfarreien fortgefahren worden wäre, an 200,000 Katholiken der Wohlthaten der Seelsorge würden beraubt worden seyn. Die Immediatvorstellung ging am 31. Jan. ab. Unter dem 14. Febr. wurde der Fürstbischof

beschieden, daß der König weit davon entfernt sei, an Orten, wo sich katholische Wirthe befänden, den Anträgen der Protestanten zu willfahren, und daß er selbst da, wo die Katholiken noch nicht den zwanzigsten Theil der Einwohner ausmachten, diese Anträge von der Hand gewiesen habe. In diesem Bescheide sind Normen aufgestellt, die kein Bischof sich gefallen lassen kann. Es folgten daher neue Remonstrationen, die aber fruchtlos blieben. In einer Kabinetsordre vom 18. März 1805 wurde vielmehr festgesetzt, daß, wenn Gemeinde und Patron einig seien, die Parochie für erloschen erklärt werden solle. Die Friedensschlüße wurden nun nicht mehr erwähnt; dagegen tritt das Bestreben, den Protestanten möglichst viele Vortheile zu sichern, offen hervor. Kaum war die genannte Ordre bekannt geworden; so erschien unter dem 18. April 1805 eine neue, welche die frühere aufhebend erklärte:

> „wenn kein katholischer Wirth mehr vorhanden ist, so soll die katholische Kirche geschlossen, ihr Vermögen nebst Wiedmuth dem protestantischen Kirchensysteme übergeben werden."

Nicht weniger als fünf Immediatvorstellungen reichte der Fürstbischof in diesem Jahre ein; er erlangte aber nur so viel, daß ihm verstattet wurde, Kommissarien beizuordnen. Die Protestanten jubelten; binnen wenig Wochen kamen an dreißig Gemeinden um Ueberweisung katholischer Kirchen und ihres Vermögens ein. Noch einmal entwickelte der Fürstbischof unter dem 25. August die Ansprüche der Katholiken auf Schutz gegen die Begierlichkeit der Protestanten; am 25. Oktober 1805 erhielt er vom Minister Hoym die Anzeige, daß das weitere Verfahren suspendirt sei; den Protestanten wurde verboten, neue Anträge dieser Art an den König zu richten. Wie viel Kirchen die Katholiken in diesen fünf Jahren verloren haben, wie viel das verloren gegangene Kirchenvermögen betrage, läßt sich in Ermangelung der nöthigen Data nicht angeben. So viel dürfte als gewiß anzunehmen seyn, daß diese Art von Justizpflege weit

mehr Nachtheile für den Vermögenszustand der katholischen Kirche herbeigeführt hat, als der bald darauf erfolgte Einfall feindlicher Truppen.

Die Kirchenconfiscation ruhte nun bis zum Jahre 1811, wo die Protestanten in Spiller bei Löwenberg die Ueberweisung des katholischen Kirchenvermögens sammt der Kirche beantragten. Dieses Mal war die Regulierung dem Cultusministerium überlassen, das unter dem 6. Juli 1811 verordnete, daß das Vermögen erloschener Parochieen den Protestanten zu überweisen sei, wenn die Katholiken des Pfarrbezirkes nicht den zwanzigsten Theil bilden, dagegen dasselbe zu gleichen Theilen unter Katholiken und Protestanten zu vertheilen, wenn die Katholiken den zwanzigsten Theil bilden. Was nun die Erlöschungsbedingungen betrifft, so scheint man innerhalb dieser fünf Jahre zu der Ansicht gelangt zu seyn, daß auch solche Personen, die nicht ansäßige Wirthe sind, unsterbliche Seelen und ein Recht auf geistliche Pflege haben: denn es wurde bestimmt, daß die Pfarrei als erloschen zu betrachten sei, wenn kein Katholik mehr im Pfarrbezirke vorhanden sei. Jene Bestimmung jedoch über den zwanzigsten Theil zeigt, daß die Behörden auch solche Pfarreien confisciren konnten, in denen sich noch Katholiken befanden. Für diesen Fall hatte sich der König die Entscheidung vorbehalten. Unter dem 1. Nov. 1811 wurde das Vicariat-Amt mit dieser Instruction bekannt gemacht; und schon unter dem 12. Dec. desselben Jahres konnte das Vicariat-Amt dem Fürstbischofe die Anzeige machen, daß der Landrath des Breslauer Kreises den Pfarrern von Schalkau, Wirrwitz und Raschwitz die Anzeige gemacht habe, daß die Protestanten die an diesen Orten befindlichen Kirchen wünschten, und die Pfarrer daher Specificationen ihrer Einkünfte und des Kirchenvermögens einzureichen sollten. Diese prompte Justizverwaltung steht in einem nicht sehr erfreulichen Widerspruche zu dem Schneckengange der Verhandlungen, die in Folge der Säcularisation wegen Ausmittelung der Pensionen und Dotatio-

nen nothwendig geworden waren, die von einem Jahre zum anderen verschleppt wurden, so zwar, daß die Conventualen, die nicht bei vermögenden Verwandten oder als Geistliche unterkamen, Mangel litten und die zum Gottesdienste beibehaltenen Kirchen der erforderlichen Mittel entbehrten. Auf dem Dome glaubte man, es sei nun auf eine Säcularisation der Pfarreien abgesehen, und gab sich vom Schmerze überwältigt einer Lethargie hin, wie sie Leuten eigen ist, die nichts als den Untergang vor sich sehen. Selbst der gewandte Schöpe sah keinen Ausweg mehr. Zum Erstaunen Aller trat im ganzen Verfahren ein Stillstand ein; keine Kirche wurde weggenommen; keine Parochie säcularisirt; die Geistlichkeit wagte es, nachdem sie ein volles Jahr in Furcht geschwebt hatte, wieder aufzuathmen. Die Veranlassung zu dieser Suspension wurde bald bekannt. Während nämlich Alles in dumpfer Niedergeschlagenheit dahinbrütete, hatte ein Laie, der Graf v. Schafgotsch auf Glambach, ein ächter, biederer Deutscher, bereits unter dem 6. October 1811 an den Staatskanzler Hardenberg geschrieben, und ohne Umschweife ihm das Ungerechte, Unpolitische und Unmoralische dieser Confiscation dargestellt. Was er gethan hatte, theilte er später der geistlichen Behörde mit; auch reichte er ihr die Antwort des genannten Staatsmannes ein. So beruhigend sie auch lautete, so wurde doch schon den 30. Mai 1815 der Bischof aufgefordert, „friedliche und billige Commissarien" zu ernennen. Er ging darauf ein; aber die Zeitereignisse hatten die Gesinnungen des Clerus geläutert; kein Geistlicher konnte aufgefunden werden, der das Herz gehabt hätte, mit einem Auftrage sich zu besudeln, dessen Vollführung der Confiscation den Stempel der Rechtlichkeit aufgedrückt haben würde.

Wie man damals über diese Sache dachte, geht unter Anderem aus der vom Erzpriester Mücke in Kanth auf den ihm gemachten Antrag eingereichten Antwort vom 26. Juli 1815 hervor. Nachdem er von seiner Kränklichkeit gesprochen, sagt er:

„Uebrigens habe ich freilich, ich kann und will es nicht läugnen, noch einen andern Beweggrund, diesen Auftrag, so lange mir nach meinen Grundsätzen zu handeln überlassen bleibt, von mir abzulehnen. Ich vermag es nämlich nicht über mich, meinen Namen unter eine Verhandlung zu setzen, die dem Erzwungenen und Abgedrungenen den Schein einer freiwilligen Zustimmung gibt, uud an die Vertheidigung eines Delinquenten erinnert, dem man einen Anwalt erlaubt, obgleich Jeder und er selbst weiß, daß er sterben muß. Der Fall unserer Kirchen scheint ein- für allemal beschlossen zu seyn. Die Protestanten, gewohnt, wie sie sind, nach Allem zuzugreifen, werden nicht ruhen, bis sie die Schlüssel zu allen Kirchen haben, die sie wünschen. Sie können Alles, was sie wollen, und sie wollen Alles, was sie können. Wenn uns jetzt Friedensschlüsse, auf deren Basis ihre eigene Freiheiten und Rechte beruhen, an deren Festhaltung folglich ihnen selbst Alles liegen muß, wenn uns die Garantie großer, auswärtiger Mächte gegen ihre Anmaaßungen und gegen Eingriffe in unsere Rechte nicht sichern; so werden uns, geben wir einmal die Vertheidigung dieser alten, festen Grundmauern auf, die schwachen, unbewachten Dämme unhaltbarer Privatübereinkommen und alle Beschlüsse gemischter Commissionen noch weniger schützen und dagegen sicher stellen. Darum, will man uns die Kirchen nehmen, so nehme man sie, aber man verlange nicht, daß wir uns selbst unserer Rechte begeben, selbst alte, ganz Deutschland umfassende Verträge für annullirt erklären, die Willkühr der Uebermacht, um die hiesige Toleranz zu retten, durch eine scheinbar freiwillige Zustimmung verdecken und beschönigen, und an unserer äußeren eigenen Unterdrückung arbeiten sollen; man verlange nicht von uns, dem Eindringenden in unsern Schafstall selbst die Thüren zu öffnen, selbst Laternen und Leitern dem Einstei-

genden herbeizutragen. Ob ich bei diesen Ansichten und in dieser Stimmung geeignet sei, an dem zu entwerfenden Generalplane zu arbeiten, überlasse ich dem Urtheile eines Hochw. Generalvicariatamtes".

In diesem Sinne wurde die geistliche Behörde über ihr Project belehrt. Unter dem 18. October 1815 wurde dieses Ergebniß dem Fürstbischof vom Vicariatamte angezeigt, das ihm zugleich bemerkte, daß im Concil von Trient der Kirchenraub verboten sei, und daher kein Geistlicher gezwungen werden könne, diesem Geschäfte Assistenz zu leisten. Die weltliche Behörde wollte jedoch durchaus geistliche Commissarien haben; und unter dem 3. October 1816 erhielt der Fürstbischof vom Oberpräsidenten Merkel die Weisung, Commissarien zu ernennen, damit „die Verhandlungen wegen Ueberweisung katholischer Kirchen an protestantische Gemeinden fortgeführt werden könnten". Diese Zuschrift, die den Commissarien im voraus die Stellung von Figuranten anwies, die man nur als Beschwichtigungsmittel zu gebrauchen gesonnen war, empörte den Bischof dergestalt, daß er in dem Rückschreiben vom 25. October die Aeußerung mit einfließen ließ, es scheine, als ob der Cultusminister sich mehr für die Ueberweisung katholischer Kirchen an protestantische Gemeinden, als für die in der Ordre vom 30. Oct. 1810 zugesicherte, aber bis jetzt noch nicht geleistete, bessere Dotation ehemaliger Klosterkirchen interessire. Doch versprach er, Commissarien zu ernennen. Die Männer, die sich dazu hergaben, durch ihre Theilnahme die Kirchenconfiscation zu legalisiren, waren der Canonicus Lindner und der Consistorialrath Schnorrpfeil. Aber die ganze Sache gerieth in's Stocken. Vielleicht fühlte man, wie unschicklich und unpolitisch es sei, katholische Kirchen den Protestanten in dem Augenblicke zu übergeben, in welchem viele Tausend Söhne Schlesiens auf den Schlachtfeldern und in Lazarethen ihren Geist aufgaben, weil sie sich um die Kriegsfahnen von neuem geschaart hatten, als man sie aufrief, um neben den politischen Gerechtsamen die kirchlichen gegen despotische Will-

führ zu vertheidigen. Erst im Jahre 18[illegible] begann der Sturm von neuem, indem mittelst zwei Cabinetsordres vom 13. Juli und 1[illegible] September die katholischen Pfarreien zu Freiwalde und Möschen nebst deren gesammten Kirchen- und Pfarrgütern, die heiligen Gefäße mit eingeschlossen, den Protestanten übergeben wurden. Dieser Act war das Signal zu Gewaltthätigkeiten, die in rascher Aufeinanderfolge die Gemüther in Bangigkeit versetzten. Der Krieg war beendigt; ein neuer begann; die Katholiken, denen nur das Recht zur Seite stand, waren in diesem Kampfe stets die Geschlagenen. Die Anträge der Protestanten fanden bereitwillige Aufnahme. So wünschten die Protestanten die Parochie Bösdorf; ihrem Antrage standen einige gesetzliche Schwierigkeiten entgegen; doch die Regierung zu Liegnitz schaffte Rath — und untersagte am 1. November 1823 dem Patron die Wiederbesetzung derselben, und setzte davon den Fürstbischof unter dem 4. September 1824 in Kenntniß. Die Kirche zu Aßlau brannte ab; der Patron, ein Graf Reichenbach, nahm die Feuersocietätsgelder, im Betrage von 2100 Rthlr., in Empfang; statt aber dieselben an die Kirchenkasse abzuliefern, deponirte er sie beim Stadtgericht in Bunzlau. Das Kirchencollegium reclamirte das Eigenthum der Kirche, auf das sie durch langjährige Zahlung der Brandbonificationen aus ihrem Aerario die gegründetsten Ansprüche hatte; allein die Regierung zu Liegnitz hieß das Verfahren des Grafen gut, weil es, wie sie ganz naiv sagte, den Protestanten vortheilhaft seyn könnte. Unter dem 10. Juli zeigte dieselbe Regierung der bischöflichen Behörde an, daß die fraglichen ein und zwanzig Hundert Thaler nach einer Entscheidung des Ministeriums zu Bau der gleichfalls abgebrannten protestantischen Kirche verwendet werden sollten, dagegen der Wiederaufbau der katholischen Gebäude ausgesetzt bleiben müsse. Das ist auch geschehen: denn es konnte ja nur vortheilhaft seyn für die protestantische Gemeinde! So süß waren die Segnungen des Friedens. Die Zögerung, mit der die Erfüllung der bei der Säcularisation übernommenen Verpflichtungen vor sich ging, ver-

setzte Kirchen und Schulen in Noth, und erregte selbst bei Geistlichen den Wunsch, zuförderst die Capitalien der 1758 geschlossenen Kirchen zu ihrer Unterstützung verwendet zu sehen, wie aus dem Vorschlage des Erzpriesters Kiesling, der zugleich als Consistorialrath bei der Regierung zu Liegnitz fungirte, und sich durch seine exorbitante Begeisterung für Theiner hervorthat, zu ersehen ist. Obwohl nun die Regierung zu Liegnitz die Ueberzeugung gewonnen haben mußte, daß sie sich bei ihren Willführlichkeiten gegen die in ihrem Departement wohnenden Katholiken des Schutzes des Altensteinischen Ministeriums versichert halten könne, so wünschte sie doch umfassende Normen für ihre Pläne, und betrieb die Confiscationsangelegenheit bei dem Ministerium unablässig, wie sie in einem Schreiben an die Regierung zu Breslau sagt. In welcher Weise dieses geschehen seyn mag, geht aus den angeführten Thatsachen hervor. Daß ein entscheidender Schlag vorbereitet wurde, ahnten die Katholiken; aber daß er in der Weise ausgeführt werden würde, in welcher es wirklich geschehen ist, das ahnten sie nicht.

Je näher nun der Zeitpunkt rückte, in welchem man noch entschiedener, den verbrieften Gerechtsamen der Katholiken entgegen, aufzutreten beabsichtigte, desto nothwendiger wurde es, die öffentliche Meinung zu bearbeiten, und sie im Voraus für die zu ergreifenden Maßregeln zu gewinnen. Es handelte sich um Kirchengut. Es war daher nothwendig, die Gelüste der Protestanten zu wecken und ihnen vorzuspiegeln, daß sie noch viele Ansprüche an das katholische Kirchengut haben, deren Realisirung von einer Gerechtigkeit liebenden Regierung nicht länger mehr ausgesetzt bleiben könne. Excesse, wie sie bei dem Reductionsverfahren die Protestanten sich hatten zu Schulden kommen lassen, waren von Seiten der Katholiken nicht zu fürchten; aber die Besorgniß lag nahe, daß ihr Geschick Mitleid erwecken, und auf diese Weise den harten Maßregeln den Beifall vieler Protestanten entziehen könnte, ohne welchen ihre Ausführung nicht nur sehr erschwert, sondern auch vielleicht gar unmöglich gemacht werden konnte. Diesem Uebel mußte vorgebeugt werden.

Viel war bereits hierfür durch das Jubelfest vom Jahre 1817 geschehen; von gegenseitiger Liebe waren nur noch unbedeutende Spuren vorhanden; aber auch das schwache Lämpchen christlicher Liebe, an dem das Mitleid mit den über den Verlust ihrer Andachtsstätten jammernden Katholiken sich hätte entzünden können, mußte ausgelöscht werden. Dieser doppelten Mission der Rechtsverdrehung und der Aufhetzerei unterzog sich der Superintendent Worbs *). Als eine unbezweifelbare Wahrheit stellt dieser Mann die Behauptung hin **), daß die Protestanten die Kirchen, die sie im siebzehnten Jahrhunderte inne hatten, als ihr wohlerworbenes Eigenthum besessen haben, obwohl ihm die Erwerbsarten nicht unbekannt seyn konnten, deren sich die Protestanten bedienten; dagegen sind nach seiner Versicherung ***) „Treulosigkeit und ungerechte Gewalt des eigenen Landesherrn, Schwäche des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, Treulosigkeit und Gleichgiltigkeit der sächsischen Minister gegen die Religion der ihnen vertrauenden Schlesier, schändlicher Verrath des chursächsischen, zweideutigen Hofpredigers und blinder Eifer der schlesischen Bischöfe die Titel, unter welchen die Katholiken in den Besitz dieser Kirchen gekommen sind, und noch in demselben sich befinden". Auf diese Ansichten sich stützend, spricht der Mann schon in der Vorrede die Behauptung aus, daß die vom Kaiser in Schlesien vorgenommene Kirchenreduction die „schreiendste Gewaltthätigkeit" gewesen sei, weshalb denn auch der Besitz der Katholiken stets angefochten werden müsse. Daß die Kirchen der Gesammtheit der Katholiken, dem Corpus Catholicorum zugehören, ist nach seiner Meinung eine unverständige, wahnsinnige Behauptung. Aber wie ist mit den Frie-

---

*) Die Rechte der evangelischen Gemeinden in Schlesien an die ihnen im 17ten Jahrhundert gewaltthätig genommenen Kirchen und Kirchengüter. Soran 1825.

**) A. a. O. S. 278 u. S. 281.

***) A. a. O. S. 115.

bensschlüßen die von ihm empfohlene Anfechtung des Besitzes der Katholiken zu vereinigen? Worbs führt dieselben an, aber so, daß er die entscheidenden Stellen wegläßt, und sich das Ansehen gibt, als habe er sie vollständig und nicht verstümmelt angeführt; den Schein von Rechtmäßigkeit des Besitzes, der nach dieser Amputation noch übrig bleibt, sucht Worbs dadurch zu beseitigen, daß er sagt, Friedrich der Große habe gewußt, daß der status quo den Protestanten nachtheilig sei, und ihn nur aus Noth garantirt. Die Zahl der nach seiner Meinung gewaltsam den Protestanten entzogenen und nun von ihnen zu reclamirenden Kirchen und Pfarreien gibt Worbs auf 578 (S. 111 gar auf 628) an, unter welcher Zahl aber nicht nur diejenigen, welche von den Protestanten nach dem Normaljahre occupirt, sondern auch diejenigen, die ihnen bereits in Folge der Ausübung des Reformationsrechtes und der Altranstädter Convention 1709 restituirt worden, mit inbegriffen sind, was das Publikum, dessen Bearbeitung der Superintendent übernommen hatte, freilich so genau nicht wissen konnte. Waren schon diese Angaben geeignet, die Gemüther der Protestanten gegen die Katholiken zu erbittern, so mußten die von ihm eingestreuten gehässigen Bemerkungen, die den Zweck haben, die Katholiken als treulose, grausame Leute darzustellen, jene Stimmung bei den Protestanten vollenden, die erforderlich war, um sie bei dem Anblicke des Jammers, der über die Katholiken kommen sollte, kalt und gefühllos zu lassen. Obwohl die reichhaltige Schmutzliteratur des Protestantismus des laufenden Jahrhunderts kein Buch aufzuweisen hat, in welchem die historische Treue in dem Grade verletzt, der gesunde Menschenverstand in dem Grade verhöhnt würde, als es in dem Worbsischen geschah; so erfreute der Verfasser desselben sich doch einer seltenen Anerkennung. Nichts durfte, wie verlautet, von katholischer Seite gegen ihn veröffentlicht werden; er selbst aber wurde bei dem 1830 gefeierten Jubelfeste von der theologischen Facultät zu Breslau honoris causa als vindex evangelicae veritatis zum Doctor der Theologie proclamirt. Und man muß ge-

stehen, daß für den bezeichneten Zweck von ihm Alles geschehen war, was nur irgendwie demselben dienlich erscheinen kann. Was etwa noch fehlte, leistete das 1830 gefeierte Jubelfest. Eine neue Aera begann, im dritten Jahre derselben erschien das Gesetz.

IV.

Briefliche Mittheilung aus England.

Seit meiner Heimkehr nach England hat mir der Rückblick auf meine Reise durch das katholische Belgien und auf meinen dreimonatlichen Aufenthalt in dem schönen und frommen Bayern sehr viel Freude bereitet, und ich kann nicht anders als gar oft mir den Gegensatz vor Augen stellen, welcher zwischen jenen Ländern und meinem eignen noch unkatholischen und unglücklichen Vaterlande besteht. Und doch, obschon Bayern in seiner Katholicität einen auffallenden Gegensatz zu England bildet, so bietet doch Deutschland im Allgemeinen, in seinen gegenwärtigen kirchlichen Zuständen eine erfreuliche und zu manchen schönen Hoffnungen berechtigende Aehnlichkeit mit England dar. Es hat gleichsam das Beispiel für England gegeben und so wie dort die Bekehrung vieler Protestanten zur katholischen Kirche einen sehr bedeutenden Einfluß auf den denkenden Theil der Deutschen Nation gehabt hat, so auch hier. In dem Charakter der Deutschen ist so Manches, was mit dem der Engländer übereinstimmt, ein gewisser Ernst und eine Ruhe der Ueberlegung, welche mit Nachdenken die Gründe des Handelns prüft. Die Gleichheit der Abstammung darf wohl als die Ursache dieser Uebereinstimmung angesehen werden. Aber auch der Zustand der beiden Länder bei der gegenwärtigen zur katholi-

schen Kirche hinneigenden und fortschreitenden Bewegung gleicht sich sehr auffallend und es macht mir daher Vergnügen, einige Augenblicke bei diesem interessanten Gegenstande zu verweilen und Ihnen Auskunft über einige Details zu geben, welche mir von den Bischöfen und dem Klerus in verschiedenen Gegenden Englands, die ich seit meiner Rückkehr besucht, mitgetheilt worden sind. Vieles von demjenigen, was ich Ihnen erzählen kann, werden Sie freilich hin und wieder schon in den katholischen Zeitschriften Englands gelesen haben, aber dort sind diese Dinge eben ganz vereinzelt und nicht auf eine übersichtliche Weise zusammengestellt. Auch würden Sie, indem Sie blos die Erzählung einzelner Fälle von Bekehrungen lesen, nicht im Stande seyn, über den Geist zu urtheilen, welcher in diesem Lande weht. Dieser Geist, obwohl wir weit von einer allgemein übereinstimmenden Katholicität entfernt sind, ist doch für uns Katholiken, wenn wir auch nur auf die Zeit der letzten sechs Jahre zurückblicken, ganz außerordentlich auffallend. Nur derjenige kann dieß sehen und fühlen, der mehrere Jahre in England gelebt und jetzt die große Veränderung in dem Ausdrucke der Gesinnung, die sich überall im Verhältnisse zu den Katholiken äußert, wahrnimmt; welcher sieht, wie die protestantischen Kirchen katholische Ceremonien theils offenbar annehmen, theils heimlich einführen, welcher Zeuge davon ist, wie sich Gemeinden bei ihren Bischöfen beklagen, daß ihre Geistlichen papistische gefährliche Gebräuche einführen und wie die Bischöfe dessenungeachtet nicht wagen, diese zu verwerfen. Solche und unzählige andere Dinge sind die Zeichen der Zeit und obgleich es noch lange dauern mag bis England ganz katholisch wird, so hat dieses Land doch nicht lange gebraucht, um einen ganz veränderten Anblick in vielen seiner Kirchen darzubieten, einen ganz andern Geist in seinen öffentlichen Einrichtungen kund zu geben und sogar Ton und Sitte in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen zu ändern. Diese katholische Richtung ist in der That in einem so reißenden Fortschritte begriffen, daß Sie neben manchen andern Beispielen protestantischer Befürchtungen und

Vorkehrungen sogar das in den öffentlichen Blättern angetroffen haben werden, daß der Erzbischof von Dublin und der Bischof von Kildare sich wegen der in Oxford herrschenden Irrthümer an das Tribunal der Kollegienvorstände gewendet hat, und daß jetzt eine Kommission niedergesetzt worden ist, welche die Maaßregeln berathen soll, um jene Fortschritte zu hemmen. Quare fremuerunt gentes etc. Möge dieses das begnadigte Oxford zu dem Lichte der Wahrheit und zu der ersehnten Entscheidung bringen, welche so schön in den Worten des nämlichen Psalms ausgedrückt wird: Dirumpamus vincula eorum.

Meine Absicht geht nun dahin, Ihnen in diesen Zeilen nur einige Einzelnheiten von demjenigen mitzutheilen, was die Protestanten in ihren Kirchen und Kollegien und was die Katholiken in den letzten sechs Jahren gethan haben; Einzelnheiten, die Ihnen zwar schon bekannt seyn werden, welche ich aber ganz kurz unter einem Gesichtspunkt zusammenstellen will. Zunächst ein Verzeichniß der Bekehrungen besonders ausgezeichneter Männer während jener Zeit:

Revd. Bernard Smitt, ehemaliger Fellow des Magdalen College.
Johnson Grand Esqr. im St. John's College.
J. H. King im Exeter College.
G. Tickell, ehemaliger Fellow von University College.
Edw. Douglas Esqr. Bart. in Christ Church.
Scott Murray Esqr. Bart. Christ Church M. P. für Buckinghamsshire.
Revd. G. Talbot M. A. in St. Mary's Hall.
Revd. Daniel Partons M. A. im Oriel College.
Revd. J. Seager M. A. im Worcester College.
T. Leigh Esqr., ehem. Fellow Brasenose College.
Peter Renouf Esqr. im Pembroke College.
W. Lockhart im Exeter College.
Revd. W. G. Penny, von Christ Church.

Die Bekehrung von minder bedeutenden Leuten dauert, wie ich auf meine Nachfrage von vielen Geistlichen gehört habe, ununterbrochen fort. Ja, zu London sagte man mir, daß die Protestanten in großer Zahl die katholischen Kirchen besuchen, daß das Suchen nach Wahrheit unter ihnen allgemein ist, und daß sehr Viele von der hochkirchlichen Partei, die nicht Puseyiten sind, zugeben: man habe unrecht daran gethan, sich von Rom loszusagen, und daß sie sich in einem Zustande von Zweifel und Ungewißheit befänden. Die Verwirrung (denn so allein kann man es nennen) des armen Sibthorp hat der katholischen Sache keinen Eintrag gethan. Er bewarb sich um Wiederaufnahme als Prediger in die anglicanische Kirche, wurde aber abgewiesen; er stehe, erzählte mir ein katholischer Geistlicher in dem Midland Distrikt, in einem religiösen Briefwechsel mit protestantischen Geistlichen. Dagegen versicherte mich ein ehemaliger Studiengenosse, daß der katholische Priester zu Oxford, sein Oheim, gegen ihn mit der vollsten Hoffnung und Zuversicht in Betreff der Bekehrung einer großen Zahl der jetzt noch schwankenden Geistlichen der Universität sich geäußert habe. Diese wenigen Details werden für Sie und Ihre Leser von einigem Interesse seyn, und während Sie mit Vergnügen von der wirklichen Bekehrung so vieler Menschen in allen Theilen von England und von der wohlbegründeten Hoffnung vieler nahe bevorstehenden Conversionen hören, so wie von der Annäherung zum Katholicismus in den zu London und anderwärts von den Puseyiten erbauten Kirchen, welches alles noch bessere Dinge erwarten läßt, so wird es Sie gewiß nicht minder erfreuen, zu erfahren, was die Katholiken während dessen glücklich ausgeführt haben, ja sogar haben ausführen müssen, um nur einigermaaßen den Bedürfnissen der großen Menge ihrer neuen Brüder und Genossen des wahren Glaubens zu entsprechen.

Während des kurzen Zeitraums der letzten sechs Jahre hat man in England vierundfünfzig neue, und unter diesen einige sehr große Kirchen, so wie sieben neue Klöster erbaut; neunzehn neue Genossenschaften von Nonnen und neun von Mön-

chen sind gegründet, und nahe an zwei Millionen katholischer Controversschriften und Andachtsbücher gedruckt worden. — In manchen Städten Englands, die eine Bevölkerung von mehreren Tausend Einwohnern haben, gibt es freilich auch jetzt noch wegen Mangels an Mitteln kein Gebäude für den katholischen Gottesdienst. Gerade an solchen Orten oft bezeugt die alte, ehrwürdige Kathedrale oder Pfarrkirche, welche von ihren jetzige n Inhabern nur schwach besucht, oder fast ganz verlassen ist, mit ihrem verwitterten Portale, daß sie lange bevor bestand, ehe Jene gegen das heilige, anbetungswürdige Opfer, gegen die Sacramente und Gebräuche der katholischen Kirche und gegen die apostolischen Institutionen protestirten; und doch war die Kirche allein für diese Bestimmung erbaut. Aber je mehr der katholische Glaube sich ausbreitet, dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die Wohlthätigkeit, dieser ihn stets begleitende Genius, in den bekehrten Herzen der eifrigen Gläubigen eine Wohnung finden, und daß deren vermehrte Liebe dem vermehrten Bedüfnisse begegnen wird. Können wir dann auch nicht unser Eigenthum zurückerhalten, welchem freilich allein unsere Religion die wahre Bedeutung und den eigentlichen Werth beilegen kann, so wollen wir doch demüthig versuchen, unsere ehrwürdigen Kathedralen nachzuahmen, wenn nicht in der Größe ihrer Dimensionen, so doch der Heiligkeit unserer Religion würdig und entsprechend.

V.

Die schlesische Kirchenfrage.

(Historisch dargestellt.)

Zweite Periode.

Von der Emanation der Declaration vom 13. Mai 1833 bis auf die Gegenwart.

§. 3.

Vorgänge vom 13. Mai 1833 bis zur Cabinetsordre vom 20. August 1840.

Die in Rede stehende Declaration unterscheidet sich von den bereits angeführten Verfügungen dadurch, daß sie, während jene in der Regel nur von Ueberweisung katholischen Kirchenguts an die Protestanten sprechen, durch allgemeine Haltung die allgemeine Tendenz verbirgt, den Katholiken Hoffnung macht, erloschene protestantische Parochien zu erhalten. Der Zeitpunkt ihrer Publication war mit großer Klugheit gewählt: denn nie waren die Zeitumstände für ihre Ausführung günstiger, als damals. Die Protestanten waren, wie bereits gesagt worden, durch die Schrift des Superintendenten Worbs und durch das 1830 gefeierte Jubelfest in die gehörige Stimmung versetzt worden. Die Zustände, von denen das Gesetz und die unten näher zu bezeichnenden, den materiellen Inhalt desselben um das zwanzigfache erweiternden Ministerialinstructionen Erlöschungserklärungen abhängig machen, waren unter dem Einflusse verschiedener, von der Regierung ausgegangenen Maaß-

regeln vortrefflich gediehen. Schon unter Friedrich dem Großen hatte man Katholiken an gemischten Orten die Ansäßigmachung erschwert; durch ein fast volles Jahrhundert war dieser Zwang geübt worden; die beabsichtigte Wirkung, die Verminderung der Parochianen war in reichlichem Maaße eingetreten. Die Privatpatronate befanden sich meist in den Händen von Protestanten, die sich um Aufrechthaltung katholischer Institute nicht kümmerten, und dazu von der Landesregierung um so weniger angehalten werden konnten, da diese selbst, wo sie das Patronatsrecht ausübte, katholische Kirchen und Pfarrhäuser nicht nur verfallen und in unbrauchbaren Zustand gerathen ließ, sondern auch die Wiederbesetzung vacant gewordener Pfarrstellen, auch wenn sich die Patrone dazu bereit fanden, zu verhindern, und katholische Pfarrsysteme dadurch zu ruiniren gewohnt gewesen war, daß sie ihre Einkünfte, wie bei Aßlau, mit Beschlag belegte, „weil es den Protestanten vortheilhaft seyn konnte". Die Aufhebung des Nexus hatte schon im vorigen Jahrhunderte eine Verminderung der Geistlichkeit in Niederschlesien nöthig gemacht. Das laufende Jahrhundert hat uns die Säcularisation gebracht, die bereits 1823 ihren Einfluß geäußert hatte. Die Folge davon war, daß in den adjungirten Pfarrkirchen der Gottesdienst weit seltener, als durch Herkommen bestimmt war, gehalten werden konnte, vielleicht gar längere Zeit ausbleiben mußte, weil es dem alten und schwächlichen Pfarrer nicht möglich war, einen Caplan zu bekommen, oder aus Mangel an Einkünften zu salariren und zu beköstigen. Die Beamtenstellen waren ausschließlich schon damals mit Protestanten besetzt; der bischöfliche Stuhl war erledigt; die Vertretung der kirchlichen Interessen lag in den Händen Sedlnitzky, den das Capitel zum Administrator gewählt hatte, und später einstimmig zum Bischof nicht so wohl wählte, als ausrief. Schöpe lebte zwar noch, aber sein Körper war unter der Last der Arbeiten, die man ihm aufgebürdet hatte, ruinirt worden. Die dürftige Besetzung der theologischen Facultät hatte

auf die wissenschaftliche Bildung des Clerus den nachtheiligsten Einfluß ausgeübt. Nur zwei Männer zählte die Diöcese damals, die als geistige Potenzen ein starkes Gegengewicht hätten bilden können, Ritter und v. Dittersdorf; beide aber wurden bei Seite geschoben; Ritter, ganz seiner Professur lebend, ging staatsrechtlichen Fragen aus dem Wege; Dittersdorf fand, nachdem er öffentlich ein sehr kräftiges Wort für die Gerechtsame der Kirche gesprochen hatte, sogar für gut, anderswo ein Unterkommen zu suchen. Ein Nachswuchs war um so weniger zu hoffen, als sich talentvolle Theologen bald überzeugen mußten, daß sie nur dann hoffen können, eine ihren Fähigkeiten angemessene Stellung zu erlangen, wenn sie im Stande sind, ihre Anhänglichkeit an das Vaterland zu überwinden. Was hier gesagt wird, beruht auf Thatsachen. Fast in allen deutschen Provinzen findet man katholische Schlesier in Aemtern, die wissenschaftliche Bildung erfordern, und es würde diese Erscheinung noch viel häufiger seyn, wenn nicht der Schlesier an seinem Heimathlande mit fast gleicher Liebe hinge, als der Schweizer an seinen Bergen. Besonders ist dieses bei den Katholiken der Fall, als ob der Druck, der auf ihnen in der Heimath lastet, ihnen das Vaterland nur theurer macht. Schlimmer als die intellectuellen Rückschritte war die unkirchliche Richtung, die ein großer Theil des Clerus, besonders in Niederschlesien, eingeschlagen hatte. Das Uebel war so weit gediehen, daß den Reformprojecten Theiners Beifall gezollt, deutsche Messe gehalten und Abschaffung des Cölibats beantragt wurde. Der Fürstbischof Schimonsky sah aber die ganze Sache von der rechten Seite an, und legte den Reformern ihr Handwerk; die Regierung hinderte dieses zwar nicht, beförderte aber dafür diejenigen, die sich besonders hervorgethan hatten, zu den einträglichsten Stellen. Die geistliche Behörde wetteiferte hierin, nach Schimonsky's Tode, mit der weltlichen. Daß der unkirchliche Geist inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht hatte, zeigte der Umstand, daß das Jubelfest der Uebergabe der

Augsburgischen Confession von den meisten Geistlichen in Niederschlesien „mitgefeiert" wurde. Die aus der Seltenheit des Gottesdienstes und der Lauheit der Geistlichen hervorgegangene Mangelhaftigkeit der Seelsorge war auf die Anzahl der Parochianen nicht ohne Einfluß geblieben.

Bald nach der Erscheinung des Gesetzes setzten sich die Departementsregierungen mit einander in Correspondenz. Die Liegnitzer Regierung theilte ihre Ansichten unter dem 21. August 1833 der Breslauer mit, und erklärte unter Anderem, daß sie ein Verfahren ex officio für unzulässig halte, und daher die Gemeinde nicht auffordern wolle. Die Breslauer Regierung dagegen hielt das Verfahren ex officio für nothwendig. Diese Differenz veranlaßte die Liegnitzer Regierung zu einer Anfrage bei dem Ministerium, das ihr unter dem 31. August 1833 aufgab, ex officio zu verfahren, die alten Reclamationen, ohne erneuerte Anträge der Gemeinden abzuwarten, vorzunehmen und zu prüfen. Die Declaration sagt §. 1, lit. b, daß eine Parochie für erloschen zu erklären sei, wenn binnen zehn Jahren gar kein Pfarrgottesdienst daselbst statt gefunden habe; das Ministerium eröffnete gleichzeitig der Regierung, daß, wenn sich finden sollte, daß auch sechs Male jährlich Gottesdienst gehalten wird, die Kirche immerhin nach dem Willen des Königs für erloschen erklärt werden könne, wenn nur die Geringzähligkeit der Pfarrgenossen feststehe.

Der Inhalt der unter dem 31. August 1833 an die Regierungen zu Liegnitz und Breslau erlassenen Verfügung muß zur Kenntniß des Domcapitels gekommen seyn, da sich dasselbe unterm 19. November 1833 an den Bisthumsadministrator Sedlnitzky wendet, und ihm anzeigt, daß der Minister in Beziehung auf das Gesetz vom 13. Mai „ein sehr erweiterndes Rescript" erlassen habe, das den herbsten Nachtheil für die katholische Kirche Schlesiens besorgen lasse, weshalb denn der Administrator, unter Bezugnahme auf die Regel des canonischen Rechtes, sede vacante nihil innovetur beim Minister darauf

antragen solle, daß während des erledigten Stuhles die Ausführung des Gesetzes ausgesetzt bleibe. Diesem Wunsche entsprach Sedlnitzky wirklich unter dem 26. Nov. 1833, aber er mußte sich unterm 26. Febr. 1834 belehren lassen, daß er dem Satze: sede vacante nihil innovetur einen ganz falschen Sinn unterlege, indem derselbe vom Staate nur in so weit anerkannt werde, als es sich um Unternehmungen handle, zu denen die Genehmigung des Bischofs erforderlich, was bei der Ausführung dieses Gesetzes keineswegs der Fall sei. Das Domcapitel und das Vicariatamt hatten erklärt, daß sie sich schwerer Verantwortlichkeit aussetzen würden, wenn sie sich bei dem Geschäfte irgendwie betheiligen wollten. Der Minister belehrt sie nun, daß sie gerade dann sich einer solchen Verantwortlichkeit aussetzen würden, wenn sie sich der Betheiligung, welche die Staatsbehörden aus wohlwollenden Rücksichten auf das Beste der Katholiken von ihnen verlangen würden, entziehen sollten. Was den Einfluß über die Verwendung des Kirchenvermögens betrifft, so spricht sich der Minister dahin aus, daß dem Bischofe darüber nur eine consultative Einwirkung zugelassen werden könne, eine Aeußerung, durch welche die Angabe der Augsb. Allg. Zeitung, daß das Vermögen unter der Verwaltung des Bischofs stehen solle, vollständig widerlegt wird. Zum Schluße verweist er auf seine Instruction.

Die Regierungen zu Liegnitz und Breslau erließen nun Umlaufschreiben an die landräthlichen Aemter, in denen befohlen wurde, zu ermitteln, welche Pfarreien möglicherweise als dem Gesetze verfallen angesehen werden könnten, und die Berichte mit genauen Angaben zu versehen. Die Regierung zu Oppeln hat kein Umlaufschreiben dieser Art erlassen, da in ihrem Departement nur protestantische Pfarreien sich befinden, auf welche eine Anwendung dieses Gesetzes hätte Statt finden können. Sobald die landräthlichen Berichte eingegangen waren, wurden von den Regierungen sogenannte Provo[illegible]sschriften angefertigt und massenweise der geistlichen Behör[illegible] unter Angabe einer präclusivischen Frist und unter der im gewöhn-

lichen Civilprocesse üblichen Contumacialverwarnung zur Beantwortung mitgetheilt. Die geistliche Behörde beging dabei den Fehler, daß sie den an sie ergangenen Aufforderungen der Belehrung, die ihr der Minister hatte zukommen lassen, entsprechend, Folge leistete, und den Beweis zu führen suchte, daß auf die provocirte Kirche das Gesetz vom 13. Mai 1833 nicht anzuwenden sei, oder, wo dieses nicht möglich war, in die Erlöschung einwilligte, wodurch sie die Gültigkeit des Gesetzes thatsächlich anerkannte, ihre Unterwerfung unter dasselbe bezeugte, und des Einwandes der Incompetenz sich begab, den der Minister gerade am meisten gefürchtet zu haben scheint. Die Fristen, welche ihr gesetzt wurden, waren übrigens außerordentlich kurz, und reichten kaum hin, um von den betreffenden Erzpriestern die für die Anfertigung der Provocationsbeantwortungen nöthigen Informationen darüber, „ob die Thatsachen, von denen das Gesetz das Erloschenseyn einer Parochie abhängig gemacht, Statt finden oder nicht", einzuholen. Wenn die geistliche Behörde, welche der Minister belehrt hatte, daß sie dafür verantwortlich sei, daß die Frage über diese Thatsachen mit möglichster Gründlichkeit erörtert werde, sich längere Fristen ausbat, so wurde ihr, wie es unter Anderem von der Regierung zu Liegnitz unter dem 3. Juli 1837 geschah, mit unliebsamen Maaßregeln gedroht. Es mußte ihr daher je länger je klarer werden, daß die ganze Procedur von den Regierungen als eine leere Förmlichkeit betrachtet werde, und die auf die Abfassung von dergleichen Beantwortungen verwendete Zeit und Mühe rein verschwendet sei. Dieses ging aber ganz besonders aus den Resoluten hervor, die von den Gegenausführungen nicht die geringste Notiz nahmen, sondern ohne Rücksicht auf dieselben katholische Parochien für erloschen erklärten. Gleichwohl aber scheint der Gedanke, daß es auf eine bloße Spiegelfechterei abgesehen gewesen sei, der geistlichen Behörde fern geblieben zu seyn: denn auf den Antrag derselben richtete der Fürstbischof eine Vorstellung an den Minister, in der er um längere Fristen und um schonendes Verfahren für das Bi-

cariatamt bat. Der Minister sagte in seiner Antwort vom 3. April 1837 weder das Eine, noch das Andere zu, nahm es vielmehr der geistlichen Behörde übel, daß sie, seiner Belehrung folgend, mit möglichster Gründlichkeit die angegebenen Thatsachen zu erörtern sich bemühe. Zugleich setzt er den Bischof in Kenntniß, daß abermals erweiternde, im Gesetz nicht mit angegebene Erlöschungsnormen angegeben worden seien.

Mit größtem Eifer und mit größter Vorsicht benutzten die Regierungen die für ihre Antipathieen günstigen Conjuncturen. Schon einige Monate nach dem Beginne des Geschäftes konnte die Breslauer Regierung dem Oberpräsidenten die Erlöschungserklärungen über Pirschen, Ludwigsdorf, Metschkau und Pläswitz vorlegen; allein statt des gehofften Lobes empfing sie unter dem 28. Febr. 1834 einen Verweis, daß sie nicht rascher zu Werke gehe. Sie mußte sich nun rechtfertigen. Sie that es in einem Schreiben vom 4. April 1834, in welchem sie erklärte, daß sie der Ueberzeugung sei, daß mit der Ausführung des Gesetzes nicht zu rasch vorwärts gegangen werden solle. „Gesetzlich", sagt sie, „darf den Evangelischen nur die Kirche überlassen werden, da sich sonst nirgends ein Baufond findet, und jenes allein reicht nicht hin, um ohne weitere Hilfsmittel ein besonderes Kirchensystem zu gründen. Wir sind daher großentheils damit beschäftigt, an solchen Orten den Simultangebrauch einzuführen, wozu die bischöfliche Behörde sich immer geneigt gezeigt hat, worauf aber die Evangelischen, obgleich ihnen in diesem Falle das Kirchenärar mit zu Statten kommt, noch nicht haben eingehen wollen, weil sie sich nicht überzeugen können, daß sie nicht auch einen Anspruch auf unentgeltliche Ueberweisung eines Theiles des Kirchenvermögens, der Wiedmuthen und der pfarrlichen Gebäude haben sollen. Wird nun aber erst die Einziehung einzelner Kirchen vollständig durchgeführt seyn, und die Evangelischen sich durch mehrere Beispiele überzeugt haben, daß sie dann nur da[illegible]kte, oft ganz verfallene Kirchengebäude erhalten, so hoffen [illegible] daß sie ihren Vortheil einsehen und auf die Einführung eines Si-

multangebrauchs eingehen werden“. Obwohl die Regierung deutlich genug gesagt hatte, daß es lediglich der Vortheil der Evangelischen, und nicht Achtung vor den Gerechtsamen der Katholiken gewesen sei, was sie bewogen habe, nicht so rasch vorwärts zu gehen, so war es ihr doch nicht gelungen, die Scharte auszuwetzen. Unter dem 4. Mai wurde sie nochmals zur Beschleunigung aufgefordert. Obwohl sie nun ihr Möglichstes that, so ergingen doch am 24. Mai und 11. Juli 1837 erneute Aufforderungen, von denen eine immer dringender war, als die andere. Fast scheint es, als habe der Oberpräsident gefürchtet, der Minister Altenstein werde auf die Länge der Zeit nicht im Stande seyn, bei dem Könige diejenigen aus dem Feld zu schlagen, die eine billigere Behandlung der Katholiken Seinem Ruhme zuträglicher fanden. Schon unter dem 18. Juli 1837 hatte indessen der Oberpräsident die Genugthuung, mittelst Bericht der Regierung, zu vernehmen, daß die Pfarreien zu Pirschen, Jenschendorf, im Neumarkter, Ludwigsdorf, Metschkau, Pläswitz, Gutschdorf, Sponsberg, im Trebnitzer, Bärsdorf, Schenkendorf, im Waldenburger Kreise für erloschen erklärt worden seyen, und gleichzeitig zu hören, daß eine noch größere Aernte sich erwarten lasse. Bei der Regierung zu Liegnitz bedurfte es äußerer Antriebe nicht, um sie zu einem raschen Verfahren zu bewegen. Sie marschirte im Sturmschritte auf das Ziel los, so zwar, daß sie der Oberpräsident in einem Schreiben an den Minister zu großer Eilfertigkeit anklagte. In beiden Regierungsbezirken waren bis zum September 1839 im Ganzen 123 katholische Pfarreien für erloschen erklärt, und etwa 30 in Angriff genommen worden.

So auffallend auch bei dem ersten Anblicke dieses Resultat erscheinen mag, so schwindet doch bei genauerer Betrachtung jede Veranlassung zur Verwunderung. Wenn bei Civilklagen die Entscheidung in die Hände des Klägers oder eines offen[illegible] Widersachers gelegt würde, so dürfte man sich nicht wun[illegible]n, wenn jeder Proceß verloren ginge. War es hier anders? Nicht die Gemeinde, sondern die Regierungen nahmen

die Stelle des Klägers (Provocanten) ein; und die Regierungen waren es abermals, welche die Stelle des Richters einnahmen, und entschieden, ob ihre Provocationen richtig seien. Bei den Entscheidungen handelte es sich um die Frage, ob das Bedürfniß zu einem ordentlichen katholischen Pfarrgottesdienste vorhanden sei; und über diese Frage entschieden Protestanten, die ein Interesse dabei haben, den Pfarrgottesdienst zu beseitigen, und die Heerde vom Hirten zu trennen. Noch begreiflicher wird uns das Resultat der Bemühungen der Erlöschungsbeamten, wenn wir auf die von ihnen befolgten Normen sehen. Das Gesetz sagt, eine Parochie solle für erloschen erklärt werden, wenn binnen zehn Jahren in ihr gar kein Pfarrgottesdienst Statt gefunden habe; die Instruction vom 31. August 1833 erklärt, daß die Erlöschungserklärung auch dann erfolgen solle, wenn in den letzten zehn Jahren noch sechs Mal Gottesdienst daselbst gehalten worden sei, und die unter dem 23. April 1837 an den Fürstbischof erlassene Verfügung zeigt uns, daß man auch dann katholische Parochieen für erloschen zu erklären sich befugt fand, wenn öfter als sechs Mal Gottesdienst gehalten worden war. Das Gesetz macht die Erlöschungserklärung von der „Geringzähligkeit“ der Pfarrgenossen abhängig; daran halten die Ministerialinstructionen fest; um aber diese „Geringzähligkeit“ herauszubringen, setzte man, wie aus der genannten Verfügung zu sehen ist, fest, daß bei der Zählung weder auf die Nichtangesessenen, noch auf die Angesessenen Rücksicht genommen werden solle, eine Festsetzung, deren Beachtung die Parochianenanzahl stets auf Null reducirte, da die Parochianen nur in Angesessene und Nichtangesessene zerfallen. So kam es denn, daß, was derjenige, der nur das publicirte Gesetz und nicht die geheimen Instructionen kannte, nicht für möglich halten konnte, Parochieen für erloschen erklärt wurden, in denen auch in den letzten zehn Jahren noch alle vier Wochen Gottesdienst war gehalten worden, und eine weit größere Anzahl von Parochianen zählten, als diejenige war, welche von den Erlöschungsbeam-

ten für hinreichend zur Errichtung neuer protestantischen Pfarr- und Schulsysteme erachtet worden war *). Obwohl nun die jährliche Anzahl von Gottesdiensten eben so wenig, als die Anzahl der Parochianen ein Gewicht hatte, so fand man es doch für nöthig, beide unter den factischen Bestand in den Provocationsschriften herabzusetzen. In der Provocationsschrift gegen Kottwitz war angegeben, daß sie nur achtzehn Seelen zähle; die von der geistlichen Behörde veranstaltete Untersuchung ergab, daß sich die Zahl der Parochianen auf vierunddreißig belaufe, und daß die Kirche beim Gottesdienste stets voll sei, da die Katholiken der Nachbarschaft sich zu ihr hielten, so zwar, daß den Nachfragen nach Kirchenstühlen nicht genügt werden könne. Die Provocationsschrift gegen Hertwigswal-

*) Neue protestantische Pfarr- und Schulsysteme wurden zum Theil auf Staatskosten, zum Theil aus katholischen Mitteln errichtet:

in Lublinitz für	78	Seelen,
in Habelschwerdt für	52	„
in Patschkau für	34	„
in Mollner für	32	„

In Lublinitz wurde dazu die katholische Annenkirche genommen; an allen diesen Ortschaften sind eigene Pastoren, Küster und Lehrer angestellt.

Dagegen aber wurden für erloschen erklärt die katholischen Parochien

zu Prausnitz mit	51	Seelen
zu Strusdorf mit	66	„
zu Peterwitz mit	66	„
zu Klischdorf mit	65	„
zu Pläswitz mit	81	„
zu Eulau mit	116	„

Hierbei sind diejenigen Katholiken nicht mitgerechnet, welche sich dieser Pfarrkirchen als Gäste bedienen mußten, weil meilenweit in der Nachbarschaft keine Kirche war, deren Anzahl oft das Vier- und Sechsfache übersteigt. — In Görlitz sind 600 Katholiken; aber sie haben sich der Rücksicht nicht zu erfreuen gehabt, die man um dieselbe Zeit auf die 34 Protestanten in Patschkau nahm.

bau hatte angegeben, daß diese Parochie nur zwei katholische Familien zähle; die Untersuchung ergab einundneunzig Seelen. Die Provocationsschrift gegen Wachsdorf hatte angegeben, daß in ihr nur vier Mal jährlich in den letzten zehn Jahren Gottesdienst gehalten worden sei; die Untersuchung ergab, daß fortwährend alle vier Wochen, also jährlich dreizehn Male Gottesdienst Statt gefunden habe. Die entscheidende Behörde mußte nun auf faktische Fragen sich einlassen, und entschied natürlich zu Gunsten ihrer Angaben. Wenn aber durch gründliche Zeugnisse die Richtigkeit der Gegenausführungen gegen die Provocationsschriften in der Rekursinstanz, die das Ministerium bildet, dargethan wurde, so kam der Bescheid zurück, daß auf die Anzahl der eingesessenen und nichteingesessenen Parochianen eben so wenig, als auf die Anzahl der Gottesdienste Rücksicht genommen werden könne. Es wurde in solchen Fällen die Nähe der benachbarten Parochie, wie bei Peterwitz, als Grund der Erlöschungserklärung angeführt. Wenn dann die geistliche Behörde, um die Erlöschungserklärung einer andern in Angriff genommenen Kirche abzuwenden, anführte, daß die nächste Parochie meilenweit entfernt sei; so wurde sie belehrt, daß eine solche Bezugnahme unzuläßig sei, und sie sich auf die Erörterung der faktischen Verhältnisse der in Rede stehenden Pfarrei zu beschränken habe. Wo aber die weitarmigen Instructionen nicht ausreichten, wurde zu Ausflüchten gegriffen. Die Pfarrei Konradswaldau ließ sich unter die ministeriellen Instructionen nicht subsumiren; gleichwohl wurde sie unterm 26. März 1837 für erloschen erklärt, und zwar auf den Grund hin, „daß in der dortigen Gegend wahrscheinlich ein neues katholisches Kirchensystem errichtet werden würde" *). Dieses Resolut wurde in der zweiten Instanz bestätigt. Durch die Erlöschungserklärung der Parochie Waldiß war einer großen Anzahl von

*) Vernünftiger wäre es wohl, das alte zu lassen. Der eigentliche Grund liegt aber wohl wahrscheinlich im Inventarium, das ein Vermögen von 8000 Thalern nachweist, die als herrenloses Gut an den Staat fallen.

Katholiken die Gelegenheit der religiösen Erbauung entzogen worden. In der Recursinstanz wurde dieser Grund geltend gemacht; gleichwohl wurde das Erlöschungsresolut bestätigt, mit der Bemerkung, „daß bei künftiger Regulirung der Verhältnisse auf die Bedürfnisse Rücksicht genommen werden würde." So wurde denn zum Nachtheile des katholischen Besitzstandes eine sehr unwahrscheinliche Zukunft der Gegenwart substituirt. Wenn aber die geistliche Behörde zum Vortheile dieses Besitzstandes hierdurch aufgemuntert Veränderungen in faktischen Verhältnissen, die sich als nahebevorstehend mit Gewißheit ankündigten, geltend machte; so wurde ihr gesagt, daß ein solches Vorgreifen in die Zukunft unzuläßig sei, und sie sich lediglich auf die Gegenwart zu beschränken habe. Die Pfarrei Hertwigswaldau wurde von der Regierung zu Liegnitz für erloschen erklärt, weil für die Eingepfarrten die Abhaltung eines ordentlichen Pfarrgottesdienstes zuletzt eine Last werden könnte, die sie nicht zu tragen vermöchten, und weil die Protestanten, um des Glockenthurmes und des Geläutes theilhaftig zu werden, auf Retradition der Kirche angetragen, und vom Minister Aussichten auf Gewährung ihrer Bitte erhalten hätten, wie es in einem Schreiben dieser Regierung vom 5. April 1840 heißt. Das Gesetz lautet nur gegen die Parochieen, und es konnte also nach demselben Tochterkirchen nicht in den magischen Kreis der Functionen der Erlöschungsbeamten hineingezogen werden. Deßungeachtet wurden aber auch Filialkirchen, wie Reichenau, Eulau, Beersdorf, Schenkendorf, Klitschdorf, Berthelsdorf für erloschen erklärt. Eulau wurde für erloschen erklärt, weil, wie es in dem Resolute vom 19. April 1837 heißt, Spuren vorhanden seien, daß die Kirche eine adjungirte Pfarrkirche sei. Die Kirchen zu Beersdorf und Schenkendorf waren in den Kirchenrechnungen, die vom Pfarrer angefertigt, vom Patron dechargirt worden waren, stets Filialkirchen genannt worden. Ein Ministerialresolut vom 21. Mai 1840 aber bestätigte die Erlöschung, und zwar deßhalb, „weil dem Pfarrer die Fä-

higkeit, rechtliche Verhältnisse zu beurtheilen, nicht zuzutrauen sei". Berthelsdorf wurde für erloschen erklärt, weil die geistliche Behörde nicht habe beweisen können, daß die Kirche keine Mutterkirche sei, da doch, wie jeder juristische Stümper weiß, der Beweis, daß sie Mutterkirche sei, dem Kläger, hier Provocanten, oblag. Der eigentliche Grund mag wohl auch hier im Inventarium liegen, welches 2000 Thaler Vermögen und drei Glocken, von 25 bis 30 Centner Gewicht, nachweist, wie man denn überhaupt die Bemerkung machen muß, daß reiche Kirchen selten dem von den Erlöschungsbeamten ausgeworfenen Netze entgingen. Nach dem Allgemeinen Landrechte hätten die Geistlichen und Parochianen nicht nur ex officio vernommen, sondern auch rechtliches Gehör finden sollen. Hieran kehrte man sich aber nicht. Die Verhandlungen gingen vielmehr so geheim, daß die Pfarrer und Gemeinden erst dann erfuhren, daß ihre Parochie erloschen sei, wenn die Commissarien ankamen, um das Vermögen zu „inventarisiren", was in ehrlichem Deutsch eine Beschlagnahme bedeutet.

In den Erlöschungsresoluten wird häufig angeführt, daß die Parochie deßhalb nicht mehr subsistiren könne, weil sie zu arm sei. Hierzu ist die Bemerkung nöthig, daß diese Armuth oft nur eine Folge gewißer Maaßregeln war, welche die geistliche Behörde bei dem besten Willen nicht hatte verhüten können. Müssen nicht Pfarreien verarmen, wenn man es für erlaubt hält, ihnen, wie bei Aßlau, 2100 Thaler auf einmal zu nehmen, „weil es den Protestanten vortheilhaft seyn kann"? Auch der Umstand ist nicht außer Acht zu lassen, daß jeder intendirten Verbesserung der Vermögensumstände unsägliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden waren. Wir wollen das dieserhalb wohlberechnete Verfahren an einem Beispiele beleuchten. Müllermeister Franz Opitz zu Krintsch, einem gemischten Orte in Schlesien, stiftete am 1. März 1835 zwei heilige Messen, von denen die eine Freitag nach Aschermittwoch, die andere den nächsten Freitag, und nach der ersten

eine Einleitungsfastenpredigt nebst einem Gebete zu Ehren der Todesangst Christi gehalten werden sollte. Die Regierung verweigerte die Bestätigung, und zwar deßhalb, weil an einem nicht genehmigten Feiertage gepredigt werden solle. Die geistliche Behörde wies darauf hin, daß ja in Breslau in protestantischen Kirchen auch an Wochentagen gepredigt sei, daß Niemand gezwungen werde, der fundirten Predigt beizuwohnen, daß der Landarbeiten in jener Zeit so wenige seien, daß die Landleute immerhin eine Stunde der Betrachtung des Leidens Christi widmen könnten; aber Alles half nichts. Die Regierung erklärte unter dem 15. Juni, daß sie die Fundation nicht bestätigen könne, „da durch Einsetzung einer Predigt ein neuer Gottesdienst eingeführt werde, auch ohnehin in katholischen Kirchen alle Tage Messe sei, und daher die Bezugnahme auf evangelische Kirchen die Fundation nicht rechtfertigen könne.“ Alle diese Weitläufigkeiten ermüdeten aber den Fundator nicht. Er ließ ein neues Instrument aufsetzen, in dem er dem Wochentag einen Sonntag substituirte, und so sich den Bedingungen der Regierung fügte. Diese konnte nun nicht mehr ausweichen, und ertheilte unter dem 5. September 1836 die nachgesuchte Bestätigung dergestalt, daß die Predigt am ersten Sonntage in der Faste Nachmittags, „jedoch nicht bei Lichte“, wie es in der Urkunde heißt, gehalten werden dürfe, nachdem die Sache durch achtzehn Monate hin und her geschleppt worden war. Man kann sich leicht denken, wie viele Verbesserungen katholischer Parochieen durch ein solches Verfahren hintertrieben worden seyn mögen *).

Die Erlöschungserklärungen bilden übrigens nur das Vorspiel zu den tragischen Ereignissen jener Unglücksjahre, die dem materiellen Besitze der katholischen Kirche in Schlesien weit nachtheiliger gewesen sind, als die französische Invasion. Der

*) Im Jahre 1839 stiftete, mittelst Urkunde vom 13. Juni 1839, der Bauerauszügler Weiß in Krintsch eine jeden Freitag zu haltende Fastenpredigt. Diese Stiftung wurde ohne Schwierigkeit unter dem 8. Juli genehmigt.

erste Act der Occupation der für erloschen erklärten Parochie und des herrenlos gemachten Vermögens derselben. Und hier verfuhr man denn mit gleicher Willkührlichkeit. Der Landrath des Striegauer Kreises nahm, ohne vorhergegangene Anzeige, das Vermögen der Kiche zu Gutschdorf an sich. Gleichzeitig erfuhr die geistliche Behörde, daß in derselben Weise nächstens in Metschkau und Pläswitz verfahren werden solle, daß die Parochie Jenschendorf sogar den Protestanten schon übergeben worden sei. Die geistliche Behörde legte nun unter dem 7. August 1839 gegen ein weiteres Verfahren dieser Art förmlich Protestation ein, und führte Beschwerden bei dem Ministerium; allein es war zu spät. Ohne auf die Protestation zu achten, ohne den Erfolg der Beschwerde abzuwarten, ließ die Breslauer Regierung das Vermögen der Pfarrkirche zu Pläswitz einkassiren und nach Breslau bringen. Am 20. November erhielt das Vicariatamt von der Breslauer Regierung den Bescheid, daß die Vorgänge, worüber es sich beschwert fühle, von dem Oberpräsidenten veranlaßt worden seien, und sich ganz in den Gränzen der vorgeschriebenen Ordnung gehalten hätten. Die geistliche Behörde hatte sich wegen der in Betreff des Kirchengebäudes getroffenen Disposition beschwert; die Regierung beschied sie, daß Anträge wegen des Kirchengebäudes von dem geistlichen Commissarius hätten gemacht werden sollen, was nicht geschehen sei *). Am Schluße dieses Rescripts heißt es:

„Wir schließen diese Verfügung mit dem lebhaften Wunsche, daß Ein rc. rc. endlich einmal zu der Ueberzeugung gelangen möge, daß das Gesetz vom 13. Mai 1833 im Interesse der katholischen Kirche erlassen worden ist, indem hierdurch die Möglichkeit gegeben worden ist, an die Stelle des der katholischen Kirche Entbehrlichen, wo es nöthig ist, neue

*) Das ist wahr; aber es war keiner zugegen, da die Sache ganz in der Stille abgemacht wurde. Auch ist es doch wunderbar, daß ex officio katholische Pfarreien aufgelöst, und die dadurch entstandenen Bedürfnisse nicht ex officio beachtet werden.

(!!!) katholische Kirchen zu errichten, oder schon bestehende besser zu fundiren und sicher zu stellen, wie denn auch unser ganzes Bestreben nur dahin geht, das Interesse der katholischen Kirche den gesetzlichen **Bestimmungen gemäß nach Möglichkeit zu fördern**".

Gegen diese Gefälligkeit hätte die geistliche Behörde protestiren, und jedes Aufdringen solcher Wohlthaten sich verbitten sollen. Es scheint aber nicht geschehen zu seyn. Um diese Dienstleistungen nach einem gewissen Systeme zu vollziehen, entwarf unter dem 9. Januar 1839 der Oberpräsident eine Instruction, welche unter dem 30. October die Genehmigung des Ministers erhielt, nachdem sich bereits der Fürstbischof mit ihr einverstanden erklärt hatte. Nach dieser Instruction sollte, sobald eine Erlöschungserklärung rechtskräftig geworden, durch eine Commission, bestehend aus einem weltlichen und geistlichen Commissarius 1) das Vermögen der Kirche a) „inventarisirt", b) „sichergestellt" und untersucht werden, wie 2) der betheiligte Pfarrer zu remuneriren, 3) das übrig bleibende Vermögen für katholische Zwecke zu verwenden und 4) für die vorhandenen Katholiken zu sorgen sei.

Auf diese Weise wurden die Pfarreien zu **Gutschdorf**, **Pläswitz**, **Jenschendorf** und **Ludwigsdorf** den Katholiken weggenommen; die Wiedmuthen wurden als **herrenloses** Gut mit Beschlag belegt, von der Regierung verpachtet; die Pachtgelder müssen nun statt auf dem Pfarrhofe im Steueramte bezahlt werden, von wo aus sie in die Hauptinstitutenkasse kommen; das Kirchenvermögen wurde nach Breslau geschafft. Nachdem das Kirchenvermögen auf diese Weise „sicher gestellt", und somit die **Hauptsache** in Ordnung gebracht war, war das Geschäft beendigt. Für die Katholiken, die ihre Pfarreien verloren, zu sorgen, daran wurde bis heut noch nicht gedacht. Diese Vergeßlichkeit scheint übrigens ganz instructionsmäßig zu seyn. Dieses geht aus der Art hervor, in welcher die Regierung zu **Liegnitz** die Abhaltung eines vom Patron der Pfarrei **Hertwigswaldau**, Baron von **Richthofen**, der sich

zur katholischen Kirche bekennt, veranstalteten außerordentlichen Gottesdienstes sogar zu verhindern suchte. Der Patron ließ nämlich in der Pfarrkirche durch den Kreisvicar in Profen alle vier Wochen sonntäglichen Gottesdienst halten, der Sonntags vorher in Profen angekündigt wurde, da die Regierung dem von ihm vocirten Pfarrer das Placetum versagt hatte. Was also die Regierung hätte thun sollen, that der Patron auf eigene Kosten; allein es zeigte sich auch bald, daß es die Regierung bei der Erlöschungsprocedur auf eine Unterdrückung des katholischen Gottesdienstes abgesehen hatte. Kaum hatte sie nämlich von dieser lobenswerthen Fürsorge Kenntniß erhalten, so erklärte sie dem geistlichen Amte unter dem 8. Febr. 1840, daß dieses jedenfalls aus der Absicht, die Auflösung der Parochie zu hintertreiben entsprungene Verfahren, unzuläßig sei, da es nur confessionelle Reibungen hervorbringen, und überdieß den beabsichtigten Erfolg nicht herbeiführen könne. Demgemäß trug die Regierung der geistlichen Behörde auf, den Kreisvicar anzuweisen, in Hertwigswaldau keinen Gottesdienst mehr zu halten. Der Patron führte Beschwerde; die geistliche Behörde remonstrirte unter dem 10. März 1840; allein die Regierung beharrte in ihrem Rescripte vom 25. März 1840 auf ihrer Forderung an die geistliche Behörde, „das Erforderliche zu verfügen", und fügte folgende, die Tendenz des ganzen Confiscationsgeschäftes offen enthüllende Worte hinzu:

„Ein ꝛc. ꝛc. wird gewiß nicht verkennen, daß die evangelische Gemeine zu Hertwigswaldau ein Interesse dabei hat, daß der Patron der dortigen armen evangelischen Kirche zur katholischen Confession übergetreten ist, und zur Gefährdung ihres Kirchensystems in mancher Beziehung nicht ohne allen Grund fürchtet, wenn überdieß die Abhaltung des katholischen Gottesdienstes zu Hertwigswaldau in der angegebenen Art öffentlich vorher proclamirt und dazu eingeladen wird. Daß dieß Verhältniß Uebelstände herbeiführen muß, ist erklärlich, und daher daraus allein noch keine ungünstige Folgerung gegen den Sinn der Gemeinde zu ziehen, welche

an und für sich durch den katholischen Gottesdienst nicht irritirt werden sollte".

Oeffentliche Proclamationen des katholischen Gottesdienstes ist also Gefährdung eines evangelischen Kirchensystems! Diese Ansicht spricht die Regierung selbst aus. Kann es deutlicher gesagt werden, daß es auf eine Auflösung der für erloschen erklärten katholischen Pfarreien abgesehen ist? Auflösung! Was bedeutet dieses Wort, dessen sich die Regierung selbst bedient? Sehet die Klöster an! Denn auch sie wurden ja aufgelöst. Es wurde beim Ministerium unter dem 2. Mai 1840 gegen dieses Rescript Beschwerde geführt, allein der Bischof wurde nicht einmal eines Bescheides gewürdigt. Daß man nicht gesonnen war, die Verwendung des Kirchenvermögens zu beschleunigen, geht aus einem Ministerialrescripte vom 18. Oct. 1838 hervor. Der Fürstbischof hatte wegen Verwendung des Vermögens der aufgelösten Parochie Läsgen Anträge gestellt. Der Minister wies ihn jedoch mit denselben ab, und zwar deßhalb, „weil es ja doch möglich seyn könnte, daß die evangelische Gemeinde ältere Ansprüche an das Vermögen habe, über welche vorher erst entschieden werden müsse, ehe die Verwendung erfolgen könne".

Den zweiten Act bildet die Ueberweisung der Kirchen an die Protestanten. Die Ausführung des letzten Actes machte die meisten Schwierigkeiten: denn hier hatte man es nicht mehr mit Katholiken, die durch langen Druck eingeschüchtert und entmuthigt worden waren, sondern mit Protestanten zu thun. Zwar war der Minister in seiner Instruction vom 6. Januar 1834 auch hierin zu Gunsten der Protestanten über das Gesetz hinaus gegangen, indem er befohlen hatte, ihnen die Glocken mit zu überweisen, welche nach dem Allgemeinen Landrechte nicht mit zu den Kirchengebäuden gehören; eine Bestimmung, welche von der Regierung genau beachtet wird, wenn es sich um Patronatsbeiträge zu katholischen Kirchen handelt, allein die Protestanten waren da-

mit noch nicht zufrieden; sie forderten aus dem Kirchenvermögen bald die Capitalien, bald die Wiedmuth. Pastor Reiche zu Nilbesch verlangte die Wiedmuth, damit er sich, wie er sehr naiv sagte, ein Pferd halten und seine Pflichten besser erfüllen könnte. Diese Gesuche wurden von den Behörden, wahrscheinlich in der festen Ueberzeugung, daß das Gesetz lediglich im Interesse der katholischen Kirche erlassen worden sei, bevorwortet; allein sie blieben unbeachtet. Die Protestanten ihrerseits gingen nicht von der Ueberzeugung ab, daß ihnen das gesammte katholische Kirchengut gehöre, und die Behörden gewannen bald die Ueberzeugung, daß es weit leichter sei, den Katholiken Kirchen mit ihrem Vermögen zu nehmen, als den Protestanten Kirchen gratis zu geben. Die Protestanten in Wünschendorf erklärten der Commission, die zur Uebergabe der für erloschen erklärten katholischen Pfarrkirche an die Protestanten abgeordnet worden war, daß die Uebergabe ihnen eine schwere Last aufbürden würde, und protestirten gegen dieselbe, indem sie sich nur aus dem katholischen Kirchenvermögen ein Capital, das Taufbecken und einen silbernen Kelch ausbaten. In Mongschütz und Jerschendorf wäre es bald bis zu Excessen gegen die Commissarien gekommen, weil diese ihnen nur die Kirche, und nicht auch ihr Vermögen übergeben wollten. Das war der Lohn, den die Behörden für ihre, „aus wohlwollenden Rücksichten auf das Beste der katholischen Kirche“ geflossenen Bemühungen empfingen. Sie ärndteten nun die Früchte, die Worbs dadurch gesäet, daß er bei den Protestanten Erwartungen erregt hatte, deren Erfüllung nur in Folge eines vollständigen Umsturzes der Verfassung hätte möglich gemacht werden können. Man hatte den Eifer, mit dem von den Gemeinden die Erlöschungserklärungen betrieben worden waren, als Zeichen der Frömmigkeit angesehen; nun zeigte es sich, daß ihm jene „Frömmigkeit“ zur Stütze gedient hatte, die in der Parodie eines Kirchenliedes ihren entsprechenden Ausdruck fand. An beißenden Satyren

von Seiten der Katholiken fehlte es damals nicht: denn so sehr man sich bemüht hatte, dieses unerwartete Intermezzo zu vertuschen, so war es doch, und zwar durch die protestantischen Gemeinden selbst, an den Tag gekommen. Auch von anderer Seite zeigten sich Schwierigkeiten; die Regierung von Liegnitz war in die Wünsche des Ministers dergestalt eingegangen, daß ihr vor ihrem eigenen Werke graute, und ihr die Bereitwilligkeit des Chef-Präsidenten des Grafen Stolberg, die ganze Sache rückgängig zu machen, willkommen war. Dieser Staatsmann, der unmittelbar sich bei den Willkührlichkeiten der Liegnitzer Regierung nicht betheiligt hatte, machte auch in der That dem Minister Altenstein den Vorschlag, die Auflösung der für erloschen erklärten Parochieen auf sich beruhen zu lassen, welcher unter dem 30. Juli 1839 dem Oberpräsidenten zur gutachtlichen Aeußerung mitgetheilt wurde. Dieser verkannte das Gewicht nicht, das ein Antrag dieser Art von Liegnitz aus, wo man bisher viel Eifer für die Auflösungssache entwickelt hatte, haben müsse. Es bedurfte eines Gegengewichtes, das wo möglich noch schwerer wog, als die Autorität des Grafen Stolberg. Der Oberpräsident erließ daher unter dem 13. August 1839 ein Rescript an den Fürstbischof, in dem er ihm offen erklärte, daß er dem Herrn Grafen zu Stolberg darin nicht beistimme, daß eine weitere Verfolgung dieser Sache einen nachtheiligen Einfluß auf die Stimmung der Gemüther des Volkes und der katholischen Geistlichkeit hervorbringen müsse, da durch eine umsichtige und nur bei Vacanzen eintretende allmählige Ausführung jenem Uebelstande vorgebeugt werden könnte, und zugleich den Wunsch zu erkennen gab, des Fürstbischofs „erleuchtete Ansicht" zu erfahren. Dieses Schreiben lautet:

„Nachdem im Regierungsbezirk Liegnitz etwa neunzig katholische Parochieen in Folge des Gesetzes vom 13. Mai 1833 für erloschen erklärt waren, ist doch fast seit zehn Jahren der weitere Fortgang der Sache in gänzliches Stocken gerathen. Ich habe deshalb auch auf Veranlassung des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten

den weitern und regern Betrieb der Ausführung mehrfach um so dringender in Anregung bringen müssen, als ich dafür hielt, der ungünstige Eindruck, welchen, wie man behaupten wollte, das Gesetz etwa gemacht hätte, werde, bleibe man jetzt auf halbem Wege stehen, verstärkt, dagegen aber allmählig ganz beseitigt werden, gewähre die Ausführung die Ueberzeugung, daß wirklich das Absehen des Staates nur darauf gerichtet sei, das Vermögen der für erloschen erklärten katholischen Kirchen zum Besten anderer, bedürftiger und derselben Confession angehöriger zu verwenden. Inzwischen haben auch diese Anregungen die Sache nicht gefördert, es hat sich im Gegentheil ganz neuerdings der Herr Regierungspräsident Graf Stolberg veranlaßt gefunden, dem Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten vorzustellen, wie bedenklich die weitere Verfolgung der Sache auf die Stimmung der katholischen Geistlichkeit und Bevölkerung wirken müßte. Dem kann ich mich nun zwar keineswegs anschließen; indeß verkenne ich doch in keiner Art, wie die Aufregung der Gemüther, welche die seit Emanation des Gesetzes vom 13. Mai 1833 eingetretenen Ereignisse hervorgerufen haben, zu besonders umsichtiger Ausführung auffordern muß, und daß ohne eine solche die wohlthätige Absicht leicht verfehlt werden könnte. Wie mir scheint, würde diese Absicht sich am deutlichsten herausstellen und jede Mißdeutung am sichersten vermieden werden, wenn man so lange die dermaligen Pfarrer der einzelnen, für erloschen erklärten Parochieen im Amte sind, ihr Verhältniß in statu quo ließe, nur die Vermögenszustände feststellte und beaufsichtigte, die Frage, wohin die in solchen Parochieen wohnhaften Katholiken künftig zu weisen, wie die betreffenden Geistlichen etwa dafür aus dem eingezogenen Vermögen zu remuneriren, und wie insbesondere die Pfarrer solcher bestehen bleibenden Parochieen, welche bisher zugleich Pfarrer der eingezogenen Kirchen waren, und nur durch den gleichzeitigen Besitz mehrerer vereinten Pfarrämter ihre Subsistenz zeither gewinnen konnten, aus dem Vermögen der eingezogenen Kirchen anderweit dauernd zu dotiren, und endlich, welche Theile des eingezogenen Vermögens dann noch für den Central-Fonds zu andern katholisch-kirchlichen Zwecken zu erübrigen und zu Euer Fürstlichen Gnaden Disposition zu stellen wären, zur Entscheidung brächte, und mit dem Abgang des zeitigen Pfarrers jeder solchen Parochie die Ausführung des für die Zukunft festgestellten Entwurfs eintreten ließe. So würde die Ausführung jenes nothwendigen Gesetzes sich allmählig abwickeln, und mit ihr zugleich auch jedesmal die Fürsorge für die grundsätzliche Verwendung des eingezogenen

Vermögens und für die Erfüllung des kirchlichen Bedürfnisses derjenigen ins Licht treten, welche der erloschenen Parochie angehörten. Daß die Ausführung bei solchen Parochieen, bei welchen der gleichzeitig angestellte Pfarrer noch am Leben, und das Pfarramt nicht schon in den Händen eines Administrators ist, bis zum Abgange des dermaligen Pfarrers hinausgeschoben würde, thäte dem beabsichtigten Zwecke wenig Abbruch, da ja doch wegen Aufrechthaltung aller zeitigen Nießbrauchrechte der Centralfond bis zum Abgang der gegenwärtigen Nießbraucher nur auf spärlichen Zufluß rechnen dürfte. Im Gegentheil würde der eingeschlagene Weg, wie mir scheint und wie ich auch früher schon dem Herrn Minister vorgestellt habe, die Verlegenheit ganz beheben, welche entstehen muß, wenn an den Pfarrhaus- und Wiedmuthsbaulichkeiten des bis zu seinem Abgange im Nießbrauche verbleibenden Pfarrers Etwas besorgt werden soll, und keine Pfarrgemeine mehr da ist, welche nach den gesetzlichen Bestimmungen die Kosten dazu hergeben könnte.

Es ist mir indeß vor Allem wünschenswerth, sowohl über diesen Vorschlag als über die zeitgemäße Ausführung des Gesetzes vom 13. Mai 1833, welches doch, wie in der Natur der Sache liegt, nicht unausgeführt bleiben kann, weil die Kirchen zum Theil verfallen und Niemand da ist, der zum Wiederaufbau dieser, für den katholischen Gottesdienst wegen gänzlicher Ermangelung einer Gemeinde unnütz gewordenen Kirchengebäude eben so wenig, als zur Unterhaltung des Geistlichen und der Kirchenbedienten rechtlich verpflichtet wäre, Eure Fürstliche Gnaden erleuchtete Ansicht zu erfahren, um deren vertrauliche Mittheilung ich deshalb ganz ergebenst zu bitten mir erlaube.

Breslau den 13. August 1839.

v. Merkel.

An Seine Fürstliche Gnaden, den Herrn Fürstbischof von Breslau, Ritter ꝛc. Grafen von Sedlnitzky hier.

O. P. 2912."

Dieser ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und gab unter dem 9. September in einem Berichte dem Oberpräsidenten zu erkennen, daß er mit ihm vollkommen einverstanden sei:

„Breslau den 9. Sept. 1839. Euer Excellenz erwidere ich auf das verehrliche Schreiben vom 13. v. M. in Betreff der erloschenen Parochieen hierdurch ganz ergebenst, daß es bei den jetzt obwaltenden Umständen allerdings das Beste ist, die Verhältnisse der gegenwärtigen Pfarrer

und Pfarradministratoren bei gedachten Parochieen auf ihre Amtszeit in statu quo zu belassen, was um so mehr geschehen kann, da ohnehin ihre jetzigen Nießbrauchsrechte nach den §. 12 und 14 der Ministerialinstruction vom 6. Januar 1834 sicher gestellt werden müssen. Dabei kann immer der Vermögenszustand jeder Parochie ausgemittelt, constatirt und beaufsichtigt werden. Da in der Regel die Kirchenärarien erloschener Parochieen, außer den Ausgaben auf Unterhaltung der Pfarr- und Wiedmuthsgebäude, größtentheils nur sehr geringe anderweitige Ausgaben haben, so sind bei Ausführung obiger Maaßregeln auch keine Verlegenheiten bezüglich der Kosten für erwähnte Unterhaltung der Pfarrgebäude selbst in dem Falle zu besorgen, wo diese Kosten auf Niemand anders, als die Kirchenärarien übertragen werden können.

Zu welcher Kirche die Katholiken erloschener Parochieen künftig zu schlagen, und wie dafür die betreffenden Pfarrer aus dem Vermögen ausgelöster Parochieen zu remuneriren sind, wo neue Pfarr- und Schulsysteme zu errichten, und wie solche aus ebenerwähntem Vermögen zu dotiren sind; wie für die gehörige Subsistenz der Pfarrer bestehen bleibender Parochieen, mit denen erloschene Kirchen verbunden waren, aus dem Vermögen eingezogener Pfarreien zu sorgen, und wie der aus diesem Vermögen zu bildende Fond zu andern katholischen Kirchenzwecken zu verwenden sei; dieß alles sind Gegenstände, die wohl dadurch am angemessensten zur Erledigung gelangen dürften, wenn deren Regulirung einer Commission anvertraut würde, wozu meiner Seits ein Commissarius zu ernennen wäre, der in Verbindung mit dem Seitens der Landesbehörde zu bestellenden Abgeordneten sich diesem Geschäft, unter Vorbehalt meiner Genehmigung, unterziehen möchte. In solcher Art habe ich mich auch in Betreff dieser Angelegenheit unterm 14. Juli d. J. an die königl. Regierung zu Liegnitz erklärt und bemerkt, daß meiner Seits bei diesem wichtigen Geschäft der Erzpriester Neukirch in Liegnitz für das dortige ganze Regierungsdepartement zum Commissarius ernannt werden würde, womit sich die gedachte königl. Regierung einverstanden erklärt hat.

Bei dieser Gelegenheit habe ich derselben zugleich bemerklich gemacht, wie ich es bei dem unangenehmen Eindruck, den die Auflösung katholischer Parochieen auf die Katholiken macht, und wodurch die anderweitig aufgeregten Gemüther noch mehr beunruhigt werden, sehr dringend wünschen muß, daß dieselbe auf einige Zeit sistirt werde, indem ich glaube, daß dies viel zur Beruhigung der Gemüther beitragen, und mir meine Amtsführung wesentlich

erleichtern möchte. Nach einer mir zugekommenen Erwiederung der königl. Regierung vom 20. Juli c. hat dieselbe sich damit ganz einverstanden erklärt, und die entsprechenden Anträge deshalb bei dem königl. Ministerio formirt, worüber mir jedoch noch keine Entscheidung zugekommen ist. Da Euer ꝛc. selbst nicht verkennen, wie die gegenwärtige Aufregung der Gemüther zu besonders umsichtiger Ausführung des Gesetzes vom 13. Mai 1833 auffordern müsse, so darf ich wohl vertrauen, daß Hochdieselben meinem Antrage auf einstweilige Sistirung der in Rede stehenden Angelegenheit die nöthige Unterstützung geneigtest angedeihen lassen werden.“

Ehe jedoch dieses Document dem Minister vorgelegt werden konnte, war bereits unter dem 3. September 1839 eine Cabinetsordre erlassen, in welcher befohlen wurde, „daß die Verhandlungen über die für zu erloschen erklärenden Parochieen einstweilen sistirt werden sollten.

Weder Altenstein, noch der Oberpräsident hatten eine solche Wendung der Dinge erwartet; wie ein Schlag aus heiterem Himmel wirkte auf sie die königliche Ordre. Beide Staatsmänner klagten einander ihre Noth. Der Unwille des Oberpräsidenten entlud sich nun an dem Grafen Stolberg in dem unter dem 9. October an den Minister eingereichten Gutachten, das sich gegen dessen Vorschläge ausspricht. Der Oberpräsident scheint katholischen, vielleicht gar jesuitischen Einfluß vermuthet zu haben: denn er stellt die Beachtung der Vorschläge des Herrn Grafen Stolberg als nachtheilig für die katholische Kirche, als eine Doppelsinnigkeit gegen die Katholiken dar, die am wenigsten im Regierungsbezirk Liegnitz, wo die Mehrzahl der für erloschen erklärten Pfarreien sich befindet, zuläßig sei. Seine eigenen Vorschläge gehen auf allmählige Ausführung des Gesetzes, mit denen auch der Fürstbischof sich nach des Oberpräsidenten Versicherung im Wesentlichen einverstanden erklärt hat. Bald zeigten sich jedoch die Folgen der Willfährigkeit des Bischofs. Er hatte die Vorschläge des Oberpräsidenten gebilligt; wie hätte man also in Berlin Anstand nehmen sollen, sie gleichfalls zu billigen? Der Cabinetsordre gab man die Deutung, daß keine Parochieen mehr für erlo-

schen erklärt werden sollten. Um die von Seiten der Protestanten entgegen stehenden Hindernisse zu beseitigen, wurden durch Ministerialrescript vom 21. November 1839 die Regierungen ermächtigt, um sie zur Annahme katholischer Kirchen zu vermögen, zu erklären, daß die etwa daraus für sie entspringenden Bau- und Unterhaltungskosten aus der Staatskasse besorgt werden würden, obwohl man kurz vorher den Katholiken erklärt hatte, daß diese Kirchen ihnen genommen werden müßten, weil die Gemeinden die Reparaturkosten nicht mehr aufbringen könnten, und der Staat sich dazu nicht verstehen könne. Es erfolgte nun auch die vom Fürstbischofe verheißene Ernennung von Commissarien; er ernannte den Dr. Herber und den Erzpriester Hübner zu Költschen; für das Liegnitzer Departement war Neukirch bereits ernannt. Die Stimmung des Hofes aber scheint der ganzen Sache nicht so günstig gewesen zu seyn, als es verschiedene Personen wünschten: denn unter dem 18. März 1840 fand es der Minister für nöthig, den Oberpräsidenten darüber zu instruiren, wie und was er berichten solle, „um durch Vorlegung dieser Acten die Geneigtheit Seiner Majestät des Königs für den Fortgang der Sache wieder gewinnen zu können“. Auf diese Weise suchte man bei dem Manne, welcher arglos sein Vertrauen in seine Diener setzte, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Es war die letzte Thätigkeit des Ministers in dieser Sache; der König starb wenige Monate darauf; kurz nachdem ihm sein Cultusminister vorangegangen war, dessen Einfluß auf Kirche und Staat so wenig ersprießlich war.

Der geistliche Commissarius aber, Dr. Herber, machte sich mit dem Regierungscommissarius, den ersterer in der Zeitung als einen Katholiken bezeichnete, auf den Weg, um die conditio sine qua non der Confiscation, die „Inventarisirung“ zu vollziehen. Es wurden von ihnen die Pfarreien Sponsberg, Ludwigsdorf, Schenkendorf, Bärsdorf, Pläswitz, Metschkau, Gutschdorf und Jerschendorf „inventarisirt“; aber mitten in der

Arbeit wurden sie durch einen Befehl des Oberpräsidenten abgerufen; die Erdmannsdorfer Cabinetsordre war erschienen. Unter dem 15. September erstattete Dr. Herber Bericht an den Fürstbischof, nach welchem das Vermögen der neun „inventarisirten" Parochieen sich inclusive der Ländereien auf 66100 Thaler belauft, von welcher Summe für die zeitigen Nutznießer 32275 Thaler bleiben mußten, 13358 Thaler zur Verwendung von den Commissarien für andere Kirchen und Schulen vorgeschlagen worden seien. Als jedoch Dr. Herber in öffentlichen Blättern wegen seiner unkanonischen Handlungsweise getadelt worden war, erklärte er in der Breslauer Zeitung (1840 Nro. 233), um durch ein erträgliches Resultat die Gemüther zu begütigen, daß von den Commissarien 40786 Thaler „zur sofortigen Verwendung für katholische Kirchen- und Schulzwecke" vorgeschlagen worden seien. Wie groß aber auch immer die zur sofortigen Verwendung vorgeschlagene Summe gewesen seyn mag, so müssen wir doch leider sagen, daß nach Verlauf von vier Jahren aus dieser sofortigen Verwendung noch nichts geworden ist.

§. 4.
Von der Erdmannsdorfer Cabinetsordre bis zum gegenwärtigen Augenblicke.

Die meiste Thätigkeit hat, wie aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, in dieser Sache die Regierung zu Liegnitz entwickelt. Als es jedoch zum Abschluß kommen sollte, bangte ihr, und sie hätte am liebsten, um mit dem Oberpräsidenten zu reden, das eigene Werk zerstört. Hierin wurde sie von den milden Gesinnungen des Chef-Präsidenten, Grafen zu Stolberg, unterstützt, dessen wohlwollende Absichten aber durch den Oberpräsidenten Merkel, mit Hülfe des Fürstbischofs, vereitelt wurden. Gleichwohl scheint er auch nach der fürstbischöflichen Erklärung die Hoffnung noch nicht aufgegeben zu haben, für die Katholiken ein milderes Verfahren zu erwirken. Der

Pfarrer von Liegnitz, Neukirch, war vom Fürstbischof zum Commissarius ernannt. Es wurde nun über Maaßregeln berathschlagt, durch welche ein Stillstand bewirkt werden könnte. Seine Majestät der König hielt sich einige Wochen in der Liegnitzer Gegend auf. Man beschloß, eine Immediatvorstellung in dieser Sache an ihn zu richten. Dieses geschah, und es erschien die erwähnte Erdmannsdorfer Cabinetsordre vom 20. August 1840. Sie lautet:

„Ich finde mich veranlaßt, die Maaßregel, nach welcher die katholischen Kirchen den im Allgemeinen feststehenden Principien gemäß den evangelischen Glaubensgenossen überwiesen werden sollen, in der Vollstreckung vor der Hand zu suspendiren, und trage Ihnen hiermit auf, die Verfügungen dahin zu treffen, daß bis auf weitere Bestimmungen die weitere Ausführung der gedachten Grundsätze ausgesetzt bleibe.

Erdmannsdorf den 20. August 1840.

Friedrich Wilhelm“.

An 2c. 2c. v. Merkel.

Bekannt wurde diese Ordre nicht gemacht; daß aber ein Stillstand befohlen worden war, zeigte die Abberufung der Commissarien. Die Katholiken schöpften neue Hoffnung; der Regierungscommissarius aber, mit dessen Katholicismus Dr. Herber seine Blößen in der Zeitung decken wollte, erklärte, daß eine längere Sistirung der Ausführung der Maaßregel hinsichtlich der bereits für erloschen erklärten Parochieen den vernünftig erwogenen katholischen Interessen eben so nachtheilig sei, wie sie bei den Evangelischen ein wehmüthiges Bedauern erzeuge. Seine Ansichten weiter entwickelnd, bemerkte er, daß blinder Eifer vieler katholischen Geistlichen in der Maaßregel eine Beeinträchtigung der katholischen Interessen sehe. Seine Meinung ging dahin, den Protestanten die bereits überlieferten

Kirchen nicht nur zu lassen, sondern auch die noch übrigen ihnen zu überweisen, da eine längere Zurückhaltung derselben unter den Evangelischen Unzufriedenheit erregen könnte, und die Grundstücke zu veräußern. Läugnen konnte man jedoch nicht, daß Etwas durch die Cabinetsordre suspendirt worden sei. Was war nun dieses Etwas? Das war jetzt die Frage. Die Regierung von Frankfurt glaubte, wie aus einem Rescripte an die geistliche Behörde vom 12. März 1841 hervorgeht, daß die Ausführung des Gesetzes vom 13. Mai 1833 überhaupt suspendirt sei, und man wird dieser Interpretation beistimmen, wenn man die Worte der allerhöchsten Cabinetsordre genau ansieht, nach welcher ja die weitere Ausführung der der Maaßregel zu Grunde liegenden Principien ausgesetzt bleiben solle. In Schlesien aber wurde der klar ausgesprochene königliche Wille ganz anders interpretirt. Unter dem 29. März 1841 zeigte der Oberpräsident dem Vicariatamte an, daß nur die Ausführung des §. 4 und 5 des Gesetzes vom 13. Mai 1833, und nicht das ganze Gesetz suspendirt sei. Das Vicariatamt hatte indessen schon unter dem 8. Januar 1841 eine dieser Interpretation der Allerhöchsten Willensmeinung entsprechende Belehrung von der Regierung in Liegnitz empfangen, welche in Beziehung auf die katholische Parochie Seifersdorf bei Kupferberg schreibt:

„Wir haben diese Parochie durch unsern Commissarius, den Erzpriester Neukirch, unter dem 8. Juli vorigen Jahrs auflösen lassen. Wenn Ein ꝛc. ꝛc. der Meinung ist, als sei durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 20. August vorigen Jahrs das Gesetz vom 13. Mai 1833 sistirt, so ist Dasselbe im Irrthum, denn diese Allerhöchste Bestimmung inhibirt nur bis auf weitere Bestimmung die Extradition der katholischen Kirchen der erloschenen Parochien an die Evangelischen. Sonach ist von einer Anwendung derselben auf die Seifersdorfer Kirche nicht die Rede: denn die katholische Kirche daselbst wird von den Evangelischen nicht begehrt, und bei der bewirkten Auflösung behält es lediglich sein

Bewenden. Wohldasselbe wird sich bei näherer Kenntnißnahme von der Lage der Sache bescheiden, daß zu einem Erstaunen gar kein Grund vorhanden ist, da die Disposition über das Vermögen dieser Parochie dem Staate allein zusteht. Indessen müssen wir bemerken, daß ein Widerspruch Eines 2c. 2c. gegen unsere, in dieser Beziehung zu treffenden Maaßregeln, die wir gegen das königl. Ministerium jederzeit zu rechtfertigen wissen werden, alles rechtlichen Grundes entbehrt".

Nach der Cabinetsordre vom 3. September 1839 sollten keine Parochieen mehr für erloschen erklärt werden; nach der Cabinetsordre vom 20. August 1840 sollten, wie man glaubte, für erloschen erklärte Parochieen nicht an Protestanten übergeben werden. Dafür wurde nun desto eifriger auf die „Regulirung" der Geldangelegenheiten ganz nach dem vom Oberpräsidenten entworfenen, und vom Fürstbischof Sedlnitzky gebilligten Allmähligkeitssysteme hingearbeitet. Die geistliche Behörde glaubte nun, daß sie dabei auch ein Wort zu sagen habe; allein sie wurde belehrt, daß sie die Sache nichts angehe. So hatte in der Dienstablösungssache der Kirchgärtner der aufgelösten Parochie Rückersdorf das Vicariatamt bei der Generalcommission gegen Vollziehung des Recesses sich erklärt, so lange derselbe nicht von einem von ihm autorisirten Commissarius unterzeichnet sei. Die Regierung aber bestritt auf Grund ihres Erlöschungsresolutes der geistlichen Behörde die Competenz; da aber diese auf ihrem Verlangen bestand, so wurde eine Ministerialentscheidung extrahirt, die die Regierung der geistlichen Behörde unter dem 18. Mai 1842 in folgender Weise mittheilt:

„Nachdem wir die zwischen Einem Hochw. V. C. V. Amte und uns über die Beaufsichtigung und Verwaltung des Vermögens der für erloschen erklärten Parochie zu Rückersdorf entstandene Meinungsverschiedenheit der hohen Entscheidung Sr. Exc. des Hrn. Ministers der geistlichen Unterrichts- und Med.-Angelegenheiten anheim gestellt haben, benachrichten

Ein Hochw. V. C. A. Amt wir ergebenst, daß die von uns ausgeführte Ansicht durch das an uns ergangene Ministerialrescript vom 29. v. M. bestätigt worden ist. Dasselbe hat sich namentlich dahin ausgesprochen, daß die Suspension des Gesetzes vom 13. Mai 1833, welche durch die Allerhöchste Ordre vom 20. August 1840 angeordnet ist, auf unsere Befugniß in Ansehung der Verwaltung des Vermögens derjenigen Parochieen, welche bereits vor Erlaß jener Ordre supprimirt und wirklich aufgelöst waren, keinerlei beschränkenden Einfluß ausüben kann, wir seien daher vollkommen ermächtigt, die Verwaltung und Sicherstellung dieses Vermögens selbstständig und ohne Concurrenz Eines Hoch. V. C. V. Amtes zu leiten, und habe die früher bestandene Einwirkung desselben als aufsichtsführende Behörde mit der kraft des Gesetzes vom 13. Mai 1833 eingetretenen Einziehung des Vermögens in den zum Besten des katholischen Kirchenwesens neu zu bildenden Fond aufgehört" *).

Aus dem Tone, in dem diese Rescripte abgefaßt sind, kann man auch zugleich auf die Achtung schließen, in welche sich die geistliche Behörde bei der weltlichen dadurch gesetzt hatte, daß sie das Lieblingskapitel der letzteren in jener Zeit, die gemischten Ehen, ganz im Sinne der Regierung behandelte, und auch sonst „im Wesentlichen" sich ihr accommodirte.

So sehr nun auch die ganze Sache, namentlich von dem Oberpräsidenten betrieben wurde, so waren doch die Kräfte durch die Cabinetsordre gelähmt: denn man fand die Interpretation des Oberpräsidenten nicht allgemein richtig. Hatte er auch den Karren ein Stück weiter fortgeschoben, so fand sich doch selten Jemand, der ihm dann beigestanden wäre. Das ganze Geschäft gerieth in's Stocken; es wurden Pfarreien we-

---

*) Ein Commentar zu dem Berichte der Augsb. Allg. Z., nach welchem dieser Fond unter der Verwaltung der Bisthumsbehörde stehen soll.

der für erloschen erklärt, noch „inventarisirt“. Nur die Regierung von Liegnitz gab sich noch unter dem 19. Mai 1842 Mühe, den Administrationsertrag der für erloschen erklärten Parochie Fürstenau, welcher dem Generalvicariatamte ausgehändigt worden war, für den „Centralfond“ zu reclamiren, wurde aber von dem Bisthumsadministrator Dr. Ritter unter dem 11. Juli 1842 in einer Weise beschieden, daß sie es für räthlich hielt, von ferneren Versuchen dieser Art abzustehen. Von nun an war auch die Correspondenz mit der geistlichen Behörde in dieser Sache abgebrochen.

Zwischen den weltlichen Behörden gingen aber die Unterhandlungen fort: denn man war einmal entschlossen, der katholischen Kirche den Segen dieser „Auflösung“ vollständig zuzuwenden. Daß die Segensmänner ihre Absichten durchgesetzt hatten, beweist die gleichzeitig mit dem den Gustav-Adolph-Verein betreffenden Circulare an die preußischen Bischöfe an den Fürstbischof erlassene Benachrichtigung, daß nun die Sache mit den 123 Pfarreien in's Reine gebracht werden solle. Es hatte ihnen um so leichter werden müssen, durchzubringen, als ja die Geistlichen, welche die Immediatvorstellung unterzeichnet hatten, deren Folge die Cabinetsordre vom 20. August 1840 gewesen war, erklärt hatten, daß sie die Ausführung der Auflösungsmaaßregeln nicht als eine Verletzung des garantirten status quo betrachten könnten. Am 18. März 1844 erschien der Staatsrath Duesberg von Berlin im fürstbischöflichen Palais in Breslau, um dem Fürstbischof Joseph Knauer zu dem den Tag darauf fallenden Namensfeste zu gratuliren. Nebenbei kam auch die Auflösungssache zur Sprache. Der Fürstbischof hat sich darüber in einer Weise mit dem Staatsrathe geeinigt, daß die Augsburger Allgemeine Zeitung ihre vollkommene Zufriedenheit mit der Erklärung desselben ausspricht. In vollen Betrieb war das Geschäft erst dann gekommen, als Sedlnitzky den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte. Es scheinen demnach die Verhältnisse der Breslauer Diöcese

von der Art zu seyn, daß ihr eine Sedisvacanz weniger nachtheilig ist, als eine sedes plena.

Wir schließen unsere Darstellung mit dem lebhaften Wunsche, daß Preußens guter Genius im Kampfe mit demjenigen Geiste, der die ganze Auflösungsprocedur hervorgerufen hat, siegen möge. Es ist dieses derselbe Geist, der anderwärts Bischöfe confiscirte und sie vor die Richterstühle schleppte, als weil sie neue Verordnungen gemacht hätten, während öffentliche, selbst von der Regierung begünstigte Blätter den ehrwürdigen Greisen vorwarfen, daß sie „den alten Wust des Mittelalters“ wieder hätten repristiniren wollen. Wir hoffen mit fester Zuversicht auf den Sieg: denn der Geist, mit dem Preußens Genius zu kämpfen hat, ist der unheimliche Geist des Territorialismus, den Hegel aus dem Abgrunde heraufbeschworen, und Altenstein bis zum Terrorismus ausgebildet hatte. Die Zeit aber, wo ein Hegelianer Cultus-Minister werden und bleiben konnte, ist ja vorüber, und wird hoffentlich nicht mehr wiederkehren.

Nachträglich bemerken wir, daß in Folge einer königlichen Cabinetsordre vom 18. Juli v. J. die Liegnitzer Regierung unterm 18. November die schöne Kirche zu Rückersdorf als erloschen den Protestanten übergeben habe. Hinterher machte sie dem bischöflichen Amte die Anzeige, es seien einige zerrissene Ministrantenröcke, zwei Klingeln und einige Weinflaschen da, wenn man dieselben wolle, so könnte man sie haben. Bei einer zweiten Kirche im Gebirge ist dasselbe im Werke.

VI.

Ein protestantisches Wort über Ronge.

Der heilige Rock und der Brief des Herrn Johannes Ronge.

Wann sich das Laster erbricht,
Setzt sich die Tugend zu Tisch!
oder
Narren muß man mit Kolben lausen!

Unsern geneigten Lesern, denen der Rongeskandal schon längst zum Ekel geworden, können wir zur wohlverdienten, genugthuenden Gemüthserheiterung nicht dringend genug die oben genannte kleine Schrift empfehlen, deren zweites Motto ihre Tendenz bezeichnet. Der Verfasser ist augenscheinlich nicht Katholik, und sein Standpunkt der heiligen Reliquie zu Trier gegenüber ist der des sehr entschiedenen Unglaubens, dem freilich die Andacht des katholischen Volkes als Aberglaube erscheinen muß. — Aber desto interessanter ist seine, von diesem Standpunkte aus verfaßte Protestation des deutschen Humors und Geistes gegen die Grundsuppe aller Gemeinheit, den communistischen Judas Hutten von der Laurahütte und die philisterhafte Plattheit der lichtfreundlichen Cohorte, welche diesem Hammel nachblöckt. — „Um in Sachen des heiligen Rocks", sagt er, „ehrlich, d. h. altgläubig mit der Thür in's Haus zu fallen, so bekenne ich vorneweg, ich billige unter Umständen einen Aberglauben, ich fordere ihn für diese profane, Industrie-ausgenüchterte, Eisenbahn-hastende Zeit, welcher der Dampf, die Tagespolitik und die abstracte Weltvernünftigkeit fast zur heiligen Dreieinigkeit geworden ist. — Wie mich mal Gott gemacht hat, so liebe ich sogar eine gewisse Art des Aberglaubens und die Lebensarten mit ihm, ohne mich durch die Uebel und Gefahren irre machen zu lassen, die ihn begleiten, denn die gesegnetsten Kräfte werden ja, ausgeartet, in dem Maaß scheußlich erfunden, als sie in der rechten Harmonie mit dem Leben schön und göttlich sind". —

„Die Bauernbengel erhalten bekanntlich nicht frei Quartier im Tollhause, wohl aber die Philosophen und Poeten, die Verliebten und Propheten — sonach müßten denn zugleich mit dem Aberglauben — Philoso-

phie, Poesie, Glaube und Liebe — und religiöse Begeisterung für confiscirte Waare declarirt werden; dem kuriosen Liebhaber ist aber gleichwohl ein Rock- oder Stockgläubiger viel erquicklicher und leiblicher, als ein modern ausgelichteter Theosoph, Hegelianer und Referendär, dems um die fein ausgearbeiteten Nasenflügel und Mundwinkel wie Atheismus und Weltverachtung spielt, und der an Nichts glauben kann, als an sein ewig gelangweiltes langweiliges Ich"!

„Ein gewisser Aberglaube ist dem sinnigen Menschen in die Seele gewurzelt, schon weil er nicht ohne den Wunderglauben seyn kann, und so mag ich denn auch an dem Volke den Aberglauben eben so wenig ganz missen, wie bei den Kindern den poetischen Glauben an die Mährchenwelt".

„In und mit dem Aberglauben wuchert der Glaube, hat die Religion eine Naturwüchsigkeit, gedeiht der Glaube an Autoritäten, — die Pietät, die Demuth — die Einfalt des Herzens, die Einbildungskraft — die Poesie des Daseyns, — das Gemüth und alles das, was so viel Jahrhunderte hindurch den deutschen Charakter so tief und liebenswürdig gemacht hat".

„Ohne alles Vorurtheil hat das Urtheil keinen festen Punkt, und ohne allen Aberglauben entbehrt der Glaube des Seelen-Abgrundes, in welchem er sich in dem Maaße rekrutiren muß, als seine Momente vom profanen Verstande gelichtet werden". —

„Zur Zeit, da die französische Rebellion den Leuten so weit übers Herz und über den Kopf wuchs, daß sie unsern Herrgott auf Wartegeld setzten, und ein Freudenmädchen als Göttin der Vernunft — nämlich als Priesterin der Natur — anbeteten, da fiel es unter Andern auch der Frau von Staël aufs Herz, daß der Mensch nicht ohne préjugés seyn könne, und sie proklamirte diese ihre neue Entdeckung mit der an ihr bekannten französischen Emphase — was meine Wenigkeit aber betrifft, so bedarf es für dieselbe — eben keiner preußischen Rebellion, um mich zu belehren, daß die Politiker durch Religion im Schach gehalten, und daß dem aller Religion wesentlichen Glauben der Aberglaube etwa so beigegeben ist, wie dem Feuer der Rauch. Diesem unausbleiblichen, sich aller Orten entwickelnden und ablagernden Rauch, für eine gewisse Zeit einen ordentlichen Kirchenschornstein zum Abzug gebaut zu haben, ist das politische Verdienst des guten Bischofs Arnoldi, das man ihm zum Verbrechen an der Zeit stempeln will, bloß weil die Leute, welche den Zeitgeist in Entreprisen destilliren, — keinen andern Schornstein leiden wollen, als einen Dampfschornstein. Ob die Menschheit aber am Rauch des Aberglaubens, oder ob sie im Dampf der Politik und eisenbahnhaftenden Industrie — ob sie endlich im luftleeren Raum der Kosmo-

Politik und Weltvernunft erstickt, das kommt auf Eins heraus — gestorben bleibt zeitlich verdorben. — Wenn man aber einmal eine gewisse Dosis von Aberglauben, Vorurtheil und Wundersucht, zumal im Volke und in der spuknüchternen Jetztheit gut thun will, so wird man zugeben müssen, daß man diesem Aberglauben nicht eben die Musterobjecte und die ordentliche Ration pro Kopf oder Ganglienſystem in Vorschlag und Vorschrift bringen darf; denn ein censurpflichtiger Aberglaube portionenweis vertheilt, und in Pulsfühlungen von der reinen Vernunft kontrollirt — wäre ein so unpraktisches und garstiges Unding, wie etwa eine Volkspoesie mit polizeilich vorgeschriebenen Endreimen und Rhythmen auf die geliebten Namen der Mitglieder eines wohledeln regierenden Magistrats" u. s. w.

„Mag doch das arme Volk das Bedürfniß seiner Liebe, seines Glaubens, seiner Hingebung und Andacht an einem unschuldigen Rock und Weberfabrikat auslassen oder ausrasen, wenn die weltvernünftigen, die politischen Leute, oder die Pfaffen ihm bis jetzt kein würdigeres Object haben beschaffen können — die Leute würden ja doch nicht eine Million an der Zahl (siehe die illustrirte Zeitung) zum heiligen Rock gewallfahrtet seyn, wenn sie einen heiligen Mann vorgefunden hätten, der sie reeller illuminiren konnte, als der heilige Rock!! — Ich glaube auch nicht an den heiligen Rock, aber es könnte mir beinahe leid thun, denn so hätte ich doch was, woran ich in Gemeinschaft und herzlicher Kameradschaft mit dem Volke glaubte — denn der Glaube mit Hegelianern und Brunobauern, die Erhebung mit Flügelstumpfen von Casnar und Strauß — das Flammenbad im oratorischen Feuerbach ist noch viel rauchiger und faselhafter in seiner phantastischen Weise, als der Aberglaube mit den Bauern vom Rhein auf ihrer Rockreise. Der Glaube aber an Herrn Ronge und seinen freimüthigen, tugendwohlfeilen Judasbrief könnte mir vollends nicht besser zu Muthe machen, und keinen Schadenersatz gewähren gegenüber all dem applaudirenden, ausgeschaalten Verstande, dem nicht geschmackvoller und wohliger zu Muthe ist, als wenn mal wieder ein tüchtiges Stück Wunder-, Aber- und Autoritätenglauben von den Zinnen der Kirche und der Welt herabgebrochen ist." —

So viel zur Bezeichnung des Standpunktes, den der Verfasser genommen. Augenscheinlich kennt er als Protestant die nähere Bewandtniß der Pilgerfahrt nach Trier nicht, da er wirklich (S. 18 und 19) zu meinen scheint, es sei den Wallfahrern eine Art Eintrittsgeld abgefordert. Davon war nicht die Rede; nur standen dort, wie anderswo, einige Opferbecken da, um die freiwilligen Gaben Vorübergehender für die Unterhaltung des Doms zu Trier und für andere ähnliche Zwecke in Empfang zu nehmen. Jeder sammelt für das, was er liebt; wir für unsere Kirchen, der Gustav-

Adolphs-Verein für den „Vernunft-Cardinal von Schneidemühl". — Von der Art und Weise aber, wie der Verfasser den vernünftigkeitsbeflissenen „Luther-Hutten von der Laurahütte" bearbeitet, mögen einige Proben einen Vorschmack geben. — Auf die abgeschmackte Anklage, die er erhoben: daß der Bischof nicht schon längst das Volk nach Trier eingeladen habe, wenn er von der Heilkraft der Reliquie überzeugt sei, wird ihm folgender Bescheid: „der heiligste und gescheuteste Einfall fällt aber dem witzigsten und heiligsten Mann doch eben keinen Augenblick früher und später ein, als er ihm nun wirklich einfällt, und zur Verehrung eines heiligen Rockes gehört doch außer dem Rock und dem Bischof noch der Glaube oder Aberglaube der zehnmal hunderttausend Seelen, die zu ihm wallfahren sollen, und diesen Glauben konnte der Bischof nicht aus der Pistole schießen, sondern er mußte ihn reif vorfinden. — In umgekehrter Weise würde Luther mit seiner Protestation sicherlich allein geblieben, und wie Huß und Servetus verbrannt worden seyn, wenn er nicht seine Zeit und seinen Vortheil wahrgenommen hätte. — Jedenfalls hat der Bischof die Zeit und Weile getroffen, und ist sicherlich nimmer so im Widerspruch mit sich selbst und mit der Kirche, wie der gegen sie und gegen seinen Obern sich modern auflehnende Herr Johannes Ronge — den man viel eher fragen könnte, warum er nicht gleich im Beginn der Wallfahrten sein Vernunft-quos ego in die Welt geschickt — warum er nicht schon längst bei seiner erschrecklichen Vernünftigkeit Protestant geworden — mit was für einer Sorte von katholischem Gewissen er zum Kampf gegen die römische Hierarchie, zur Erstürmung der Engelsburg, zur Brandmarkung des Bischofs Arnoldi durch die Geschichtschreibung aufgefordert, er für Luther protestantische Lorbeeren gepflückt, und nachdem er es gethan, er sich förmlicher Weise noch einen katholischen Priester nennen dürfe?!"

„Vielleicht weiß das der gute Mann nicht in seinem Gewissen, denn mit Redensarten wird er es in modern dialectischer und rationalistischer Weise schon zu vermitteln, alias zu vertuschen wissen, falls es ein philosophischer Advokat der jüngsten Welt- und Vernunftreligion nicht statt seiner fertig kriegt. — Verrath aber bleibt Verrath nun und in alle Ewigkeit. — Was Herr Ronge, der vernünftige Mann Gottes, zu sagen sich gedrungen fühlte, mußte er erst im Stillen, und unter vier Augen an seinen Mann bringen, bevor er es publicirte; — von den Lorbeeren Luthers und den Reformationsheroen durfte er als katholischer Priester gar nichts herdeclamiren — und in seiner eigenen, in dreifacher Auflage unmächtig kokettirenden Formel „„wissen Sie nicht ꝛc."", kann man Herrn Ronge contra fragen: „„wissen Sie nicht, als deutscher Priester müssen Sie es wissen"", daß das deutsche Sprichwort sagt:

„„Ein schlechter Vogel das, der in sein eigen Nest kacken mag.""

„Ich aber sage Ihnen mit Ihrer eigenen Freimüthigkeit; mein verehrlicher katholischer Vernunftpriester (von heute und gestern)“:

„Daß ein Aberglaube, der sich auf seiner Väter Glauben schlecht und recht todtschlagen läßt in heiliger Einfalt und Treue — vor Gott und seinem Gewissen mehr Wahrheit und Glauben hat — als eine noch so aufgeklärte und vernunftausgelichtete Perfidität und Charakterlosigkeit, zumal wenn sie im schmählichsten Dienste steht, denn es gibt, im Götzendienst einer lieb- und glaubenlosen Welt-Eitelkeit und Afterpolitik, Weltbürgerlichkeit genannt — oder ist dieser heilloser Glaube an das eigene Ich, an die Alles ausschließende Unfehlbarkeit des ausgenüchterten Profanverstandes und an den Götzen der Eitelkeit, kein Aberglaube und kein schlimmerer als der an den heiligen Rock, und hätte wohl bis dahin ein aufgeklärter Mann, selbst wenn er so grundvernünftig war, wie Sie, mein rockverschworener, rockverwünschter Herr Ronge, frage ich, ein solcher Vernunfterwählter nie an einen Rock geglaubt, wenn auch nur an einen Unterrock?! Sehen Sie, da hätten wir selbst den Götzendienst mit Uniformröcken zur Seite gelassen, eine Million höchst zweideutiger Röcke für den einen unschuldigen Rock zu Trier! gönnen wir ihn also seinen Verehrern, und erlauben wir doch den Cultur- und Naturgeschichten ihre kuriosen Processe und Freiheiten ad libitum, ohne sie alsogleich mit unserer überflüssigen Vernünftigkeit zu verschüchtern und zu überschwemmen.“ —

„Ich will Ihnen, mein Verehrlichster und Ihrer Sorte ein Geheimniß decouvriren: „„die göttliche Vernunft faßt freilich alles richtige Ding und Verhältniß — Satz und Gegensatz — in sich — und somit auch das rechte Ineinander und Auseinander von Glauben und Verstand — was aber so ein κατ' ἐξοχήν Vernunft affectirender Priester seine katholische Vernunft nennt, das ist, selbst wenn er sie von einem protestantischen Hegelmenschen und dergleichen Professor ordinarius gepumpt hätte, ein eben so der göttlichen, der culturhistorischen, der tagespolizeilichen Controle — Gebrechlichkeit und Einseitigkeit und Persönlichkeit unterworfenes Ding, wie jedes andere Erdending mit bescheidenerem Namen; — denn es ist eben dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen — und ich halte Sie, mein vernünftigkeitsbeflissener Herr Ronge, noch lange nicht für einen grünen, triebkräftigen Waldbaum, sondern eben nur für einen trockenen Pfahl, eingeschlagen am Strauchzaune der protestantischen Kirche und Symbolik, der Jahr für Jahr und Tag für Tag gestützt und geflickt werden muß, wenn er nicht mit sammt seiner erschrecklichen Vernunft umfallen soll.““ Der Proceß aber mit dem heiligen Rock steht faktisch, mein' ich, so“:

„„Der Bischof Arnoldi hat, wiewohl eine siebenjährige Aufzeigung der

Reliquie in herkömmlicher Vorschrift ist, dieselbe jetzt zum ersten Male wieder seit 1810 feierlich ausstellen lassen, weil er in seiner Stellung nicht anders konnte, weil er zu dieser heiligen Ceremonie nicht minder verpflichtet ist, als zur Ausübung und Aufrechthaltung aller andern Momente des katholischen Ritus, so wie derselbe sich im Verlauf der Zeit gestaltet hat. Dieser Gestaltung nach ist Bilder- und Reliquienverehrung, gleichwie die Anrufung der Heiligen und vieles Andere, obgleich in der Bibel eben so wenig förmlich geboten, wie die selbst noch der protestantischen Kirche verbliebene Lehre von der heiligen Dreieinigkeit — gleichwohl in dem heiligsten Rechte begründet, das es gibt, indem der freien Fortentwickelung, welche von der katholischen Kirche, dem südlichen Daseyn und Bildungsprincip entsprechend, mit derselben natürlichen Nothwendigkeit in Phantasie, Gefühl und Glaube vollbracht worden ist — wie von dem Protestantismus seine nothwendig gewordene Fortbildung in einem sogenannten Vernunftverstande, der sich alleweile, wie bekannt, bereits aus allem historischen Glauben herausprotestirt hat, ohne dazu eine Erlaubniß von der Bibel, von der Geschichte oder von Luther und Melanchthon eingeholt zu haben."

Das Endurtheil dieses Schriftstellers über das ganze Treiben der lichtfreundlichen Klatschbruderschaft ist aber folgendes: „Es geht alleweile der Welt, wie einer überreifen Jungfrau. — Beide, wenn sie ihre eigentliche, werkthätige Bestimmung nicht finden, so werden sie unruhig — hysterisch — tugendstimulirt — vereinssüchtig — kupplerisch — widerspruchstoll — klatschsüchtig — und experimentiren in allerlei überspannten und unterspannten Historien und Marotten — falls aber die alte Jungfer noch einen Eheliebsten und die alte Europa nach dreißigjährigem Frieden in einem Kriege auf Leben und Tod ein tüchtiges Object und Complement für ihre Andacht und Liebe — für ihre Bild- und Thatkraft — für all ihre Brunst und Inbrunst findet — so vergessen sie Beide zum wenigsten die Klatscherei und Hetzerei über einen heiligen Rock oder über einen Unterrock, den sie mit einem unverheiratheten Uniform-Rock zusammenhängen gesehen haben; — wenn sich die Zeitungen aber nach solchen Miseren das papierene Maul zerreißen — so steht es haberlumpig um die Zeit trotz dem Vernunft- und Freiheits-Ich, mit dem sie in der Welthistorie auftreten möchte."

Herr Ronge kann jetzt mit gutem Fuge der katholischen Welt, welche der Meinung ist, daß er zu gar nichts gut sei, entgegnen: das sei nicht wahr! er hat jedenfalls ein Verdienst, das, daß er einem geistvollen Protestanten Veranlassung gab, ihn mit Virtuosität und humoristischer Meisterschaft auszupeitschen. **A gens de village trompette de bois.**

VII.

Der Rongesche Brief und das Ober-Censurgericht.

Der bekannte Rongesche Brief ist unter Anderm merkwürdig durch die verschiedenartigen Schicksale, die er bei den preußischen Censurbehörden erlitten hat. Der Berliner Lokalcensor strich denselben; das Obercensurgericht gab ihn frei, und ging dabei mit so ängstlich distinguirender Schonung zu Werke, daß es zwar den Ausdruck „Götzendienst" strich, aber das „Götzenfest" stehen ließ. Der Breslauer Lokalcensor, welcher entweder eine ehrenwerthe Unabhängigkeit oder besondere Instructionen hatte, strich den Brief abermals. Das Obercensurgericht sah sich also genöthigt, in dem veröffentlichten Erkenntniß vom 29. November vorigen Jahrs die Freigebung zum zweiten Male anzuordnen und seine Ansicht näher zu motiviren. Diese Motive sind für die Geschichte der Parität der Confessionen eben so, wie die Entscheidung selbst, von Wichtigkeit. Wir wollen uns nicht damit aufhalten, dem Obercensurgericht nachzuweisen, daß es eine Beleidigung ist, wenn man von einer Million katholischer Mitbürger, die, um die Worte des Obercensurgerichts zu gebrauchen, „einer katholischen Einrichtung" gemäß, ihre Andacht verrichtet haben, sagt, sie seien zu einem Götzenfeste nach Trier gegangen, — daß es einen bekannten, allgemein verehrten Bischof schmählich verläumden heißt, wenn man ihm, weil er die arme Wittwe mit ihrem Schärflein vom Opferkasten nicht zurückweist, vorwirft, daß er sich mit dem Gelde der hungernden Armuth bereichere. Das Obercensurgericht hat Recht, dergleichen beleidigt einen Katholiken, einen katholischen Bischof

nicht. Wie sehr er auch die Gesinnung des Beleidigers und derer, welche an seinen Schmähungen Gefallen finden, beklagt, wie tief es ihn schmerzt, daß die Silberlinge der Selbstgefälligkeit und der Lobhudelei einen Jünger zum Fall gebracht; es kann ihm nicht in den Sinn kommen, sich als Mitglied oder als Bischof der Kirche durch solche Schmähungen verletzt zu fühlen. Wenn also das Obercensurgericht sich auf diese Weise in die Seele der Katholiken hineingedacht, so hat es deren Gemüthsverfassung ganz richtig beurtheilt. Alsdann ist nur zu bedauern, daß der hohe Gerichtshof in dem Gegenstande seiner Prüfung sich so sehr vergriffen, und anstatt des Thatbestandes der Injurie die Individualität der Katholiken ins Auge gefaßt hat. Seine richterliche Stellung hat durch diese Verwechselung nicht gewonnen, und wir zweifeln, ob die Zunahme seiner Zeitungspopularität für diesen Verlust einen hinreichenden Ersatz darbietet. Diese Injurienfrage ist indeß von untergeordneter Bedeutung, und berührt mehr die Juristenehre des Obercensurgerichts, als die Ehre und das Interesse der Katholiken. Viel wichtiger ist es, und zwar nicht nur für die Katholiken, sondern für die ganze preußische Presse, daß das Obercensurgericht früher ausgesprochene Grundsätze in dieser Sache verlassen hat. Der hohe Gerichtshof hat nämlich in einer seiner ersten veröffentlichten Entscheidungen ausgesprochen:

„es komme bei der Beantwortung der Frage, ob eine Schrift wegen ihrer Tendenz censurwidrig sei, lediglich auf den Inhalt der Schrift selbst, nicht aber auf die Persönlichkeit des Verfassers an.“

Dieser Grundsatz wurde mit Beifall begrüßt, und mit Recht, denn er schützte den Schriftsteller gegen die Unterschiebung böslicher Absichten und Tendenzen und gegen persönliche Verdächtigungen, welche, wenn das Obercensurgericht darauf Rücksicht nähme, zu einer censurpolizeilichen Beaufsichtigung bekannter und gefürchteter Schriftsteller, und wie in Criminalfällen zur Erörterung der Frage führen würde, ob der Verfasser ein Mann

sei, zu dem man sich der That versehen könne. Jener Grundsatz schützte aber nicht nur den Schriftsteller, sondern, wie alle gesunde und wahre Rechtssätze, zugleich den Staat und das Publikum, weil er verhinderte, daß wirklich censurwidrige und rechtsverletzende Schriften, mit Rücksicht auf die Person des Verfassers, zum Druck verstattet wurden.

Hiemit stehen nun die Motive des gedachten Erkenntnisses im grellsten Widerspruche. Sie besagen, daß der fragliche Brief deßhalb nicht für censurwidrig zu erachten, und insbesondere dem Verfasser die Absicht, durch seine Aeußerungen „über eine katholische Einrichtung", Zwiespalt in den Confessionen zu erregen, deßhalb nicht beigemessen werden könne, weil der Verfasser ein katholischer Priester sei. Die Freigebung jenes Briefes ist an sich für die Katholiken ohne Interesse. Nichts ist ihnen gleichgültiger, als ob derselbe einige Tausend- oder Zehntausendmal mehr oder weniger gedruckt wird; im Gegentheil lehrt die Erfahrung, daß die Rongejünger, nachdem sie ihren Meister dergestalt mit Schreib- und Druckpapier umwickelt haben, daß er zu einem wahren Popanz geworden ist, nun schon anfangen, ihn, gleich dem Fastnachtsmann am Aschermittwoch, selber zu begraben. Schreitet doch Herr Held bereits als Leichenbitter in den norddeutschen Landen umher und schreit: „dummes Volk, siehst du denn nicht, daß wir dir eine Nase gedreht haben? merkst du nicht, daß der Ronge kein Märtyrer, kein Held, sondern ein ordinärer Proselyt ist; auf, räche dich an ihm, wir wollen den Helden begraben." Also das Drucken und die Druckerlaubniß an sich ists nicht, was die Katholiken zu beklagen haben. Sie beklagen die Motive und hegen zu allen unbefangenen Protestanten das Vertrauen, daß sie dieser Klage beistimmen, wenn sie sich die Consequenzen dieser Motive klar machen. Wie man heute einem an sich evident censurwidrigen Artikel die Druckerlaubniß ertheilt, weil sein Verfasser ein katholischer Priester und seine Ansicht eine der Censurbehörde wohlgefällige ist, so kann man morgen einer an sich zulässigen Schrift diese Erlaubniß versagen, weil ihr

Verfasser etwa ein bekannter Freisinniger, ein Mann der Opposition und seine Tendenz eine mißfällige ist; kurz man kommt dahin, anstatt der Sache die Person, statt der Schrift den Autor vor den Richterstuhl der Censur zu ziehen. So wuchert ein Körnlein Unrecht mächtig fort; mag man es immer auf des Nachbars Boden werfen, der Blüthenstaub des aufgeschossenen Baumes fällt doch auf den eigenen Acker zurück und verdirbt die eigene, wohlgepflegte Saat. Mögen darum die Protestanten sich nicht damit trösten, daß jene Principverletzung nur zum Nachtheil der Katholiken Statt gefunden, daß der Gerichtshof auch hierin seiner „liberalen aufgeklärten Richtung" gefolgt sei. Denn nicht die wandelbare Richtung persönlicher Meinungen, sondern der richterliche, unparteiische, gerechte Sinn, der die persönliche Richtung beherrscht, gibt Gewähr gegen Willkühr. Gerade darin, daß diese Entscheidung in einer religiösen Streitsache ergangen ist, liegt vielmehr der Hauptgrund, weßhalb sie von allen korbaten Männern unseres Vaterlandes beklagt werden muß. Denn sie beweist, daß der Gerechtigkeitsliebe des Obercensurgerichts die Selbstverläugnung fehlt. In der selbstverläugnenden Gerechtigkeitsliebe könnten sich unsere sogenannten Liberalen an den englischen Tories ein Muster nehmen. Das Verdict gegen O'Connell wurde vom Oberhause vernichtet, weil die Tories es verschmähten, zum Nachtheil ihres großen Gegners von dem durch kein Gesetz gebotenen Brauch, den rechtsgelehrten Lords die Entscheidung zu überlassen, abzuweichen. Darum konnte jeder Engländer, welcher politischen Meinung er auch war, O'Connells Sieg mitfeiern und stolz darauf seyn, denn es war ein Sieg englischer Gerechtigkeit. Das Obercensurgericht ist diesem glorreichen Beispiele nicht gefolgt. Es hat einen schönen Grundsatz aufgestellt, allein es hat ihn verlassen, sobald die Neigungen und Wünsche der Mehrzahl seiner Mitglieder damit in Conflict geriethen. Allein nicht genug, daß man für den vorhandenen Fall besondere Grundsätze schuf, man ignorirte auch die Thatsachen. Das Obercensurgericht wußte ohne Zweifel, daß

Ronge, als er seinen Brief schrieb, längst von seinem geistlichen Amte suspendirt war. Wäre nun von einem suspendirten Staatsbeamten die Rede gewesen, so würde der hohe Gerichtshof ganz gewiß aus dessen amtlicher Stellung keine Vermuthungen für die Loyalität seiner Absichten, sondern eher das Gegentheil hergeleitet haben. Bei einem katholischen Priester schloß man anders und scheute sich nicht, dabei mit dem gesunden Menschenverstande in so entschiedenen Widerspruch zu treten, daß man fast annehmen möchte, das Obercensurgericht habe sich von dem character indelebilis des Priesters eine übertriebene, hyperkatholische Vorstellung gemacht. Wäre Luther ein zweiter Methusalem geworden, so würde das Obercensurgericht wahrscheinlich keinen Anstand nehmen, ihn ebenfalls noch bis auf die heutige Stunde als einen katholischen Priester zu behandeln. Man hat bei der fraglichen Erscheinung ferner außer Acht gelassen, daß die Folgerung, welche man mit wahrhaft halsbrechenden logischen Sprüngen aus der Priestereigenschaft des Verfassers herleitete, schon durch die Erfahrung widerlegt war. Ist es nicht seltsam, durch lockere Schlüsse beweisen zu wollen, daß ein Artikel nicht auf Störung des confessionellen Friedens abziele, zu einer Zeit, wo diese Störung sich schon als unmittelbare Folge des Schreibens ergeben, und die ganze protestantische Presse bereits, den Ronge als einen zweiten Peter von Amiens an der Spitze, ihren lärmenden Kreuzzug begonnen hatte. Dieser Kreuzzug ist freilich demnächst zu einem kläglichen Rückzug geworden; nachdem die Röthe des Zorns ein wenig erblichen, hat sich auf den Wangen unserer Literaten als seltener Gast die Röthe der Scham — daß sie auf den Ruf eines solchen Führers die Heeresfolge geleistet — eingefunden, und einer nach dem andern hat sich mit seinem Fähnlein fortgeschlichen, um abseits auf eigene Faust ein wenig zu marodiren. Allein deßungeachtet beklagen wir diese Entscheidung, und zwar in demselben Sinne, in welchem die Geistlichkeit des Bisthums Trier sich klagend an ihren Bischof gewendet, d. h. nicht etwa deßhalb, weil wir ei-

nen besondern Staatsschutz gegen die der katholischen Kirche und dem Christenthum feindselige Presse wünschen, sondern, weil wir glauben, daß die Art und Weise, wie in dieser Angelegenheit sowohl, wie überhaupt in allen confessionellen Angelegenheiten die Censur, namentlich vom Obercensurgericht gehandhabt wird, eine unverkennbare Verletzung der Parität der Confessionen in sich schließt. Vergeblich haben wir der Zeit geharrt, wo man das Recht der itio in partes in unserem Vaterlande nicht mehr vermissen würde. Diese Zeit kommt nicht, und wird nimmer kommen. Auch kann man den Unglauben nicht mehr an der Quelle verstopfen; vergeblich ist daher der Kampf der Censur gegen ihn, zumal da er von Söldnern geführt wird, die der Feind bereits halb bestochen hat. Auf offenem Felde muß er bekämpft werden; er muß sich den Schädel einrennen an dem Felsen, auf dem die Kirche Christi steht. Darum treten wir dem Ausspruche der Historisch-politischen Blätter bei: Preßfreiheit sei fortan auch unsere Losung.

VIII.

Gerichtsöffentlichkeit.

(Schreiben aus Schlesien vom 2. Januar 1845.)

Während die katholische Bevölkerung Schlesiens Genugthuung für die ungeheure Schmach erwartete, die ihr und ihrer Kirche durch eine Fluth von Schmähschriften protestantischer oder radical ungläubiger Verfasser seit den letzten Jahren unaufhörlich angethan wurde, und mit immer steigender Frechheit täglich angethan wird, — ist ein beinahe unglaublicher Schlag im entgegengesetzten Sinne geschehen. Das condemnatorische Urtheil gegen den Pfarrverweser Gebauer und den Kaplan

Jüttner zu Ottmachau, welches diese würdigen Priester zu schmählicher Haft verurtheilt, weil sie sich streng im Kreise ihrer Amtsverrichtungen haltend, auf der katholischen Kanzel und in der katholischen Schule einer katholischen Stadt, gesagt und gelehrt haben, was sie vor Gott und der Kirche zu lehren schuldig und in ihrem Gewissen verbunden waren, — dieß condemnatorische Urtheil ist in zweiter und letzter Instanz durch ein vom 21. Dec. v. J. publicirtes Urtheil bestätigt worden. — Bei der jetzigen Spannung der Gemüther und der ohnehin schon durch den Schandbrief aus Laurahütte auf einen hohen Grad gesteigerten Entrüstung aller Katholiken ist dieß Ereigniß ein eben so folgenreiches, als für jeden preußischen Patrioten tiefbetrübendes. — Es wäre dringend zu wünschen, daß unser edler und hochherziger König recht genau und ohne hemmende, den Eindruck schwächende Mittelorgane, Zeuge der Stimmung seyn könnte, welche diese Verurtheilung unter seinen ruhigen und treuen, katholischen Schlesiern hervorgerufen hat. Ich war heute Ohrenzeuge der Unterredung zweier Männer aus dem Volke, in deren Aeußerungen sich dieser Eindruck abspiegelte. „Das ist nicht mehr preußisch, das ist russisch", sagte der Eine, ein schlichter Bürgersmann, und der Andere erwiederte: „Den Rheinländern hätte so etwas nicht geschehen können, die haben öffentliches Gericht". Der Ruf nach Oeffentlichkeit der Rechtspflege ist überhaupt der Refrain aller unwilligen und bedauernden Aeußerungen, welche diese gewagte Verurtheilung hervorruft. Mir ist diese hier und in dieser Sphäre zum ersten Mal hervortretende Richtung der öffentlichen Meinung besonders beachtenswerth erschienen, — weil sie kein Product politischer Einflüsse, sondern im Munde der schlesischen Katholiken ein einfacher Naturlaut ist, herausgepreßt durch den überwältigenden Eindruck, den ein großes von überlegener Gewalt verübtes Unrecht auf den zu machen pflegt, der es wehr-

---

*) S. über das Urtheil erster Instanz Histor.-polit. Blätter Bd. XIII, S. 540 und S. 624.

los dulden muß. Von politischen Theorien und Zwecken, wie sie anderswo den Vertheidigern der öffentlichen Gerichte vorschweben mögen, ist hier auch nicht entfernt die Rede. Niemand will die Gewalt der Regierung als solche schwächen, oder die öffentliche Ordnung durch politische Experimente erschüttern. — Unsere Katholiken sind rein und lediglich durch die Gewalt selbst zu Vertheidigern des Systems der Oeffentlichkeit gepreßt worden, weil sie von diesem Schutz und Hülfe gegen einen himmelschreienden Mißbrauch des Namens der Justiz erwarten. So hat sich hier auf ganz ähnlichem Wege, auf welchem am Rhein der Ruf nach Preßfreiheit entstand, das Verlangen nach Oeffentlichkeit der Gerichte erzeugt, und der Ruf der Rheinländer nach Aufhebung der Censur in dem letzten Hefte der hist. pol. Blätter vom v. J., ein Ruf, den die Censur dort selbst erzeugt und zur Reife gebracht hat, traf hier mit der Kunde von der Verurtheilung der Geistlichen von Ottmachau zusammen, welche bei uns in Schlesien Anhänger für die Gerichtsöffentlichkeit wirbt.

So nahmen manche, welche früher sich um die Formen des Processes ihr Lebenlang nicht bekümmerten, jetzt den tiefsten und lebendigsten Antheil an diesen Erörterungen, und eine der großen Controversen der Zeit hat plötzlich für uns ein anderes Gesicht bekommen. — So lange die Criminalfälle, die bei uns vorkamen, sich nur um Verletzungen von Leben und Eigenthum drohten, — war die bisherige Proceßform vollkommen ausreichend; der Mangel an Oeffentlichkeit wurde nicht gefühlt; unsere Justiz — (der es ihre Feinde lassen müssen, daß sie für Geld und Geldeswerth nicht zugänglich ist.!) — entsprach allen billigen Anforderungen. — Ueber jene groben leicht erkennbaren und thatsächlichen Störungen des gemeinen Friedens zu urtheilen, genügten einfacher Menschenverstand, gewöhnliche Rechtskenntniß und jene alltägliche Rechtlichkeit des ehrlichen Mannes, die auch in Preußen nicht leicht einem Justizbeamten mangeln wird. Hierbei konnte sich Jeder, er sei Katholik oder Protestant beruhigen.

Allein diese Sicherheit hört auf, sobald, wie in dem oben erwähnten Falle der Ottmachauer Geistlichen, die confessionelle Controverse von Staatswegen auf das Gebiet der Criminaljustiz hinübergezogen wird. Wenn der katholische Priester, welcher der Polemik der Widersacher unsers Glaubens gegenüber, die Lehre unsrer Kirche scharf und bestimmt auf der Kanzel oder in der Schule hervorhebt, und, wenn es seine Pflicht ist, dem Indifferentismus, sei er scheinchristlich oder pantheistisch gefärbt, mannhaften Widerstand leistet, wenn ein solcher Gefahr läuft unter dem Vorwande der „Störung des confessionellen Friedens" zur Criminaluntersuchung gezogen und verurtheilt zu werden, — dann wird jeder Billigdenkende zugeben, daß wir uns bei den genannten, allgemeinen Eigenschaften eines unpartheiischen Richters, nicht beruhigen können, sondern daß uns die Frage nach dem religiösen, kirchlichen und confessionellen Standpunkte dessen nahe gelegt ist, der über dergleichen angebliche Uebertretungen urtheilen soll. — Ob ein Pferdediebstahl oder Straßenraub begangen sei, darüber ist das Urtheil von der confessionellen Ueberzeugung ziemlich unabhängig. — Aber wenn wie im vorliegenden Falle eine Criminalstrafe von der Entscheidung der Frage abhängt: ob ein katholischer Priester das Recht habe, auf der Kanzel den Spruch des Apostels zu citiren, der den Fluch der Kirche selbst über einen Engel ausspricht, wenn er ein anderes Evangelium verkünden würde, als das von den rechtmäßigen Boten Christi verkündete? — dann begreift jeder Verständige, daß das Urtheil lediglich von dem subjectiven Standpunkte dessen abhängt, der es fällen soll. — Und wenn wir Katholiken dann sehen, daß nur sehr wenige unsrer Richter unsres Glaubens sind, die überwiegend meisten aber als Freimaurer, sich zum Kampfe gegen das positive Christenthum verbindlich gemacht haben, wenn wir sehen, daß es ein täglich benütztes Mittel ist, die amtliche Carriere zu beschleunigen, wenn man Freimaurer wird, dann liegt die Frage nach Schutzmitteln und Garantien gegen einen solchen Stand der Dinge nahe. — Greift die Cri-

minaljustiz hinüber auf das Gebiet unsrer Kirche, zieht sie unsern Glauben oder die Amtsthätigkeit unsrer Priester vor ihr Forum, so kann man nicht mehr sagen: die Proceßform ist lediglich Staatssache, und den Privatmann geht es nichts an, ob Dieser freigesprochen und Jener verurtheilt wird. Im Gegentheil: die Strafjustiz ist dann eine allgemeine Sache, Jeder ist davon berührt, Jeder in seinem heiligsten Interesse bedroht und Jeder hat ein natürliches Recht, Kenntniß zu nehmen von dem, was morgen vielleicht schon, wenn sein katholischer Glaube der Loge anstößig wird, unmittelbar seiner eignen Ehre und seiner Freiheit in so hohem Grade gefährlich werden kann.

Gerichtsöffentlichkeit im allerausgedehntesten Maaße ist demnach in der That unter solchen Umständen eine nahe liegende, in der einfachen Natur der Dinge gegründete, nicht bloß billige, sondern unabweislich gerechte Forderung. Nicht als ob durch die bloße Oeffentlichkeit des Verfahrens diejenigen, welche das Urtheil fällen sollen, aufgehört hätten, Menschen zu seyn; nicht als ob sie menschlichen Leidenschaften und Irrthümern schon dadurch entrückt wären, daß Untersuchung und Richterspruch vor den Augen der Welt vor sich gehen. — Ein so kindischer Wahn ist uns fremd. — Aber das fordern wir als unser gutes Recht, daß, wenn etwa ein Richter unter dem heuchlerischen Deckmantel der Toleranz unsern Glauben verfolgen, wenn er durch Urtheile, die ein antichristlicher Geheimbund ihm dictirt, den gesunden Menschenverstand mit Füßen treten wollte, daß er dann auch den Muth haben müsse, sich und diese seine Justiz der Mit- und Nachwelt ohne Hülle und Schminke in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Will eine Staatsgewalt sich der Freimaurerei als Waffe gegen die katholische Kirche bedienen, und ist diese Verbrüderung, wie im heutigen Preußen und insbesondere in Schlesien, beinahe ein halb amtliches Organ im Staatsleben geworden, — dann verlangen wir unsrerseits als nothwendiges und unerläßliches Gegengewicht gegen das geheimbündlerische Treiben die aller absoluteste

Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen, die ja auch in England und Nordamerika der Schlange die Giftzähne ausgebrochen und den Einfluß der dortigen Freimaurerei auf öffentliche Geschäfte bis auf ein Minimum unschädlich gemacht hat. — Der oft gemachte Einwand: daß ein paar hundert Zuhörer bei den Schlußverhandlungen einer öffentlichen Sitzung nur eine sehr beschränkte Oeffentlichkeit gewähren, ist eben gar keiner. Denn erstens spricht vor diesen nicht bloß die Staatsbehörde, sondern auch der Vertheidiger, der die frühere, nicht öffentliche Voruntersuchung durchforscht hat. Und wenn unter jenem kleinen Auditorium zwei oder drei Schnellschreiber nicht censurirter Zeitungen sitzen, so gilt dieß eben so viel als ob ganz Europa und Amerika im Sitzungssaale zugegen wäre. Denn die Schnellschreibekunst ist die Daguereotypie des Worts. Früher hat die Kirche dem Richter gesagt: daß er richten solle, wie er wolle daß Christus ihn am jüngsten Tage richte. — Wer aber heute mit jenem Indifferentismus ein zukünftiges Gericht für eine Fabel hält, und Den, der da wieder kommen soll die Lebendigen und die Todten zu richten, als einen jüdischen Mythus verlacht, der soll sich wenigstens mit dem Gedanken durchdringen, daß er selbst mit seinem Urtheil vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung steht, und an diese wenigstens soll er glauben, wenn er nicht mehr an Gott glaubt. — Und daß zu dieser öffentlichen Meinung nicht bloß unsre Gegner sprechen, daß ihr durch freie Presse und Gerichtsöffentlichkeit die Acten ihres künftigen Urtheilsspruches ganz und vollständig und unverfälscht vorgelegt werden, — das ist unser billiges und gerechtes Verlangen, zu welchem uns die Gegner der Kirche selbst bei den Haaren gezogen haben. —

Dieses Verlangen ist auch nicht einseitig gegen die Staatsgewalt gerichtet, — sondern umgekehrt: eine Staatsgewalt, die ehrlich und aufrichtig gute und unpartheiische Rechtspflege will, hat heutzutage selbst kein anderes Gegengewicht gegen die Beschränktheit und den Fanatismus solcher Justizbeamten, die unter dem Einflusse der vom Zeitgeiste bewegten Partheien, und

geheimer Verbindungen stehen, als volle Oeffentlichkeit der Verhandlungen. — Jene abgedroschenen Redensarten von einem Bündnisse der Liberalen und der Katholiken, haben also keinen Sinn und dienen nur dazu, eine Menge Illusionen fest zu halten, die den Lenkern des Staats die Einsicht in die wahre Lage der Dinge unmöglich machen. — Man habe den Muth, die Welt zu sehen wie sie ist, dann wird man nicht nöthig haben, zu so abgeschmackten Fictionen von künstlichen Allianzen und geheimen politischen Zwecken u. dgl. zu greifen. Dann wird man sich auch so manche Erscheinung der Zeit zu erklären wissen, die heute allerdings seltsam und verwunderlich scheinen mag! — Auch mit jener hohlen Phrase möge man sich nicht länger hinhalten: daß die Gerichtsöffentlichkeit die Leidenschaften aufrege, und jedes Urtheil zum Gegenstande des allgemeinen Volksgesprächs mache. Das beste Mittel, die Leidenschaften nicht aufzuregen ist: solche Processe, wie den gegen die Kapläne von Ottmachau, gewissenhaft zu vermeiden. Wenn man aber will, daß die Verurtheilung unserer Priester, die nichts als ihre Pflicht gethan, das Volk nicht in seinen Grundtiefen aufrege, — wenn man will, daß solche Urtheile nicht Gegenstand der Erörterungen in jeder Schenke werden sollen, — dann lasse man durch ein modernes Vehmgericht den Verdächtigen spurlos bei Nacht und Nebel verschwinden, schleppe ihn ohne Proceß, wie in unserm Nachbarlande, nach Sibirien; stelle das Land unter militärischen und geheimpolizeilichen Terrorismus, damit der Nachbar seinem Nachbarn nicht traue, und Jeder dem Andern nur scheu und leise die Klage über Willkühr in's Ohr flüstere. Das will und kann man bei uns nicht! — Wohlan denn, so ergebe man sich auch darin, daß die heutige, illegitime und thatsächliche, halbe und dreiviertel Oeffentlichkeit, verbunden mit dem Partheinehmen der Staatsgewalt in dem Streite der kirchlichen Ueberzeugungen durch Richtersprüche, von der Art des in Rede stehenden, die Leidenschaften bei weitem tiefer aufrege, die stille Erbitterung auf einen viel gefährlicheren Grade steigere, das Vorurtheil auf eine viel bedroh-

lichere Weise nähre, und die Heilung unsres unnatürlichen socialen Zustandes viel weiter hinausschiebe, als ehrlich gewährte, anerkannte, aufrichtig gehandhabte Publicität der Verhandlungen unsrer Gerichte und freie Gestattung der kirchlichen Debatte für beide Theile es jemals könnte. —

Dieß bezeichnet den Zustand der Dinge, wie er in diesem Augenblicke in Schlesien wirklich ist. — Man irrt, wenn man glaubt, daß wir Katholiken den Streit als solchen wollten. Im Gegentheil, wir wollen die Versöhnung, aber die Ueberzeugung gewinnt täglich mehr Raum in den Gemüthern, daß diese Versöhnung nicht dadurch befördert werde, daß die Erörterung zurückgehalten und verkümmert, oder nur dem einen Theil gestattet wird. Die Zeiten sind vorüber, wo sich die katholische Bewegung durch solche Mittel hemmen oder rückläufig machen ließ. — Unsere Zeit verlangt als einziges Heil- und Rettungsmittel gebieterisch das, was die Engländer a fair trial nennen. Gäbe Gott, daß diejenigen, in deren Hände die Vorsehung unser Geschick gelegt, sich recht bald mit dieser Ueberzeugung durchdringen mögen.

IX.

Briefliche Mittheilungen aus der Rheinprovinz.

Der heilige Rock von Trier ist längst wieder in seine stille Verborgenheit zurückgekehrt; die frommen Lieder und Litaneien der wallfahrenden Pilger sind gleichfalls verstummt: allein um so ungestümer bellen ihnen die Hunde des wilden Jägers noch nach; die harmlose friedliche Gottesfahrt hat sie in so unglaubliche Wuth versetzt, daß man, was Gott verhüten wolle, sich auf einen Ausbruch förmlicher Raserei gefaßt halten muß, wovon wir in den Schweizer Freischaaren schon einen kleinen Vorgeschmack erhalten haben.

In der That, was sich in den letzten Monaten vor unseren Augen begeben hat und was sich noch täglich begibt, ist in mehr als einer Hinsicht überaus lehrreich. Es zeigt, wie verblendete Partheileidenschaft die ersten Grundsätze von Gerechtigkeit und Billigkeit ihren Gelüsten aufopfert. Was unsere sogenannte liberale Presse, sie, die sonst mit jeder radicalen Frechheit und Unzucht fraternisirt und der schamlosen Muse Heines einen Freipaß ausstellt: das Heiligste des Menschen und die Ehre der Nation mit jüdischen Unfläthereien zu besudeln, was diese Freiheitspredigerin unter religiöser Freiheit versteht, das ist nun wohl jedem deutlich geworden; welches schmachvolle Joch brutaler Tyrannei die Katholiken in den Staub treten würde, wenn sie zur Herrschaft käme, darüber kann nun wohl kein Zweifel mehr obwalten.

Konnte etwas harmloser und unschuldiger seyn als die Trierer Feier? Was konnte bei dieser Uebung katholische Andacht im Entferntesten einen Protestanten kränken oder beleidigen? Haben die Pilger etwa Spottlieder auf eueren Glauben gesungen, haben sie etwa euch, ihr denkgläubigen Christen des Frankfurter Journals, der Mannheimer Abendzeitung u. s. w. in euerer Andacht, in eueren Gebeten und Gesängen, in eueren Zechgelagen, liberalen Toasten, Freimaurerfesten und socialistischen Versammlungen gestört? Haben sie euch gar vielleicht den Rosenkranz aufgezwungen und euch mit fanatischer Uebermacht genöthigt, mitzuziehen, oder haben sie auch nur euer Almosen um Gotteswillen zum Frommen ihrer Andacht erfleht? Oder haben ihre Prediger fanatische Schmähreden gegen euch im Munde geführt und die Fackel religiösen Hasses an heiliger Stätte geschwungen? Nichts von alle dem.

Was haben sie denn aber so Entsetzliches sich zu Schulden kommen lassen, daß ihr sie mit solcher Wuth anfallt und täglich mit euerem giftigen Hohn überschüttet?

Wir wollen euch die Frage beantworten. Sie sind nach Trier zu dem heiligen Rocke ihres Herrn und Heilandes in friedlichen Schaaren betend und singend dahingezogen; sie haben sich in dem Kleide den, der es getragen, vergegenwärtigt; sie haben seine gnadenreiche Nähe gefühlt und von diesem Gefühle erschüttert reuig in ihr Herz hinab und in Demuth zu ihm hinaufgeblickt und für sich und euch, für ihre Freunde und Feinde, gebetet und seine Gnade zu Linderung aller Leiden und Schmerzen der unglücklichen Menschheit und zur Aussöhnung jeder Zwietracht herabgerufen.

Was haben sie noch mehr gethan? Sie haben, nicht gezwungen, sondern freiwillig, ein Opfer auf den Altar niedergelegt und zwar nicht für den Bischof, den Hüter des heiligen Kleides, den ihr einen Ablaßkrämer des 19. Jahrhunderts nennt, sondern für das alte ehrwürdige Gotteshaus, oder zu einer

christlichen Erziehung der heranwachsenden Jugend, oder zur Vollendung des größten Bauwerkes, das die heilige Begeisterung der Vorfahren zur Ehre Gottes und zum Ruhme des Vaterlandes auf deutscher Erde begonnen, des Kölner Doms nämlich: Hierauf sind sie dann getröstet und neu gestärkt und voll froher Hoffnung friedlich, wie sie gekommen, wieder zu den Mühseligkeiten des Lebens zurückgekehrt.

Was hat sich aber auf der Reise begeben, das euch zu solchem Aergerniß hätte gereichen können? Ueberall, wo sie erschienen, erweckte der Anblick ihrer ernsten Andacht Rührung und Theilnahme; mit offenen Armen wurden sie überall aufgenommen, ja es entstand der edelste Wettstreit frommer Gastfreiheit zwischen Arm und Reich, und was der falsche irreligiöse Liberalismus als höchstes Ziel über rauchenden Trümmern und blutenden Leichen erreichen möchte, das hatte hier die Religion vollbracht: es herrschte unter diesen Hunderttausenden, unter Fremden und Einheimischen, eine wahre brüderliche Gleichheit, sie speisten an einem Tische, sie ruhten unter einem Dache, sie fühlten sich als Kinder einer einzigen liebenden Mutter, wie in den Zeiten der ersten Christenheit; die gleiche Flamme der Andacht glühte in allen Herzen.

Und nun endlich, was waren die Folgen dieser so wüthend geschmähten Fahrt? Alte Feindschaften söhnten sich wieder aus; längst entwendetes Gut wurde seinem rechtmäßigen Eigenthümer zurückerstattet; die, welche in gedankenlosem Leichtsinn, in gewohnter Trägheit lange Jahre dahingelebt, als sei der Mensch nur Staub und Asche, und habe keine unsterbliche, Gott angehörende Seele, wurden erschüttert und von dem allgemeinen Strome ergriffen und bereueten im Beichtstuhl ihre Blindheit, und ihre Brüder sangen mit um so freudigerer Stimme das Lob ihres Gottes, der sich ihnen so gnädig erwiesen und sie dieses grossen Anblickes gewürdigt, wo Hunderttausende in dem gleichen Gefühle begeisterter Andacht auf das Knie niedersanken und das Jubelfest ihres Glaubens feierten.

Das sind die unverzeihlichen Verbrechen der Trierer Wallfahrt; darum werden die Pilger als Pfaffenknechte und Götzendiener des „ungenähten Lappens“, der ächt oder unächt, dem Henker gehöre, geschmäht; darum ist ihr Bischof, der sie zu dieser Feier geladen, werth, daß ihn, den fanatischen Götzenpriester, der Abscheu und die Verachtung der spätesten Nachwelt von Seiten des edeln deutschen Volkes treffe.

Mehr als eine Million dieses deutschen Volkes ist nach Trier gepilgert, Männer und Frauen, aus den verschiedensten Gauen des Vaterlandes, jedem Alter und jedem Stande angehörig. Und diesen allen ruft ein Blatt eines Landes, in welchem die größere Majorität sich zu dem rechtlich garantirten katholischen Glauben bekennt, mit den dürren Worten frecher Insolenz zu: Ihr alle, ihr Hunderttausende von Katholiken, die ihr es gewagt habt, durch diesen Act eueren Glauben öffentlich zu üben und zu bekennen, ihr alle ohne Ausnahme, seid Pöbel; nur den einzigen Unterschied können wir euch zugestehen: daß die einen, die Aermeren, dummer, niedriger, die Reicheren aber, die eine bessere Erziehung genossen, vornehmer, verschmitzter und also noch verächtlicherer Pöbel sind. So die Mannheimer Abendzeitung; man sieht, daß die gränzenlose Roheit und Brutalität des schweizerischen Journal-Radicalism bei uns, Dank unserer Censur, die schönsten Fortschritte gemacht hat. Das Frankfurter Journal, am Sitze des Bundestages, variirt mit unermüdlichem Geifer jeden Tag das gleiche Thema und hundert Blätter des radicalen Fortschrittes stimmen lauter oder leiser in den nämlichen Hohngesang ein. Sind ihre Lästerungen noch nicht zur That geworden, haben sich bei uns noch keine Freischaaren, wie in der Schweiz gebildet: so haben sie es sicherlich jeden Tag nicht an aufreizenden Aufrufen fehlen lassen; wir könnten ihnen aus den jüngsten Monaten eine ganze Musterkarte in allen Farben zum Beweise unserer Behauptung vorlegen.

Und diesen Vorgängen gegenüber rühmt man sich selbstge-

fällig der Toleranz! wirft man uns vor, wir zündeten die Flammen jenes unheilvollen religiösen Hasses wieder an, der endlich zum Verderben des gemeinsamen Vaterlandes in einen neuen dreißigjährigen Krieg ausschlagen müsse!

Kommen wir daher noch einmal auf die Trierer Wallfahrt, als die nächste Veranlassung dieses Wuthausbruches zurück. Nicht von denen, welche die nächsten Zeugen und Zuschauer der Feier waren und daher ihren Charakter am besten beurtheilen konnten, ging der fanatische Lärm zunächst aus. Dieß gilt sowohl von Katholiken, wie von Protestanten. Es gehörte in der That auch eine gänzliche Erstorbenheit aller edleren Gefühle dazu, um nicht von dem Anblick eines ganzen, in ernster Andacht, in ununterbrochenen Zügen, betend vorüberwallenden Volkes ergriffen zu werden, und kalt und theilnahmlos zuzusehen, oder gar mit brutalem Lärm, mit Steinwürfen und Koth die Pilger in ihrem friedlichem Gange zu stören. Die preußische Regierung ließ sie daher auch, was gewiß von allen Katholiken dankbar anerkannt wird, nicht nur ungehindert ihres Weges ziehen, sondern, was noch mehr ist, sie hielt sie, mit wahrhafter Liberalität, nicht einmal durch das Bezahlen des üblichen Brückenzolles auf; so daß auch der Aermste dem Wunsche seines Herzens folgen konnte.

In den Orten, durch welche die Pilger kamen und wo Protestanten wohnten, wurde ihnen gleichfalls nicht nur keine Kränkung zugefügt; sie wurden vielmehr auch hier mit brüderlicher Gastfreiheit willkomm geheißen. Noch mehr, es schlossen sich sogar manche Protestanten, von dem allgemein herrschenden Gefühle ergriffen, mit an, um auch ihrer Seits ihrem Heilande in seinem heiligen Gewande, sei es nun das ursprüngliche oder ein altes Nachbild davon, ihre Ehrfurcht zu bezeugen, gleichwie es die Ueberlieferung so vieler Jahrhunderte vorher in Ehren gehalten. Und dieß waren nicht bloß Leute, die nach der wohlgezogenen Ausdrucksweise der Mannheimer Abendzeitung dem dummen, niederen Pöbel angehörten; nein, es waren Män-

ner die alle Vortheile einer aufgeklärten protestantischen Erziehung genossen, und mitunter die angesehensten Aemter im preußischen Staatsdienst versehen; diese, sonst als gute Protestanten wohlbekannt, nahmen keinen Anstand, auch ihrer Seits der heiligen Reliquie der Trierer Kirche ihre andächtige Huldigung darzubringen und ihnen theuere Gegenstände daran anzurühren. Und hätten sie dieses bei der unbeschränkten Allgemeinheit des protestantischen Lehrbegriffes nicht etwa thun dürfen, ohne deshalb in allem Uebrigen gute Protestanten zu bleiben? Die, welche die Reliquien Luthers auf der Wartburg oder die Uniform Friedrichs II. in Berlin heilig halten, dürften ihnen wohl am wenigsten einen Vorwurf wegen dieser dem Andenken Jesu Christi bezeugten Huldigung machen.

Nicht also von diesen, den Zeugen der Trierer Feier, ging das wüthende Zetergeschrei aus; es erscholl zuerst in der Ferne, dort, wo man in den Träumereien einer fanatisirten Phantasie lebt, oder wo man mit radicaler Demagogenwuth gegen alles Heilige und Göttliche ankämpft und blindlings losstürmt: in Elberfeld wurde die Sturmglocke geläutet, in Wesel, in Frankfurt und Mannheim, und von dort pflanzte das Halloh sich über Karlsruh, Freiburg und Constanz nach der Schweiz, und durch Westphalen nach den kalten Ebenen des protestantischen Nordens fort. Je ferner die Fama der Trierer Gräuelthaten lief, um so entsetzlicher malte die erhitzte Einbildung sich die Bilder, um so wohlgefälliger sagte man zu sich selbst: wie gut ist es doch, daß wir nicht sind wie diese da! und um so ungemessener fiel die liberale Presse über die Hunderttausende her, die nichts gethan als das, wozu sie von Gottes und Rechtswegen durch die heiligsten Verträge befugt waren, und was ihre Väter zu einer Zeit schon gethan hatten, da noch der deutsche Name im Rathe der europäischen Völker als der erste geehrt war.

Der ewige Jude von Eugen Sue fehlte nur noch, um Oel in das hoch lodernde Feuer zu gießen. Die Jesuiten mußten auch

wieder diese neue Unthat verübt haben; Jesuiten waren in Berlin gesehen worden; Jesuiten erscholl es in Schlesien, Jesuiten erwiederte hundertstimmig das Echo von Leipzig und Dresden. Seitdem glauben sich die armen Sachsen nirgend mehr sicher; Jesuiten in allen Ecken; kein Wunder wenn sie, gleich Villemain, durch das Fenster sprängen und von Haus und Hof liefen. Es ist in der That ein erbaulicher Anblick von Tapferkeit und Selbstvertrauen. Dreihundert Jahre haben sie dort daran gearbeitet, allen katholischen Aberglauben mit Stumpf und Stiel auszurotten, und die protestantische Denkfreiheit und Aufklärung mit der Muttermilch ihren Kindern einzutränken, und siehe da: am hellen Mittag, da ihr Bau seine höchste Höhe erreicht, macht eine Steininschrift, die einen vor dreihundert Jahren verstorbenen Heiligen der katholischen Kirche nennt, das ganze Land erzittern, sie beben vor leeren Nischen zurück, und sehen überall Jesuiten und glauben sich schon im Rachen des höllischen Ungethüms. Alles erscheint ihnen voll verkappter Jesuiten, und sie mögen in der That nur zusehen, daß die Buchhändler, die so antijesuitisch thun, und die Deputirten, die den Staat in Gefahr erklären, nicht vielleicht gar die verschmitztesten Jesuiten sind; denn wer weiß, ob sie nicht diese Maske blos vornehmen, um den schlauesten aller Orden in der Stunde stiller Mitternacht, wenn alle Hunde und Wächter schlafen, in das Land der Aufklärung einzuführen. Man könnte wirklich über diese kindische Furcht lachen, hätte sie nicht auch ihre sehr ernste Seite; denn wessen ist, so fragen wir Jeden, dem der Friede und das Heil des Vaterlandes am Herzen liegt, der gewaltthätige Sinn einer also fanatisirten Masse nicht fähig? und müssen nicht schon jetzt die wenigen zerstreuten Katholiken in Sachsen das Loos ihrer Brüder in Constantinopel unter der türkischen Peitsche glücklich preisen, wo man sie ruhig ihre Kirchen allen Heiligen des Kalenders weihen läßt, und erst dann gegen sie einschreitet, wenn sie sich gegen das weltliche Gesetz vergangen haben.

Der große Feldzug gegen die friedlichen Pilger von Trier war auf diese Weise schon im besten Gange, aber immer hatte noch der Führer gefehlt: da trat im Schooße der katholischen Kirche selbst, aus dem Kreise ihrer eigenen Priester, jener Lästerer auf, und schleuderte, von seiner Mutter sich lossagend, seine Verwünschungen auf das Haupt des Bischofs von Trier, die Manen Luther's und Hutten's mit seinen Kränzen schmückend. Jetzt schien der ersehnte Messias gefunden; er wurde auf den Altar gehoben; sein Name auf die Fahne geschrieben und das kriegerische Wuthgeschrei der losgelassenen Presse stieg auf das Höchste.

Jeden Tag werden ihm seitdem Lobpreisungen und Danksagungen zu Theil, uns aber jeder erdenkliche Hohn. Ronge ist die Loosung ihrer Blätter und Blättchen in Breslau, in Berlin, in Danzig, in Dresden, in Leipzig; Ronge ist der Held des Tages in Wesel, in Elberfeld, in Frankfurt und Mannheim; und Ronge schallt es von den Alpen, von Aarau, von Bern und Baselland zurück. Doch lassen wir uns durch den wilden Lärm und das Staubgewölk nicht täuschen, fragen wir: was ist des Pudels Kern?

Wallfahrten bestehen bekanntlich seit unfürdenklichen Zeiten an vielen Orten der katholischen Christenheit, und sie werden alljährlich von vielen Tausenden in aller Stille abgehalten und kein Hahn kräht danach; die Trierer war daher durchaus nichts Neues. Daß sich aber zu den Füßen des Altares der alten Moselstadt in einer so kurzen Zeit und aus einem verhältnißmäßig engen Umkreise, wie durch einen Zauberschlag, mehr als eine Million Pilger eingefunden hatte, das erweckte diesen Schrecken, diesen Ingrimm, hinc illae lacrimae. Einer Erscheinung von solcher Großartigkeit hatten sie nichts an die Seite zu setzen: kein constitutionelles Fest, kein Liederfest, kein Schiller- kein Göthefest, keine kommunistische Versammlung konnte sich hiemit auch nur im Entferntesten vergleichen lassen; selbst die mit allem li-

beralen und radicalen Pompe ausgestatteten und ausposaunten Schützenfeste der Schweiz traten hiegegen in den Hintergrund. Das einzige was sich, nach ihrem eigenen Zeugnisse, hiemit noch vergleichen ließ, war die irische Repealbewegung; aber auch diese ist ihnen wegen ihres religiösen Beigeschmackes zuwider, und sie haben keine rechte Freude daran, so daß sie lieber die Augen zudrücken und davon schweigen. Das Trierer Fest hatte den Erstaunten gezeigt, daß der katholische Glaube noch immer am tiefsten und lebenskräftigsten, ja mit verjüngter Frische in dem Gemüthe des Volkes herrsche, und daß es nur des einfachen Aufrufes eines seiner Bischöfe bedürfe, und Hunderttausende strömten der heiligen Stätte zu. Unter so widerwärtigen Umständen mußte also der Kriegspfeil durchs Land gesendet und der gesammte Landsturm aufgeboten werden.

Nun war aber die Trierer Feier zu Ehren des ungenähten Rockes ein Erinnerungsfest der katholischen Einheit; consequenter Weise mußte darum all ihr Trachten dahin gerichtet seyn, an das Fest der Einheit und Einigkeit eine großartige Spaltung im Inneren der katholischen Kirche zu knüpfen. So war ihnen denn der abtrünnige schlesische Priester mit seinen ungemessenen Schmähungen einer katholischen Andacht und eines katholischen Bischofes gerade willkommen. Daher der Jubel des Frankfurter Journals und aller Blätter seiner Farbe; daher die täglichen Lobpreisungen und die zahllosen Adressen. Doch man täusche sich nicht, es ist nicht Ronge, dem diese Ovationen gelten. Der Schmähbrief des schlesischen Rinaldo Rinaldini ist in so ordinären Phrasen abgefaßt; er verräth eine so bombastische Hohlheit, eine solche geistlose Gemeinheit der Gesinnung, daß selbst die Verblendetsten sich kaum darüber täuschen konnten, daß kein Genie irgend einer Art diesem Demosthenes von Laurahütte innewohne. Nein, es war vielmehr der katholische Priester, dem all der Jubel galt. Daß er schon vorher seines priesterlichen Amtes enthoben war, das kam nicht in Betracht; sein Urtheil war nichts destoweniger das Urtheil

eines katholischen Priesters. Nie wurde in allen jenen Blättern, die gleich dem Frankfurter Journal und seinen Gleichgesinnten täglich die katholische Kirche befehden, ein solches Gewicht auf den katholischen, priesterlichen Charakter gelegt; nie galt er mehr als eine Autorität; da war immer der katholische Priester, sein Urtheil und sein Portrait und seine Adressen vorn und hinten; man hätte glauben sollen, die radicale Presse sei plötzlich zur katholischen Priesterpartei übergetreten. Was boten sie in dieser Absicht nicht Alles auf. Wurde ja in Frankfurt zur Zeit des Götheſestes, in denselben Tagen, wo der freche Unfug gegen Frauenzimmer verübt ward, und das gleiche zuchtlose Gesindel einen Bettelrock zur Anbetung öffentlich zeigte, auch dieses Urtheil eines katholischen Priesters in Transparent Abends an einem Fenster den Vorübergehenden, sie mochten wollen oder nicht, vor die Augen gestellt. Selbst das Obercensurgericht in Berlin, von dem man ganz Anderes erwartete, ging in diese Ansicht über den Charakter des katholischen Priesters ein, indem es zur Motivirung seiner Freigebung des berüchtigten Schmähbriefes anführte: es sei nicht anzunehmen, daß ein katholischer Priester in Erörterung einer katholischen Frage darauf ausgehe, confessionellen Zwiespalt zu stiften. Diese Ansicht wurde zu einer Zeit ausgesprochen, als man sich in den Schenken gemischter Orte pro und contra Ronge prügelte. — Er selbst hat übrigens in seinem neuesten Aufrufe, worin er die niedere Geistlichkeit zur Empörung gegen ihre Vorgesetzten aufruft, unwiderleglich gezeigt, wie sehr ihm der kirchliche Frieden am Herzen liege. Ja selbst nach seiner Excommunication protestirte noch die Elberfelderzeitung gegen ihre Rechtmäßigkeit, da sie während der Erledigung des bischöflichen Stuhles ergangen sei.

Woher nun diese zarte Sorgfalt zur Aufrechthaltung des entweihten katholischen Priestercharakters, da man doch sonst Mitglieder der Kirche, die sich von ihr losgesagt, einfach zum Protestantism übertreten läßt, ohne viele Worte darüber zu ver-

lieren. Einfach daher: er, ein Abtrünniger, ein Ueberläufer, sollte mitten im Schooße der Kirche, und geschützt und geheiligt durch diesen seinen priesterlichen Charakter die Fahne des Aufruhres und des Abfalles führen, und den langersehnten Riß in ihrer Mitte in großartiger Weise vollbringen.

Dieß ist die Rolle, die man ihm zugetheilt; aus einem renommirenden Studenten möchte man gern einen Luther des neunzehnten Jahrhunderts machen; er ist dabei eine bloße Puppe, die bei Seite geworfen und vergessen wird, von dem Augenblick an, wo man sieht, daß man sich in der Wirkung getäuscht. Einstweilen sind ihre Hoffnungen jedoch noch in der schönsten Blüthe; die Erklärung der Separatisten von Schneidemühl scheint ihnen ein glücklicher Anfang zur Ausführung ihres Planes; den ersten Stein zur Aufführung ihrer freien, deutsch-katholischen Kirche glauben sie damit gelegt. Ronge und Schneidemühl ist darum das tägliche Losungswort, und sie jubeln: was mit der Abführung des Erzbischofs von Köln nicht gelungen, da sie es mit Gewalt von oben herab versucht, das mache sich jetzt wie von selbst, da man es von unten, vom Volke herauf, in demokratischer Weise begonnen.

Welcher Art aber soll die neue Kirche seyn? — sollen ihre Bekenner etwa zu den Protestanten übertreten, indem sie die Reste positiven Glaubens und positiven Kirchenthums, die diesen geblieben, annehmen? Gott bewahre! rufen die Blätter von Frankfurt und Mannheim und ihre Verbündete, die Lichtfreunde von Berlin und Königsberg; das wäre ja wider die alte Jesuitenkirche; einer, dem man eine solche thörichte Zumuthung machte, könnte erwiedern, was nach ihrer eigenen Erzählung erst jüngst in Berlin geschehen ist: hätten wir das gewollt, das hatten wir ja früher viel besser in unserer alten Kirche; darum lohnte es sich nicht der Mühe überzutreten. Nein, die neue Kirche soll sich nach Abthuung des alten katholischen und evangelischen Sauerteiges aus den aufgeklärteren Gliedern



beider Kirchen als eine völlig freie und neue bilden; sie soll alles Positiven entbehren; ohne Sacramente, ohne Dogmen, ohne Priester und ohne Altar, soll sie eine Kirche des völligsten Unglaubens seyn, deren Psalmen etwa Heine oder Herwegh dichten könnten.

Das ist es, was uns täglich bald deutlicher, bald versteckter verkündet wird. Dieser Schrankenlosigkeit und gänzlicher Ungebundenheit im Religiösen gegenüber, wo man des alten Gottes und seiner Offenbarung nicht mehr bedarf, würde alsdann im Politischen der Socialismus und seine ultraradicale Demokratie den Staatshaushalt ordnen, und alle fürstliche Gewalt zum besten der Demagogie confisciren.

Daß es durch die Ausführung dieser auf offenem Markte gepredigten Lehren nicht nur mit der katholischen Kirche, sondern auch mit dem Christenthum, ja mit aller moralischen und bürgerlichen Ordnung ein Ende hätte, darüber dürfen sich Katholiken und Protestanten keine Illusion machen. Katholischer Seits fängt man an, wie ich bereits in einer früheren Mittheilung bemerkt, auf das heillose Treiben der irreligiösen radicalen Presse im höheren Grade, als es früher geschah, aufmerksam zu werden. Da sie guten Theils von dem katholischen Publikum lebt, so sieht man ein, daß man den wildesten Fanatism gegen sich selbst groß zieht und nährt, der das gesammte Vaterland dem schreckenvollsten Loose eines religiösen und bürgerlichen Krieges und einer völligen Anarchie preisgeben würde. Warnende Stimmen gegen dieses verderbliche Treiben haben sich daher auch bereits von den katholischen Kanzeln vernehmen lassen und werden es gewiß noch mehr. Was thut aber diese radicale Presse, die den Katholiken täglich vorwirft, als Feinde des freien Wortes und Gedankens, riefen sie zum Schutze ihrer Knechtschaft Censur und Polizeigewalt an, sie ist es gerade, die sich nicht schämt, sich nun hinter den Schutz der Censur zu flüchten. In den Rheinlanden nämlich, wo man den



Katholiken die Concession einer katholischen Zeitung zur Selbstvertheidigung gegen jene zahllosen Angriffe bekanntlich verweigert hat, waren kaum einige Stimmen der Art auf den Kanzeln laut geworden, so hatte das Frankfurter Journal nichts Eiligeres zu thun, als die Polizeigewalt der Regierung hierauf, als auf Hochverrath, aufmerksam zu machen; die Logik war kurz folgende: da das Blatt, wie alle übrigen radicalen Blätter Deutschlands unter Censur erschien, da die Regierung diese Censur bestelle, so ertheile die Regierung daher auch allem darin Gesagten gewissermassen ihre Sanction, behaupte daher ein solcher Prediger, die Blätter verkündeten gottlose und verderbliche Lehren, so beschuldige er die Regierung selbst der Gottlosigkeit und der Revolutionirung, mithin müße die Polizei diesen Predigern als Staatsverbrechern den Mund schließen.

Das ist das gleiche Maaß und Gewicht dieser Radikalen: haben sie den Gebundenen auf jede Weise mißhandelt, und öffnet er den Mund zur Vertheidigung und zur Anrufung des ihm zukommenden Rechtes, dann rufen Sie noch obenein die Polizei gegen den Staatsverbrecher herbei. Daß dieß nicht so fort gehen kann, ist klar; daß Preßfreiheit den Katholiken, dieser wüthenden, keine Schranken und keinen Vertrag achtenden Befehdung gegenüber, nur helfen könne, liegt ebenfalls am Tage; über das Nähere ihrer Stellung aber werde ich im nächsten Schreiben meine Erfahrungen und Ansichten mittheilen.



X.

Der Feind kommt, wenn die Leute schlafen.

Dieß das Thema einer Predigt, welche bekanntlich zu Breslau der Domherr Förster am 10. Nov. v. J. gehalten; sie ist ein Ereigniß für Schlesien, eine glückliche Erscheinung für ganz Deutschland, wohl geeignet, die große Bedeutung des Predigtamtes Allen, die es angeht, recht dringend ans Herz zu legen. Fides ex auditu! woher soll aber der Glaube kommen, wenn er nicht gepredigt wird? Blickt man zurück auf die erste Zeit der Kirche, da schaut man den Bischof selbst, wie er, in Mitten seiner Gemeinde, die Kanzel besteigt; eifersüchtig bewahrt er dieß heilige Recht, so daß er keinem Andern es gestattet, ihm Stellvertreter zu seyn. Das Wort aus seinem Munde wirkt mehr, weil deutlicher in ihm das Auge den Nachfolger der Apostel schaut, darum öffnet sich bereitwilliger das Ohr, um zu vernehmen die Kunde des Heils. Der Bischof auf der Kanzel ist selbst eine Predigt! Wenn ihm aber nicht jeder Zeit vergönnt ist, solch apostolischem Berufe obzuliegen, so ist's doch seine heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß er Männer wähle, die an seiner Statt mit solchem Glauben, mit solchem Eifer, mit solcher Liebe, mit solcher Demuth, mit solcher Weisheit, mit solchem Können den Acker der menschlichen Herzen bestellen und in sie die Saat des göttlichen Wortes einstreuen, daß zu tausendfältiger Frucht sie gedeihe. Die Sorglosigkeit der Hirten der Kirche überhaupt, die Sorglosigkeit in der Verwaltung des Predigtamtes ist an dem Unglück Schuld, welches über die Kirche Deutschlands im sechszehnten Jahrhunderte kam. Durch die Predigt war die Welt zum Reiche Gottes vereint, durch die Predigt waren der Häresien hunderte vertilgt, und



noch stand der große Sieg, den der Orden der Prediger über Albigenser und Waldenser errungen, vor Augen; aber die Leute schliefen, und der stets wachsame Feind kam; die Leute schwiegen, und der stets zungengewandte Feind sprach. Er hat geredet, ihm hat man geglaubt; Er hat die Kirche gehöhnt, und man hat mit ihm gespottet; er hat der Kirche ihre Kinder geraubt, denn in tiefen Schlaf war die Mehrzahl der Wächter versunken.

Wächter! ist die Nacht schier hin? Drinnen wohl ist der Tanzsaal der Welt durch das fahle Licht der Aufklärung erhellt, draußen aber ist's dunkle Nacht, und düster ist für die, so in lustigem Wirbel sich drehen, der Heimweg. Laß dich, Wächter, durch den Hahnenruf ihres Geschreies vor dem Schlafe bewahren, die Nacht ist nicht hin! Gott sei es gedankt, wir reiben uns den Schlaf aus den Augen, aber völlig wach sind wir noch nicht geworden; es predigt wohl manch glaubenseifriger Priester; mehr noch predigen die Thatsachen, sie werden uns noch mehr Prediger erwecken. Aber noch schaart sich nicht, nach alter Sitte, die Gemeinde um ihren Bischof, noch bildet er nicht, wie ehedem, den lebendigen Mittelpunkt der Gläubigen, noch ist er nicht wieder mit seinem Clerus verwachsen, daß dieser durch ihn und in ihm lebt. Wie schön war ehedem die Gemeinschaft von Bischof und Clerus! Ein Haus umschloß ihn und seine nächsten Gehülfen; Ein Tisch versammelte sie Alle zum täglichen Mahle; Eine Regel ordnete ihr Leben; Ein Körper war das Haupt und seine Glieder. Längst zwar hat alles dieses aufgehört, aber nicht hat aufgehört der Ruf des Herrn an Alle: Bischöfe, Clerus und Volk Eines zu seyn, und zu verharren in der Einheit des wahren Glaubens. Christus gibt Alles, seine Gnaden fließen unverkürzt durch Taufe und Weihe, und doch sind die Herzen der Menschen kalt und unempfänglich. Darum jetzt, wie noch nie, kommt Alles auf die Predigt an; wie die Wassertaufe eine Taufe mit dem heiligen Geiste und mit dem Feuer ist, so ist der heilige Geist und das göttliche Feuer des Wortes das Was-

ser, mit welchem der Baum der Kirche begossen werden muß, auf daß er wachse und das Erdreich überschatte, und die Vögel des Himmels in ihm nisten. Darum begrüßen wir freudig den Priester, dem Gott die Gnade verliehen, in solcher Weise sein Wort zu verkünden. Was er sagt, ist so ganz der rechte Ausdruck für das, was alle Katholiken durch ganz Deutschland fühlen und denken, denen ihre Kirche am Herzen liegt, und die nicht bisher alle Zeit vertändelt und verschlafen haben.

Darum erwache, katholisches Volk! Bis daß Alle, die auch dich auf dem dunkeln Pfade durch die Nacht dieses Lebens wach erhalten sollen, hierin ihren Beruf treu erfüllen, hat Gott einstweilen einen andern Wecker zugelassen, und wir müssen wahrlich für all den Spektakel danken, den jener Fremdling, den wir gutmüthig an unsern Tisch genommen, die protestantische Presse nämlich, anrichtet. Denn, wie viel schlechter stünde es noch um uns, wenn diese Presse nicht wäre. „Ruft Euren Greisen, ruft Euren Kindern ins Gemüth, was jene Journale sagen und wollen, auf daß ihre Seelen erfüllt werden von Ekel dagegen, und sie tief die Schmach und Entehrung fühlen, in der Knechtschaft dieser zu stehen. Beweiset ihnen aus diesen Schriften, wie böse jene Menschen sind, die so schreiben können, und wie gottlos und verlassen ihre Seele ist, daß sie für hohe Weisheit solches Geschwätz ausgeben. An ihnen selbst zeiget die Wirkung ihres Giftes, das sie für Zucker verkaufen, wie lieb sie uns haben und wie ehrlich sie es mit uns meinen, wenn sie von Liebe zu uns reden. Zeiget ihnen in den Ausgeburten dieser schamlosen Presse, wie sie, den Keim der Zerstörung in sich tragend, Auflehnung und Revolution in Kirche und Staat predigen. Vor der Hand habt Ihr nichts besseres zu thun, um Euch zu erwecken; möge das ätzende Gift, mit welchem die Schlange Eure Glieder bespritzt, Euch nöthigen, diese erstarrten Glieder zu reiben, auf daß Ihr vom Lager Euch erhebt, ehe denn es unter Euch angezündet wird. — Nicht aber schaut Euch um, ob anders woher die Hülfe komme; gegen diesen Feind, der gegen das Reich Gottes streitet, der kampfgerüstet

dem Herrn der Heerschaaren begegnet, ist keine menschliche Herrschaft Mannes genug. Hier vermag nicht diese oder jene, vom besten Willen eingegebene Regierungsmaaßregel zu helfen; welche Schranke weiß der gewaltige Feind nicht zu durchbrechen, welcher Fessel der Listige nicht zu entschlüpfen? In ganz edlem Sinne heißt es hier: Helfet Euch selbst! verhelfet Euch zu der Kraft des Glaubens, zu der Beharrlichkeit in ihm, dann aber wird Gott Euch helfen, Er wird für Euch, treue Söhne der Kirche, Fürsten wie Völker, streiten. — Auch von der Freiheit der Presse erwartet nicht das Heil; gleicher würde der Kampf durch die Gleichheit menschlicher Waffen, und aus diesem Grunde mögen wir sie wünschen; das allein hilft aber nicht zum Siege, wenn Gott nicht die Entscheidung gibt, wenn Seine Trommete nicht in der Schlachtreihe ertönt, wenn Sein Kriegswagen nicht die Schaaren der Feinde durchbricht, wenn Er nicht aufsteht; dann aber werden sie zerstreut, und sie werden fliehen, die Ihn hassen, und wie Rauch werden sie vergehen. Aber damit Gott helfe, damit Er für Euch aufstehe, stehet selbst auf von Eurem Schlafe, helfet Euch selbst, streitend mit göttlicher Waffe; umgürtet Eure Lenden mit der Wahrheit, ziehet an den Panzer der Gerechtigkeit, nehmet den Schild des Glaubens, bekleidet das Haupt mit dem Helme des Heiles und ergreifet das Schwert des Geistes. Dieß aber ist das Wort Gottes; darum wendet Euch an Ihn, daß Er Euch durch Eure Heerführer Sein feuriges, belebendes, beseligendes Wort in seiner ganzen Fülle vernehmen lasse; bittet, daß die gebundene Zunge gelöst, daß die Taubheit genommen werde.

Selbstthätig sollt Ihr seyn! darum erwartet auch nicht Heil von dem frommen Troste: „die Kirche kann nicht untergehen“? das ist ganz wahr, aber könnt Ihr nicht untergehen? Wenn so in jenen apostolischen Zeiten, wo das prangende Saatfeld der Kirche im Sturme der Verfolgung wogte, die Christen gedacht hätten, elend wären sie betrogen worden. In jedem einzelnen Lande kann die Kirche untergehen, nur nicht in allen Ländern auf dem ganzen Erdboden zugleich; wie jeder einzelne

Mensch den Glauben verlieren kann, so jedes einzelne Land. Eine verkehrte Rede ist's: „fürchtet Euch nicht, unsere Kirche kann nicht untergehen; auf Euern Eifer kommt es gar nicht an, Gott ist der Kirche starker Schutz!“ Wenn diese Sprache nicht Verrath an der Kirche ist, so ist sie Unwissenheit oder Glaubensschwäche.

Das Wachsthum und die Erhaltung der katholischen Kirche in jedem einzelnen Lande ist an den Eifer des Clerus und des Volkes der Art gebunden, daß Gott selbst seinen Schutz versagt, wenn dieser Eifer fehlt. Und in diesem Sinne wiederholen wir: Mensch, hilf dir selbst, dann wird auch Gott dir helfen. Denkt und handelt überall, wie der Prediger gethan, dessen Stimme so laut und vernehmlich an dem Tage gesprochen, welcher einst dem Manne das Leben gab, der an die Spitze der Auflehnung gegen die Kirche getreten war. Eine Frömmigkeit aber, die Nichts thut, da sie doch zum Thun berufen ist, wollen wir dem Propheten Jonas vergleichen, der gern gepredigt hätte, wenn er nicht gefürchtet, seine Predigt könnte Aufsehen und Wirkung machen und er zuletzt als falscher Prophet seine Ehre verlieren. Man erwecke das Volk, aber damit Euch dieses Amt nicht der Polizei als Ruhestörer in die Hände liefert, so seid überzeugt, daß es dazu gar nicht einmal des an sich zulässigen Mittels der Controverspredigt bedarf. — Das Volk ist indifferent und schläft, weil es kein oder wenig Interesse für das hat, was über ihm ist. Also macht es religiös; haucht ihm die belebende Liebe zu Gott ein, und Ihr habt es wach gemacht und zum Kampfe des Geistes gegen jeglichen Irrthum gerüstet.

So viel bleibt gewiß, der Bestand der katholischen Kirche in Deutschland ist an den Eifer der Katholiken, und vorzüglich an den Eifer des Clerus, an die Bischöfe geknüpft. Diese müssen es zuerst wagen, wie Jener gethan, ihre Stimme zu erheben, ihren Clerus zu beleben, um jeden Preis diesen an sich zu fesseln, denn auch dem Kurzsichtigsten wird es klar seyn, daß Deutschland vor einer allgemeinen Umwälzung nur durch den Sieg des conservativen Princips bewahrt werden kann,

und daß nur die Kirche dieses Princip zu retten vermag. Wie könnte der Protestantismus es retten, welcher gerade das entgegengesetzte in sich trägt, und dieses bis zu einer furchtbaren Macht schon ans Licht ausgeboren hat. Nur die Gemeinschaft in dem Princip der Verneinung der Kirche macht den Protestantismus stark, und Hohn ist jetzt die Waffe, mit welcher unsre Gegner streiten. Nicht diese Waffe kehret um, aber in Einheit stellet auch Ihr Euch ihnen entgegen, und Eure Kraft wird doppelt seyn. Eines ist die Kirche, warum sollten wir Katholiken nicht einig seyn?

XI.

Die anglicanische Kirche.

In der Zeit von der Restauration bis zur Revolution *).

Mit der Wiederaufrichtung des Königthums in England erhob auch die bischöfliche Kirche ihr Haupt wieder aus dem Staube. Es war nicht zu verkennen, daß die große Mehrheit des Englischen Volkes sich die kirchlichen und gottesdienstlichen Formen der Presbyterianer und Independenten nur als ein aufgelegtes vorübergehendes Joch hatte gefallen lassen. Die Landbevölkerung, welche von jeher in England selbstständiger, einflußreicher, entscheidender als irgendwo gewesen, dieselbe, welche auch die katholische Religion am längsten festgehalten, war in ihrer Vorliebe für das bischöfliche Kirchenwesen durch die Herrschaft der Dissenter eher bestärkt worden, denn diese hatten durch ihren rohen Cynismus in religiösen Dingen und ihre wilde Zerstörungssucht die Gemüther von Tausenden mit Ekel und Widerwillen erfüllt, und überhaupt konnte der theatralische, ge-

*) S. den Artikel: „die kathol. Bewegung in der protest. bischöfl. Kirche von England“ (Hist.=polit. Bl. Bd. IX. S. 65 ff.), an den sich der folgende anschließt.

waltsam-aufregende, selbstgefällig-anmaßende Ton, der in den Predigten dieser Sekten herrschte, die anstößige, jedes ernstere religiöse Gefühl verletzende Vertraulichkeit gegen Gott, welche ihre Gebete athmeten, dem durch Ruhe und nüchterne Besonnenheit ausgezeichneten Englischen Nationalcharakter nicht gefallen. Dazu kam, daß die große Spaltung der Presbyterianer und der Congregationalisten, selbst wenn sie vereinigt einen vollständigen Sieg über die Episkopalen errungen hätten, keiner Hoffnung Raum ließ, daß England je eine einige Nationalkirche erhalten könnte; es kam endlich noch dazu, daß der Anglikanische Clerus, der die Vorliebe der höheren Stände sich fortwährend zu bewahren gewußt, nun auch die Neigung des Volkes, zum Theil durch seine Leiden, durch den Nimbus, mit dem ihn die vieljährige Bedrückung in den Augen der Masse umgeben, gewonnen hatte. Auch zählte er unter seinen Bischöfen und Theologen wenigstens einige ausgezeichnete Männer, den beredten Jeremy Taylor, den dialektisch-gewandten Barrow, den geistig-mächtigen South, und den tieffrommen Hammond, der eben erst im Gefängnisse, das er als des Königs Hofkaplan erlitten, seinen Commentar über das Neue Testament verfaßt hatte.

Ein Versuch, die Dissenter mit der bischöflichen Kirche zu vereinigen, wurde gemacht; Karl II. ernannte einige ihrer angesehensten Prediger zu Hofkaplänen. Wäre es damals gelungen, die drei mächtigen Parteien der Presbyterianer, der Independenten und der Baptisten, mit solchen Männern, wie Owen, Baxter, Calamy, Howe waren, an der Spitze, der bischöflichen Kirche einzuverleiben, dann wäre in dieser das rein-protestantische Element zu völligem Uebergewichte, ja zu ausschließender Herrschaft gelangt; allein jede Hoffnung einer solchen Union oder Absorption scheiterte an den zahlreichen Forderungen der Dissenter, und an der entschlossenen Beharrlichkeit der Episkopalen, Alles zu behaupten. Die Häupter der bischöflichen Kirche fürchteten natürlich, daß die Aufnahme der Dissenter nur ein neues Element der Zwietracht in die ohnehin schon

innerlich schlecht zusammengefügte Staatskirche bringen würden: „Lieber die Dissenter-Secten außer der Kirche, als ein Schisma in der Kirche!“ sagte der Erzbischof Sheldon *).

In diesem Mißlingen lag auch die Rettung der katholischen Kirche in England; denn, menschlich angesehen, läßt sich nicht anders urtheilen, als daß, falls die Union zu Stande gekommen wäre, die Katholiken unter dem Gewichte des allgemeinen Nationalhasses, und der Uebermacht einer wenigstens äußerlich einigen, verfolgungssüchtigen Kirche erlegen wären. Die Zeit war nun gekommen, wo ein so schamloser Betrüger wie Titus Oates, durch seine handgreiflich erdichteten Anklagen, durch Beschuldigungen, abentheuerlich wie die Mährchen der Mutter Gans, an zwei und siebenzig Katholiken **), darunter den Erzbischof Plunkett von Armagh und den greisen Lord Stafford, auf das Blutgerüste brachte; es war die Zeit, wo Karl II. mehr wegen seiner Abneigung die Katholiken zu verfolgen als wegen seiner Laster gehaßt wurde, und wo selbst der Weiseste und Beste unter den Dissenters, Baxter, in seiner ersten Audienz beim Könige nichts Dringenderes zu begehren hatte, als daß doch den Papisten und den Socinianern keine Duldung gewährt werden möge ***). Mit der Sittlichkeit der Englischen Geistlichen stand es damals schlimm genug, jede Woche wurden in London Prediger, welche Nachts betrunken in den Straßen liegend in die Hände der Polizeiwache gefallen waren, am Morgen im Wachthause gefunden; indeß stand ihnen jederzeit Ein bequemes Mittel zu Gebote, sich populär zu machen, und ein zahlreiches Auditorium an Sonntagen in ihren Kirchen zu versammeln; sie durften nur gegen die katholische Religion und ihre Bekenner predigen. Als der bekannte Burnet, dessen politischen und kirchlichen Eifer König Wilhelm gleich nach der Revolution, mit dem ersten erledigt gewordenen

---

*) *Carwithen*, III, 77.

**) So hoch gab König Jakob selbst nachher die Zahl der Opfer in ganz England an. S. Makintosh p. 631.

***) *Grant's* Summary T. III. p. 7.

Bisthume belohnte, am Schlusse einer langen mit den eindringlichsten Gestikulationen vorgetragenen Schmährede gegen „das Papstthum", das Stundenglas emporhob, und es dann umdrehte, um über denselben Gegenstand noch eine Stunde zu predigen, da brach die ganze dichtgedrängte Versammlung in ein lautes Freudengeschrei aus *). Freilich wirkten mancherlei Ursachen zusammen, um die Abneigung der Massen gegen die katholische Kirche bis zu solchem Paroxysmus zu steigern. Cromwells glänzende Regierung hatte die Engländer gelehrt, sich als die Schutzmacht aller protestantischen Interessen in Europa zu betrachten; jetzt stand Karl II. nicht nur im Bündnisse mit dem katholischen Frankreich und in offenem Kriege mit dem protestantischen Holland, sondern er ließ sich auch auf das falsche Vorgeben hin, daß er Katholik sei, eine französische Pension zahlen, ja er gebrauchte sogar die Gewissensbisse, die er über die längere Verzögerung seines öffentlichen Bekenntnisses zu empfinden vorgab, als Motiv, um reichlichere Summen vom Pariser Hofe zu erlangen **). Hatte ferner Karl bereits dem Lande eine katholische Königin gegeben, so kam nun noch hinzu der Uebertritt seines Bruders und Thronerben, des Herzogs von York, zur katholischen Religion, dessen Vermählung mit einer katholischen Prinzessin, und die dadurch gegebene Aussicht, eine der alten Religion ergebene Dynastie zu erhalten. Doch die Hauptursache, welche den Haß gegen „Papstthum" damals zur vorherrschenden National-Leidenschaft gestempelt hatte, blieb immer, daß die zwei mächtigsten Hebel der öffentlichen Meinung, die Kanzel und die Presse, nun seit hundert Jahren mit fast ununterbrochener Thätigkeit alle Leidenschaften, deren Menschen fähig sind, gegen die alte Religion und Kirche entzündet hatten. Bei den Dissenters gehörte dieses stete Wecken und Nähren des altprotestantischen Hasses zu ihren Lebensbedingungen; es war ihre schärfste Waffe gegen die bischöfliche Kirche,

*) Quart. Review T. XXIX, p. 210.

**) Fox's History, p. 24.

daß diese in den meisten Punkten, die den Abgesonderten mißfielen, mit der katholischen übereinstimmte. Damals waren die Pamphlete, was heute die Zeitungen sind, und in der Zeit vor dem Bürgerkriege, wie während desselben und unmittelbar nachher war England mit Pamphleten überschwemmt worden, in denen nichts vergessen war, was die katholische Religion, die Päpste, die Priester in den Augen des Volkes verhaßt und verächtlich machen konnte. Ihrerseits meinten nun auch die Geistlichen der Staatskirche, sich gegen jene Vorwürfe und Verdächtigungen ihrer Gegner nicht besser verwahren zu können, als, indem auch sie ihre Predigten mit bitteren Angriffen auf die Lehren und Institutionen der alten Kirche würzten. Ohnehin wußte jeder Prediger, daß nebst der Lehre von der Allgenügsamkeit des Glaubens und der zugerechneten Gerechtigkeit kein Thema seiner Gemeinde willkommner sei, als Polemik überhaupt, und gegen die katholische Kirche insbesondere. Denn begreiflich hörte das Volk die strafenden Worte von der Kanzel viel lieber, wenn sie gegen Andersgläubige, und gegen jene große Kirche, der die Mehrheit aller Christen angehörte, gerichtet waren, als wenn sie seinen eignen Lieblings-Irrthümern und Sünden galten. Und dazu kam noch der theatralische Reiz, das Aufregende und Unterhaltende, das in aller Polemik liegt.

Unter dem Einfluße solcher Stimmung erklärten sich die Dissenter gleich im Beginne der Restauration gegen jedwede Duldung, die sie mit den Katholiken theilen müßten. Das Dilemma, welches ihr Sprecher und ausgezeichnetster Theologe, Baxter, damals dem Könige und dem Parlamente stellte, lautete so: „Da es nur einen sicheren Weg zur ewigen Seligkeit gibt, so haltet ihr entweder die protestantische Lehre für diesen Weg oder ihr haltet sie nicht dafür. Ist sie es nicht nach eurer Meinung, warum lebt ihr in derselben? Ist sie es aber, wie könnt ihr es über euch gewinnen, euren Unterthanen die Freiheit zu geben, einen andern Weg zu gehn? Könnt ihr, auf euer Gewissen, ihnen gestatten, eine Bahn zu verfolgen, die,

eurer Ueberzeugung nach, euch selbst von der Seligkeit ausschließen würde? *)" In diesem Sinne hieß es denn auch in der Declaration Karls II.: „Die Papisten sollten nicht etwa, seiner Gutherzigkeit vertrauend, auf Duldung hoffen, oder den Protestanten durch offene Ausübung ihres Gottesdienstes Aergerniß geben." Als nachher jene Katholiken, welche von Oates und seinen Gefährten der Verschwörung angeklagt waren, standhaft auch noch auf dem Blutgerüste ihre Unschuld betheuerten, wurden Pamphlete zu Tausenden ausgestreut, in denen bewiesen war, daß in der römischen Kirche die Lüge erlaubt sei. Doch versicherte König Jakob später den päpstlichen Nuntius, gerade durch jene Verschwörungsgeschichte seien viele Protestanten enttäuscht worden; diese hätten zwar anfänglich auch den allgemeinen Wahn getheilt, daß die Katholiken Dispensen hätten, kraft welcher sie nach Belieben lügen und mit Mental-Reservationen die Welt hintergehen könnten; allein der muthige Tod so vieler Katholiken, die ihr Leben leicht durch eine einzige Lüge hätten erkaufen können, habe sie eines Bessern belehrt **).

Inzwischen war die Partei, von welcher jetzt die Regierung sowohl als die öffentliche Meinung geleitet und beherrscht wurde, weder den Katholiken noch den Dissenters religiöse Freiheit zu gewähren gesonnen. Als die Conferenz in der Savoy sich zerschlagen hatte, begannen ernste Feindseligkeiten gegen die letzteren; es sollte ihnen unmöglich gemacht werden, sich ohne eine vollständige Lossagung von ihren Principien äußerlich der Kirche anzuschließen. Da es überhaupt in der Natur des Protestantismus liegt, daß er keine wahrhafte, innere und positive Glaubenseinheit unter den Seinigen zu erzeugen und zu bewahren vermag, so hat derselbe häufig durch Zwangsmaaßre-

*) S. *Wallace* Continuation of Makintosh, VII, 28. Es sei, meinte Barter: a great hardship, that the Presbyterians could have no indulgence without having the Papists partners with them.

**) Estratti delle lettere di M. D'Adda, Nunzio Apost. bei Makintosh, p. 631.

geln, durch auferlegte Unterzeichnung und Beschwörung von ganzen Büchern wenigstens den Schatten einer solchen Einheit darzustellen und festzubannen unternommen, dadurch aber auch freilich ein System der Zweizüngigkeit, der Heuchelei und Verdrehung in's Leben gerufen, das nothwendig mit der Zeit zu einer gewaltsamen Reaction führen mußte. So verfuhr denn die bischöfliche Kirche und das ihr völlig ergebene Parlament auch dießmal. Da die neun und dreißig Artikel in ihrer Kürze, zweideutigen Unklarheit und Bestimmungslosigkeit keine hinreichende Bürgschaft darboten, und die Einwürfe der Dissenter vorzugsweise der Liturgie (dem Common-prayerbook) galten, so wurde die sogenannte Uniformitätsacte zum Gesetz erhoben, kraft welcher jeder Geistliche, jedes Mitglied (Fellow) eines Universitäts-Collegiums nebst sämmtlichen Schullehrern seine aufrichtige Zustimmung (unfeigned assent and consent) zu allem und jedem in der Liturgie Enthaltenen erklären, und sich, wenn er noch nicht von einem Bischofe ordinirt war, vor dem Bartholomäustage 1662 diese Ordination verschaffen mußte, bei Strafe sein Kirchenamt sofort zu verlieren.

Sicher gab es selbst unter den Geistlichen der Staatskirche Hunderte, denen einzelne Theile, oder Ausdrücke und Gebräuche der Liturgie, dieses aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Productes, anstößig waren. Die Dissenter aber, die bisher die Liturgie, und viele der darin vorgeschriebenen Gebräuche, das Knieen am Communiontische, die Verbeugung bei Nennung des Namens Jesu, die Absolutionsformel, das Seligsprechen jedes Verstorbenen ohne Unterschied, theils mit Recht, theils mit Unrecht, zum Gegenstand ihrer heftigsten Angriffe auf der Kanzel gemacht, konnten nun, wenn sie bei ihren Gemeinden sich nicht um alle Achtung bringen wollten, unmöglich das ganze Buch gutheißen; auch der bischöflichen Reordination, die von ihnen gefordert wurde, mochten sie sich um so weniger unterwerfen, als dieß einer Anerkennung, daß ihr ganzer Beruf und ihr Amt bisher nichtig und usurpirt gewesen, gleich gekommen wäre. So geschah es, daß

am Bartholomäustage 1662 an zwei Tausend Prediger aus ihren Kirchen gestoßen wurden. Später kam die Conventikel-Acte und die Fünf-Meilen-Acte dazu, welche den dissentirenden Predigern, denen es gleichwohl gelungen war, eine Gemeinde zu behalten, die Ausübung ihres Amtes erschwerten oder unmöglich machten, und Viele mit ihren Familien in die bitterste Noth versetzten. Zwar unternahm es der König zehn Jahre nachher, 1672, alle Strafgesetze gegen die Nonconformisten überhaupt, die protestantischen sowohl als die Katholiken, zu suspendiren, aber dieser Versuch scheiterte an dem Widerstand des Parlaments und an der Abneigung der Dissenter, eine Duldung, die auch den gehaßten Katholiken zu gut gekommen wäre, anzunehmen *).

Im Schooße der Staatskirche selbst bargen sich auch jetzt wieder zwei entgegengesetzte, sich fortwährend bald stiller bald offener befehdende Principien; das ächtprotestantische, von Widerwillen gegen alles Katholische erfüllt, das sich, mitunter unbewußt, zu den Dissenters hinneigte, und die noch vorhandenen kirchlichen Elemente im Anglikanischen Gebäude theils auszumerzen, theils wirkungslos zu machen strebte; Männer dieser Gesinnung wußten sich damals selber kaum Rechenschaft zu geben, warum sie denn von den außen stehenden Gleichgesinnten getrennt seien. Dagegen suchten Andere, von dem protestantischen Wesen großentheils innerlich abgewendet, ihre Kirche in Lehre, Verfassung, Sacrament und Cultus nach dem Musterbilde der alten Kirche einer besseren Gestalt entgegenzuführen. Weil sie aber eine kleine Minorität bildeten, und der gewaltige Sturm, den vor dreißig Jahren die katholische Bewegung unter Laud aufgeregt hatte, noch in frischem Angedenken war, mußten sie im Ganzen leise und vorsichtig auftreten, und Vieles, was ihnen am Herzen lag, für sich behalten, oder einer religiöser gesinnten Zukunft anheimstellen, denn ihre Gegner in und außer der Kirche waren bei jeder derartigen Aeußerung sofort zur Hand,

*) *Carwithen* III, 143. *Hallam* II, 529.

das Volk durch Warnungen vor einer schon wieder drohenden Invasion des Papstthums in Gährung und Unruhe zu versetzen.

Außer dem Bischof Wilhelm Forbes in Edinburg, der nach Burnets Zeugniß *) im Rufe, dem katholischen Glauben zugethan zu seyn, starb, aber eigentlich der Laudischen Periode angehörte, ist hier vor Allem Herbert Thorndyke, Canonicus von Westminster zu nennen, einer der kirchlichen Wortführer auf der Savoy-Conferenz, patristisch gelehrt, wie Wenige, der aber damals mit seinen Unionsgedanken ziemlich allein stand, und in zu vielen Punkten katholisch gesinnt war, um großen Einfluß auf seine Kirche auszuüben; besonders in zwei Schriften, Just Weights and Measures und Epilogue to the Tragedy of the Church of England, tritt seine überwiegend katholische Gesinnung hervor. Es lasse sich nicht läugnen, meinte er, daß die Kirche von Rom von jeher und rechtmäßig einen Vorrang der Gewalt vor allen andern Kirchen gehabt habe. Ueberdieß nahm er nicht nur die Lehre vom Opfer der Eucharistie ganz im kirchlichen Sinne, sondern selbst solche Artikel, die sonst dem heftigsten Widerspruche von protestantischer Seite ausgesetzt zu seyn pflegen, wie die Anrufung der Heiligen und die den religiösen Bildern erwiesene Ehre in Schutz. Endlich ging er in einer seiner Schriften**) bis zu der Erklärung: Keine Kirche könne sich von der Römischen trennen, ohne damit vor Gott schismatisch zu werden.

Doch der große Strom der Ereignisse und der öffentlichen Meinung in England hatte damals eine entschieden antikatholische Richtung, und die Stimme Thorndyke's, dem unter den Bischöfen nur etwa Bramhall in Irland in ähnlicher Gesinnung nahe stand, verklang in jenem mächtigeren Chorus, in welchem die Bischöfe Taylor, Bull und Stillingfleet, dann Männer wie Barrow, More, South und Wharton von 1660 an bis zum Schluße des Jahrhunderts die katholische Kirche mit nicht geringem Aufwand von Beredsamkeit

*) T. I. p. 20.

**) Dem Tract. on Forbearance p. 19.

und Kenntnissen befehdeten. Gleichwohl aber fehlte dem neuen staatskirchlichen Protestantismus nichts geringeres, als der eigentliche Mittelpunkt und innerste Lebenskern, ich meine die Rechtfertigungslehre der Reformatoren. Je fester nämlich die dissentirenden Secten an dieser Lehre hielten, desto mehr wandten sich seit der Restauration die Geistlichen der bischöflichen Kirche davon ab, und aus dem Kampfe mit den calvinistisch gesinnten Puritanern und Independenten ging eine Arminianisch denkende Schule hervor, die bald die völlige Oberhand in der Staatskirche gewann. Im Jahre 1685 waren nach der Angabe eines Zeitgenossen die Institutionen des Episcopius, des vornehmsten Theologen der Niederländischen Remonstranten, das dogmatische Lieblingsbuch auf beiden Universitäten *). Der nachmalige Erzbischof Sancroft hatte schon im Jahre 1651 in seinem Fur Praedestinatus die protestantische Prädestinationslehre scharf angegriffen, und indem er die Stellen, deren Absurdität er nachwies, vorzugsweise aus den Schriften Luther's, Zwingli's, Calvin's und Beza's entlehnte, hatte er, beinahe der erste, die Autorität der Reformatoren offen verworfen. Achtzehn Jahre später trat Georg Bull, nachher Bischof von S. Davids, zum erstenmale als offener und erklärter Gegner des protestantischen Hauptdogma, der Lehre von der Rechtfertigung des Menschen durch bloße Zurechnung, auf **). Es war in der That ein kühner Schritt, sich so vollständig von derjenigen Lehre loszusagen, welche nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reformatoren und protestantischen Theologen den belebenden Mittelpunkt des neuen Glaubens, den „Artikel der stehenden und fallenden Kirche" bildete; von der Lehre, die zugleich der mächtigste Hebel gewesen, die Völker von ihrer Anhänglichkeit an die alte Kirche loszureißen, und mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen. Daher erhob sich im Anfange heftiger Widerspruch: Barlow, Margaret-Professor der Theologie

*) *Nelson's* Life of Bull.

**) Seine Harmonia Apostolica erschien im Jahre 1669.

zu Oxford, hielt öffentliche Vorlesungen gegen Bull und seine Lehre; Gataker, Tully, Truman, Tombes schrieben wider ihn, und Ludwig Dumoulin, Sohn des berühmten Peter Dumoulin, erhob in einer Schrift, welche die Annäherung der Englischen Staatskirche an die Römische nachweisen sollte *), wider Bull, in Gemeinschaft mit Stillingfleet und Patrick, nachmals Bischöfen von Worcester und Ely die Anklage, daß sie die Universität Oxford und die ganze englische Kirche mit Pelagianismus, Socinianismus und Papismus zu vergiften trachteten. Allgemein hieß es, Bull wolle die Säule und Grundfeste des Protestantismus, die Lehre von der Allgenügsamkeit des bloßen Glaubens, umstürzen, und es sei bei seinem Systeme unmöglich **), die protestantische Sache fernerhin dem Papismus gegenüber zu behaupten, und Luther's ganzes Unternehmen zu rechtfertigen. Gleichwohl fand Bull's Lehrgebäude immer größeren Eingang, namentlich zu Oxford; die Schriften von Hammond, Stillingfleet, Henry More und Andern wirkten in gleichem Sinne; und eine um die gleiche Zeit verfaßte, in vielen Tausend Exemplaren verbreitete populäre Schrift, „die ganze Pflicht des Menschen" ***), noch jetzt eines der beliebtesten Englischen Volksbücher, brachte die antiprotestantische Lehre auch unter das Volk. So kam eine der merkwürdigsten und durchgreifendsten Veränderungen, die sich jemals in der Doctrin einer kirchlichen Gesellschaft ereignet hat, zu Stande, und Bossuet hätte, wie Hallam sagt, ein neues, und zwar sehr wichtiges Capitel zu seinen „Veränderungen der protestantischen Kirchen" hinzufügen können ****). Denn das Arminianische System blieb von da an vorherrschend

*) A short and true Account of the Several Advances the Church of England has made towards Rome. London 1680.

**) Nelson's life life of Bull p. 254.

***) The whole Duty of Man. Der Verfasser derselben ist nie entdeckt worden. Ueber ihren Arminianischen Charakter vergl. Lilienthal's theolog. Bibliothek, II, 542.

****) Literature of Europe. Paris 1839. IV, 80.

in der Staatskirche; Luther's und Calvin's Lehrbegriff von der Rechtfertigung war verschollen und bei Seite geschoben, bis die Gründer der „Evangelischen" Partei seit 1750 denselben wieder in Aufnahme brachten.

XI.

Zur Geschichte der kurfürstlichen Universität Bonn *).

Es ist nicht minder lehrreich als traurig, die letzten Dinge des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation in ihren Einzelnheiten zu betrachten. — Je genauer man die Specialgeschichte der damaligen geistlichen und weltlichen Autoritäten studiert, desto fester gründet sich die Ueberzeugung, daß über diese Macht, die sich selbst verlassen hatte, unabweislich ein furchtbares Gericht Gottes hereinbrechen mußte. Man gewinnt für die Gräuel der französischen revolutionären Invasion einen andern Maaßstab, wenn man bedenkt, für welche Frevel dieser Umschwung eine providentielle Züchtigung war. Natürlich rechtfertigt dieß weder die Revolution und ihre Zwecke, noch die Organe. Auch diese Ruthen wurden in's Feuer geworfen, nachdem sie die Lüderlichkeit ihrer Zeit nach Verdienst und Gebühr gestäupt hatten. — Aber die Wege Gottes erscheinen uns gerechtfertigt, wenn wir bedenken: was Alles in unserem katholischen Deutschlande getrieben wurde, ehe die Sündfluth des Jakobinismus von Westen hereinbrach, die dann freilich den Unschuldigen mit dem Schuldigen ersäufte.

*) Einen höchst schätzbaren Aufsatz des Herrn Pastor Meuser zu Alfter bei Bonn enthält unter diesem Titel das zweite Heft des niederrheinischen Jahrbuchs für Geschichte und Kunst. Bonn 1844.

Das eben Gesagte gilt insbesondere von den rheinischen, geistlichen Kurfürsten. Daß der vorletzte und der letzte kurfürstliche Erzbischof von Cöln eine höhere Lehranstalt allein zum Zwecke des Kampfes gegen die Einheit der Kirche und zum Behufe der Dekatholisirung der Geistlichkeit und des Volkes errichteten, daß sie sich in dieser Weise selbst den Boden, auf dem sie standen, unter den Füßen wegzogen, — wer sollte es glauben, wenn es nicht die Geschichte bestätigte? Und diese Geschichte selbst würde uns wie ein lächerliches Mährchen klingen, wenn wir es nicht vor unsern Augen hätten geschehen sehen, daß Hegel, auf dessen Lehre und Schüler jetzt als auf gefährliche Feinde des „christlichen Staats" gefahndet wird, zehn Jahre lang, am Sitze des Mittelpunktes der Regierung, als oberster Staatsphilosoph figurirte, und für die wesentlichste und stärkste Stütze des Preußenthums galt!

Nach der Aufhebung der Jesuiten hatte der Kurfürst Maximilian Friedrich im Jahre 1777 eine, aus vier Facultäten bestehende Akademie errichtet. — Allein dieser fehlte, zumal für die theologische Facultät, die kirchliche Bestätigung. — Merkwürdig ist es, wie in dieser Beziehung fünfzig Jahre nachher der Hermesianismus genau dieselbe Procedur wiederholte, durch welche damals schon der Febronianismus die öffentliche Meinung der gläubigen Katholiken berücken zu können sich geschmeichelt hatte. „Abgesehen von des Papstes natürlicher Vorliebe für die benachbarte Cölner Hochschule, die, wenn vielleicht in einigen Punkten der Regeneration bedürftig, doch ihren gläubigen Sinn und ihre alte Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl sich unversehrt bewahrt hatte, mußten die neulichen Vorgänge in der Kirche am Rheine, durch Febronius und die Emser hervorgerufen, den Papst vorsichtig machen in Bestätigung einer Lehranstalt, die von vornherein als Opposition gegen Cöln geschaffen zu seyn schien, und an welcher ein Mann, unseligen Andenkens für das Erzstift, Philipp Hedderich, seine febronianischen Lehren schon ungescheut vortrug. Es war also zu erwarten, daß der Papst die vom Kurfürsten nachgesuchte Bestä-

tigung von der Entfernung dieses Mannes, als öffentlichen Lehrers des Kirchenrechtes, abhängig machte. Hedderich aber wurde beibehalten. Dieselbe Bedingung ward vom Papste gestellt, als Kaiser Joseph bei seiner Anwesenheit in Rom diese Bestätigung nachsuchte. Nun aber ließ der kurfürstliche Minister, der Graf Carl Leopold von Belderbusch, in dessen Interesse Hedderich durchaus wirkte, in dem zu Cöln erscheinenden, und vom Canonicus Dahmen bei St. Andreas redigirten „„Staatsblatt““, einrücken: „„die Bonner Akademie sei vom Papste mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken bestätigt worden;““ von jener Bedingung indeß, über die man jetzt gänzlich wegsah, wurde weislich kein Wort gesagt. Kirchlich legal war die Bonner Akademie also nicht.“

Um diese Akademie war es, trotz ihrer vier Facultäten auf dem Papier, in der Wirklichkeit überaus schwach bestellt. — Erst als im Jahre 1783 die Klöster des Erzstiftes Cöln, die sich, gestützt auf Wahlcapitulationen und Landtagsrecesse, dieser Belastung lange geweigert hatten, durch ein Urtheil des Reichskammergerichts gezwungen waren, zur Erhaltung der neuen, zum Behufe der Befehdung der Kirche geschaffenen Lehranstalt beizutragen, geschahen mehrere neue Berufungen. — Unter den Herbeigezogenen fanden sich auch die beiden einzigen Lehrer dieser Anstalt, welche später einen ehrenvollen Namen in ihrem Fache erwarben, — **Daniels** für die Jurisprudenz und **Rougemont** für Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe. —

Nachdem die Akademie in dieser Weise erweitert war, ging man den Kurfürsten an, dieser Anstalt auch die Würde und den Glanz einer Universität zu verschaffen. — Zu diesem Ende kam Max Friedrich unterm 13. März 1784 bei Kaiser Joseph II. um ein Universitätsdiplom für Bonn ein. — Dieses wurde am 7. April desselben Jahres ausgefertigt, aber in demselben Monate noch starb der Kurfürst. „Ihm folgte in demselben Jahre der österreichische Prinz Maximilian Franz, Kaiser Josephs Bruder, Coadjutor des Kurfürsten schon seit 1780, erst 27 Jahre alt. Papst Pius VI. setzte großes Vertrauen in

ihn, er werde die kirchlichen Zwiste, welche damals, in Folge des Emser Congresses, zwischen den drei geistlichen Kurfürsten und dem Fürstbischofe von Salzburg und ihm, dem Papste, obwalteten, beseitigen. Allein, auch abgesehen von dem, eben in dieser Hinsicht unheilvollen Wirken seines Bruders, des Kaisers, gelangte Max Franz auch in einem Alter zur Regierung, wo er weder die Festigkeit des Charakters, noch die Erfahrung und Umsicht besaß, die erforderlich war, sich vor dem Einflusse der Illuminaten zu bewahren, die er am kurfürstlichen Hofe bereits vorfand. So bewiesen es leider bald die Folgen. Er ließ sich von ihnen gewinnen, und ging nun mit jugendlicher Entschiedenheit auf ihre Pläne der Aufklärung und Weltverbesserung ein."

„Um den Gegensatz zur Cölner Universität schneidender hervorzuheben und ihr entschiedener entgegen zu treten, eilte Max Franz das Vorhaben seines Vorgängers auszuführen." Curator der Universität wurde der kurfürstliche geheime Extra-Conferenzial-Regierungsrath, Hofkammerpräsident und Capitular der Domkirchen zu Hildesheim und Münster, Franz Wilhelm Freiherr Spiegel zum Diesenberg, — Bruder des nachherigen Erzbischofs Ferdinand August, welcher die berühmte Convention über die Behandlung der gemischten Ehen mit Herrn Bunsen schloß. Die Einweihung der neuen Universität erfolgte unter den üblichen Feierlichkeiten am 20. November 1786. Es wurden Reden und Disputationen gehalten, Denkmünzen geprägt, Ehrenpforten auf Kosten des Stadtraths errichtet, und der Rector Magnificus legte einen Eid ab, „daß er nie eine Lehre dulden wolle, welche der Religion, den guten Sitten, oder dem Staate nachtheilig sei." — Allein trotz dessen war diese Universität nichts als ein Werkzeug des damals im katholischen Deutschlande herrschenden, antikirchlichen Geistes, und in wissenschaftlicher Hinsicht brachte sie es nicht über die untersten Stufen jener Mediocrität hinaus, welche die geistesverwandten Zeitgenossen Josephs II. charakterisirt. Wie jämmerlich es mit dem gesammten literarischen Zustande der neuen, kurfürstlichen

Universität bestellt gewesen sei, möge ein Zug andeuten, den unsere Quelle berichtet. „Hinsichtlich der deutschen Sprache versicherte der, an Schneiders Stelle berufene und als Pfarrer zu Mackenheim gestorbene Theobald Knöll, er sei dabei zugegen gewesen, als Daniels die Professoren apostrophirte: „„Meine Herren, es ist eine wahre Schande, daß die öffentlichen Lehrer der Universität nicht im Stande sind, einen fehlerfreien, deutschen Aufsatz zu liefern; es ist durchaus nöthig, daß Sie die Regeln der deutschen Sprache lernen!““ — er selbst sei durch diese Bemerkung bewogen worden, sich mit größerm Ernste auf seine Muttersprache zu verlegen.“ Leider trat in diesem Uebelstande ein alter Schaden der frühern katholischen Erziehung in Deutschland zu Tage. — Aus mißverstandenem und übelbegründetem Hasse gegen die Sprache, welche der Häresie des sechszehnten Jahrhunderts als erstes und vornehmstes Werkzeug gedient hatte, war die gelehrte Erziehung der deutschen Katholiken fast geflissentlich auf die Verlernung ihrer Muttersprache gerichtet gewesen. Als man sich endlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der neu erwachenden protestantischen Poesie und Prosa gegenüber wehrlos fühlte, und nun selbst einige Jesuiten (wie Denis in Wien) sich mit Eifer und Geschick auf die Handhabung dieser wichtigsten aller Waffen zu legen begannen, war es zu spät. Der Jahrhunderte lange Irrthum: daß eine bloß negative Hemmung der geistigen Bewegung zum Conserviren hinreiche, ließ sich nicht um die eilfte Stunde wieder gut machen, und rächte sich jetzt in der oben geschilderten Weise. Jenem verderblichen Mißgriffe in der Erziehung ist aber zum überwiegend größten Theile der geistige Bankerott zuzuschreiben, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts über das katholische Deutschland hereinbrach, und die absichtliche Vernachlässigung der Muttersprache auf unserer Seite ist der Hauptgrund, der den Außerkirchlichen, zum größten Nachtheile der katholischen Sache, so lange jenen Ruf und Schein überlegener Bildung und größerer Geistesgewandtheit zu Wege brachte, welcher geistesunmündigen Katholiken noch bis auf un-

sere Tage imponiren konnte. Freilich wurde der hier bezeichnete Uebelstand auch schon in den achtziger Jahren gefühlt, und namentlich in Bonn der deutschen Sprache mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit geschenkt; — allein auch dießmal waren leider die Söhne der Finsterniß klüger, als die Kinder des Lichts, welche es meistentheils den Febronianern und Aufklärern überließen, darauf zu bringen, daß man erträglich deutsch schreiben lernen müsse. — Uebrigens waren in Bonn, wie anderswo, unter dem verpestenden Einfluße der josephinischen Aufklärung auch die klassischen Studien auf ein Minimum herabgesunken. — Es wurde auf der kurfürstlichen Universität, wie Meuser sagt, in den alten Sprachen nichts geleistet, das Erwähnung verdiente. „Nur einigemal findet sich eine auf Verlangen zu haltende Vorlesung über irgend einen griechischen Classiker angekündigt.“

Je dürftiger und schwächer es in dieser Weise um das wissenschaftliche Leben auf dem Musensitze der falschen Aufklärung stand, desto munterer trieben hier die beiden Richtungen ihr Wesen, in denen sich der Abfall von der Kirche zu jener Zeit kund gab: der Febronianismus und Illuminatismus. Beide Namen gehören ihrer Zeit an, die Irrthümer selbst, welche dadurch bezeichnet werden, sind aber bei weitem älter, und dauern im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag fort. — Man kann den Febronianismus am kürzesten durch das Bestreben definiren: die päpstliche Macht, die sich auf historischem Wege und so legitim entwickelt hat, wie keine andere auf Erden, zu Gunsten des weltlichen Absolutismus zu confisciren, um die Machtvollkommenheit des Polizeistaates durch die, dem weltlichen Arme zugewandte Herrschaft über die Gewissen zu verstärken. Der Illuminatismus dagegen ist der vollständige und seines Zweckes sich bewußte Abfall vom Christenthume, der sich damals in das Costüm der Freimaurerei geworfen hatte, während er heute, viel offener und gewandter, als pantheistische Philosophie und jung-deutsche Poeterei in's Leben tritt. „Einen Punkt nur gab es, worin Febronianer und Illuminaten übereinstimmten, —

die Bekämpfung richtiger Vernichtung des päpstlichen Primats. Das war jenen das einzige Ziel ihres Strebens; diese dagegen durften zuversichtlich erwarten, wenn einmal die höchste persönliche Autorität in der Kirche beseitigt sei, leicht mit den Fürsten fertig zu werden. In stillschweigender Uebereinkunft schlossen daher beide antikirchliche Parteien einen Bund, und steuerten nun mit vereinten Kräften dem angegebenen Ziele entgegen. Die Anhänger des Febronius, schwächer an Zahl und minder bedeutend, fanden sich besonders geschmeichelt durch den Weihrauch, den die Illuminaten ihren Schriften und Ansichten in den zahlreichen, ihnen zu Gebote stehenden Tagesblättern streuten, worunter besonders die Allgemeine deutsche Bibliothek sich auszeichnete; denn das Wort Aufklärung (illuminatio), der auch sie im damaligen Sinne, wo es mit Wegwerfung höherer Autorität gleichbedeutend, nachstrebten, war zur Zeit in Deutschland ein Zauberwort geworden. Von den Ministern und sonstigen höhern Beamten, zumal an den geistlichen Höfen fast alle Illuminaten, aber in gröberem oder feinerem Zuschnitte, wurden dann die Fürsten in der Meinung erhalten, Alles sei nur auf Beschränkung des päpstlichen Primates und Herstellung kirchlicher Freiheit abgesehen, bis die Zeit da war, wo die Illuminaten ihnen ihr Streben nach eigner Erhebung, wegen welcher sie meist willenlose Werkzeuge in ihrer Hand gewesen, völlig verrückten, und sie in die Grube stürzten, die sie theilweise sich selbst gegraben." Man kann hinzusetzen; nur den beschränktesten Febronianern war es mit ihrem System Ernst, in sofern dasselbe sich die Miene gab, eine christliche Kirche ohne Papst, ja sogar noch eine Art von Ehrenprimat des Papstes beibehalten zu wollen. Den klügern Leitern dieser Bewegung sollte der Kampf gegen die Einheit der Kirche nur als Brücke und Uebergang in den nackten und vollständigen Illuminatismus dienen. — Umgekehrt benützten viele Illuminaten den Febronianismus als einen Schild, der ihr wirkliches auf Entchristlichung des Volkes gerichtetes Treiben den Augen der Bischöfe und Fürsten entziehen sollte. — So war auf beiden

Seiten viel unredliche Täuschung und schlechte Heuchelei, und man muß es als einen wahren und großen Fortschritt der Zeit anerkennen, daß Licht und Finsterniß sich seitdem bei weitem schärfer gesondert haben, und daß es heute schwerlich mehr möglich ist, redliche Katholiken durch jene oder ähnliche, heuchlerische Mitteltinten zu täuschen. Denn nur darin: daß katholische Christen und solche, die es seyn und bleiben wollen, sich durch den Schein des Guten und Wahren täuschen und von dem Felsen der Wahrheit weglocken lassen konnten, ohne zu wissen, was sie thaten, lag die eigentliche und wirkliche Gefahr. Wo Christus und Belial, wie heute in offener Feldschlacht gegen einander stehen, kann nicht leicht ein Irrthum des Verstandes darüber stattfinden, welche Parthei man ergreifen solle. Dann entscheidet der Wille. Der offene Abfall von Gott und seiner Kirche, der mit Bewußtseyn unternommen, aus einer klaren Kenntniß der Gegensätze hervorgeht, — reinigt die Kirche von unnützen Gliedern und stärkt durch den Gegensatz diejenigen, die eines guten Willens sind. So haben heute das Christus läugnende Hegelthum, die pantheistische Skepsis und die jung-deutsche Emancipation des Fleisches, die heuchlerischen Verpuppungen des Illuminatismus aus dem vorigen Jahrhundert todt geschlagen. Heute kann es nur noch Apostaten geben, wie Ronge und Czerski, aber keine unschuldigen Verführten. Ja es steht selbst zu hoffen, daß in Kurzem auch die christlich seyn wollenden Elemente des Protestantismus sich zur klaren und offenen Entscheidung zwischen Gott und seinen Feinden gezwungen sehen werden. Anders war es in den achtziger Jahren in Bonn. „Es herrschte hier von Anfange an ein in kirchlicher Hinsicht durchaus liberaler Geist, jedoch nicht in dem rechten Sinne des Wortes, wo zwar freie Forschung, dennoch aber gehörige Berücksichtigung des Hergebrachten und Bestehenden stattfindet. Hier wurde vielmehr dem Alten — es ist, wie schon bemerkt, blos von kirchlichen Beziehungen die Rede — der Stab gebrochen, bevor der Werth oder Unwerth der neuen Ansichten erprobt worden. In seiner Rede bei Inauguration

der Universität legte der Curator Spiegel, freilich mit Hedderichs Worten, — beide damals gehaltenen Reden stimmten auffallend überein, — seine Gesinnungen so klar vor, daß ein dabei anwesender protestantischer Gelehrter ihn seinen Freunden in Berlin als „„einen geistreichen Mann““ und „„einen Helldenker““ schildern und von seiner Leitung sich grosse Hoffnungen machen konnte. Welche Bedeutung dergleichen Epitheta im Munde jener Parthei hatten, ist männiglich bekannt. Hedderich ferner machte wegen seiner, bei derselben Gelegenheit gehaltenen Rede der anwesende preußische Gesandte von Dohm das Compliment: „„es habe in derselben ein zweiter Luther gesprochen!““ Weiter schreibt der erwähnte protestantische Gelehrte über die damals geäußerte Tendenz: „„Unter den Theologen zeichnen sich besonders Dr. (Bonifacius) Oberthür und Dr. Thaddäus, durch gründliche historische und philologische Gelehrsamkeit und wahre Aufklärung nebst der natürlich mit ihr verbundenen Duldsamkeit aus. Der Protestanten und der Reformation wurde in den Reden dieser Gelehrten ohne das mindeste beleidigende Beiwort erwähnt.““ — — Der Dr. Thaddäus vertheidigte eine, damals auch in Druck erschienene deutsche Probeschrift über die Geschichte des Jonas. Ein Opponent führt an, daß gewisse darin behauptete Sätze, welche auch Isenbiehl — ein katholischer Theologe, der kurz zuvor eine exegetische Arbeit „„Neuer Versuch über die Weissagung von Emmanuel““ veröffentlicht hatte, die wegen Neuheit der darin niedergelegten Ansichten von Katholiken fast allgemein gemißbilligt wurde, und unter 20. Sept, 1779 in den Index kam — gelehrt, zu Mainz verdammt wären. Thaddäus erwiederte: man hätte sie widerlegen, nicht verdammen sollen; jenes sei schwieriger aber nützlicher als dieses. Man sah es, heißt es im Berichte, dem Kurfürsten an, daß er diese freimüthige, ächt christliche Aeußerung billigte. Lustig war es, daß Dr. Jung *) aus Mainz, welcher an jener

*) Der Exjesuit Dr. Jung „war kurz darauf mit den Bonnern in Harmonie wider die Kirche.“ — Dagegen fand die kirchliche Einheit ei-

Verdammung Theil haben soll, diese Erklärung, als Deputirter der Mainzer Akademie mit anhören mußte."

„Gewiß jener Cölner Domherr, der bei der Inauguration anwesend war, hatte nicht Unrecht, das dabei vorgefallene als eine feierliche Kriegserklärung gegen den heiligen Stuhl zu bezeichnen."

„All diesem stand das dortige Treiben auch in anderer Hinsicht innig zur Seite. Wie nämlich, oft in Unbedeutendem die Eitelkeit verweltlichter Kleriker sich abspiegelt, so sah man auch hier, gleich nach Inauguration der Universität, die zu Doctoren promovirten Minoriten, zur wahren Verhöhnung der damals noch herrschenden Ansichten, in weltlicher Kleidung mit langen Haaren und theilweise mit den Insignien des Maurer-Ordens auf Straßen und Promenaden einhergehen; was einen widerlichen Eindruck auf das Gemüth urtheilsfähiger Katholiken machte, und nicht wenig dazu beitrug, die Grundsätze dieser geistlichen Lehrer beim gemeinen Mann zu verdächtigen."

„Da, wie schon bemerkt, Bonn den entschiedensten Gegensatz zur Cölner Universität bilden sollte, so läßt sich einerseits schon denken, daß man für die Grundsätze des Illuminatismus Proselyten zu machen bemüht war, weshalb man die jüngern Mönche zum Studiren nach Bonn zu ziehen suchte, um so das Gift auch in die Klöster hineinzuschmuggeln; und andrerseits läßt sich von vorneherein schließen, wie man die Cölner Universität ansah und beurtheilte. Während in öffentlichen Blättern das, meist von einer kleinen Gesellschaft junger Leute daselbst, verfertigte Lob der Bonner Hochschule fortwährend ertönte (sie machten sich daneben zum Geschäfte, selbstfabricirte Recensionen ihrer eigenen Geistesproducte in auswärtigen Zeitschriften einzuschicken): wurde den Bonner Studenten die Cölner

---

nen tüchtigen und unerschrockenen Vertheidiger an einem andern Exjesuiten, dem Pfarrer Metternich zu St. Remigius in Bonn. — Dieser und der würdige Pfarrer Anth zu Köln kämpften, nebst mehreren andern Weltgeistlichen und Laien, mit rühmlichem Muthe gegen das hereinbrechende Verderben.

Universität als eine Feindin des Lichtes und als Hegerin des Aberglaubens geschildert. Und nun vollends die dort erscheinenden, oder doch von der dortigen Clique in die Welt geschleuderten Pamphlets gegen den Papst und dessen Nuntien, besonders gegen den ehrwürdigen Pacca zu Cöln." — — —

„Schwerlich indeß dürfte, selbst in den unter Kaiser Josephs Scepter stehenden Ländern, aus jener Zeit eine Hochschule aufzuweisen seyn, wo der päpstliche Primat mit solcher Geistlosigkeit angegriffen, und frecher verhöhnt worden wäre, als zu Bonn. Daß von den dortigen Kanonisten der kirchliche Geist des Klerus nicht in noch weit höherm Grade angesteckt worden, kann nebst der Fügung von Oben, nur dem kernhaften Sinne der Bevölkerung jener Gegenden zugeschrieben werden. Originalität, eine freie, selbstständige Entwickelung, fand sich selbst in Vater Hedderich nicht, noch weniger aber in dem Dutzend zu Doctoren des kanonischen Rechtes gestempelten Männern, die „„gutmüthigen Schafen gleich, dem Leithammel nachblökten,"" und spurlos mit ihrer sich spreitzenden Gelehrsamkeit verschwunden sind, als durch die Ereignisse der Zeit die Bonner Hochschule gesprengt ward. Von einem Manne übrigens, der für die Freiheiten der deutschen Kirche eiferte, war es höchst auffallend, daß er als Büchercensor der Erzdiöcese jeder, der seinigen entgegengesetzten Ansicht, den Eingang zu versperren suchte, weshalb die Vertheidiger des päpstlichen Primates genöthigt waren, zu Düsseldorf, wohin seine Gewalt nicht reichte, ihre Schriften drucken zu lassen, und meist nur pseudonym aufzutreten. Ja, während er so liberal dachte, daß er Schneiders Katechismus die Censur passiren ließ, mußten in den aus Klöstern zuweilen einlaufenden Dissertationen jene Worte des Concils von Florenz, worin vom Primate in der Person des Papstes die Rede ist, gestrichen werden."

Unter den Koryphäen der schlechten Richtung zu Bonn verdient Thaddäus Dereser einer besondern Erwähnung. Der Zweck dieses Menschen, der die Gabe der Heuchelei in hohem

Grade besaß, ging dahin, die protestantische Interpretationsweise in die katholische Exegese einzuschwärzen."

„In seinen Dissertationen, worin er übrigens selten das Sprachliche kritisch behandelt, vielmehr ganze Abschnitte zusammen faßt, befolgt er fast durchgängig folgende Methode. Zuerst theilt er die zu besprechende Stelle oder Erzählung der Bibel mit, und streut hin und wieder kurze, in der Regel wenig bedeutende Erläuterungen ein. Daran reiht er in Paragraphen die von Verschiedenen erhobenen, sogar die trivialsten Einwürfe an, und läßt hierauf, wieder in Paragraphen seine eigenen, oder Anderer Antworten folgen. Er selbst indeß entscheidet nichts, sondern überläßt es dem Leser, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Durch das Ganze endlich spinnt er eine fast an Voltaire erinnernde Schalkheit, verbunden mit der äußersten Geringschätzung der zunächst katholischen Exegeten, die es ohne Kenntniß der morgenländischen Sprachen (worin er aber auch nicht eben besonders bewandert gewesen seyn soll) gewagt hätten, die Schrift zu erklären; sie alle seien seine Weise zu würdigen nicht im Stande. Damit war mehreren der ausgezeichnetsten Kirchenväter der Stab gebrochen. Daß er für die meisten seiner, in dieser Weise verfaßten Dissertationen die deutsche Sprache wählte, war gewiß auch mit großem Nachtheile verbunden, denn nun lieferten seine frivolen Ausstellungen den Leichtsinnigern und Urtheilslosen Stoff zum Spotte, den Ernstern und Urtheilsfähigen aber erregten sie nur Aergerniß. Zum Beweise dessen hebe ich hier einige Stellen aus. In seiner Erklärung der Versuchungsgeschichte Jesu in der Wüste nahm er mit dürren Worten an, daß die Seele Christi sündhafter Vorstellungen von Innen aus fähig war, mit dem Bemerken „„über die sich dagegen erhebenden Zweifel der Schultheologen sehe der Exeget weg!"" Im Verlaufe redet er dann von dem „„stolzen Gedanken, der in Jesu rege ward;"" ferner von „„satanischen Gedanken, die Jesus nun besiegt hatte, und eine Zeitlang von deren fernern Anfällen frei blieb."" Wenn dieses fast socinianisch lau-

tet, so heißt's, wenigstens Jesum sehr in dem Bereich gewöhnlicher Menschen herabziehen, wenn er ebendort schreibt: Jesus fastete in der Wüste eine Zeitlang, d. h. er versah sich nicht, wie die orientalischen Reisenden, mit gewöhnlichen Eßwaaren, sondern lebte von Kräutern, Wurzeln, Honig und andern Producten der Wüste, lebte sehr sparsam, und hielt während der vierzig Tage und Nächte keine ordentliche Mahlzeit. Seine Absicht war, sich an Mangel und Enthaltsamkeit zu gewöhnen, damit er bei seinen Predigten aushalten könnte. Am Ende der vierzig Tage empfand Jesus ein sehr heftiges Verlangen, wieder einmal so eine Mahlzeit zu halten, wie er bei seinen Freunden (NB. damals schon, ehe er als Lehrer aufgetreten war!) zu haben pflegte, und weil ihm die Gerichte dazu abgehen, wird er versucht, durch ein Wunder sie sich zu verschaffen." Daß er es ferner als Streitfrage hinstellt, „ob Wunderwerke möglich sind," und anderswo fragt: „daß die Teufel schlaue Geister sind, wo ist es uns geoffenbart?" zeugt eben so von seinem Eingehen in die rationalistische Deutung der Schrift, wie seine Erklärung: „„Es versteht sich, daß ich keine Schlange mit Menschen reden lasse, sondern die Erzählung vom Sündenfall für ein altes hieroglyphisches Gemälde halte, welches man nachher in Buchstabenschrift übertrug, ohne die Bilder zu ändern: die Schlange ist Symbol des Verführers, welcher in Engelgestalt mit Eva redete."" Nicht so offen, wie hier, erkennt man seine eigene Ansicht, wenn er anführt: „„Es war eine Zeit, wo man jedes Wort, jede Sylbe der Bibel für göttlich hielt. Man änderte die Meinung und nahm nur in dogmatischen, moralischen oder unbekannten, historischen Materien eigentliche Eingebung an; im Uebrigen begnügte man sich mit einer Direction, welche die Versehen des Geschichtschreibers hindern sollte. Man geht nun weiter; man gibt die Außenwerke, die öfters angegriffen, leichter erobert wurden, dem Feinde preis, um die unüberwindliche Festung desto ruhiger zu behaupten. Viele nehmen an, daß in der Bibel Fehler ent-

halten sind, Fehler gegen Naturlehre, Mathematik, Chronologie, Geschichte; nur nicht gegen Religion, gegen Sitten und Glaubenslehren; denn nur hierin wollte uns die redende Gottheit unfehlbar unterrichten.""

Ueber die Sendung des Propheten Jonas läßt er sich folgendergestalt vernehmen: „Ist die Erzählung ein Gedicht, so war Jona nicht drei Tage und drei Nächte im Eingeweide des Seefisches; so predigte er den Niniviten nicht, und diese thaten keine Buße. Wie kann nun, macht er die Einrede, Christus sich auf jenen Aufenthalt berufen? Wie kann er Matth. 12, 41. das gerade Gegentheil dieser Hypothese sagen?" Er erwiderte: „Auch wir brauchen in der Moral fabelhafte Personen zu Bildern, ohne deswegen die Fabel als Geschichte anzunehmen. Selinde will ich neben Dich stellen, werden wir zu einem Mädchen sagen, das auf sehr mittelmässige Schönheit stolz wäre, und Gellerts Selinde gelesen hätte, ob diese gleich bloße Erdichtung ist. So konnte auch Jesus sagen, sein Aufenthalt im Grabe werde eben so lange dauern, als Jonä (doch nach seiner Annahme nur erdichteter) Aufenthalt im Bauche eines Fisches durch diese moralische Dichtung angegeben wird."

Als Dereser sich nach dem Tode Josephs II. in Bonn nicht mehr halten konnte, schlug er seinen Wohnsitz in Straßburg auf, wo er in dem constitutionellen Eide der geschwornen Priester „nichts Verfängliches entdecken konnte." „Unter dem Volke daselbst war verbreitet worden, der Papst habe die constitutionellen Priester excommunicirt. Dereser bemerkte darauf in einer dieser Predigten: „„Brüder, wie konntet ihr glauben, daß der heilige Vater gute und gehorsame Kinder, die für ihre Religion zu sterben bereit sind, von der Kirche ausgeschlossen habe! Man hat auch päpstliche Breven vorgezeigt, worin uns mit der Excommunication bedroht wird; aber trauet meinem Worte: ich kenne den Gang der römischen Geschäfte. Diese Breven waren nicht vom Papste. Der römische Hof ist nicht der Papst. Der römische Hof besteht, wie andere Höfe, aus

stolzen, eigennützigen Leuten, die gar keine Religion haben. Wenn diese uns Breven und Bullen zuschicken, so folgt daraus nicht, daß der Papst zu uns geredet hat."" Nur alsdann, sagt der Theolog, enthalten diese Breven den Willen des Papstes, wenn sie auf eine gesetzliche Art uns bekannt gemacht werden, welches bis jetzt nicht geschehen ist. In keinem katholischen Staate hält man die römischen Breven für rechtskräftig, wenn sie nicht vom Landesfürsten angenommen, und nicht öffentlich von den Kanzeln verkündet worden. Gesetzt aber, diese Breven wären wirklich vom Papst gekommen, so sind sie jetzt stillschweigend widerrufen. Denn das Breve vom 19. März 1792 droht mit Excommunication, die nach zweimal sechszig Tagen unfehlbar folgen sollte. Nach dieser Drohung mußte sie im vorigen Juli schon erfolgt seyn. Und im Jahre 1793 sehen wir noch keine Sylbe davon. Warum? Der Papst war zuvor von Verläumdern hintergangen worden: er hielt uns für Verächter des Oberhirtenamtes, für Freigeister. Jetzt, da er sieht, daß wir katholisch bleiben, liebt und segnet er uns, wie seine übrigen Kinder. Könnte ich nur eine Stunde mit dem Papste sprechen; — ihm die Gefahren unserer Religion, und unsern Eifer für die Aufrechthaltung derselben mündlich schildern; er würde mir gewiß ein eigenhändiges Schreiben an Euch mitgeben. — Mit Briefen kann man nichts bei ihm ausrichten; denn die römischen Hofleute bemächtigen sich derselben und hindern ihre Wirkung." — Man hat auch ausgestreut, die beeideten Priester glaubten nicht an den Papst! Darauf sagt er nun: „Brüder, bestimmt mir den Tag und die Stunde, in der ich euch öffentlich angeloben soll, daß ich den Papst für das Oberhaupt der katholischen Kirche erkennen, daß ich ihm, so lange er in den Gränzen seiner geistlichen Macht bleibt" (o du Heuchler!), „pünktlich Gehorsam leisten will; und ich werde keinen Augenblick anstehen, mein Versprechen durch einen feierlichen Eid zu bestätigen."

Und eben diesen Mann, der die Stürme der Revolution überlebt hatte, wußte die preußische Regierung für die Univer-

sität Breslau zu gewinnen, wo er bis zu seinem, im Jahre 1826 erfolgten Tode den Saamen seiner Lehre auszustreuen bemüht war. Mit welchem Erfolge? zeigen, außer Theiner's berüchtigter Schmähschrift, die jüngsten Vorgänge in Schlesien!

Durch Dereser wurde der berüchtigte Eulogius Schneider, der später während der Schreckenszeit zu Straßburg das Amt eines öffentlichen Anklägers versah, und als unmenschlicher Bluthund heute noch im Gedächtniß des rheinischen Volkes lebt, — dem Freiherrn von Spiegel empfohlen, und von diesem als „Professor der griechischen Sprache und Grammatik" nach Bonn berufen. „Nichts charakterisirt den Curator der Universität so sehr, als die Berufung eines solchen Wüstlings, dessen bisheriges, hier blos in einzelnen Zügen angedeutetes Treiben ihm doch bekannt seyn mußte, oder wonach sich strenge zu erkundigen ihm seine Stellung zur Pflicht machte. Man kann in Wahrheit von Schneider sagen, daß er in Bonn nur Verderben gesäet habe, und daß, da er die Gabe sich mitzutheilen und herablassend zu seyn, in nicht geringem Grade besaß, er um so mehr schadete, je geneigter die Jugend ist, auf die Worte eines Lehrers zu schwören, der sich ihr Zutrauen zu erwerben versteht."

Dieses Treiben fand übrigens auch schon zur damaligen Zeit nicht nur ernstliche Rüge in Rom, sondern einen eben so kräftigen Widerstand an dem katholischen Volke und dem besseren Theile des Clerus. — Lange schützte der verblendete Kurfürst, im Bunde mit dem illuminatischen Curator der Universität, die Neuerer. — Er scheint keine Ahnung gehabt zu haben, daß es sich bei der beabsichtigten, kirchlichen Revolution auch für ihn um Land und Leute handle. Als dieser schwache und beschränkte Fürst endlich selbst mit Schneider zerfiel, und bei einer Audienz des letztern, seinen Bedienten zurief: Führt mir den Pfaffen weg! erwiederte der Apostat unstreitig mit schlagender Wahrheit: „Und was sind Eure Durchlaucht denn anders als ein Pfaff!" — Nach diesen Vorgängen schien es, als ob dem Bruder Josephs II. die Augen aufgehen wollten.

Es erfolgte eine Art Reaction zum Bessern, aber eben so schwach, halb, energielos, als früher die Bewegung zum Abgrunde hin rasch und unbesonnen gewesen war. „An Dereser's Stelle trat Obenkirchen, mit dem für die Exegese ein in kirchlicher Hinsicht besserer Geist an die Universität kam; Van der Schüren wurde durch den Kantianer Reeb ersetzt. Aber der Hauptstein des Anstoßes, Hedderich, blieb, wenn er freilich, nach den Vorgängen mit Schneider, Dereser und den Uebrigen, und beim Hinblicke auf das von Frankreich heranziehende Gewitter etwas besonnener geworden seyn mag. Zur eigentlichen Verbesserung der Universität in kirchlicher Beziehung scheint seit dem Jahre 1791 nichts weiter vom Kurfürsten geschehen zu seyn. Einige Lehrstühle in andern Facultäten wurden allerdings, wie schon früher angedeutet wurde, neu gegründet. Die mit seinen Professoren gemachten Erfahrungen, der Tod seines Bruders, der Kaisers Joseph, Vorstellungen des cölner Domcapitels, vor Allem aber die von Frankreich aus drohenden Gefahren mögen ihn ernster gestimmt, auch seine Sorgen auf andere Gegenstände hingelenkt haben." Eine so schwache und wenig aufrichtige, keineswegs durch Thaten bekräftigte Reue war nicht geeignet, die Gerichte Gottes aufzuhalten, und die im reichlichsten Maaße verdiente Züchtigung abzuwenden. „Da der Kurfürst, nothgedrungen, am Reichskriege gegen die Franzosen Antheil nehmen mußte, so sah er sich und sein Land allem Wechsel des Krieges ausgesetzt. Im October 1794 zogen die siegreichen Franzosen in Bonn ein, welche Stadt der Kurfürst einige Tage vorher thränenden Auges und mit segnender Hand verlassen hatte, um sie nie wieder zu sehen." Discite justitiam moniti, et non temnere divos!

XIII.

Die katholische Kirche und ihre Presserin: die protestantische Presse in Schlesien.

Die schwere Heimsuchung, unter der unsre Diözese schon so lange seufzet, hat ihr Ende noch nicht erreicht. Unsere kirchlichen Zustände werden vielmehr immer trüber. Die kühnen Hoffnungen früherer Zeit sind schnell und unerfüllt vorüber gegangen. Ueberall gerüstete und entschlossene Feinde außer der Kirche; im Innern derselben theilweise Verrath, theilweise Fahrlässigkeit und eine Indolenz, die mit lethargischem Gleichmuthe den bedrohlichsten Erscheinungen der Zeit zusieht. So zieht sich die Sturmnacht immer finstrer und drohender über uns zusammen und, Gott verhüte es! daß sie in einem blutrothen Tage aufgehe!

Die Werkstätten, in denen die Waffen zu solchem Tage geschmiedet werden, sind im vollsten Gange. Maaßlose Schmähungen, Lästerungen, die in ihrer Kühnheit beinahe wie Wahrheit aussehen, die feindseligsten Herausforderungen verdrängen und überbieten sich täglich und was seit Julian und Luther, diesen beiden großen Abtrünnigen, nur irgend Ehrloses gegen die Kirche gesagt worden, das wiederholt sich in unseren Tagen mit einer Wuth, einem Hohne, einer Lügenfertigkeit, die längst alle Schranken der Mäßigung und der Gerechtigkeit durchbrochen! —

Es kann nicht unsre Absicht seyn, Schilderungen unsrer kirchlichen Zustände zu entwerfen. Wie treu sie auch nach der Wirklichkeit kopirt wären, gegen die Wahrhaftigkeit der Schilderungen könnte vielleicht in unsrer subjektiven Anschauung immer noch ein Grund zu zweifeln aufgefunden werden. Sei daher die Anschauung objektiv und mögen Thatsachen Zeugniß geben, ob die Furcht unbegründet sei: daß das Messer, welches die Feder zu dem Worte spitzt, das sich in das Herz des Andern bohren soll, dem spitzigen Worte zuletzt nicht einen noch spitzigeren Nachdruck zu geben bereit seyn dürfte! —

Die neueste Weltgeschichte liefert hiefür den blutigsten Beweis. Was damals die politischen Encyklopädisten vorbereiteten, das ahmen die modern-

religiösen unsrer Tage treulich nach. Ihr letzter Zweck ist derselbe: Umsturz alles Bestehenden. Ihr Mittel dasselbe: Irreleitung der öffentlichen Meinung. Ihr Arsenal, dasselbe: die Presse. Aber auch ihr Gegner derselbe: die eine heilige katholische Kirche. Ist Babel, wie sie sie nennen, gefallen — die babylonische Verwirrung folgt dann von selbst und dann — ist die Zeit der Ernte gekommen! —

Der große Feldzug gegen die Kirche in ganz Europa ist eröffnet; die Taktik der Feinde überall sich gleich; desto ungleicher aber sind die Waffen, mit welchen gestritten wird. Die Katholiken sind überall im entschiedensten Nachtheile, weil alle bestehenden Staatsinstitutionen zum Theil so eingerichtet, zum Theil so gehandhabt werden, daß sie selbst gegen sie als das schwerste Geschütz verwendet werden können. Wie würden sonst die Katholiken dazu getrieben werden, eine Hoffnung auf Preßfreiheit zu setzen. Nicht Begeisterung für dieses Institut, nein! nur der gegen die Katholiken angewendete Mißbrauch der Censur zwingt sie zu solchen Wünschen; sie verlangen nur die Freiheit, eben so unumwunden sich öffentlich äußern zu können, wie ihre Gegner, sie verlangen nur gleiches Maaß mit diesen; sie verlangen nicht, daß diesen das freie Wort verboten werde, und fordern nur, daß die Regierungen auch sie gewähren lasse. In welchem Grade die Stellung der Katholiken in Schlesien in dieser Rücksicht eine ungünstige ist, davon haben mehrere Artikel in den frühern Heften dieser Zeitschrift Auskunft gegeben; hier folgen noch einige Beiträge zum Belege dafür, wie Unerhörtes in Betreff der Presse den Protestanten, und wie nicht einmal die leiseste Vertheidigung den Katholiken gestattet wird. Alle Vorstellungen dagegen haben Nichts gefruchtet, und selbst der gewiß friedfertige verstorbene Fürstbischof von Knauer hat mit seinem deshalb an den Minister v. Eichhorn gerichteten Schreiben, welches wir unten mittheilen, dem Erfolge nach Nichts ausgerichtet.

Unterm 31. Januar 1843 erschien eine Censur-Instruktion für den Preußischen Staat „insbesondere für die Censur der Zeitungen und Flugschriften" des Inhalts: I. die Censur soll keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftstellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen. II. Durch die Censur soll dagegen der Druck solcher Schriften verhindert werden, welche mit den Hauptgrundsätzen der Religion im Allgemeinen und des christlichen Glaubens insbesondere, im Widerspruche stehen, also: entweder den Grund aller Religion angreifen, oder die wichtigsten Wahrheiten derselben verdächtig, verächtlich oder lächerlich machen; oder die christliche Religion, die biblischen Schriften und die darin vorgetragenen Geschichts- und positiven Glaubens-Wahrheiten für das Volk zum Gegenstande des Zweifels oder gar des Spottes zu machen suchen;

oder selbst wenn sie für einen engeren Kreis von Lesern oder nur für Gelehrte bestimmt sind, unanständige, lieblose, zur Vertheidigung der eigenen oder ruhigen Widerlegung entgegengesetzter Meinungen nicht unmittelbar gehörende Angriffe auf andere Glaubenspartheien enthalten; oder endlich Religions-Wahrheiten auf fanatische Weise in die Politik hinüberziehen und dadurch Verwirrung der Begriffe verbreiten.

Hiernach sind also Schriften, durch welche eine der christlichen Kirchen oder eine im Staate geduldete Religionsgesellschaft, oder ihre Lehren, Einrichtungen oder Gebräuche oder die Gegenstände ihrer Verehrung herabgewürdigt, geschmäht oder verspottet werden, für unzuläßig für den Druck zu achten. Wenn ferner von der Erlaubniß zum Druck Alles ausgeschlossen bleiben soll, was die christliche Religion, die biblischen Schriften und die darin vorgetragenen Geschichts- oder positiven Glaubenswahrheiten für das Volk zum Gegenstande des Zweifels oder gar des Spottes macht, so ist der letztere nirgends zuzulassen, die Erörterung des Ersteren aber wenigstens in solchen Schriften nicht zu gestatten, welche entweder durch populären Ton oder durch Wohlfeilheit ihres Preises für einen grösseren Lesekreis und daher auch für die geringere Volksklasse berechnet erscheinen, wie namentlich Flugschriften und Zeitungen. In Schriften dieser Art ist auch dem jetzt vielfach hervortretenden, für den religiösen und moralischen Zustand des Volks verderblichen Bestreben nicht Raum zu geben, die religiösen Wahrheiten anzugreifen und durch die Ergebnisse philosophischer Deduktionen zu ersetzen.

Mit dieser Instruktion hatte der König, der in seiner Weisheit und Gerechtigkeit die Wunden heilen wollte, die eine unglückliche Zeit seinen katholischen Unterthanen geschlagen, sein erstes Königliches Wort, das er in einem ernsten und feierlichen Augenblicke zu den Vertretern der katholischen Kirche gesprochen, erfüllt, jenes Wort nämlich: „sollten, was Ich nicht hoffe, Unbilden gegen die Kirche geschehen, so erkläre ich es für meine theure Pflicht, sie augenblicklich abzustellen;“ — und die Zeit schien gekommen, wo die Kirche, gegen feindselige Angriffe von außen gesichert und in der öffentlichen Achtung mit den übrigen Confessionen gleichgestellt in Frieden „die Wunden, die sie sich etwa selbst geschlagen, durch ihre Bischöfe und Hirten würde heilen können.“ —

Aber wie bitter war die Täuschung! Wenn je ein Gesetz mit höhnender Absichtlichkeit umgangen worden, so ist es die obige Instruktion. Kaum war sie publicirt, so nahmen zunächst die Berliner-Zeitungen, sogar die Staatszeitung, in verletzenden Artikeln den Kampf gegen die Kirche auf, und was Witz, Spott, Lüge gegen sie erfinden konnte, wurde von diesen Blättern mit der ängstlichsten Geschäftigkeit verbreitet. Ihnen schrieben nicht nur, sondern dichteten nach die Lokal- und Provincial-Blätter,

sämmtlich von Protestanten redigirt, während über 6 Millionen Katholiken im preußischen Staate nicht ein einziges Organ der Oeffentlichkeit haben, vielmehr mit ihrem Gelde die Schmähungen gegen ihre Kirche bezahlen müssen. In diesen Schmähungen aber hat es kein Blatt weiter getrieben, als die Breslauer Zeitung und ihre würdige Collegin die Schlesische.

Mit schamloser Frechheit werden, namentlich in jüngster Zeit, fast in jeder Nummer der genannten Blätter die Kirche, ihre Lehrer, ihre Institutionen, ihre Obrigkeit und ihre Diener gemißhandelt. Wie feile Dirnen geben sich diese Zeitungen jedem Feinde der Kirche preis, und speien das Gift der Lästerung in die Provinz, aus der es in hundert Kanälen, alle zu gleichem Zwecke angelegt, in die entferntesten Winkel geleitet wird. Jede Abwehr, oder Nothwehr, oder Berichtigung oder Entgegnung der ruhigsten Art katholischer Seits, wird zurückgewiesen, *) und die Wahrheit — ach was ist Wahrheit, denken die Redactionen dieser Zeitungen mit Pilatus, — die Wahrheit muß gekreuziget werden. Und also geschieht es.

Der entschiedenste Schlachtruf gegen die Kirche, klar und kein Mißverständniß gestattend, ertönte den 29. Oktober 1843 von der Kanzel der Hofkirche zu Breslau. Der königl. Consistorial-Rath und Superintendent Falk, feierte mit seiner Gemeine das Reformationsfest und richtete die bekannten Worte **) evangelischer Liebe an seine Zuhörer, nachdem er das „Ich," der Selbstsucht in seiner abschreckenden Aeußerung geschildert hatte, worin er dieses „Ich" als auf dem Stuhle zu Rom verkörpert, erklärte, welches überall den Gräuel der Verwüstung in den Weinberg des Herrn getragen habe. Gegen dieses Ich seien die Reformatoren zu Felde gezogen, ihm müsse man Trotz bieten, ihm den Krieg ankünden auf Leben und Tod. — Gegen diesen furchtbaren Feind eine ewige Fehde führen. — Das war deutlich! Und das geschah am 29. Oktober 1843; das geschah in der königlichen Hofkirche; das geschah von dem königlichen Hofprediger und Consistorial-Rathe Herrn Ludwig Falk; das geschah in der Hauptstadt der Provinz, unter den Augen eines katholischen Fürstbischofs, vor 40,000 katholischen Einwohnern der Stadt.

Zur Ehre der evangelischen Gemeine könnte man sich vielleicht damit trösten, daß solche beklagenswerthe Ausbrüche doch wohl nur mit Abscheu und Empörung von den versammelten Zuhörern werden gehört worden seyn an einer Stätte, wohin man eben dem Höchsten für das „lautere" Evangelium der Liebe zu danken, gekommen war. Allein, wie sehr würde man sich durch ein so schonendes Urtheil übereilen.

*) Ein naives Geständniß über die Gründe solcher Zurückweisungen gibt die schles. Zeit. in Nro. 271, das wir weiter unten anführen wollen.

**) S. Hist.-pol. Blätter Bd. XIII. S. 224.

Falk wurde gehört und mit Beifall gehört! Und damit sein Kampfruf nicht etwa nur an die Hunderte seiner Zuhörer gerichtet erscheine, wurde die Predigt gedruckt und in kurzer Zeit in drei Auflagen vergriffen! —

Die Nummer 270 der schlesischen Zeitung vom 17. November 1843 kündigt in einem eigenen Artikel die Falk'sche Predigt in folgenden Worten an: „Mit dem Gefühle hoher Befriedigung legt Referent diese schöne, kräftige, evangelische (!!!) Predigt, voll Gedanken und Gesinnung, aus den Händen, um diejenigen, welche sie nicht gehört, oder noch nicht gelesen haben, darauf aufmerksam zu machen. Zu Grunde gelegt ist der Text 2 Timoth. 1, 2. Der Redner wendet ihn sehr glücklich (?) an ꝛc. — — Die Art, wie er dieß thut, ist überraschend, geistreich und ergreifend. Er zerlegt den Text in seine Wortbestandtheile, und lehrt die Gemeinde, woran sie zu denken habe, wenn sie diese Worte in den Mund nimmt oder hört. Das „„Ich““ erinnert an den durch der Reformatoren Wort und Werk von seiner Selbstsucht erlösten und zur Liebe (!!!) befreiten, einwendigen, selbstbewußten Menschen. Beim „„weiß““ gedenkt der Protestant der innersten Glaubensgewißheit, die das Volk als eine Frucht vom Baume der reformatorischen Erkenntniß brach, und von der auch nichtevangelische Christen gekostet haben zu ihrem Heil (?). Die Worte „„an welchen““ mahnen an den seiner Gemeine wieder gegebenen, und mit seligem Gefühle von ihr wiedererkannten und wieder treu und liebevoll verehrten Herrn und Versöhner. Das „„glaube““ aber ruft in das Gedächtniß zurück die göttliche Kraft und das heilige, läuternde Feuer, welches die Herzen der Ahnherrn des evangelischen Glaubens erfüllte, und aus welchem die Gemeine zu einem neuen Leben wiedergeboren ward. Dies sind die leitenden Gedanken dieser festlichen Predigt, die bei aller Entschiedenheit und kriegerischen Haltung doch der Milde (!!) und Versöhnlichkeit (?) nicht entbehrt, und in jeder Beziehung den Eindruck ächter protestantischer Beredsamkeit hervorbringt (!!). Referent weiß nichts Besseres ihr nachzusagen, als daß sie dem Tage, der sie hervorrief, Ehre macht und ein neues Vertrauen weckt zu dem alten guten und vielbewährten Wort, das „„sie müssen lassen stehn, ohne Dank dafür zu haben.““ —

Auch das war deutlich! Seit vierunddreißig Jahren hatte die katholische Kirche in Schlesien von diesem, „durch der Reformatoren Wort und Werk von seiner Selbstsucht erlösten und zur Liebe (!!!) befreiten, einwendigen, selbstbewußten Menschen“ viel zu tragen gehabt, — jetzt aber stand dieser, „von der Selbstsucht erlöste und zur Liebe befreite, einwendig selbstbewußte Protestantismus mit Entschiedenheit und kriegerischer Haltung — dem furchtbaren Feinde ewige Fehde schwörend“ — der katholischen Kirche gegenüber, und sah in den durch ganz Deutschland verbreiteten Gustav Adolphs-Vereinen seine kampflustigen Verbündeten.

Was nach solchen Demonstrationen die Katholiken zu erwarten haben, leuchtet ein. Zwar steht ihnen das Staatsgesetz schützend zur Seite und der Wille des Königs, der jeden seiner Unterthanen mit wohlwollender Gerechtigkeit umfaßt. Ist aber obige Instruction nicht auch ein Gesetz, nicht auch der bestimmt ausgesprochene Wille des Königs? Und dennoch durfte, beiden zum Trotz, geschehen, was geschah!! Was hat die katholische Kirche für Garantien, wenn des Landes höchste Autorität und ihr Gesetz also vor aller Welt unbeachtet bleiben darf! Freilich stand der bestürzten katholischen Bevölkerung der Weg der Beschwerde offen. Er wurde auch beschritten. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren haben, brachte der Fürstbischof von Breslau, dessen Milde und Versöhnlichkeit selbst die Protestanten nicht genug rühmen können, und zwar mit Recht, der aber bei aller Ruhe und Bedachtsamkeit seiner achtzig Jahre, ohne Verrath an seiner Kirche und seinem Könige zu begehen, nicht länger schweigend zusehen konnte, die schreiende Ungerechtigkeit höhern Orts zum Vortrag *).

---

*) Wir geben diesen Brief des Herren Fürstbischofes, welchen derselbe mehreren Personen mittheilte, ohne eine weitere Bemerkung:

„So lange ich damit gezögert habe, und so unangenehm es für mich ist, kann und darf ich es doch nicht länger unterlassen, Euer Excellenz in Kenntniß zu setzen von religiösen und kirchlichen und confessionellen Vorkommenheiten in der Breslauer Diöcese, die für diese und für mich von der höchsten Wichtigkeit sind.“

„Wie es Euer Excellenz bekannt ist, habe ich auf keine Art nach meiner Erwählung gestrebt, oder dieselbe erwartet; als dieselbe aber dennoch erfolgte, glaubte ich einer höheren Fügung folgen zu müssen, und brachte willig die Ruhe meiner letzten Lebenstage zum Opfer, in der Hoffnung, durch ein versöhnliches Benehmen, und durch die Befolgung friedlicher Grundsätze vielleicht noch etwas zum Besten und zur Beruhigung der Diöcese thun zu können. Seit dem Antritte meines Amtes habe ich daher einen ruhigen und aufmerksamen Beobachter der religiösen und kirchlichen Verhältnisse beider Confessionen und ihrer Handlungsweise gegen einander gemacht, ich bin aber dadurch zu der traurigen Ueberzeugung gelangt, und ich bin dadurch zu der traurigen Nothwendigkeit gezwungen worden, Euer Excellenz unumwunden zu erklären hiermit: daß, wie jene Verhältnisse gegenwärtig stehen, es durchaus unmöglich ist, daß zwischen den beiden Confessionen irgend wie Friede und gegenseitiges, gutes Einverständniß kann begründet und gepflegt und befördert werden; und die Schuld davon trägt größtentheils die evangelische Geistlichkeit. Während dem nämlich unser gerechter und allverehrter König beide Confessionen mit gleicher Liebe umfaßt und Beiden gleiche Rechte zusichert, vermag der größte Theil dieser Geistlichkeit nicht einmal so viel über sich, daß sie den Katholiken nur eine ganz gewöhnliche christliche Liebe und Gerechtigkeit angedeihen lassen.“

Auch wurde er gehört. Falk erhielt strenge Weisungen und mußte Erklärungen abgeben. Davon erfuhr jedoch Niemand etwas. Das öffentliche

---

„Den neuesten Beweis zu dieser alten Erfahrung überreicht mir eben das hiesige Domstiftscapitel in einer vor kurzem von dem Superintendenten Falk hier gehaltenen Predigt und in den Aeußerungen des besagten Domstifts über dieselbe, und ich glaube, es meinem Amte schuldig zu seyn, daß ich beides Euer Excellenz in den Beilagen zur Kenntnißnahme und zur etwann nöthigen Verfügung überreiche."

„Wenn ein Mann, wie Falk, Superintendent, Hofprediger, königlicher Consistorialrath rc. in der Hauptstadt der Provinz, im Angesichte eines katholischen Domcapitels und einer theologischen katholischen Facultät, und im Angesichte so vieler nicht ungebildeter Katholiken sich so etwas erlaubt, wenn derselbe durch diese Predigt die Kanzel zum Tummelplatze aufgeregter Ansichten herabwürdigt, und dadurch vermöge seiner öffentlichen Stellung seinen individuellen, lieblosen Gesinnungen Luft macht, und denselben eine Art öffentlichen Charakters aufprägt; was ist da von den weniger gebildeten protestantischen Pastoren in obskuren Dörfern zu erwarten? — Und wenn die Gelegenheiten im Laufe des Jahres für diese so oft zurückkehren, wo sie ihren Ingrimm gegen den Papst und gegen die katholische Kirche und ihre Anhänger ungescheut und ungeahndet ausgeifern dürfen, wohin muß es führen, oder vielmehr, wohin hat es schon geführt? So lange der Kampf religiöser Meinungen auf dem Gebiete wissenschaftlicher und freier Forschung sich bewegt, und nur der Theilnahme und dem Urtheile einiger weniger Befähigten anheimfällt, und dieselben ohne allgemeine bedenkliche Folgen vorübergehen, auch wenn er mit Leidenschaftlichkeit geführt wird; sobald aber von den Kanzeln herab das große Publikum zu Mitstreitern aufgefordert wird, dieses Publikum, dessen letzte Beweisführung sich nicht in geistlichen Anschauungen, sondern in physischer Kraftäußerung kund gibt, dann können die Folgen davon nicht länger zweifelhaft bleiben."

„Besser kann es aber hierin nicht werden, so lange die Veranlassungen zu solchen ohnehin verpönten Controverspredigten nicht durchaus entfernt werden. So lange daher alljährlich ein sogenanntes Reformationsfest gefeiert wird, und so lange das Jahr hindurch bald da, bald dort protestantische Kirchenjubiläen ihre Bestehung auf die bisher übliche Art feiern, so lange wird dadurch die Kluft zwischen beiden Confessionen immer mehr vergrößert. Denn wie es die Erfahrung lehrt, wissen die protestantischen Prediger an solchen Festen ihren Zuhörern wenig oder nichts von Christo dem Gekreuzigten und von ihren Christenpflichten vorzutragen, sondern die ganze Kraft ihrer Reden besteht in immer wiederholten Beschimpfungen des Papstes und in Lästerungen der katholischen Kirche und in Beleidigungen ihrer treuen Anhänger. Und damit das blos gesprochene Wort diese seine Absicht nicht etwann verfehle, müssen alle diese Geisteserzeugnisse fast immer durch den

Aergerniß blieb und der Eindruck desselben blieb auch, und inmitten der Untersuchungen gegen Falk, kündigten die politischen Zeitungen in Breslau die dritte Auflage der Falk'schen Liebespredigt an!

Druck der ganzen Provinz verkündigt werden, damit die Katholiken dadurch immer aufs neue zur Unzufriedenheit und zur Aufregung aufgestachelt und beleidigt, und auf ihrer empfindlichsten Seite angegriffen und verletzt werden."

„Und doch wie leicht wäre es, daß auch in der hiesigen Diöcese beide Confessionen in Liebe und Friede und Eintracht ihre religiösen und kirchlichen Wege neben einander wandeln könnten! Man lasse nur von protestantischer Seite unsern Papst, und lasse uns von ihm glauben, was wir wollen, und man enthalte sich der, bis zum Ekel wiederholten Lästerungen desselben, und bekümmere sich nicht um unser religiöses und kirchliches Leben, da es dem Staate und keinem Dritten zum Nachtheile gereicht; und wir werden den Protestanten in keiner Art mißgönnen ihre Gottesmänner, ihre heldenmüthigen Reformatoren, wir kennen dieselben und wissen ihre Thaten zu würdigen, schweigen aber von denselben, wenn wir nicht genöthigt sind, darüber laut zu werden. Man lasse von protestantischer Seite uns nur Gerechtigkeit widerfahren, und bezeichne uns nicht immer als die Verdammten und die Männer der Finsterniß und des Aberglaubens, und wir werden Jeden aus ihnen bei seinen Würden lassen, und werden ihm geben, was ihm gebührt, und werden im bürgerlichen Verkehr Niemanden um seine Confession fragen."

„Man beneide und mißgönne den Katholiken von protestantischer Seite nicht immerfort noch die elenden Brocken, die ihnen aus dem Schiffbruche ihres großen Kirchenvermögens sind zugeworfen worden, und mache nicht immer neue Anfälle und Angriffe auf katholische Kirchen und auf ihr Vermögen, und die katholische Geistlichkeit wird beim Regen und bei Stürmen ihre Grabreden auf protestantischen Kirchhöfen willig am offenen Grabe halten, ohne den Eintritt in die nahe lutherische Kirche zu verlangen. Man verbiete endlich auf das Strengste alle und jede Controverspredigten, und bestrafe die Uebertreter dieses Gebotes unnachsichtlich, mit gleicher Strenge den Superintendenten wie den Erzpriester."

„Zur Ehre meiner mir untergeordneten Geistlichkeit kann ich sagen, daß Niemand aus ihr während meiner Amtsführung gegen dieses schon aus früherer Zeit bestehende Verbot verstoßen und sich strafbar gemacht hat; allein mit welchem Erfolge darf ich ferner dieser Geistlichkeit Liebe und Duldung und gegenseitiges gutes Einverständniß zur Pflicht machen, wenn von der andern Seite dergleichen Falkische Predigten dem großen und gemischten Publikum das gerade Gegentheil verkündigen, denn auch die allerchristlichste Resignation hat ihre Gränzen, und wie höchst nachtheilig für die Kirche und den Staat ein endliches Ueberspringen seyn müsse, liegt sehr deutlich am Tage. Und doch ist ein solches Ueberspringen gewiß nicht lange mehr zu verhindern,

Wie durch diese Verbreitung des Falk'schen Aufrufs die Massen zu etwaigen Handgreiflichkeiten vorbereitet werden sollten, so war durch obige Ankündigung gleichzeitig der Kampf auf dem wissenschaftlichen Gebiete eröffnet worden. Der muthige und tüchtige Balzer nahm den Kampf an. Eine durchweg gemäßigte aber ernste und würdige Beurtheilung der Falk'schen Predigt erschien in der Breslauer Zeitung. — Die Nummern vom 27. November in beiden Zeitungen brachten Gegenartikel. B. replicirte, — es lag aber in der Taktik der Gegner, dadurch, daß man seine Entgegnungen nicht mehr aufnahm, das Publikum glauben zu machen, B. habe aus Ohnmacht die Waffen gestreckt. Ein Manoeuvre, das zu bekannt ist, als daß wir noch ein Wort darüber verlieren möchten. B. verlangte für diese offenbare Parteilichkeit und Ungerechtigkeit — denn seine Persönlichkeit war in jenen Artikeln verletzt worden — von den Redactionen Angabe von Gründen. Man erwiderte ihm: „weil die Fortsetzung des Streites Zwiespalt unter den Confessionen befürchten lasse!!" — An demselben Tage wurden Herodes und Pilatus „Freunde". Die beiden Zeitungen, die sich sonst mit dem beissendsten Spotte geißelten, cfr. Beilage zu Nro. 281 u. 287 der schlesischen Zeitung, traten mit einem Male in der freundlichsten Eintracht als Wächter des confessionellen Friedens auf, als es galt, der angegriffenen Ehre einer achtungswerthen Persönlichkeit und dem verletzten Ansehen der Kirche schuldige Genugthuung zu verschaffen, nachdem sie doch eben erst das Panier confessionellen Aufruhrs in ihren Blättern ausgehängt hatten. Man sollte meinen, eine solche Perfidie müsse endlich auch den Befangensten mit gerechtem Unwillen erfüllen; man ist indeß an solche Kunstgriffe schon zu sehr gewöhnt, als daß sie nur befremdlich erscheinen könnten. Noch mehr, dieselben Zeitungen, die mit so vollen Backen in Falk's Kriegstrommete geblasen und gegen die Balzer'sche Beurtheilung am folgenden

---

wenn die gegenseitigen confessionellen Verhältnisse noch ferner so fortdauern, wie dieselben gegenwärtig bestehen."

„Ich werde von Seiten meines Amtes Alles aufbieten, daß ich, und daß mit mir meine Geistlichkeit auf dem von uns bis jetzt betretenen Wege der Versöhnlichkeit und der Liebe und des gegenseitigen guten Einverständnisses fortgehen, aber ohne das kräftigste und eingreifendste höhere Einwirken ist es durchaus nicht möglich, daß die gegenwärtig so weit hervorgetretene Kluft zwischen beiden Confessionen in der Breslauer Diöcese ohne Nachtheil für die Kirche und für den Staat noch kann ausgeglichen und geebnet werden."

Breslau, den 28. November 1843.

Gez. J. Knauer.

An des Ministers der Geistlichen ꝛc. ꝛc. Angelegenheiten Herrn Dr. Eichhorn Excellenz zu Berlin.

Tage schon zwei wüthende und verletzende Entgegnungen aufgenommen, dem Verletzten aber aus confessioneller Friedensliebe kein weiteres Wort mehr in ihren Spalten gestatteten — dieselben Zeitungen werden von Falk's Schildträgern mit dem Censurgericht bedroht, weil sie den Balzer'schen Angriff nicht zurückgewiesen hätten (cfr. das christl. Seligkeitsdogma von Dr. J. B. Baltzer p. V). So wird Baltzer zum Angreifer gestempelt, wie etwa ein hochgestellter Staatsbeamter die jüngsten blutigen Excesse der aufrührerischen Weber, unter denen, beiläufig gesagt, auch einzelne Katholiken waren, diesen — den Katholiken schuldgeben wollte, weil zufällig ein dummer Schulknabe auf die vielleicht nicht gerade ganz katechetisch an ihn gestellte Frage um das siebente Gebot, nicht sogleich antworten konnte!! — Aber das Lamm mußte sterben, weil es dem Wolfe das Wasser getrübt, obgleich es oberhalb dem Bache gestanden! —

Mittlerweile setzten sich die Schmähungen oder mindestens Verdächtigungen gegen die Kirche in den genannten Zeitungen fort, und da sie das Sprachrohr für die Provinz zum alleinigen und beliebigen Gebrauch besitzen, so wurden Entgegnungen katholischer Seits „wegen des confessionellen Friedens" zurückgewiesen.

Man begnügte sich bald nicht mehr mit Verletzungen allgemeiner Art. In Nro. 221 der Breslauer Zeitung erschien ein Artikel, angeblich von einem katholischen (?) Geistlichen, worin das hiesige Domcapitel vor den Augen der ganzen Provinz prostituirt wurde.

So viel verlautete, beschwerte sich das Domcapitel zunächst beim kgl. Oberpräsidio, und verlangte die Namhaftmachung des Verfassers dieses Artikels. Das Oberpräsidium soll die Redaction dazu wirklich aufgefordert, aber die Erwiderung derselben, daß sie zur Angabe des Verfassers nicht verpflichtet sei, erhalten haben.

Da ertönte von Leipzig aus die Ronge'sche Frechheit. Die Nummer 252 d. B. Z. kündigte sie, der Berliner Vossischen Zeitung nach, mit den Worten an: „daß Ronge über das kirchliche Ereigniß in Trier sich mit einem eben so achtungswerthen Freimuth, wie in überzeugender logischer Kraft ausspreche! Möge der genannte Aufsatz viele Leser finden." Dieser Wunsch wurde erfüllt. Der Ronge'sche Aufruf wurde das Tagesgespräch und die Tageslectüre. Da Ronge sich katholischer Priester nannte, wurden Berichtigungen an die hiesigen Zeitungen gesandt und — planmäßig zurückgewiesen. Nur einigen katholischen Bürgern gestattete man für Honorar eine kurze, ruhige Entgegnung, nahm sie aber unter die Lokalanzeigen auf, damit sie leicht übersehen würde, nachdem die Censur zuvor den Passus: „daß Ronge ein suspendirter Priester sei", gestrichen. Da sich hier die alte Erfahrung bestätigt, daß die Presse nur im Dienste der Gegner der katholischen Kirche stehe, übernahm das schlesische Kirchenblatt

eine kurze, wahre und ruhige Berichtigung des Rongeschen Unfugs. Die nächste Nummer der schlesischen Chronik, eines Beiblattes zur Breslauer Zeitung, schrie über den Aerger und die Wuth „des Kirchenblatts", und wie natürlich es sei, daß ein Mann (Ronge), der das fanatische und lichtscheue Treiben vor den Richterstuhl der Vernunft fordere, von seinem geistlichen Amte suspendirt werde 2c. 2c.

Es würde eben so ermüdend als unmöglich seyn, alle Schmähartikel gegen die katholische Kirche, die seitdem die hiesigen Zeitungen täglich füllen, weiter anzuführen, nur ein Referat aus Nro. 271 der Schlef. Z. finde hier noch als merkwürdiger Beleg für die Taktik der hiesigen Presse einen Platz. In Nro. 45 des Kirchenblatts war diese Taktik ausführlich erörtert worden. Darauf erschien in der angezogenen Nummer folgende Entgegnung: „In der Beilage zu Nro. 46 d. Schlef. K. B. werden der Redaction dieser Zeitung wegen confessioneller Parteilichkeit und Rücksichtslosigkeit Vorwürfe gemacht. — Wir würden es für unter unserer Würde halten, einem Anonymus Rede zu stehen, der aus Unkenntniß Unwahrheiten, und aus Fanatismus Verleumdungen ausspricht, wenn nicht jener Artikel unseres Herren Mitarbeiters einen Nachtrag nöthig machte. Den Lesern des Kirchenblatts diene zur Nachricht, daß wir weder dem ersten noch zweiten Artikel der „„wahren katholischen Bürger"" die Aufnahme verweigerten; wir überwiesen dieselben nur der Expedition, wie dies der gewöhnliche Gang zu seyn pflegt, wenn sich ein Inserat zum unentgeltlichen Abdruck nicht eignet! — Es ist unvernünftig, zu verlangen, daß wir die erste beste Entgegnung auf einen von uns gebilligten Aufsatz (sic) ebenfalls ohne Insertionsgebühren aufnehmen sollen. Wie viel unaussprechliches Wischiwaschi müßten wir auf diese Weise auf Kosten des Instituts abdrucken lassen (!!!). — Bei dem zweiten Beispiele trifft uns noch weniger ein Vorwurf. Wir haben demjenigen, welcher uns die sogenannte Beleuchtung einhändigte, nachdem wir sie durchgelesen, auf der Stelle zurückgegeben, weil die Aufnahme dieser heftigen Denunciation unserer Breslauer Collegin (!!!) unstatthaft war, da es nicht im Entferntesten Aufgabe hiesiger Zeitungen ist, sich wegen confessioneller Streitigkeiten zu entzweien (!!). — — — Was die Trierische Angelegenheit betrifft, so hindert offenbare Blindheit eine gewisse Partei — Schonung zu sehen, oder — sie belohnt sie mit Undank. Habeat sibi." —

Also nur, was die Redaction billigt, wird aufgenommen, und wären es die schmachvollsten Verletzungen der katholischen Kirche, die gröbsten Lügen, jede Widerlegung, Berichtigung und Vertheidigung, noch so ruhig, noch so wahr — aber die Wahrheit ist leider die allerschlimmste Empfehlung — wird als unaussprechliches Wischiwaschi zurückgewiesen! Was bedürfen wir noch Zeugniß?

Man könnte diesen Erscheinungen ruhig zusehen, und höchstens die Partei bemitleiden, die zu solchen Waffen greifen muß, um ihre Sache zu vertheidigen, wenn jene Erscheinungen nicht zugleich die Minen aufdeckten, die durch das deutsche Volk weithin angelegt, unter Kirche und Thron ihre Explosionspunkte erreichen sollen! —

Nicht genug, daß die Rongesche Frechheit, deren „luthermäßiges Aussehen" die Frankfurter Zeitung mit so richtigem Takt preiset — denn der wirkliche Verfasser jener Lästerung soll, wie aus glaubwürdiger Quelle versichert wird — ein evangelischer Candidat der Theologie seyn, und somit hätte ein Fuchs den andern gewittert; — nicht genug, daß man diese pseudorongesche Frechheit in hundert Tausenden von Abdrücken durch ganz Deutschland verbreitete; — nicht genug, daß verrätherische Katholiken Subscriptionen für Ronge eröffneten; — nicht genug, daß andere, an ihrer Kirche und ihrem Gewissen treulos gewordene Katholiken Dankadressen an R. votirten; — nicht genug, daß man Rongeschen Spott in allen Bierhäusern und Branntweinladen verschenkte; — ein Landrathamt soll das Rongesche Pamphlet sogar officiell — etwa auch im Auftrage der Regierung? — wie ehemals den Freiherrn von Sandau, in seinen Bezirk verbreitet haben; in Hirschberg die Rongesche Epistel heimlich unter die katholischen Schulkinder vertheilt worden seyn; und selbst die Beherrscherin der öffentlichen Meinung, die Presse, vergaß ihre sonstige Pfiffigkeit, und sprang in ihrem enthusiastischen Entzücken so hoch, daß ihr der mephistophelische Mantel, in welchen sie sich bisher so fürsorglich einhüllte, weit abflog, und sie in ihrem vollen, infernalischem Schmucke vor Aller Augen dasteht. Also wird die katholische Kirche von ihrer Presserin: der Presse in Schlesien, gemißhandelt!! —

Und der katholische Adel Schlesiens? — der schweigt im allerbesten Falle! Und das katholische Volk? — das betet! Und der höhere Bürgerstand? — dem hat die Eisenbahnsorge Herz und Seele so umschient, daß ihm kein Ding auf der Welt mehr wichtig ist, als: Actien und Locomotive! — Und kein Bischof — Niemand, der in ernster, bescheidener Vorstellung unsere Klagen und Besorgnisse am Throne laut werden ließe!

Nur eine Stimme ist kräftig und erschütternd laut geworden. Möge sie weithin dringen und die Schläfer wecken und zum Bewußtseyn dessen bringen, was zum Frieden führt. Möge sie, ein treues aber furchtbares Bild von dem, was ist, und eine prophetische Mahnung an das, was seyn wird, die Treuen sammeln und kräftigen, festzustehen in diesen Bedrängnissen der Zeit, durch welche der Herr den Waizen von der Spreu sichten will! Wir haben es für eine heilige Pflicht erachtet, auf diese Weckstimme in den Historisch-politischen Blättern aufmerksam zu machen. Sie war keine bloße Stimme, sie ward eine That, so wie sie aus den tiefsten Tie-

sen eines mit dem heiligsten Schmerze erfüllten Herzens des begeisterten und begeisternden Redners in die Herzen der ergriffenen Hörer drang; ja, sie darf als ein Ereigniß betrachtet werden, denn auch der Leichtsinnige ward ernst, und zahlreiche Gebetsvereine bilden sich allenthalben; sie wird endlich den Inhalt dieses Berichts besiegeln.

XIV.

Schlesische Zustände.

Nachtrag zum vorigen Artikel: „die katholische Kirche und ihre Presserin xc."

Die Unverschämtheit der Zeitungspresse steigert sich von Tage zu Tage. Die beiden Zeitungen wetteifern mit einander in Hohn, Spott und Lästerungen gegen die Kirche. Es werden täglich Adressen von inn- und ausländischen Städten, welche für die Rongesche Sache schwärmen, veröffentlicht, eine Menge Unterschriften aber klugerweise nur numerisch angeführt und die Bemerkung dabei gemacht, sie gehörten Katholiken und Protestanten an. Die Katholiken aus den betheiligten Städten haben sich hie und da durch ernste Protestationen gegen die ihnen angethane Ehre verwahrt, allein solche Verwahrungen werden entweder nicht aufgenommen oder als die Erfolge späterer pfäffischen Einwirkungen dem Publikum bezeichnet.

Dem Beispiele der hiesigen Zeitungen folgen die Lokal-Blätter. Eines derselben, die „Silesia" die in Liegnitz unter den Augen der Regierung redigirt wird, enthielt in der Nr. 98 einen Commentar zu dem Schreiben des Breslauer Dom-Capitels an den Bischof Arnoldi, der an Pöbelhaftigkeit und den gröbsten Injurien alle Vorstellung übertrifft. Es heißt darin am Schlusse: wehe! dem Domkapitel, wenn es in frevelnder Verhärtung mit dem Muthe der Verzweiflung noch länger wagen sollte, eine Sache zu halten, die es in seinem Herzen längst selbst aufgegeben" —. Der Censor dieses Blattes ist ein Regierungsrath. Die katholische Gemeine, die über eine solche Herabwürdigung ihrer kirchlichen Behörde auf das tiefste gekränkt war, hat sich Beschwerde führend an die Regierung gewendet und den Bescheid erhalten, daß das Ober-Präsidium bereits die Untersuchung

gegen die Redaktion des Blattes habe eröffnen lassen. Dennoch enthielt die spätere Nr. 102 ein Gedicht unter dem Titel: „die Geschändete", worin der Papst „ein alter, greiser Wicht" genannt ist; unter der Geschändeten wird Deutschland verstanden! —

Man erzählt, der Bischof von Cöln habe das Einschreiten des Ministers gegen die Verbreitung des Rongeschen Schmähbriefes in den öffentlichen Blättern seiner Diözes dringend in Anspruch genommen, aber den Bescheid erhalten: da das Ober-Censur-Gericht die Veröffentlichung gestatte, so könne er (der Minister) nichts weiter thun. — Und doch ist ein anderer Fall Thatsache, daß der Minister des Inneren gewisse Artikel über die eben abgehaltenen Synoden, welchen das Ober-Censur-Gericht das Imprimatur ertheilt hatte, dennoch nicht zur Oeffentlichkeit kommen ließ. Dem Minister muß also doch eine Gewalt über genanntes Gericht zustehen! —

Mit welcher Wuth man die bekannte Förstersche Predigt, die nun wirklich ein Ereigniß geworden, und binnen 14 Tagen 8 Auflagen erlebt hat, in den hiesigen Zeitungen angefallen, läßt sich nicht sagen. Was er selbst von ihrem Schicksale vorhergesagt, ist eingetroffen. Sogar seine amtliche Stellung hat man zu verdächtigen gesucht. Ein hiesiger reicher Fabrikbesitzer M., wegen seiner politischliberalen Gesinnungen bekannt, und äußerlich der katholischen Kirche angehörig, hat eine Versammlung katholischer Bürger zusammengerufen, auf die Uebergriffe der deutschen Bischöfe in einer sehr gehörnten Rede hingewiesen, das Schreiben des Domkapitels an Arnoldi bitter getadelt, die Förstersche Predigt als staatsgefährlich bezeichnet und zu einer Adresse an das Kapitel, worin letzteres zur Rechenschaft aufgefordert wird, Stimmen gesammelt. Nachdem der große Theil katholischer Bürger mit Unwillen über solche Machinationen die Versammlung verlassen, hat M. um einzelne Unterschriften geworben, und sie an das Kapitel abgehen lassen. Unter andern erklärt er durch das erwähnte Schreiben an Arnoldi „seine sociale und politische Stellung" für gefährdet und verlangt vom Kapitel Verantwortung darüber, ob die Förstersche Predigt mit vorgängiger Berathung des Capitels gehalten worden*). Seitdem gerirt er sich als Mäzen der neuen katholischen deutschen Kirche und als besonderer Beschützer Ronge's, zum Aergerniß aller gut gesinnten Katholiken. Wir möchten hier an Herrn M. die Frage stellen, welche Bürgschaft ihm für seine sociale und politische Stellung, für seine große Fabrik und sein Vermögen der Communismus des jüngsten Aufrufs Ronge's an die niedere Geistlichkeit gewährt?!

---

*) Den Inhalt seiner Adresse an das Capitel entnahmen wir aus der Leipziger Zeitung.

Mittlerweile dauern die Ovationen für Ronge fort, und die Zeitungen beuten sie zum Hohne für die katholische Kirche aus *).

Wohin das noch führen wird, weiß Gott. Die drohenden Anzeichen mehren sich von Tag zu Tage. Die Aufregung wächst stündlich. Es ist bereits zu einzelnen Schlägereien gekommen, und ein katholischer Geistlicher kann in seiner Amtstracht kaum mehr auf der Straße erscheinen, ohne von dem Gassenpöbel mit einem: „Vivat Ronge“ insultirt zu werden.

*) Bei der Primizfeier Ronges brachte der Gutsbesitzer R. folgenden Toast aus: „nieder mit den Fürsten und allen Obrigkeiten, es lebe Freiheit und Gleichheit!“ — Dieser Besitzer ist der spiritus familiaris des Ronge, und macht ihm seine Aufsätze, hat auch wahrscheinlich an dem jüngsten Aufruf mitgeholfen, wie die darin enthaltene Tyrannenfressenden und kommunistischen Theorien zu beweisen scheinen. Ronge bleibt aber deßhalb unangetastet, während zwei Capläne, die im Religionsunterrichte die Kinder auf ernste Weise vor dem Treiben einer gewissen Partei gewarnt, auf das Zeugniß zweier von ihren Eltern aufgehetzter Kinder von zwölf und vierzehn Jahren auch in zweiter Instanz zu vier- bis sechswöchentlicher Gefängnißstrafe und Amtsentsetzung wegen „Aufreizung“ verurtheilt sind. — Die gerichtliche Erklärung der Lehrer, welche dem Religionsunterrichte, in welchem nach dem Zeugnisse jener beiden Kinder die inkriminirende Aufreizung geschehen seyn sollte, beiwohnten, lautete dahin: daß sie von dem, was die Kinder ausgesagt, nie etwas gehört hätten, allein diese Erklärung hatte kein Gewicht.

XV.

Briefliche Mittheilungen aus der Rheinprovinz.

Daß die neue deutsch-katholische Kirche, mit deren Gründung, aus dem verbündeten katholischen und protestantischen Unglauben, die radikale Presse Deutschlands beschäftigt ist, in der That nur eine rein negative seyn soll, deren Kirchlichkeit eben darin besteht, daß sie alles Kirchliche aufhebt, darüber kann, troß aller zweideutigen Beruhigungsphrasen für ängstlichere Gemüther, kein Zweifel obwalten.

Wie es die neue Kirche mit ihren Sacris halten würde, davon gab erst kürzlich das Frankf. Journal ein ergößliches Beispiel, indem es unter dem 8. Jan. folgenden Artikel aus der Bremer Zeitung ohne weitere Bemerkung mittheilte: „Schneidemühl. Die Ehe des Priesters Czersky, der sich und seine Verlobte selbst einsegnete, erweckt hier einiges Gerede, indeß ist dasselbe wohl künstlich. Die ersten Christen pflegten in der Noth sich sogar sämmtliche Sacramente darzureichen, und wenn es am Ende Fälle gibt, wo der Christ auf diese Selbstdarreichung angewiesen ist, so war gewiß der erste deutsche katholische Priester in dieser Lage. Noch neuerlich hat der vormalige Prediger an der alt-lutherischen Gemeinde zu Brüssel, Herr Lütkenmüller (gegenwärtig am Rhein), in öffentlicher, vielgelesener Schrift erzählt, daß er sich das heilige Abendmahl selbst dargereicht habe, und diesen Act mit wahrhaft evangelischer Parrhesie vertheidigt. Wir haben auch nicht bemerkt, daß die evangelische

Kirchenzeitung in ihrer Anzeige des gedachten Buches die lütkenmüllersche Ansicht, aus Gründen des Princips, bestritten habe."

Diese Nachricht von der Selbsteinsegnung des ersten deutschkatholischen Priesters war übrigens, wie bekannt, falsch, es war eine von den vielen Erfindungen dieser Partei; er wurde von Berlin aus unverzüglich in den Stand gesetzt, nicht zu diesem Mittel „der ersten Christenheit" greifen zu müssen. Der protestantische Pfarrer erhielt mit umgehender Post die Erlaubniß zur Einsegnung. Die Katholiken haben gegen dieß Verfahren nichts einzuwenden, unter der Voraussetzung, daß man sie mit der gleichen Freiheit ihres Glaubens leben lasse. Allein wie verhält sich dieselbe Presse, die an abtrünnige Priester so freigebig mit Selbstdispensen ist, gegen die Katholiken, wenn sie ihrer Seits es mit ihrem Glauben halten wollen, wie es ihre Väter gethan. Auch hievon wollen wir ein Beispiel geben. Unter derselben preußischen Censur, welche diese Blätter, als den paritätischen Frieden der Confessionen störend, in ihren Staaten verboten hat, erschien erst vor wenigen Tagen eine Schrift, die den Titel führt: „Wunderthäter und Ablaßkrämer im neunzehnten Jahrhundert. Eine Parallele des sechszehnten und neunzehnten Jahrhunderts zur Charakteristik der Gegenwart. Veranlaßt durch die Wallfahrt nach Trier, ihre Förderer und Gegner, insbesondere durch die Schrift: Herr Johannes Ronge, der falsche katholische Priester und die schlechte Presse. Wesel, Druck und Verlag von J. Bagel". In einem Capitel, das dieses Libell ausdrücklich überschreibt: „der Katholicismus vom staatspolitischen Standpunkte aus betrachtet", läßt es sich über seine gänzliche Unverträglichkeit mit den Principien eines vernünftigen, geordneten Staats also vernehmen: „Eine Religionspartei, in deren Grundsätzen es liegt, gegen Andersdenkende und Andersglaubende intolerant zu seyn, sie als Ketzer anzusehen und zu beschimpfen, wie dieses von den Kanzeln herab von „„den Verkündigern des Friedens und der Nächstenliebe"" geschieht, ihnen Anspruch auf die

ewige Seligkeit abzusprechen und im Wahne sie selig zu machen, allerlei Bekehrungsmittel für erlaubt hält, durch welche Familien- und andere Rechte beeinträchtigt werden, eine solche Religionspartei widerstrebt den Principien eines vernünftigen, geordneten Staates geradezu. Und dennoch ist es allbekannt eine unumstößliche Wahrheit, daß der **Katholicismus** nach den Beschlüssen seiner Synoden und päpstlichen Verordnungen diesem Wahne huldigt, daß der Papst jene usurpirten, lächerlichen und aller Vernunft hohnsprechenden Grundsätze tagtäglich öffentlich verkündet, und sein ihm dienstbarer Clerus allüberall auf des Meisters Wort schwört und desgleichen thut. Und nichts destoweniger läßt man dieses fortwährend ruhig zu; ja man ist soweit in neuester Zeit gegangen, die früher gesetzlich verordnete Genehmigung zur Publication solcher Erlasse aufzuheben, wodurch der protestantische Theil der Bevölkerung Deutschlands allen An- und Eingriffen der römischen Curie schutz- und schirmlos blosgestellt ist, und diese päpstlichen Erlasse sowohl, wie Predigten, Katechismen, Religionshandbücher ungehemmt gedruckt werden, die jenen Principien huldigen. Und nun verlangen die ehrwürdigen Väter in der Rheinprovinz, dem Protestantismus solle untersagt werden, das beim rechten Namen zu nennen, was sich unter seinen Augen jede wahre Religion Entwürdigendes begeben hat, — ein Kleidungsstück zu erinnernder Verehrung an den Stifter des Christenthums auszustellen, von dem es eben so wenig erwiesen ist, noch zu erweisen steht, ob es der sogenannte heilige Rock oder der Rock eines Baalspfaffen ist, vielmehr weit mehr Gründe der Alterthumswissenschaft der letzteren Ansicht das Wort reden als der ersteren."

Also dieser ganze Gift und Geifer, weil der heilige Rock vielleicht nicht der ursprügliche Rock Christi ist; aber gesetzt auch

diesen Fall, welches Verbrechen haben die Katholiken sich auch dann zu Schulden kommen lassen, daß man sie mit so maaßlosem Hohn überfällt? hat ja die Huldigung der Pilger in Trier nicht dem Baalspfaffen, dem das Kleid nach eurer Vermuthung gehörte, sondern ihrem Herrn und Heiland gegolten, mag das Kleid selbst nun getragen haben, wer da will.

Man vergesse aber nicht, daß diese Schrift gerade in dem Augenblick erscheint, wo die Capläne Gebauer und Jüttner in Schlesien wegen Erregung von Haß und Erbitterung gegen eine vom Staate anerkannte Religionspartei verurtheilt worden; unbeschadet dieser Verurtheilung nennt sie ungestraft den Katholicismus und die katholische Religionspartei eine mit den Principien eines vernünftigen, geordneten Staates unverträgliche, indem sie so einerseits die Gemüther der unwissenden protestantischen Masse mit Besorgniß und blindem Fanatism erfüllt, andererseits an die unterdrückende Polizeigewalt appellirt, und dadurch auch das Mißtrauen und die Besorgniß der gläubigen Katholiken, die an ihrer Kirche festhalten, aufregt.

An einer anderen Stelle sagt sie in dem gleichen, nur Haß und Erbitterung erzeugenden Tone: „Wenn Fanatismus und dogmatische Verblendung die Religion vergiften, dann ist das Aeußerste erreicht, und die Seelenkaperei rüstet sich und schreitet rasch ans Werk. Der unter dem Namen Sclavenhandel berüchtigte Menschenraub, der den menschlichen Körper zum Gegenstand seines scheußlichen, gewinnsüchtigen Gewerbes macht, ist verpönt von den christlichen Staaten; den Seelenhandel aber, den Rom und seine Factoreien führen, duldet das christliche Europa, und Juden und Türken, Protestanten und die Angehörigen der griechischen Kirche sind seine Opfer, die ihm alltäglich verfallen, ohne daß es auch nur einer Regierung in den Sinn kommt, diesem Unfuge auf irgend eine Weise durch angemessene, zum Zweck dienende Mittel zu steuern. Diese Seelenhäscher des Ultramontanismus üben und treiben ihr Handwerk überall und aller Orten auf jede Art und

Weise, mit List und Gewalt, Versprechungen und Unterstützungen, mit Wort und Geld. Der Proselytismus, wie er in Deutschland gegenwärtig getrieben wird, versucht sich an Reich und Arm, Jung und Alt, Mann und Weib; er überredet den Gesunden, schleicht an das Siechbett und überlistet den Kranken, seine Schwäche mißbrauchend, in der Sterbestunde; er reicht bis in die Kerker und Zuchthäuser; selbst auf dem letzten Wege des armen Sünders zur Richtstätte, im Anblicke des Rades und Galgens, entfaltet er seine Thätigkeit."

Sollte man nicht glauben, dieser Weheschrei, zu Gunsten der Türken, Juden und Verbrecher über katholische Proselytenmacherei, sei in einem Lande ausgestoßen, in dem der Protestantismus unter dem katholischen Despotenjoche wehrlos darniederliege. Wie verhält es sich aber in der That? Hat die katholische Kirche nicht etwa umgekehrt gegründetere Besorgniß vor protestantischer Proselytenmacherei, dort, wo der Beamtenstand fast zu sieben Achtheile dem protestantischen Glaubensbekenntniß angehört, wo das protestantische Religionsprincip mit seinen Beamten bis in die letzten Dörfer eindringt, wo es sich täglich durch Errichtung neuer Gemeinden in ganz katholischen Gegenden ausbreitet, wo es im Besitze der Portefeuilles aller Ministerien, ohne Ausnahme, den ganzen Jugendunterricht, die ganze Volkserziehung, von dem Kinde des Bettlers bis zum Königssohne, in Händen hat.

Uebrigens glaube man ja nicht, die aufreizende, leidenschaftliche Sprache, wie sie sich in jener Schrift kund gibt, sei nur eine vereinzelte Stimme. Nein, es gibt hier Tagblätter, die Tag für Tag, unter dem Schutze der gleichen Censur, dieselbe unheilvolle Sprache reden; es sind journalistische Mauerbrecher, die mit unermüdlichem Eifer in ununterbrochenen Schlägen gegen die Dämme, welche den Frieden Deutschlands schirmen, losrennen. Man nehme nur die Elberfelder Zeitung in die Hand. Ist nicht jedes ihrer Blätter ein Brandbrief, den sie zur Steigerung der Erbitterung zwischen die

Confessionen schleudert? Was enthalten ihre colossalen Spalten von Anfang bis zu Ende? nichts als Ronge und Schneidemühl, Schneidemühl und Ronge, und zur Abwechslung Jesuiten, Ultramontane, deutsch-katholische Kirche, Rockfahrt, Ablaßkrämer u. s. w. Ist sie etwas anderes, als ein geiferndes und belferndes Controversblatt, das in jeder Nummer auch den langmüthigsten Katholiken, der seines Glaubens leben möchte, wie er ein Jahrtausend im deutschen Kaiserreich gegolten, anfeindet und verhöhnt, und seine Schmäher und Lästerer mit Lobpreisungen überhäuft, und so unermüdlich mit seinem Kampfruf die Zwietracht anschürt und zu hellen Flammen auflodern macht. In der Magdeburger Zeitung hat das Elberfelder Blatt für dies sein verderbliches Treiben eine würdige Streitgenossin, die das Ihrige dazu beiträgt, die Köpfe ihrer protestantischen Leser zu erhitzen, und mit katholischen Schreckbildern anzufüllen.

Was sind aber die Früchte dieser ewigen Aufhetzereien, denen gegenüber den Katholiken die Concession auch nur zu einer einzigen Zeitung verweigert wurde? Im Wupperthale prügelt sich das Volk in den Kneipen über religiöse Glaubenssätze. Andererseits, Angesichts des Auslandes, ist dieser Zelotism, der jede Achtung vor garantirten, heiligen Rechten aus den Augen setzt, nicht minder unheilvoll für die Interessen des gesammten deutschen Vaterlandes. Muß es den Franzosen, bei ihren unbesieglichen Eroberungsgelüsten, nicht wie eine Einladung klingen, wenn sie täglich, dicht auf der Gränze, in der Mannheimer Abendzeitung und ihren badischen Mitschwestern, in dem Frankfurter Journal, in der Elberfelder Zeitung und ihren rheinischen Genossinnen, den Rheinischen Beobachter mit eingeschlossen, die Lärmtrommel des religiösen Hasses gegen die Katholiken rühren hören; wenn sie sehen, wie alle diese Blätter nicht müde werden, bei der unschuldigsten Uebung katholischer Frömmigkeit die Gelegenheit vom Zaune zu reißen, mit Verunglimpfungen und Verdächtigungen über ihre katholischen Brüder herzufallen.

Was aber ist die Haltung der Katholiken selbst diesen beleidigenden Angriffen gegenüber? Das einzige, mit Freiheit sich bewegende Organ, welches sie in diesen Gegenden besitzen, ist die Luxemburger Zeitung, und diese können wir mit Fug und Recht als ein Beispiel von Mäßigung und ruhiger Würde diesen Zeloten gegenüberstellen. Auch sie hat ihre Klage über jene in Wesel erschienene Schrift erhoben, und dabei die Frage von Censur und Preßfreiheit erörtert, allein, fern von aller Beleidigung, in einer so ruhigen Weise, daß sie selbst dem Gegner Achtung abnöthigen muß. Sie fragt in Bezug auf jene Schrift und die Weise, wie man gegen die Katholiken die Censur ausübt: „Ist es kein Verstoß gegen unsere Censurgesetze, den Staat und alle Andersgläubigen in demselben aufzufordern, den Katholicismus mit Stumpf und Stiel auszurotten, weil er, seinen Grundprincipien gemäß, weder mit der Existenz des Staates, noch mit dem Bestande anderer Menschen sich vereinigen lasse? Oder ist es nicht ein „„frecher, unehrerbietiger Tadel““ gegen den Landesherrn, wenn der Verfasser der Broschüre dem König den Vorwurf macht, er sei in neuester Zeit so weit gegangen, die früher gesetzlich geordnete Genehmigung zur Publication päpstlicher Erlasse aufzuheben, wodurch der protestantische Theil der Bevölkerung Deutschlands allen An- und Eingriffen der römischen Curie schutz- und schirmlos bloßgestellt worden sei? „„Ach! ihr wollt die Censur! Ihr ruft die Gesetze gegen uns an?““ „O nein“, — erwiderte die Luxemburger Zeitung, die Vertreterin einer wirklichen Parität der Confessionen auf dem Gebiete politischer Rechte. — „O nein, meine Freunde: „„wir wollen Preßfreiheit, die ganze Preßfreiheit und nichts als Preßfreiheit.““ Man hat schon,“ fährt sie fort, „auf eine perfide Weise die bekannte (nur verstümmelt erschienene) Beschwerdeschrift der Trier'schen Geistlichkeit als eine Bitte um Verschärfung der Censur darstellen wollen, obgleich sie in dürren Worten nur um eine unparteiische Handhabung der bestehenden Gesetzgebung, und mindestens um Gestattung eigener Organe für die Vertheidigung der Rechte des Katholicismus

bittet, „„da sie den Kampf mit den Waffen des Geistes nicht scheuten."" Wollet uns also unsere Worte nicht verdrehen, uns nicht mit eingeschwärzten Intentionen verdächtigen; wir wiederholen es euch, wir wollen Preßfreiheit. Bis dahin aber, daß es uns gegönnt seyn wird, im Genusse derselben unseren Feinden zu beweisen, daß wir ihrem Zorne und ihrem Hasse einen reichen Schatz von Liebe und Sanftmuth entgegenzusetzen haben, daß wir ihrem wilden Gelüste zur Kränkung der natürlichen und geschriebenen Rechte ihrer Mitmenschen nur mit Heilighaltung ihrer eigenen Rechte antworten werden, daß wir ihre bedauerlichen und beweinenswerthen Verirrungen in den fundamentalen Verhältnissen der staatlichen, sittlichen und religiösen Weltordnungen durch die besänftigende Ruhe der ewigen Wahrheit ohne Unterlaß zu lindern suchen werden, bis dahin verlangen wir, — Parität in der Handhabung der Censurgesetze; wir verlangen, daß der Censor katholischer Bücher und Tagsblätter nicht die mildeste und unschuldigste Erwähnung der Tagsereignisse und des Protestantismus, nicht die objectiv-gehaltene und in allen Formen des geselligen, schriftstellerischen und parlamentarischen Anstandes sich bewegende katholische Polemik ertödtet und erdrückt, während der Censor der protestantischen Schriften und Journale solchen kolossalen Geschwüren und Eiterbeulen des protestantischen und radikalen Fanatismus zu Gevatter steht."

Gemäßigter als es hier geschieht, kann man sich wohl nicht ausdrücken; um so beklagenswerther aber ist es, daß selbst von jenen Organen der Gegenpartei, von denen man zu ganz anderen Voraussetzungen berechtigt wäre, dieß Beispiel so wenig Nachahmung findet. Wir meinen hier namentlich den rheinischen Beobachter, mit welchem wir uns in unseren künftigen Mittheilungen einmal näher zu befassen gedenken; vorläufig nur so viel, daß dieß Amt ein von dem Kultus- und Unterrichts-Ministerium subventionirtes ist, darüber waltet kein Zweifel in der Rheinprovinz. Sein Redacteur wurde eigens hiezu ver-

schrieben, er empfängt einen Gehalt von der Universität Bonn, ohne eine Verpflichtung, für die Anstalt, die ihn bezahlt, thätig zu seyn. Erst vor wenigen Tagen erhielt er einen Redactions-Gehilfen, gleichfalls mit einem Staatsgehalt im Betrag von fünf hundert Thalern. Wie weit das Ministerium im Uebrigen bei den Kosten des Blattes betheiligt ist, darüber sind die Angaben verschieden, so viel aber ist schon aus obigen Angaben gewiß, daß es sich einer Unterstützung aus öffentlichen Geldern zu erfreuen hat. Was nun seine Instruktion sey, ist mir unbekannt, ohne Zweifel aber kann die Mission dieses Blattes vernünftiger Weise keine andere seyn, als dem wüthigen, zerstörerischen Treiben der radicalen Presse gegenüber, durch Belehrung und Zurechtweisung dem wahren Conservativismus zu dienen und zur Beruhigung und Versöhnung der Gemüther mitzuwirken, vor Allem aber durch seine Haltung, durch Würde und Mäßigung die Achtung seiner Leser zu gewinnen, und den Prinzipien von Recht, von Ordnung, die es verficht, Achtung zu verschaffen. Wie erfüllt das Blatt aber diese Aufgabe?

Nehmen die Katholiken, der plumpen, haßerfüllten Beleidigungen müde, die sie täglich in den hundert Blättern ihrer radicalen Gegner zu erfahren haben, den rheinischen Beobachter in die Hand, in der Hoffnung hier wenigstens ungekränkt zu bleiben; so ergeht es ihnen auch dort nicht besser, nur ist die Weise der zelotischen Anfeindung tückischer und verdeckter. Der Kater birgt die Krallen in seid'ne Pfoten, doch geschieht es nur gar zu oft, daß ihn der Geifer übermannt, und dann wetteifert die Plumpheit seiner gehäßigen Befehdung mit der Brutalität der schlechtesten Journale. Es scheuend, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, flüchtet er sich, wenn er einen Angriff auf die katholische Kirche oder ihr Oberhaupt macht, hinter den Ultramontanism; wo sich irgend in der Welt ein Funken katholischen Lebens regt, gleich speit er Gift und Galle, und schreit: nieder mit den Ultramontanen! So schämte er sich neulich Angesichts des schweizerischen Kampfes zwischen Radicalen und der Kirche nicht zu behaupten, der Radicalism

habe mit dem Ultramontanism einen Bund geschlossen und beide seien Milchbrüder. Als die Katholiken nun wenige Tage später die billige Forderung um Parität in der Handhabung der Censurgesetze oder um Preßfreiheit stellten, fand er hierin eine neue Bestätigung von der Bruderschaft des Radicalism mit dem Ultramontanism. Daß er mit dieser abgenützten Spiegelfechterei von zweideutigen Worten keinen Gimpel in der Rheinprovinz überlistet, wird man mir glauben, er macht sich dadurch nur verächtlich; jeder weiß ja, wem die giftigen Pfeile des zelotischen Professors gelten; die Rhein- und Moselzeitung und die von Luxemburg haben ihm dieß schon mehr denn einmal vorgehalten. Wie sehr er aber in seinem blinden Eifer die Schranken des gewöhnlichsten Anstandes niedertritt, das zeigt nichts besser, als seine maaßlose Polemik gegen die Augsburger Allgemeine Zeitung. Erst vor wenigen Wochen fuhr er sie in seinem Zorne an: *wer selbst keine Ehre zu verlieren habe, solle die Ehre Anderer* unangetastet lassen; hiemit nicht zufrieden, verglich er sie einige Nummern später mit einem öffentlichen Vergnügungsorte, der gegen Geld seine Thüren feilen Dirnen öffne; dabei droht er ihr wiederholt die Schändlichkeiten ihrer geheimen Geschichte zu veröffentlichen. Und woher am Ende all dieser *Grimm*? weil sie nicht die Lärmtrommel religiöser Zwietracht gleich ihm rühren will, weil sie nicht mit ihm in das Horn des wilden Jägers zur Hetzjagd auf Jesuiten und Ultramontane einstimmt; weil sie den Katholiken auch hier und da einmal einen Raum in ihren Spalten gönnt. Verfährt der Beobachter so mit der Allgemeinen Zeitung, dann läßt sich denken, wie sein Urtheil über die Historisch-politischen Blätter lautet, bellte er ja sogar neulich Leo an, weil er gleich *Wolfgang Menzel* in gerechtem Zorne ein männliches Wort über die Schändlichkeiten Eugen Sue's gesprochen und dabei nicht in den Furienchorus gegen die Jesuiten eingestimmt.

Dieß sind nur wenige Facta von vielen, wie das Blatt sie beinahe täglich liefert. Was aber können die Folgen sol-

chen zelotischen Treibens seyn? Man täusche sich darüber in Berlin nicht. Statt die Gemüther zu beruhigen, werden sie nur noch mehr aufgeregt und gereizt. Daß das Publikum sich durch abgenützte Taschenspielerkünste nicht täuschen läßt und sehr wohl fühlt, wen diese giftige Polemik mit ihren Ultramontanen meint, davon gaben die schlesischen Katholiken erst kürzlich den besten Beweis. Der Verein, der sich dort gegen die schlechte Presse gebildet, welche die Katholiken täglich in ihren heiligsten Gefühlen kränkt und beleidigt, schloß auch den Rheinischen Beobachter aus, und zog es vor, einstweilen sich lieber mit der Preußischen Allgemeinen Zeitung zu begnügen.

Was aber die täglichen Angriffe des Beobachters und seine Kränkungen für die Katholiken des Rheinlandes um so empfindlicher macht, ist eben jener Mißbrauch, den er mit der ihm aus öffentlichen Geldern gewährten Unterstützung treibt. Da ja die Katholiken gleichmäßig mit den Protestanten zu diesen öffentlichen Geldern beitragen, so haben sie doch wohl ein Recht darauf, zu verlangen, daß dieselben nicht zur Befeindung ihrer rechtlich garantirten Religion unter trugvollen Namen verwendet werden, abgesehen davon, daß eine so leidenschaftliche Polemik, wie z. B. die des Beobachters gegen die Allgemeine Zeitung, schon einem Privatjournal übel anstehen würde, und wenig geeignet ist, der radicalen Presse Achtung vor den Gesetzen eines in den Schranken des Anstandes geführten geistigen Kampfes einzuflößen. Wenn Regierungsorgane eine Sprache dieser Art führen, wessen darf man sich alsdann von der losgelassenen demagogischen Presse versehen? Ueberdieß sind die Angriffe des Beobachters um so unbegreiflicher und verwerflicher, da sie gerade am Vorabend der Eröffnung der Landtage statt haben, wo die Beruhigung der Gemüther doppelt wünschenswerth wäre. Kein Zweifel daher auch, daß alle diese Verhältnisse, welche ich hier berührt, namentlich aber die Frage über paritätische Ausübung der Censur oder Preßfreiheit, auf den Landtagen von Schlesien, Westphalen und der Rheinprovinz den

katholischen Abgeordneten Veranlassung zu ernsten Erörterungen geben werden.

Dieselbe katholische Gesinnung des Volkes dieser Lande aber, welche sich auf so überraschende Weise durch die Wallfahrt kund gab, sucht sich in der Zwischenzeit auf andere Weise, wie es ihr eben die Gelegenheit an die Hand gibt, zu äußern, und Angesichts ihrer Lästerer die Treue an den Glauben und die Ehrfurcht vor ihren geistlichen Hirten zu bezeugen. Eine solche Gelegenheit bot jüngst die Anwesenheit des Bischofs Arnoldi in Cöln dar. So sehr der würdige, verdienstvolle Prälat der Trierer Kirche in den Rheinlanden verehrt ist, so würde sein Erscheinen in einer fremden Diöcese unter andern Umständen gewiß ohne weitere öffentliche Beachtung vorübergegangen seyn. Allein das empörte Gefühl der Katholiken forderte eine Genugthuung für die Kränkungen, die ihrem Glauben in der Person ihres geschmähten Bischofs angethan worden; die lästernde Presse in der Nähe und Ferne, die Beifallsbezeugungen und Adressen an die abtrünnigen Priester ihrer Kirche, die Aufruhrpredigten zum Abfall von ihrem Glauben und ihrem heiligen Oberhaupte forderten von ihnen eine Antwort, ein offenes Glaubensbekenntniß. Der Cölner Fackelzug, großartig *) wie keiner seit Menschen Gedenken, hat mit leuchtender Schrift dieß katholische Glaubensbekenntniß in das Dunkel der umgebenden Nacht geschrieben, und Tausende und aber Tausende haben dem verhöhnten Oberhirten des Trierer Domes, dem Hüter des ungenähten Kleides Christi, im endlosen Jubelrufe ihre begeisterte, innigste Ehrfurcht bezeugt. So sprach sich die größte

*) Zwölf oder dreizehn Brüderschaften und Vereine hatten sich dabei betheiligt, die in wenigen Tagen gesammelte Liste der Fackelträger aus allen Ständen zählte über fünftausend Unterschriften; es konnten jedoch nur dreitausend und fünfzig Laternen, mit Transparenten des Domes von Trier und Cöln, in der kurzen Frist gemacht werden; zahllos dagegen war die Menschenmasse, die mit ihrem Jubelruf, unter dem Klange von vier Musikchören, den langen Zug dieser dreitausend und fünfzig Fackelträger begleitete und umwogte.

Stadt der Rheinprovinz, der erste und blühendste Sitz ihrer Industrie aus; dieß that das katholische Cöln, trotz seiner Cölnischen Zeitung *), die, mit ihrer mehr als zweideutigen Neutralität in religiösen Dingen, Worte für Alles hat, nur nicht dafür, den Glauben der Mehrheit ihrer Leser auf eine würdige und männliche Weise zu vertreten; so that die alte Stadt der Rheinlande, die den Wunderbau des Domes gegründet, trotz dem Rheinischen Beobachter, der täglich seine Spalten den feindseligen Schmähartikeln des schweizerischen, irreligiösen Radikalismus gegen das katholische Luzern öffnet; so that Cöln, trotz dem Frankfurter Journal, welches, im Vertrauen auf seine zahlreichen dortigen Abonnenten, schon frohlockend der Welt gekündet hatte, mit Nächsten werde den Seperatisten von Schneidemühl auch eine Gemeinde abtrünniger Katholiken in Cöln zur Seite stehen.

Dem Sitze der Reichthümer der rheinischen Industrie ist der oberste Sitz rheinischer Wissenschaft, die Universität Bonn, in würdiger Weise nachgefolgt. Auch hier war der Fackelzug, welchen Professoren, Studenten und Bürger vereinigt **) dem

---

*) Jene in Wesel gedruckte, haßerfüllte Schmähschrift, die wir am Eingange dieser Mittheilung erwähnt, gibt darüber auch der Cölner Zeitung nicht ohne Grund ein Zeugniß. Sie sagt, wo sie von der ultramontanen Presse Seite 59 handelt: „Auch die Augsburger Allgemeine Zeitung hat bis zur letzten Zeit, wo Censurverhältnisse eine nothgedrungene Metamorphose herbeiführten, in jenem (antijesuitischen) Sinne hauptsächlich gewirkt; der Lohn ist nicht ausgeblieben, die Strafe auf dem Fuß gefolgt. Sie, an Abonnentenzahl und Verbreitung die erste Zeitung in Deutschland, ist bereits von mehreren deutschen Zeitungen, die sie verdrängt haben, überflügelt worden. Das Frankfurter Journal und die Cölner Zeitung haben durch Verfolgung eines neuen Princips die Anerkennung Deutschlands erlangt, und erfreuen sich der allgemeinen Theilnahme und Verbreitung." Auch den Cölner Fackelzug fertigte die Cölner Zeitung in wenigen Zeilen ab, wie ihr Nebenbuhler, der protestantische Beobachter.

**) Auch dieß kann als ein erfreuliches und bedeutsames Zeichen gelten, daß die sonstigen inneren Zwiste des Universitätslebens in dem all-

Bischof gegeben, eine großartige und feierliche, von vielen Tausenden laut ausgesprochene Protestation katholischer Gesinnung, die ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Sagte ja das Frankfurter Journal selbst, man habe dieß als die zweckmäßigste Weise befunden, die Schrift der Professoren Gildemeister und Sybel gegen den heiligen Rock von Trier zu beleuchten. Auch wir wünschen nichts sehnlicher, als daß das Licht dieser festlichen Fackeln unsern verblendeten Brüdern die Augen öffnen möge.

---

gemeinen Festjubel verstummten, und die Landsmannschaften sowohl, als die Vereine Theil an der Feier nahmen. Von Bonn aus wird nicht minder bezeugt, daß die Universität nie einen gleichen Fackelzug gesehen. Auch die umliegenden Gemeinden wollten sich daran betheiligen; es unterblieb nur, weil die Zeit mangelte, die in diesem Falle zahllose Volksmasse zur Vermeidung von möglicher Unordnung gehörig anzureihen. Dagegen hatten sich schon bei der Hinreise des Bischofs auf der Eisenbahn an allen Stationen zahlreiche Schaaren der umwohnenden Gemeinden eingefunden, die bei dem Erscheinen des verehrten Kirchenfürsten auf die Knie fielen und um seinen Segen baten.

XVI.

Der Hirtenbrief des Bischofs von Trier.

Bei dem confessionellen Crawall, der kürzlich in den flachen deutschen Niederungen sich erhoben, ist der Bischof von Trier das Schwarze in der Zielscheibe der ganzen Furia tedesca gewesen; den Erzbischof von Cöln, die Jesuiten und ihren General, Alles hat sie vergessen, und ist nur auf Diesen angedrungen; Pereat der neue Tetzel! war die Parole. Mit zwei oder drei solcher Betrunkenen sich einzulassen, kann bedenklich seyn; kommen sie aber in dichten Haufen zu Tausenden herangestolpert oder gewackelt, dann darf man gegen den ersten Anfall nur die Thüre verriegeln, und vollkommen ruhig dem Ablaufe der ganzen Action zusehen. Gleich denen von Sodoma, in ihrem bei der Enge des Gefässes leicht überlaufenden Zorne, tappen sie an den Wänden herum, und wissen die Thüre nicht zu finden; darüber rennen sie gegeneinander, packen sich und lassen ihren Grimm aneinander aus; der aber, gegen den der Zug gerichtet gewesen, kann mit ineinandergeschlagenen Armen kaltblütig sich das Gemetzel ansehen, das so lange wüthet, bis sie sich wieder nüchtern geschlagen; wo sie dann, etwas betreten, zu Frau und Kind und Kegel wieder nach Hause schleichen. So denn auch jetzt; von allen den Geschossen, die auf den Bischof gerichtet waren, hat ihn keines verletzt; die Meute von Schimpfworten, die man gegen ihn losgelassen, sie ist auf ihn wüthend angestürzt; als sie aber ihm nahe gekommen, hat sie mit dem Schweife gewedelt, und ist winselnd zu seinen Füßen cre-

pirt. So ist er in sicherer Stellung unbehelligt und unbeirrt geblieben, und als der Auflauf in etwa abgelaufen, ist er mit seinem bischöflichen Erlaß hervorgetreten. Er hat sich nicht erzürnen oder aufbringen lassen; aus klarer, durchsichtiger Seele hat er diese Worte herausgeredet; man sieht bis zum tiefesten Grunde hin, all dieser Lärm hat die innere Ruhe nicht gestört; all das Toben hat nicht mit einem Lüftchen auch nur die Oberfläche bewegen mögen. Mit unbeschreiblichem Mitleiden sieht er auf den wüthenden Haufen nieder; in den Worten seines Meisters: „verzeih ihnen, sie wissen nicht was sie thun!“ drückt er sein ganzes Urtheil über die Sache aus. Die Worte, die der Erzbischof-Coadjutor beim Fackelzug geredet: „Seid fest in der Anhänglichkeit an unsere heilige Kirche, hegt Treue und Ehrfurcht gegen euern von Gott eingesetzten König, Friede mit Gott und den Menschen und weltlichen Behörden, Friede mit sich selbst!“ diese Worte, die er als den Schluß seines zu erlassenden Hirtenbriefes angibt, ruhen auf derselben Voraussetzung, und ergänzen die, welche der Bischof von Trier geredet. Die andern Bischöfe, die zugegen gewesen, werden, wie nicht zu zweifeln, ohngefähr in gleicher Weise sich vernehmen lassen. Das Alles wäre nun mehr als genug, eine brennende Schamröthe auf die Wangen der Meuterer gegen die Kirche hervorzurufen. Aber diese haben längst solche Congestionen gegen Stirne und Antlitz sich abgewöhnt; sie sind dergleichen mädchenhaften Affectionen nicht im mindesten unterworfen, und die bronzirte Farbe des Gesichtsanstriches deckt vollkommen diese Naturschwäche, wenn sie ja einmal, im unbewachten Augenblicke, sich Luft machen wollte. Sie werden sagen: „aufrichtig seien nur ihre Herzen, wenn sie, mit Groll und Bosheit erfüllt, im Munde in Schimpfreden und grimmigen Worten überschäumen; die aber also, wie die Bischöfe reden, seien Heuchler, deren Mund das Herz Lügen strafe; und die jetzt aus Furcht, die ihre Tapferkeit ihnen eingejagt, solche falsche Rede führten. Was sie aber nun und fernerhin noch aus jenem Brunnen in des Herzens Tiefen hinauswürgen mögen, das einfache Wort des Bischofs hat sie niedergeworfen und besiegt; er hat einen guten Streit

gestritten, und es ist wieder wahr geworden: „wer kein Krieger ist, soll auch kein Hirte seyn!“

Das sein Wort hat auch die rheinischen Völker in den rechten Gesichtspunkt gebracht. Als Diese jenen Drachen, der gleich der Furia infernalis aus Mücken sich zusammensetzt, seine hundert Häupter sich haben entwickeln und gegen die Kirche aufrecken sehen, da sind sie zweifelhaft geworden, ob Alles, was hier so plump und massiv, so maaßlos ungeschlacht, so ungeschickt ingrimmig sich Luft gemacht, mehr aus der Verkehrtheit des Herzens, oder der Imbecillität des Geistes ausgegangen. Das Wort ihres Bischofes: „sie wissen nicht, was sie thun,“ hat sie auf den rechten Weg gewiesen. Die zweite Voraussetzung wäre ein zu hartes Urtheil gegen ihren Nebenmenschen gefällt, und die allgemeine Gutmüthigkeit der Nation würde siegreichen Einspruch thun; so ist ihnen denn nur die gelindere erste Erklärung geblieben, die künftiger Heilung und Selbstbesserung Raum läßt, welche mit der Andern kaum vereinbar ist. So werden sie also in ihrem Urtheil die Möglichkeit vielfacher Täuschungen und Irrungen in den Massen zulassen, und nur für die Leiter subsidiarisch auch die zweite Hypothese zur Erklärung der Ereignisse zu Hülfe nehmen. Die Revolution in Frankreich, in endlose Fehde verwickelt mit der Regierung, die sie sich selbst gegeben, die aber auf die übernommenen Bedingungen nicht regieren kann; gehemmt durch England, in Spanien überlistet, hat kürzlich in Italien ein neues Feld für ihre Thätigkeit sich eröffnen wollen, ist aber gescheitert am Unwillen des dortigen Volkes. Sie hat also eingesehen, daß der ganze romanische Süden ihr nicht ferner mehr hinreichende Nahrung biete, und hat daher, da die politischen Fragen, die die Welt getheilt, allmählich in religiöse unter allen Völkern sich umgewandelt, ihr Auge nach Norden auf die alten Schlachtfelder der Reformation hingeworfen. Dort lebten noch Sympathien für die Geistesverwandte; dort waren Parteien, der Kirche, was sie selber dem Staate; dort waren Interessen, die ihr selbst unter den Regierungen Bundesgenossen verschaffen

konnten. Also wurde das Erkennungszeichen schnell in jenes der ausgestreckten Finger umgewandelt; die revolutionären Logen reformirten sich schnell zu Hütten, in denen das hohe Licht vom Orient zur Gasbeleuchtung in Masse bereitet wurde. Die Centralloge hat sich mit ihren Filialen in Belgien, in der Schweiz und Deutschland eng verbunden; gegen die Kirche soll diese Verbindung gerichtet seyn, da es sich endlich ausgewiesen, daß so lange sie aufrecht steht, und der alte Gott den großen Weltgeist niederhält, nimmer an den Sieg des reinen Princips im Staate, und die Bezwingung dieser angemaaßten Erdengötter durch die einzig legitime Macht zu denken ist. Also werden die Jesuiten, der Popanz aller aufgeklärten Tröpfe, zuerst in die Acht erklärt; mit ihnen aber bei den etwas tiefer Sehenden die Ultramontanen, und mit diesen zuletzt alle Kirchlichen gemeint. Den Jesuiten gegenüber hat schon Napoleon die große Bundesfestung aufgebaut; die Centralloge hat es übernommen, sie mit Gut und Blut zu schirmen; den Schutz der bei ihr im Ausland Eingepfarrten haben die Filiallogen übernommen. Die Ultramontanen sollen, wie Jericho, durch Posaunenschall, und Lärmen und Toben niedergeredet werden; der Kirche gegenüber wirft man die kleinen Maulwurfshügel in Schneidemühl, Berlin, Leipzig, Elberfeld auf, in Hoffnung, aus ihnen einmal einen Berg zum Ersteigen des Siebenhügelfelsen zu thürmen. Das ist die ganze Geschichte. Was bei allem diesem als bewunderungswürdig erscheint, ist die stoische Haltung derjenigen, die bei der ganzen Sache am meisten interessirt erscheinen; was am tröstlichsten, die Haltung der ächtkatholischen Völker in den Urkantonen der Schweiz, am Rheine, theilweise sonst in Deutschland und in Polen.

Das aber ist der Auszug des Hirtenbriefs:

„„Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.““

„Zum freundlichen Gruße bringe ich Euch, Vielgeliebte! diese Worte des Herrn in diesen Tagen, da wir um unserer religiösen Ueberzeugung willen von allen Seiten auf's bitterste

angegriffen, verhöhnet und dem Spotte der Welt preisgegeben werden."

„Wir haben friedlich und demüthig, ohne irgend die Andersglaubenden zu kränken, nach frommer Sitte der Vorfahren und ganz im Geiste unserer heiligen Kirche eine Pilgerfahrt veranstaltet. Großartig, wie vielleicht keine vor ihr, sollte sie unserm glaubensarmen Zeitalter zum glänzendsten Zeugniße für die Einheit, Kraft und Glaubensfreudigkeit der katholischen Kirche werden."

„Ihr alle traget hievon den Beweis in Euch selber. Denn wer von Euch hätte nicht am Mittelpunkte unseres ebenso schönen als erbaulichen Festes freudig den Herrn gepriesen für die große Gnade, Mitglied der katholischen Kirche zu seyn, als sein Blick mit Wohlgefallen auf der unübersehbaren Menge von Pilgern aus den verschiedensten Nationen ruhte, die da alle mit ihm, wie aus Einem Herzen und aus Einem Munde denselben Glauben an Christum den Gekreuzigten in tiefer Anbetung und Huldigung bekannt; die da mit ihm Thränen der Reue und der Zerknirschung vergossen, Thränen der Wehmuth, des Dankes und der Liebe geweint bei dem Anblicke des armen Gewandes, in welchem der Gottmensch voll Erbarmung und Liebe das Werk der Erlösung vollbracht, und die alle mit ihm unaussprechlichen Trost und innere Erweckung zu allem Guten und höhere Stärke im Kampfe, in Leiden und Drangsal und süße Hoffnung in reichem Maaße geschöpft, und diese Tage des Gebetes und der Erbauung die glücklichsten ihres Lebens genannt haben? Wer von Euch wäre nicht in diesem Augenblicke mit Stolz sich bewußt geworden, was es Großes um die katholische Kirche ist — die, auf dem Eckteine, der da ist Christus, ruhend, also alle ihre Kinder in göttlich geordneter Gliederung zu der imposantesten Einheit auf Erden verbindet, das Leben der Einzelnen, sowie der Gesammtheit durch ihre heiligen Einrichtungen mit der Macht ihres göttlichen Stifters überherrscht, und reichlich Freude, Trost und Frieden über dasselbe ausbreitet?"

„Auf's glänzendste hat sich das Alles an Euch und an den Tausend und abermal Tausend fremden Pilgern bei Gelegenheit unseres großartigen Festes geoffenbaret."

„Aber sehet! Noch sind die Gebete, die heiligen Lobgesänge nicht verstummt, als schon ein gewaltiges Hagelwetter von Schmähungen über Eure Häupter sich ergießet! Ist es nicht, als hätten seit jener Zeit die Lüge und die Verläumdung alle ihre Streitkräfte zum Kampfe gegen uns auf Einen Punkt zusammengezogen, um unseliges Wortgezänk und blinden Parteihaß von Neuem herauf zu beschwören, und die Gemüther Derer, die bis dahin friedlich nebeneinander gewohnt, für immer zu entzweien?"

„Als Finsterlinge und Götzendiener durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes verschrieen, selbst nicht einmal im Innern Eurer Wohnungen vor der Fluth der Schmähschriften sicher: wie ganz natürlich, daß bei Eurer treuen Anhänglichkeit an die Kirche und bei Eurer lebendigen Ueberzeugung von der Wahrheit Eures Glaubens Ihr Euch auf's empfindlichste gekränkt, und in Euern heiligsten Rechten auf' schnödeste verletzt fühlet!"

„Deshalb nun, Vielgeliebte! habe ich Euch das Wort des Herrn zum Gruße gebracht: „„Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet,"" damit ihr nicht Gleiches mit Gleichem vergeltet."

„Es ist unbestreitbar, man hat Euch in Euren heiligsten Rechten gekränkt und sich vielfach Mühe gegeben, Das, was Euch heilig und ehrwürdig ist, vor aller Welt herabzusetzen und lächerlich zu machen, und zur Stunde schweigt noch nicht die Lästerung, aber ich darf es Euch auch nicht verhehlen, daß Alle, die christlich und edel gesinnt, daß die Weisen und Guten unter den Nichtkatholiken auf dies unwürdige Treiben unserer Gegner mit Schmerz und Abscheu herabsehen."

„Hinsichtlich dieser Gegner ist dies meine väterliche Ermahnung: „„Vergebet ihnen von Herzen, denn sie wissen nicht, was sie thun."" Sehr viele von ihnen,

welche das erste und lauteste Feldgeschrei gegen unsere so harmlose Festlichkeit erhoben, sind längst alles Glaubens an Jesum Christum, als den Sohn Gottes, baar und ledig: sie haben Ihn in das Reich der Fabel verwiesen, oder glauben wenigstens nicht an Seine Gottheit, und sie wähnen Seine heilige Kirche, von Ihm für alle Zeiten gegründet, habe ihr Ende erreicht, und bereits beginne das Reich ihres eigenen Lichtes, womit die Welt beglückt werden soll. Darum ist die Kirche, die ihrer Wesenheit nach nicht wanken und nicht weichen kann, die laut und überall den alten apostolischen Christus verkündet und anbetet, unausgesetzt das Ziel ihres ohnmächtigen Ingrimmes. Sie möchten dies unerschütterliche Bollwerk zerstören, um alle göttliche und menschliche Ordnung der Dinge umkehren und sich selber auf den Altar des Ewigen niederlassen zu können. Sie schmeicheln sich, dem Lichte und dem Fortschritte zu dienen, während sie der Barbarei und der Anarchie in die Hände arbeiten. Zu diesen gesellen sich zunächst schaarenweise in allerlei Färbungen Menschen, welche in ihren schwankenden religiösen Ansichten himmelweit auseinandergehen, die darin aber Eins sind, daß sie, wie Ein Mann, wo immer sich katholisches Leben zeigt, in leidenschaftlichem Hasse darüber herstürmen."

„In dichtem Anschluße an diese, und nicht selten in den Vorderreihen kämpfend, findet Ihr auch einzelne abgestandene Katholiken, welche mit den vorher Genannten die crasseste Unwissenheit über Das, worüber sie dünkelhaft und vornehm absprechen, gemein haben, und welche den Namen „„Katholik"" wie zum Spotte noch beibehalten, während sie in Wahrheit dem Glauben und dem Leben der Kirche ganz entfremdet als die gefährlichsten Feinde ihre heiligen Anordnungen, ja selbst ihre Grundwahrheiten mit Füssen treten.

„Zuletzt kommt der große Haufen, dem sich unser innigstes Mitleid zuwendet. Von Jugend an mit allerlei schändlichen Vorurtheilen gegen die katholische Kirche genährt, flohen sie selbst *jede Gelegenheit, die* katholische Lehre in ihrer Reinheit kennen

zu lernen. Daher haben sie denn von den erhabenen Einrichtungen der Kirche, ihrem Oberhaupte, ihren Grundlehren gar wunderliche und verkehrte Ansichten. Fehler und Mißbräuche, die überall sich finden, wo Menschen sind, und welche die Kirche an ihren Dienern schmerzlich beweinet und ernstlich rüget, hat man in's Abentheuerliche übertrieben, und die lächerlichsten Mährchen zur Herabwürdigung der katholischen Kirche dem gutmüthigen Volke als historische Wahrheit vorgetragen, und auf daß nur kein Strahl der Wahrheit in diese dichten Nebel der Vorurtheile hineinfalle, wird vor guten katholischen Schriften als vor Machwerken der Dummheit und des Aberglaubens ängstlich gewarnt; und so wird über die katholische Sache der Stab gebrochen, ohne sie auch nur zu hören, ohne sie im geringsten zu kennen."

„Ein häßliches Zerrbild hat man vor den Augen der Millionen aufgestellt, und hohnlachend ausgerufen: Sehet da die katholische Kirche! So und nur so läßt es sich auch erklären, wie manche gute Seele viele Jahre lang unter Katholiken wohnen kann, ohne sich auch nur einmal ernstlich zu erkundigen, was denn eigentlich die Katholiken glauben. O könnte man einer solchen die Kirche, die Braut des Herrn, in ihrer himmlischen Schönheit und Würde zeigen, wie würde sie staunend ausrufen: Das ist die Lehrerin der Welt, die das Licht trägt: das ist die liebevolle Mutter, die während ich sie verkannte, unabläßig für mich gebetet, und um meine Erleuchtung weinend ihre Hände zum Himmel erhoben hat!"

„Folgen wir, o Geliebte, ein Jeder dem Beispiele unserer weisen Mutter, der Kirche, und während jene uns so ganz ohne allen Grund schmähen, beten wir zum Vater des Lichtes um ihre Erleuchtung, und seien wir ihnen selbst, nach der Aufforderung des Herrn ein Licht, auf daß sie unsere guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist."

„Aber, werden Manche aus Euch denken, was wird denn aus der Kirche werden, wenn wir jene Fluth von Lästerungen und Verunglimpfungen stillschweigend hinnehmen sollen?"

„Was die Kirche betrifft, o Geliebte, diese wird aus dem gegenwärtigen Kampfe siegreich hervortreten und mit erneuertem Glanze leuchten. — Wohl heulet der Sturmwind und mächtiger strömen die Gießbäche, aber an dem Hause des Herrn geht beides schadlos vorüber, an dem Felsen der Kirche zerschellen die brausenden Wogen.“

„Und die Waffen selbst, womit die Gegner kämpfen — die Verläumdung, die Verletzung aller Wahrheit und Liebe, der leidenschaftliche Ton — das sind nicht die Waffen des starken Gegners; wer mit solchen zu Felde zieht, der bekundet seine Schwäche, der ist schon besiegt.“

„Hütet Euch, daß Ihr nicht mit solchen Waffen auf dem Kampfplatze betroffen werdet! Vielmehr suchet mit Sanftmuth Diejenigen zurecht zu weisen, die der Wahrheit widerstreben, ihre Großsprecherei erwiedert mit Bescheidenheit, ihrem Irrthume gegenüber zeiget Festigkeit im Glauben!“

„Mit allem gelehrten und ungelehrten Wortstreite werden wir wenig gewinnen. Denn sehet! an gründlicher Belehrung, liebevoll ernster Zurechtweisung und Widerlegung haben wir es seit dem Beginne des unseligen Zwistes wahrlich nicht fehlen lassen. Wir haben auf Alles hundertmal erwiedert und sind den Gegnern keine Antwort schuldig geblieben: und ob wir auch fortan auf jede Herausforderung gründlich antworten werden, wir werden sie nicht dadurch zur Wahrheit, zur Eintracht und zum Frieden bringen.“

„Freilich kann und darf die katholische Wissenschaft von dem Kampfplatze nicht abtreten; sie muß, wie sie es bis jetzt rühmlichst gethan, auch fürderhin die Gegner wissenschaftlich widerlegen, aber wie bemerkt, mit der Wissenschaft allein werden wir dieselben nicht zur bessern Einsicht bringen. Nur gar Wenige sind es, welche die Gnade anf diesem Wege ergreift und zur Erkenntniß der Wahrheit führt, und deshalb wiederhole ich auf's dringendste meine Ermahnung an Euch, Vielgeliebte! auf daß Ihr selbst möget werden das Werkzeug der

Gnade zur Bekehrung der Andersglaubenden durch Eure Liebe zu denselben, die da sich kund gibt im leuchtenden christlichen Wandel und im inbrünstigen Gebete für sie."

„Stellet Euch als entschiedene, erleuchtete und friedfertige Kinder der Kirche den zahllosen geheimen und offenen Feinden derselben gegenüber. Und wendet allen Fleiß an, und zeiget bei Eurem Glauben Tugend, bei der Tugend Erkenntniß, bei der Erkenntniß Selbstverläugnung, bei der Selbstverläugnung Geduld, bei der Geduld Frömmigkeit, bei der Frömmigkeit Bruderliebe, damit Euer Wandel Zeugniß gebe von der Heiligkeit Eures Glaubens und kräftiger und eindringlicher die Wahrheit verkünde, als das Wort Eures Mundes."

„Sorget also, daß Ihr selber nicht unwissend und schwankend erfunden werdet am Tage der Prüfung. Wenn der Herr Seine Kirche heimsucht, wenn Er Sturm über sie kommen läßt; dann o Geliebte, steht Er mitten unter uns mit der Wurfschaufel, um Seine Tenne zu reinigen. Alles, was Spreu ist, wird vom Sturme mit fortgetragen, die dürren Aeste werden von dem ewig grünenden Baume abgerissen, um einem fröhlichen Nachwuchse Platz zu machen. Hütet Euch daher vor aller Halbheit und Zweideutigkeit in Lehre und Wandel, hütet Euch vor jeder Theilnahme an Dem, was den Unglauben, die Gleichgiltigkeit und Verflachung in religiösen Dingen begünstiget! O daß ich es mit tiefem Schmerz Euch klagen muß, wie selbst Viele von uns bisher unchristliche, Glauben und Sitten untergrabende Schriften, Tagesblätter und die ganze Schand- und Lügenliteratur unserer Zeit begünstigen! Weg damit, o Geliebte, wenn es Euch um Euer Christenthum ernst ist! — Schmach und Sünde häuft auf sein Haupt, wer den Feinden der Kirche und aller Religion zu ihrem schrecklichen Werke, zum Umsturze jeder göttlichen und menschlichen Ordnung auf irgend eine Weise hilfreiche Hand leistet!"

XVII.

Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft im Hinblick auf das Walten Gottes in der Geschichte.

Von einem katholischen Laien in Preußen.

I. Die Gegenwart.

Wenn wir unsere Zeit als eine Zeit des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß bezeichnen, so ist dies kein besonderes Kennzeichen derselben, sondern etwas, was von jedem Zeitalter ausgesagt werden kann, und seit dem Falle Adams den Inhalt der Weltgeschichte bildet. — Da aber ein jeder Kampf seine Perioden hat, wo die Gegner, gleichsam ermüdet, neue Kräfte sammeln, wo also eine scheinbare Ruhe eintritt, und dann wieder seine Crisen, wo die Wagschaale sichtbar zu Gunsten des einen oder andern sich senkt, so fragt es sich: wie steht es zu dieser Stunde, wo der Herr uns gegenwärtig Lebende mit unserm Daseyn zu Theilnehmern an diesem großen Kampfe berufen, um denselben? Und da will es uns bedünken, als sammelten sich eben jetzt die Kräfte in den verschiedenen Heerlagern zu einer über kurz oder lang bevorstehenden großen Weltcrisis. Welcher Seite der Sieg verbleiben wird, das wissen wir aus der Verheißung des Herrn. Aber wir dürfen uns nicht zu der Meinung verleiten lassen, daß dieser Sieg eine leichte Sache seyn wird. Generationen werden vielleicht noch vergehen, bevor die Crisis ihre höchste Höhe erreicht, und Schweres wird den Dienern Gottes beschieden seyn; aber sie werden es überstehen, wie

die Kirche alle früheren Kämpfe, unter dem Beistande ihres zur Rechten Gottes sitzenden Hauptes überstanden hat, und, um die Fahne des Lammes geschaart, vor dem Andrange des Weltgeistes nicht zurückgewichen ist. Es gilt jedoch eine tüchtige Rüstung, es gilt die Anfachung des Bewußtseyns, wo die Waffen zu suchen sind, deren man sich zu bedienen hat; es gilt einen klaren Blick auf die großen Kräfte zu werfen, worüber der Widersacher gebietet und auf Alles gefaßt zu seyn.

In vielfach verschlungenen Windungen, denen wir weiterhin noch näher zu folgen uns vorbehalten, unter schwerer Mitschuld Mancher, welche zu Wächtern des Heiligthums berufen waren, haben sich allmählich die Feinde Gottes und seiner Kirche unter dem Banner einer Humanitäts- und Civilisations-Religion gesammelt, die sich sowohl in der Wissenschaft, als im öffentlichen und häuslichen Leben an die Stelle der Offenbarung Gottes in Jesu Christo zu setzen sucht, und der Kirche Gottes in der Schule eine erdgeborene Kirche entgegenstellt.

Eingeführt wurde sie in die Welt durch Karrikirung der den Herzen der europäischen Völker theuer gewordenen christlichen Ideen, und durch geschickte Benutzung der Wünsche vieler feurigen Seelen, denen die Versittlichung des Weltzustandes durch das Christenthum, — hier und da gehemmt durch die dem letzteren nothwendig einwohnende Achtung vor dem positiven Rechte — nicht rasch genug vorschritt. Beides begünstigte dann die allmählige Verdrängung der christlichen Weltanschauung durch die heidnische, welche aus dem Studium der klassischen Literatur sich über das neue Europa verbreitete.

Der modernen Wissenschaft geschieht kein Unrecht, wenn sie unchristlich genannt wird, denn ihr Grundprincip ist mit demjenigen, welches den Fall unserer Stammeltern hervorrief, identisch. Sie setzt sich an die Stelle Gottes, verschließt sich der Erleuchtung von oben, und bestrebt sich, sowohl in ihrer materiell-rationalistischen, als in ihrer spiritualisirend-pantheistischen Richtung, aus der gefallenen Menschennatur heraus, eine von Gott abgekehrte, den Offenbarungen des alten und neuen

Bundes widerstreitende, dem menschlichen Verstande aber als richtig einleuchtende Weltanschauung zu Stande zu bringen, ohne freilich mit dieser Danaidenarbeit, welche nach etwas Unmöglichem ringt, jemals fertig zu werden.

Kein irdischer Weltweiser hat eine Grundbasis für seine Schlüsse aufzustellen vermocht, welche aus sich heraus der Vernunft als nothwendig wahr sich aufdringt. Wo die menschliche Wissenschaft einerseits die göttliche Offenbarung, und andererseits das Gebiet der gemeinen Empirie verläßt, erbaut sie sich vielmehr auf einer willkührlichen Fundamentalproposition, welche die Jünger des Systems von ihrem Meister auf Treu und Glauben annehmen müssen. Diese Letzteren versinken also, wenn sie sich, durch eine falsche Autorität irregeleitet, von dem Glauben an die ewige Wahrheit dispensiren, in die Knechtschaft irgend einer, dem Gehirn eines Menschen entsprossenen, hypothetischen Formel.

Vermochte aber auch die irdische Weisheit nicht, sich auf haltbare Weise systematisch zu begründen, so drängte sie sich doch, obgleich ihrem Ursprunge gemäß mit sich selbst hadernd und uneins, mit ihren, durch Bruchstücke der Wahrheit zu einem Anschein von Haltbarkeit herausgeputzten Sätzen, allen wissenschaftlichen Disciplinen dergestalt auf, daß diese ihren Ausgangspunkt nicht ferner vom Christenthum nahmen, sondern sich in der Endlichkeit verwurzelten. Es kam eine verkehrte Naturanschauung, eine verkehrte Anschauung der gesellschaftlichen Zustände, und eine falsche, der christlichen in vielen Stücken widerstreitende Sittenlehre zu weitverbreiteter Geltung.

Man hatte früher gewußt, daß es die Bestimmung des Reiches Gottes sei: weiter und weiter fortzuschreiten in der Durchsäuerung der Menschheit, mit dem Sauerteige des ewigen Lebens; womit denn, nach dem Ausspruche des Herrn:

„trachtet vornehmlich nach dem Reiche Gottes, und alles Uebrige wird Euch mitgegeben werden",

auch den Verhältnissen des irdischen Daseyns diejenige Entwickelung zu Theil werden müßte, welche ihnen gebührt. Das Ziel

dieses Fortschrittes ist klar und bestimmt. Alle Kräfte vermögen harmonisch zu demselben mitzuwirken, sobald sie der helfenden Gnade Gottes nicht widerstreben. An die Stelle dieser christlichen Idee drängte sich aber als Axiom, dem Niemand zu widersprechen wagte, die Behauptung eines unendlichen, durch die Naturkräfte des Menschen erreichbaren Fortschritts des ganzen Geschlechtes, rückwärts von einem thierischen Zustande des sogenannten Naturmenschen ausgehend, vorwärts einem unbekannten Ziele mit einer nach den Gesetzen des Falles der Körper sich steigernden Eile zuführend. Dieses Ziel definirt der Gelehrte als Herrschaft der Wissenschaft, der im praktischen Verkehr Lebende als Alleinherrschaft der Industrie und Verwandlung der Menschheit in eine große, um Dampfmaschinen concentrirte Fabrik. Der Staatstheoretiker sieht darin die Alleinherrschaft einer politischen Lieblingsmeinung des Tages, dieser oder jener papiernen Verfassung; der Proletarier eine sociale Umwälzung, welche den Boden der Gesellschaft an die Spitze bringen soll; der Materiellgesinnte die allgemeine Verbreitung größtmöglichsten sinnlichen Wohllebens; der Rohe die Befreiung von jeglichem Zügel. Und alle diese vereinigten sich, eine Kirche zu errichten, die, außerhalb der Kirche Gottes, welche ihrem Streben hindernd entgegenstand, die künftigen Geschlechter zur Erreichung dieses Zieles zu erziehen; die armen, unmündigen Völker reif und mündig zu machen, berufen ward. Oder genauer gesagt, sie errichteten eine solche Kirche nicht, sondern bemächtigten sich, hier entschieden, dort mit mehr zögernder Vorsicht, der von der Vorzeit im Dienste der Kirche Christi errichteten Schule, und suchten sie ihren Zwecken dienstbar zu machen, was ihnen auch mehr oder minder im ganzen christlich-europäischen Abendlande gelungen ist.

Die Objecte, gegen welche der Kampf dieser Fortschrittskirche sich zunächst richtete, bildeten „die Vorurtheile finsterer Zeiten" neben manchen noch nicht beseitigten wahrhaften Mißbräuchen aus vorchristlichen Zeiten, die in dem Leben der Völker verkörperten Heilswahrheiten des Christenthums.

[redacted]

Die jungfräuliche Reinheit der katholischen Glaubenslehre wurde mit Gottes Hülfe, inmitten dieser einbrechenden Sündfluth, zwar bewahrt, aber sie stand, im Gebiete der Wissenschaft eben so schwach und ihrer Stützen beraubt, da, wie die äußere Kirche in der politischen Welt in eine immer entschiedenere Isolirung gerieth, und das Leben der Völker dem christlichen Sittengesetze sich zu entwinden begann. Nur von wenigen Auserwählten wurden die großen Erscheinungen der kirchlichen Vergangenheit noch begriffen, die Mehrzahl aber gab dieselben widerstandslos dem Hohngelächter des Weltgeistes preis. Selbst die Besseren kamen über passive Abwehr und über wehklagende Vorhersagungen einer trüben Zukunft nicht hinaus; eine große Zahl von Kirchenhirten aber vergaß in geistiger Abgestorbenheit die ihnen beiwohnende Kraft der göttlichen Sendung so sehr, daß sie es für nothwendig hielt, vor dem heranstürmenden Zeitgeiste das Haupt zu beugen, und sich recht erfinderisch darin bewies: die Blößen desselben zu bedecken und ihn für vereinbar mit der im Großen und Ganzen noch immer treulich festgehaltenen Wahrheit zu erklären. Selbst das Oberhaupt der Kirche brachte, aus menschlicher Schwäche mit dem Weltgeiste pactirend, die Gesellschaft Jesu zum Opfer, deren Fortbestand der aufwachsenden Jugend Zufluchtsstätten gegen die Gewalt der Neulehrer darbot, welche mit dem richtigen Takte der Schlauheit dieser Welt ihre Schläge mit vereinter Kraft auf dieses Bollwerk der Kirche richteten, und es durch schmutzige Intriguen und brutale Gewalt, denen ein Verfall im Innern vielleicht mitwirkend entgegenkam, zu Boden warfen. Eine Generation später konnte dann im romanischen Europa die Revolution in ihrer ganzen Nacktheit hervortreten; auf der außereuropäischen Erde aber, und vornehmlich in dem unermeßlichen China, wurde die Aussicht, Millionen und abermals Millionen Ungläubiger in die Kirche Christi eingehen zu sehen, in unfehlbare Fernen hinausgeschoben.

Mit dem Sturz der Gesellschaft Jesu, wobei selbst der Mittelpunkt der Kirche von dem verderbenbringenden Zeitgeiste

mit angehaucht erscheint, feierte dieser indeß seinen höchsten Triumph. Nachdem Gott, selbst in dieser Periode, dem Verluste der heiligen Ueberlieferung vorgebeugt hatte, begann mit Pius VI. eine Reihe glorreicher Päpste, welche bei dem gewaltigen Andrange der Wogen des Zeitgeistes anfänglich nicht ohne sichtbares Zagen, dann aber mit immer deutlicher hervortretendem Vertrauen auf die Unbesieglichkeit der Verheißungen des Herrn, die sich vielleicht noch niemals so glänzend bewährt hatten, als in der Napoleonischen Periode, ihre Brust dem tosenden Meere entgegenstemmten, so daß gegenwärtig auch vor dem Richterstuhle des menschlichen Verstandes entschieden ist, daß seine Wuth, wie immer, an dem Felsen zerschellen werde, den der Herr gesetzt.

Den größten Trost dürfen wir in unsern Tagen, wo nach und nach Alles zerfällt, was von dem Gottesreiche des mittelalterlichen Europa aus den Stürmen des sechszehnten Jahrhunderts gerettet worden ist, aus der herrlichen Wiedergeburt der zuerst von dem Weltgeiste scheinbar ganz zerstörten französischen Kirche schöpfen, welche von dem Herrn des Weinberges zu großen Dingen bestimmt scheint. Da nämlich Frankreich in diesen letzten Zeiten die Kämpfe des gesammten christlichen Europa in seinem Busen am heftigsten durchkämpft, die geistigen Wehen und Zuckungen des Erdtheils gleichsam plastisch darstellt, als Vor- und Abbild des Weltganges allen Uebrigen stets voranschreitet, und trotz vieler dagegen sich erhebenden Stimmen seit zwei Jahrhunderten die Blicke aller europäisch-christlichen Länder an sich fesselt, und deren Lebensregungen zu großen europäischen Pulsschlägen concentrirt, so ist auch Alles, was sich mit der Kirche dieses Landes ereignet, von der entschiedensten Wichtigkeit für den großen Weltkampf des Reiches Gottes mit dem Geiste der Finsterniß. Gereinigt von den meisten alten Schlacken, und nach Abstreifung des eitlen und verderbenbringenden gallikanischen Sondergeistes, innigst verbunden mit dem gemeinsamen Oberhaupte, steht die Kirche von Frankreich mit apostolischem Ernste und heiliger Würde felsenfest in-

mitten der sie umbrandenden Wogen des Zeitgeistes, der das unglückliche, nach Auflösung aller einigenden Bande widerstandlos ihm preisgegebene Volk wild mit sich herumzerrt. Die französische Kirche kennt diesen Zeitgeist, welchem sie seit mehr als einem Menschenalter Auge in Auge gegenübersteht, durch und durch. Sie hat ihn schon einmal in seiner grimmigsten Furie im Herzen ihres Heiligthums gesehen, und ihre Getreuen haben sich mit dem Gedanken eines heiligen Märtyrerthums befreundet. Wir dürfen es daher als entschieden betrachten, daß sie allen Stürmen gewachsen seyn wird, welche, menschlichem Ermessen nach, früher oder später, mit erneueter Wuth, auch in Zukunft noch über sie losbrechen werden. Nicht ohne tiefe Rührung kann man den regen christlichen Eifer der Gläubigen dieses Landes betrachten; einen Eifer, der die Congregationen zur Bekehrung der Sünder und zur Aufrechthaltung der unter dem leidenschaftlichen Treiben des Weltgeistes Strauchelnden erzeugt hat; einen Eifer, der unter den strengsten Regeln heilige Büßer zusammengeschaart; der die Priester des Herrn mit dem Brode des Lebens in die Höhlen des Elends führt, aus denen der Gifthauch der Ansteckung ihnen entgegenweht, der sie überall hintreibt, wo ihrer Heerde Gefahren drohen, der sie mit Flammen- und Wasserfluthen ringen lehrt, um einen der ihrer Obsorge Anvertrauten zu retten; einen Eifer, der in den zahllosen Siechhäusern die vom Lustbecher der Welt Vergifteten durch gottgeweihte Jungfrauen pflegt, und nicht selten auch ihre Seelen vom Verderben errettet; der, allen Hemmnissen zum Trotz, klösterliche Gemeinschaften aller Art mit verjüngtem Geiste aus dem Boden der Kirche emportreibt; einen Eifer, der, als hätte er an dem heimathlichen Elende nicht genug zur Uebung seiner Liebe, in alle Länder der Erde, oft sicherem Märtyrertode entgegen, zahlreiche Sendboten Jesu Christi ausschickt, welche die angeknüpfte und dem Zerreißen nahe Verbindung der Kirche mit vielen Völkern der Erde, — Saaten, welche der Erndte entgegenreifen, — aufrecht erhalten, neue Felder künftiger Erndten entdeckt, und großentheils in Fürbitter sich umgewan-

delt haben, die, angethan mit weißen Gewanden und Palmenzweige in den Händen haltend, vor dem Throne des Lammes Kraft und Ausdauer in den Drangsalen der Gegenwart und Zukunft für die streitende Kirche erflehen.

Also ausgerüstet ist diese glorreiche Kirche von Frankreich vor unsern Augen dem Weltgeiste, im innersten Herzen seines Sitzes, den er in der Fortschrittsschule des Zeitgeistes aufgeschlagen hat, entgegengetreten, mit dem festen Entschluß, ihre Kinder seinen Klauen zu entreißen, und hat dadurch die Fahne des Kampfes auf die richtige Stelle gepflanzt, wo gesiegt oder gestorben werden muß, wohin also alle Kräfte sich zu wenden haben; denn nicht um Reichthümer und irdischen Einfluß handelt es sich für die Kirche Jesu Christi, sondern um die Freiheit, den künftigen Geschlechtern das aus großer Gefahr glücklich gerettete Kleinod der heiligen Ueberlieferung ungeschmälert zu erhalten. Sie führt diesen Kampf, nach vollständiger Losreißung von aller und jeder Buhlschaft mit dem oft in gleißnerische Formen sich kleidenden Widerchristenthum, und mit kindlichem Vertrauen auf den Schutz der Mutter des Heilandes, „den", wie der heilige Bernhard sagt, „noch Niemand vergebens angerufen hat", mit kindlichem Vertrauen auf die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter, welche dieses schöne Land schon einmal durch ihre erhabene Dazwischenkunft aus den Händen seiner äußern Feinde gerettet hat, auf daß seine Eigenthümlichkeit und sein lebensfrischer, entzündlicher und dabei praktischer, zu überschwellender Thatkraft mit Leichtigkeit zu steigernder Sinn der Kirche Gottes für die Zeit ihrer höchsten Bedrängniß nicht verloren gehen möge. — Ohne Zweifel hält die erhabene Jungfrau vor dem Throne Gottes den Strahlenmantel ihrer mächtigen Fürbitte über dieses, in seinen zahlreichen Gläubigen ihr mit besonderer Liebe dienende Volk auch jetzt noch ausgebreitet, damit dasselbe durch die leidenschaftliche Verblendung, womit es sich in den Strudel des Zeitgeistes gestürzt hat, nicht gänzlich zu Grunde gerichtet werde. Wenn daher dieser Schutz den getreuen Dienern der allerseligsten Jung-

frau auch äußerlich durch eine wunderbare Erscheinung versinnlicht worden ist, deren Aechtheit ein höchst ehrenwerther Kirchenfürst verbürgt hat, so können wir nur wünschen, daß dieses Zeichen sich vollständig bewahrheiten möge, und würden dann in demselben mit hoher Freude auch einen Beweis der in erneueter Kraft nach allen Seiten sich lebendig zeigenden Verjüngung der Kirche erblicken, indem Gott der Herr sich immer gleich bleibt, und das Versiegen oder reichlichere Strömen des Wunderbornes ebenfalls als ein Maaßstab für die Lebendigkeit des in der Kirche vorhandenen Glaubens und Gottvertrauens gelten kann, zumal in Zeiten, wo ein reichlicheres Strömen desselben, nach menschlichem Ermessen, bald wieder eben so nöthig zur Stärkung der Gläubigen werden kann, als in den Zeiten der ersten Gründung des Reiches Gottes durch die Apostel und ihre nächsten Nachfolger.

Haben die romanischen Völker vornehmlich mit der brutalen Revolution zu kämpfen, so Deutschland mit seiner vielleicht noch unheilvolleren Schulweisheit, welche nicht bloß die äußerliche, sondern die innere Existenz der Kirche bedroht, und falls sie dieselbe durchgehends zu vergiften stark genug würde, eine geistige Anarchie herbeiführen müßte, gegen welche kein Rettungsanker mehr übrig bliebe, wie ihn die Romanen in ihrer, an vielen Orten freilich dem Ecce homo gleichenden, um deswillen aber vielleicht für die Gläubigen um so wirksameren Kirche sich auf immer erhalten werden. Die tausend Berührungen, die seit dem Sturze des heiligen Reiches deutscher Nation zwischen den Kindern der Kirche und den Akatholiken eintreten, vereinigten sich zu einem sirenenartigen Herüberlocken zu dem christianisirenden Philosophenthum, das sich bei den Letzteren als eine Reaction des Christenthums gegen den Weltgeist geltend zu machen strebt, obgleich es in Wahrheit mitten in dem letzteren lebt und webt. Es war aber jene Verlockung um so gefahrvoller, da diese Richtung, was ihre geistige Tiefe anbetrifft, gewiß höher anzuschlagen ist, als der materialistischer Aufklärerei mit äußerster Flachheit nachjagende Geist der Cöli-

batstürmer und aberwitzigen Neologen inmitten des äußerlich der Kirche erhaltenen Rechtsgebietes, wie er noch in der jüngsten Zeit, aus Anlaß des wunderbaren Völkerzuges zu dem heiligen Gewande des Herrn, auf Ekel erregende Weise uns entgegengetreten ist.

Unter solchen Umständen war es eine unmittelbar von Gott herrührende, bedeutungsvolle Hülfe für die deutsche Kirche, daß in demselben Moment, wo sie ihre äußerliche Geltung größtentheils verlor, wo selbst das erhabene Kaiserhaus, dessen Geschichte mit der der Kirche auf die wunderbarste Weise verkettet ist, die ihm von Gott gegebene Bestimmung für den Augenblick vergessen zu haben schien; wo sie, in innerlicher Verarmung, den vermeintlichen Reichthum ihrer akatholischen Gegner zu beneiden begann, ein Zustrom von Lebenskraft seinen Anfang nahm, der ihr von Männern entgegengebracht wurde, welche die Verzweiflung an eben dieser sich aufblähenden Wissenschaft in ihre Arme führte; wo sie, nach langem Suchen, den wahren, gottentquollenen Born der Wahrheit, von welchem die Verblendung ihrer Väter sie hinweggerissen, wieder gefunden haben. Wie einst die heidnische Philosophie, so führte auch die moderne Wissenschaft ihre eigenen Jünger theilweise der Kirche zu, und freudig von den besseren, der Verschmachtung nahen Elementen des katholischen Deutschlands begrüßt, wurden sie nicht nur kräftige Vertheidiger nach außen, sondern auch getreue und einflußreiche Mitkämpfer gegen die Neologie im Innern.

Einen etwas andern Charakter trägt, was sich in größerer Allgemeinheit Aehnliches in Großbritanien zuträgt; wo die von zwei Seiten bedrohte Landeskirche sich hinter eine Argumentation zu flüchten genöthigt ist, worin der Triumph des alten Glaubens im Keime verborgen liegt; wo das dreihundertjährige Martyrium des irländischen Volkes, dessen felsenfeste Standhaftigkeit eine der schönsten Perlen der neueren Kirchengeschichte ausmacht, endlich sein Ende erreicht hat; wo gegenwärtig die alte Kirche, wie von den Fürbitten ihrer verhöhn-

ten Märtyrer hervorgezaubert, sich mitten unter einem verworrenen Sectengewimmel mit verjüngter Kraft wieder aus ihrem Grabe erhebt. Es scheint hier die Morgenröthe einer hoffnungsreichen Zukunft zu leuchten; aber freilich, wie aller Orten, umgeben von drohenden Gefahren, worunter eine Verlockung der getreuen Irländer vom rechten Pfade, wovor der Allmächtige sie dicht am Ziele begnadigen wolle, vielleicht die bedeutendste ist. Sollte aber nach Gottes Willen für Großbrittanien eine neue Gnadenzeit bevorstehen, so würde dies für die gesammte Kirche von der größesten Wichtigkeit seyn. Wer könnte es berechnen, wie die wahrhaft großartige Energie jener Inselvölker auf die ganze Menschenwelt einwirken würde, wenn dieselben nach einem schweren Selbstkampfe in ihrer Gesammtheit, oder doch der großen Mehrzahl nach, in die verlassenen Hallen des Tempels ihrer Väter wieder einträten; wenn ihre von Gott gesegneten Eilande sich zum zweitenmale in Inseln der Heiligen verwandelten; wenn ihre evangelischen Sendboten nicht mehr mit Papierballen allein, sondern mit dem lebendigen Worte des heiligen Geistes in apostolischer Weise zu allen Völkern der Erde auszögen als wahre Apostel der Kirche, in schöner Eintracht mit den übrigen Abgesandten derselben an das Heidenthum, die tiefen Wunden heilend, welche die traurige Spaltung Alteuropas dem Reiche Gottes in allen Erdtheilen geschlagen hat.

In Europa war der Ausbruch dieser Spaltung der Hauptstoß, den der Gottesbau des christlichen Mittelalters erlitten, ward sie der Ausgangspunkt zu immer weiter vorschreitenden Auflösung desselben; ist sie noch jetzt das größeste Hinderniß eines kräftigen Wiederaufbaues der Kirche unter den Trümmern der zerfallenden, weltlichen Ordnungen der Vorzeit; indem jedes im Garten der Letzteren aufwuchernde Unkraut von dem Geiste, der diese Trennung eingegeben, begossen und gepflegt wird — wie es jüngster Zeit mit dem an sich selbst so bedeutungslosen Schreiben eines unseligen, abgefallenen Priesters geschehen, dem das heilige Gewand des Herrn zum Aergerniß gereichte, dessen Ausstellung Millionen von frommen

Katholiken eine Gelegenheit dargeboten hat, um die Liebe zu Demjenigen, der uns zuerst geliebet hat, in ihren mitunter lau gewordenen Herzen wieder anzufachen. Unbestreitbar hat auch auf dem Gebiete der von uns getrennten Brüder ein neues Leben und Treiben begonnen, und wir sehen sie theilweise mit uns gegen die Religion der Humanität und Civilisation ankämpfen, welche den alten Riß durch gemeinsame Bettung aller christlichen Religionsparteien in ein und dasselbe Grab eines schaalen und abgestandenen Indifferentismus zu beseitigen gedachte. Die ferneren Wirrsale dieses Treibens und Drängens vorhersagen zu wollen, würde eine Vermessenheit seyn, deren wir uns nicht unterwinden wollen. Weil die blöde gewordenen Augen hinter dem Molo des Hafens, statt des Kreuzes Christi, noch immer durch eine Fata morgana verführt, die Zinnen von Babel zu erblicken wähnten, wurde im Angesicht desselben, zur Fortsetzung der Irrfahrt, wieder in die Wüste der Wässer zurückgelenkt, und es müssen neue Stürme kommen, bevor man sich zum Einlaufen entschließen wird.

Inzwischen rangen aber viele Einzelne mit der Waffe des menschlichen Wissens so energisch und aufrichtig nach Wahrheit, daß durch die gewonnenen Resultate, auf vielfache Weise theils widerwillig, theils mit kalter Gleichgültigkeit gegen den Erfolg, theils endlich mit einer wahrhaft ehrenwerthen, vollen Anerkennung, tausend und abertausend Zeugnisse zur Ehre Gottes und seiner Stiftung auf Erden abgelegt wurden. Die ganze Basis der modernen Weisheit ist von ihren eigenen Zöglingen bereits vernichtet, so daß sich nichts Haltbares in den Systemen derselben mehr vorfinden will. Hieraus ist dann auch, da man von vorneherein entschlossen war, in die Kirche Gottes nicht wieder einzugehen, die Rückkehr zu den alten, ihrerseits wiederum von der Wissenschaft zerschmetterten protestantischen Symbolen erklärlich, und es scheint demnach, als sollte dieser gegenseitige Vernichtungsproceß bis zu seiner äußersten Consequenz durchgekämpft werden.

Das katholische Deutschland wurde bis zu einem gewissen Grade in dieses bewegte, geistige Getreibe mit verflochten. Es zeigte sich dies im schönsten Lichte an dem großen, verewigten Vorkämpfer der Kirche, der, von dem Herrn wunderbar geführt, mitten in einer vom Verderben durch und durch angefressenen Gegend an einer Hochschule auftauchte, unter Gottes allweiser Lenkung, eine der schönsten Blüthen katholischer Wissenschaft hervortrieb, welche je im Garten der Kirche gewachsen ist. Von der im Herzen des Volkes noch lebenden Liebe, die sich beklommen vor dem Pesthauche der Zeit in die Tiefe zurückgezogen hatte, jubelnd begrüßt, wirkte ihr Duft belebend in weiten Kreisen, entfesselte die Zungen und sammelte die Schwankenden um den Lebensbaum der Kirche Gottes. Es zeigt sich aber auch, abgesehen von manchem Andern in der Bildung von Schulen, die in einer bestimmten, subjectiven Anschauungsweise das Heil der Welt erblicken wollen, während es doch allein auf das Object, d. h. auf die Kenntniß der christlichen Offenbarung, und noch viel mehr auf das Leben und Weben in Jesu Christo ankommt. Es hat dies, und bis zu einem gewissen Grade, die ganze „katholische Literatur" der neuen Zeit eine etwas verdächtige Aehnlichkeit mit dem Getreibe im Lager des Gegners. Wir müssen freilich anerkennen, daß die Nothwendigkeit oft gebietet, die Vertheidigungswaffen, in soweit dies ohne Selbstverletzung möglich ist, denen des Gegners anzupassen. Wir freuen uns aufrichtig des Strebens, die Harmonie des menschlichen Selbstbewußtseyns mit der christlichen Offenbarung philosophisch nachzuweisen; wir freuen uns der immer weiter vorschreitenden Befreiung der Geschichte der Vergangenheit aus dem aberwitzigen Lügen- und Mißverstandsnetze, worin sie seit Jahrhunderten eingesponnen ist; wir halten es für gut und nothwendig, der Welt gegenüber, zu rechter Zeit, mit Beseitigung aller Accomodation, an tief eingewurzelte Irrthümer, der Wahrheit die Ehre zu geben, und würden es, so weit wir es unter Gottes Beistand mit schwachen Kräften vermögen, hiermit nicht selbst thun, wenn wir nicht also dächten;

aber nichts destoweniger müssen wir es aussprechen, daß die Gefahr der Selbstbefleckung sehr groß ist, und schon die Ueberschätzung dieser Waffen allein zum Verderben führen kann. — All dies Getreibe ist nur unter den bestimmten Verhältnissen der Gegenwart von Werth, wo die besseren, eigenthümlichen Waffen der Kirche Gottes in den geheimen Zeughäusern derselben auf diejenige Generation noch warten, welche sie mit kräftigem Entschlusse wieder hervorsuchen wird, womit, wenn wir uns nicht täuschen, die Kirche von Frankreich vor unsern Augen den Anfang macht. Die moderne Welt wird nur auf demselben Wege besiegt werden, auf welchem die Kirche über das antike Heidenthum triumphirt hat: d. h. mehr durch das christlich-kirchliche Leben ihrer Bekenner, als durch Herumzerren mit den Gegnern in Zeitschriften und Broschüren. In solchem praktischen, die Welt überwindenden Kirchenthum bleibt aber der deutschen Kirche, trotz der in ihr sich regenden, anerkennenswerthen, geistigen Kraft, welche die Nebel des Irrthums zerhaut, eine weite Fortschrittsbahn eröffnet, auf welcher sie der Herr des Weinberges mit sicherer Hand weiter führen möge. In dem geheimen Zuge seiner Gnade, der eine Million Deutscher nach Trier geführt hat, um dort die in ihrem Herzen lebende Liebe zu dem Heilande der Welt vor den Augen dieser letzteren durch gläubige Verehrung seines heiligen Gewandes zu bekennen, mögen wir getrost ein Wahrzeichen erblicken, daß die Feuersäule des Herrn dem deutschen Volke auf seinen Irrfahrten in der Sandwüste rationalistischer Weltanschauung nicht fehlt, und daß dasselbe sich glücklich aus dieser Wüste herausfinden und in das gelobte Land kindlicher Gläubigkeit wieder gelangen wird.

Wir übergehen, als incompetent in unserem Urtheil, das Einzelne der in der deutschen Kirche noch vorhandenen Gebrechen mit Stillschweigen; aber gegen die bedrohliche, von dem Oberhaupte der Kirche, mit dem vom Stuhle Petri zu allen Zeiten documentirten, vom Geiste Gottes geleiteten, ganz unübertrefflichen Takte charakterisirte Erscheinung des Hermesianismus können wir unsere Augen nicht verschließen. Es ist zu

begreifen, daß ein zwar treu an seine Kirche hängender, aber mit der ganzen lebenden Generation von der Allmacht der weltlichen Wissenschaft durch und durch imponirter Mann auf den Gedanken gerieth: die Kirche könne nur erhalten werden, wenn man ihr, deren alte Waffen stumpf geworden zu seyn schienen, von außen her nachhelfe, indem man auf dem nämlichen Wege, der die Gegner momentan zu glänzenden Erfolgen geführt, die göttlichen Wahrheiten zu erweisen trachte. Man kann es sogar begreifen, wie das solchergestalt gewonnene, abgebleichte Skelett der christlichen Wahrheit für diese Wahrheit selbst genommen, und wie es übersehen wurde: daß man dadurch schon jetzt mit den Gegnern im Wesentlichen auf eine Linie zu stehen komme, und nicht mehr am Lebensbaume der Kirche als frischgrünendes Reis fortwachse, sondern vielmehr dem Baume der Zeitwissenschaft einen sich so nennenden katholischen Zweig eingefügt habe; für die Zukunft aber die ewige Wahrheit dem Hohngelächter jedes Gegners preisgebe, der an dem Gebäude von Schlüssen, womit dieselbe gestützt werden sollte, die unausweislich vorhandenen Mängel aufdeckt. Von dem Augenblick an, wo die Gesammtkirche hierauf einginge, würde sie mit allen menschlichen Lehrgebäuden al pari stehen, um über kurz oder lang, wir sprechen etwas Unmögliches aus, deren Schicksal zu theilen. Nichts destoweniger verrieth aber ein solches Beginnen in einer Zeit, wo der Scirocco des Weltgeistes das Leben der Kirche ausdörrend angehaucht hatte, immerhin den im Innern des Herzens fortwaltenden Zug der Liebe zu dem Prachttempel, den der Herr seiner Wahrheit auf Erden gebaut. Es konnte, indem es manchem, nie wieder zu verbessernden, noch tieferen Falle wehrte, in einem gewissen Sinne sogar auf Dank Anspruch machen. Ob aber ein solcher Katholicismus mit dem Leben und Weben in der Wahrheit der heiligen Kirche Gottes eins und dasselbe ist, oder nicht, muß jedem klar geworden seyn, der das Gebahren seiner Hauptzeugen, seit dem Spruche des Nachfolgers Petri, mit Aufmerksamkeit beobachtet hat; insbesondere dem von wahrhaft aposto-

lischen Geiste erfüllten Kirchenfürsten gegenüber, dessen Nähe auf ihn die Wirkung eines Exorcismus ausgeübt hat. Kein wahrer Sohn der heiligen Kirche kann ferner noch getäuscht werden, und den Resten des eigensinnigen Hermesianismus, denn bei vielen Schülern desselben hat sich die redliche Absicht des Stifters in gelehriger Unterwerfung bewahrheitet, ist ihr Prognostikon leicht zu stellen. Sie werden, wenn sie fortfahren, einen menschlichen Lehrer, und mit ihm die menschliche Wissenschaft höher zu achten, als die Stimme der Kirche, in ihrem Hochmuth vollends zu Grunde gehen, wovor sie Gott gnädig bewahren wolle, und unter den übrigen Gegnern der Kirche, während diese ihre Bahn ruhig fortsetzt, in kurzer Frist spurlos verschwinden.

In seiner gegenwärtigen Gestalt würde der Hermesianismus, an sich betrachtet, kaum noch auf eine historische Bedeutung Anspruch machen können. Aber er ist wichtig geworden, weil er mit anderen Tageserscheinungen Gelegenheit gegeben hat, den glänzenden Sieg herbeizuführen, welchen die Kirche Gottes in unsern Tagen, vor aller Welt Augen, über den Zeitgeist gewonnen hat. Das von dem gesammten Episcopat angenommene Breve Gregors XVI. gegen die Lehre des Hermes bezeichnet nämlich eine Seite desselben, bezeichnet den Sieg über die Wissenschaft dieser Zeit. Mag diese Wissenschaft außer den geheiligten Mauern den Proceß der Selbstvernichtung, worin wir sie begriffen sehen, zu Ende führen: das Haus selbst mußte rein erhalten werden. Die innerhalb desselben Stehenden durften nicht mit in die Augen verblendenden Staubwirbel hineingerissen werden; aus den Fenstern mögen sie auf das Gewirre hinausschauen, und denen eine hülfreiche Hand darbieten, welche vor dem Unwetter in ein sicheres Asyl zu flüchten wünschen, und ihre Blicke sehnsuchtsvoll nach dem unerschütterlich dastehenden Tempel richten.

Diesem Siege über die Wissenschaft ging der andere über die politischen Gestaltungen der äußeren Welt voran. In den auf dem Christenthum ruhenden Gestaltungen Alteuropas, deren

Baumeister die Kirche gewesen, hatte sie einen einflußreichen Platz eingenommen, den sie, da er ihr rechtlich eingeräumt worden, auch zu behaupten ein Recht besaß, und zwar mit Anwendung der, von frommen Generationen, denen die Scheidung von Glauben und Leben unmöglich schien, in ihre Hände gelegten äußeren Gewalt. Als diese Gestaltungen zu zerfallen begannen, entstand die Frage, ob die Kirche mit denselben so verwachsen sei, daß sie mit ihnen stehen und fallen müsse. Zur Zeit, als die traurige Kirchenspaltung entstand, unter welcher wir noch gegenwärtig seufzen, wurde so gehandelt, als sei dies der Fall, und erst ganz allmählig ging die Ahnung auf, daß die Kirche, wenn es so seyn müsse, zurückkehren könne in die Formen, worin sie unter den heidnischen Kaisern ihren großen Lauf begann, um die Welt zum zweitenmale zu erobern.

In diesem Sinne hat der heilige Stuhl das Gericht über rein politische Veränderungen in unseren Tagen aufgegeben, sein Richteramt auf das Gebiet der Lehre und Kirchenzucht beschränkt, und zum Heile der Gläubigen mit Akatholiken und états athées pactirt; in diesem Sinne hat er die Waffe des Gebetes hervorgesucht, und mit derselben einen Kirchenverfolger auf der pyrenäischen Halbinsel niedergestürzt, dessen Fall uns zuversichtlich hoffen läßt, daß wir auch in dem herrlichen Spanien, sonst ein Pfeiler der Kirche Gottes, jetzt vielfach durchfurcht von dem Dämon des Weltgeistes, der beginnenden Wiedergeburt entgegensehen dürfen, welche der tiefsinnige, zu heiliger Ascese und gluthvoller Begeisterung für die Wahrheit so sehr hingeneigte, verborgene Kräfte in seinem Schooße sicherlich bewahrende Geist des spanischen Volkes, das von der Irrlehre des sechszehnten Jahrhunderts sich jungfräulich rein erhalten, durch den Gnadenbeistand Gottes, auf die Fürbitte des heiligen Dominicus, des heiligen Ignatius, der heiligen Theresia und vieler anderen seiner Heiligen, gewiß weiter fördern und vollenden wird.

Dieselbe Waffe auch da zu gebrauchen, wo eine gemeinsame Gebetsanstrengung der Kirche Gottes nach dem Urtheile

des heiligen Stuhles noch nicht an der Zeit ist, bleibt dem einzelnen Gläubigen und besonderen Verbrüderungen unbenommen. Gewiß hat gemeinsames Gebet einen reichen Antheil an dem, was Tröstliches in England geschieht. Es mögen daher die Gläubigen ihre Aufmerksamkeit auch nach einem Schauplatze richten, wo ein Theil der katholischen Kirche, der lange die Vormauer gegen den Islam und das Heidenthum gebildet, wo ein Volk, das politisch verblutet, als Schlachtopfer der widerchristlichen Politik der Neuzeit, begangene Sünden und Vernachläßigungen schwerer büßen muß, als irgend ein anderes in Europa, nunmehr für den Glauben seiner Väter, unseren katholischen Glauben, in schmerzlichen Zuckungen kämpft. Sie mögen gemeinsam beten, wenn der Aufruf dazu vom Stuhle Petri erschallen sollte, öffentlich; wenn nicht, ein Jeder in seiner einsamen Kammer oder vor dem heiligen Tabernakel, daß dieses Volk den Gnadenbeistand Gottes erhalte, um, wie es einst die abendländische Christenheit vor den Barbaren beschirmte, jetzt in der Bestehung eines heiligen Märtyrerthums demselben vorzuleuchten; sie mögen beten, daß es die Zuchtruthe des Herrn küssend und dem Herrn aufopfernd, was unrettbar verloren ist, mit allen noch übrigen Fasern seines zerknickten Lebens festhalten möge an der heiligen katholischen Kirche Gottes; für deren Zukunft in der äußeren Welt der Ausgang des hier stattfindenden schweren Kampfes von der entschiedensten Wichtigkeit ist.

Noch wichtiger indeß ist, was, menschlichem Ermessen nach, in demjenigen Lande sich ereignen kann, in dessen Mitte der Herr den heiligen Stuhl des Apostelfürsten gestellt hat. Seine Völker haben vielfältige Beweise einer tiefen, zur vollständigsten Entäußerung von allem Irdischen sich hinneigenden Demuth und Erniedrigung um des Herrn willen mit Liebe umfassenden Frömmigkeit gegeben; ihr besonderer, praktisch tüchtiger Scharfsinn ist eine Säule der Wahrheit geworden: aber auch die Regungen des Weltgeistes haben, je nach der Färbung der verschiedenen Zeiten, in denen sie geboren und großgezogen wurden, ihre heiße Leidenschaftlichkeit jedesmal heftig entzündet. Oft

sind die Statthalter Jesu Christi von tobenden Volksmassen verfolgt und beschimpft worden, und der Machiavellismus vieler Fürsten und Edlen Italiens hat die Geschichte des Landes mit manchen scheußlichen Gräuelthaten befleckt. Daß aber die Kirche dort zu allen Zeiten, neben dem Allem, in ehrfurchtgebietender Erhabenheit und hoher Geistigkeit fortbestanden hat, dürfte zu der Hoffnung berechtigen, daß die Giovine Italia, die Carbonaria und alle vom Weltgeiste in unseren Tagen dort hervorgerufenen Geheimbünde das italienische Volk niemals nachhaltig zu Grunde richten werden.

Aber auch dies mögen wir getrost dem Herrn überlassen, der Sieg der Kirche über die politischen Weltschicksale ist eben so sicher erfochten, als der über die Wissenschaft. Ihre Häupter haben es erkannt, daß sie nicht mit der äußeren Gestaltung des alten Europa stehe und falle, daß sie vielmehr ihren Bestand in sich habe, daß sie aber vor allen Dingen nach dem Gebote des Herrn den Gehorsam gegen die jeweilige, unter Gottes Zulassung bestehende weltliche Obrigkeit zu predigen, und niemals durch Begünstigung eines gewaltsamen Aufruhrs Vortheile für sich zu erstreben habe. Das Letztere, der Kern- und Angelpunkt, auf den es hier ankommt, hat derselbe glorreiche Papst, der, von Gott zu großen Dingen berufen, die weltliche Wissenschaft in den Werken des, wie wir hoffen, seligen Hermes mit dem Anathema der Kirche getroffen, in seinem Breve gegen Lamennais ausgesprochen, der mit gewissen Weltgestaltungen, noch dazu mit solchen, welche durch Sünde begründet werden sollen, das Schicksal der Kirche unauflöslich verbinden, und sie demnach zu einem Reiche von dieser Welt machen wollte. Somit ist nunmehr, nachdem auch hier der Sieg errungen, die Kirche Gottes den Wirren und tausendfachen Wechseln, welche dem äußeren Rechtszustande Europas wahrscheinlich noch fernerhin bevorstehen, eben so glücklich entrückt, als den Irrsalen der Wissenschaft. Selbst wenn das Aeußerste sich ereignen, wenn Gott der Herr es zulassen sollte, daß die Nachfolger des heiligen Petrus in Zukunft noch einmal in

dunkler Verborgenheit mit ihrem Unterhalt an die Almosen der Gläubigen gewiesen, zu leben berufen würden, so würden diese Letzteren von allen Enden der Erde nur um so eifriger herbeiströmen, und mit um so demüthiger Inbrunst die Füße ihres obersten geistlichen Vaters küssen. Die Kirche ist sich der Bürgschaften, welche sie besitzt, mitten in den ihr drohenden Gefahren um so deutlicher wieder bewußt geworden; aber diese Bürgschaften erstrecken sich nicht mit auf die politischen Gestaltungen der Welt. Je mehr sich diese der Kirche Gottes entziehen, um so mehr verfallen sie der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, wer bei dieser Scheidung der verlierende Theil ist. Mehr also in Kraft der ihr inwohnenden Liebe, als um des eigenen Vortheils willen, streckt die Kirche Gottes, trotz alles ihr widerfahrenen Hohnes, dem weltlichen Staate noch immer ihre Mutterarme liebreich entgegen, um ihn mit ihrem Hauche zu vergöttlichen. Stellt sich derselbe ihr gegenüber, hier oder dort, oder wenn Gott es zulassen sollte, an allen Orten auf den Standpunkt der heidnischen Imperatoren, so bleibt es bei dem alten „gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!" Mag also auch Alles um sie herum in Trümmer fallen, sie selbst wird unter diesen Trümmern nicht begraben werden.

Der dritte Sieg endlich, den eine eigenthümliche, unter dem augenscheinlichen Beistande Gottes, in glücklicher Entwirrung begriffene Verkettung von Umständen herbeigeführt, ist der, welchen die Kirche in der großen Streitfrage der gemischten Ehen über die in ihren gefriedeten Kreis hinüberschleichende Verweltlichung des Familien- und somit des gesammten Völkerlebens, in dem nämlichen Zeitraume errungen hat. Es war dieses vielleicht der schwierigste von allen, weil hier die sinnliche Sentimentalität, welche das Leben der jüngsten Generationen beherrscht, sich mit so vielen schiefen Auffassungsweisen verkettete, daß das Verhalten der Kirche dem gesammten Zeitgeiste in und außer ihr eben so gehässig, als unerklärlich erscheint.

Nichts anderes, als das zuversichtliche Vertrauen auf den Besitz einer von Gott selbst empfangenen Richtschnur des Verhaltens, konnte ihr den Muth einflößen, diesen Kampf aufzunehmen, dessen unumgängliche Nothwendigkeit selbst vielen Gutgesinnten erst durch die Art und Weise klar wurde, wie sich derselbe vor unseren Augen entwickelte und fortspann. Auch hiebei war es kein Markten um die Abgränzung des Rechtsgebietes mit akatholischen Genossenschaften, um deren Existenz die Kirche Gottes sich nur in dem Sinne bekümmern kann, daß sie den Herrn der Heerde bittet, sie zurückzuführen in seinen einigen Schafstall; es war nichts als das Festhalten an den Bedingungen der eigenen, gottentsprossenen Existenz. Die Kirche wünscht und muß wünschen, daß alle Menschen an ihren Satzungen Theil haben, denn ihre Sendung ist an die gesammte Menschheit gerichtet; aber wehe ihr, wenn sie ihr Gebiet durch Markten mit dem Zeitgeiste zu vergrößern vermeinte. Aeußerlich vielleicht wachsend, würde ihr eigentliches Leben, wir reden von Dingen, die nie eintreten können, in demselben Augenblicke erstorben seyn. Ihre Thüren stehen offen, es kann ausgehen zu seinem Schaden, und eingehen zu seinem Heile, wer immer will; ihre Größe und Würde hängt von der Zahl ihrer Kinder nicht ab. Allerdings ist es ein unendlicher Schmerz, daß Brüder gegen Brüder, Söhne ein und desselben Volkes, in beklagenswerther Spaltung dastehen, und daß mit der Erneuerung des geistigen Lebens die alte Wunde, welche mit dem wilden Fleische der Gleichgültigkeit sich scheinbar zu schließen schien, wieder weit aufklafft und blutet; aber der Brand, welcher dem ganzen Körper drohte, ist dadurch beseitigt, und so müssen wir denn — Gott dankend — diesen Jammer tragen als eine schmerzvolle Erbschaft der Sünden unserer Väter, unter inbrünstigem Gebete, daß der neu aufflammende Kampf den Geist der Liebe auch zu den irrenden Brüdern in unsern Herzen nicht erstícke, sondern daß Jeder, so viel an ihm ist, sich nach dem Geiste der Kirche richte, die auch den Verirrten noch eine liebende Mutter bleibt, welche zwar nicht nach Weise

schwächlicher Mütter das Schwarze weiß nennt, aber die Zärtlichkeit gegen diejenigen, deren Vorfahren an ihren Brüsten großgesogen wurden, im mütterlichen Herzen treulich bewahrt. Treues Festhalten am äußeren gewährleisteten Rechte und Führung des geistigen Kampfes mit schonendem, liebevollen Gemüthe, darauf kommt es an, wer aber Friede ruft, wo kein Friede ist, der stellt sich den falschen Propheten gleich, welche Israel heimsuchten, bevor es in die Knechtschaft von Babylon fiel.

Der dreifache Sieg über die Zeitwissenschaft, über die äußere Weltgestaltung und über die Entkirchlichung des Volkslebens gestaltet sich in seinem Zusammenhange zu einem einigen großen Siege über den Weltgeist, der auf jede Weise in das Heiligthum der Kirche einzudringen versuchte. Er ist die Antwort auf die flachen, von Kleinmuth und weltlichem Sinne eingegebenen Rathschläge derjenigen, welche der Kirche Gottes zumutheten: sie solle die Arche zerschlagen und sich über den Wellen des Zeitgeistes durch Schwimmen erhalten. Es ist eine Antwort, deren zertrümmerndem Gewicht selbst die kirchlichen Neologen nicht entgehen konnten. Ihre hochfliegendsten Hoffnungen erstrecken sich seitdem nicht weiter, als auf die mögliche Losreißung einiger von ihrem vergiftenden Einflusse zerfressenen Kirchenprovinzen. Sie sehen sich also auf die wohlbekannte Wirksamkeit der Häretiker und Schismatiker aller Zeiten beschränkt, und selbst die Hoffnung, auf dieser breitgetretenen Ehrenbahn Erkleckliches zu leisten, wird schwächer und schwächer, seitdem sie zu ihrem Staunen und Schrecken die heilenden Säfte wahrnehmen, welche viele, dem Absterben schon verfallen gewesene Glieder der heiligen Kirche lebenspendend wieder zu durchkreisen beginnen.

Durch diesen Sieg ist unsere Zeit eine welthistorische geworden. Die Getreuen fühlen, daß der Herr seiner Kirche zu Hülfe gekommen ist, und ohne daß die äußeren Gefahren sich gemindert hätten, nehmen sie auch mit leiblichen Augen wahr, daß das von der Arche des Erzvaters vorgebildete Schifflein Petri von den Wogen, die alles zu vernichten drohen, was die

Vorzeit uns hinterlassen hat, nicht mitverschlungen werden kann, daß der Geist dieser Zeit vergehen wird, gleich allen andern Zeitgeistern, vergehen wird mit allem dem, was sich in ihm zu verwurzeln sucht, während der heilige Geist der Kirche feststehen und noch viele andere Zeitgeiste an sich vorüberziehen sehen wird.

Großentheils hat sich dieser Sieg in und durch Deutschland entschieden, und dieß gibt zu der Hoffnung Veranlassung, daß die Uebel, welche die Kirche Gottes in den letzten Jahrhunderten verwüstet haben, von dort aus wieder gut gemacht werden sollen, wo sie ihren Ausgang genommen haben. Hoffen wir, daß die Wiederaufnahme des seit dem Anfange der Spaltung aufgegebenen Weiterbaues des herrlichen Domes am Rheinstrom ein Symbol sei des in den innersten Tiefen des deutschen Volkes beginnenden, vor unsern Augen noch großentheils verborgenen Heilungsprozesses, daß in demselben Augenblicke, wo dieser Bau vollendet seyn wird, auch Alles, was in Deutschland den Namen Jesu Christi aus vollem Herzen bekennt, seine Knie beugen werde vor dem Leibe des Herrn in dem heiligen Tabernakel dieses erhabenen Bauwerkes. Sollte dem nicht so seyn, so fürchten wir, daß, was Gott verhüten möge, hier nur ein neuer Thurmbau zu Babel begonnen habe. Die Elemente zu einem bessern Ausgange sind vorhanden, und Preußen scheint von der Vorsehung bestimmt zu seyn, ihn in seinem Schooße politisch vorzubereiten. Noch niemals hat ein großes Reich in Europa seit der Kirchenspaltung sich in der Lage befunden, seine Angehörigen zu fast gleichen Theilen der katholischen Kirche und den von ihr getrennten Confessionen mit vollständig gleicher Berechtigung folgen zu sehen. Es ist hier ein ganz neuer Zustand vorhanden, und wir müssen Gott anheimstellen, was sich aus demselben entwickeln wird. So viel aber steht unzweifelhaft fest, daß die historische Bedeutung Preußens in der Zukunft großentheils von der Art und Weise abhängt, wie dieser Zustand von den Lenkern seiner Schicksale

begriffen, und wie demzufolge der sich gestaltende Entwicklungsprozeß von ihnen geleitet wird.

Der deutsche Protestantismus wird sich den Folgen einer entschiedenen Wiedergeburt der katholischen Kirche um so weniger entziehen können, als das gesammte europäische Abendland im engsten Sinne eine geistige Pflanzung der römischen Kirche ist, und auf die innigste Weise zusammen gehört. Seine Geschichte war seit seiner Bekehrung zum Christenthume eine Gemeinsame, und blieb es auch nach der Kirchentrennung dergestalt, daß unter den Getrennten eine geistige Abschließung nicht möglich gewesen ist. Sie stehen sich, trotz großer Abweichungen in der Doctrin, vermöge dieses nicht zu verwischenden Stempels ursprünglicher Einheit, selbst in den Nebendingen immer noch näher, als die im Dogma so wenig von uns abgewichene schismatische Kirche des Morgenlandes uns steht. So unendlich schwer es auch ist, einen dreihundertjährigen, in Fleisch und Blut übergegangenen Irrthum einzugestehen, so leicht es sich begreifen läßt, daß man zuvor nach jedem Strohhalme greift, der eine Rettung zu verheißen scheint; wir wagen dennoch die Behauptung, daß der sich vor unseren Augen fortspinnende Selbstvernichtungsprozeß des Irrthums über kurz oder lang Alles, was mit dem Christenthum es redlich meint, und dem unheimlichen Getriebe zu entfliehen wünscht, unter dem Hirtenstabe Petri vereinigen wird. Auf der andern Seite werden dann die Kinder der Welt, die Kinder des ebenfalls mit Consequenz nach voller Entfaltung ringenden, antichristlichen Geistes stehen bleiben, dessen Strömungen allmählich eine Fluth bewirkt haben, die über Alteuropa zusammenzubrechen droht.

Doch stellen wir dem Herrn seine Wege anheim. Nichts ist gewiß, als die Erhaltung der Kirche, und daß sie, die eine Königin im abendländischen Europa war, auch wenn sie vollends und allgemein zur Bettlerin werden sollte, in apostolischer Armuth den Geist bewahren wird, den sie vom Herrn empfing, als er im Fleische auf Erden wandelte. Ob die spärlichen Ueberreste, welche sich von der äußeren Gestaltung des alten

christlichen Europa bis auf unsere Tage erhalten haben, noch zur Grundlage für einen Wiederaufbau dienen können, der nur unter Gottes besonderm Schutze auszuführen seyn würde, müssen wir unentschieden lassen. Das Beispiel von Belgien, welches dafür zu sprechen scheint, kann für einen vollständigen Beweis nicht gelten. Die Kirche erfreut sich dort allerdings nach einem sehr tief greifenden Siege der Revolution, einer Existenz, welche dem widernatürlichen, gemeinsamen Einherwandeln mit einem ihr entfremdeten, in heidnischen Anschauungen versunkenen Staate vorzuziehen seyn dürfte. Es ist dies jedoch ein Verhältniß, welches den Kampf als Regel setzt, und dennoch vermöge des allen menschlichen Gestaltungen anhängenden Ringens nach Consequenz nur als provisorisch betrachtet werden kann. Hier, wie überall in Europa, durchkreuzen sich so viele Interessen, daß wir von der Zukunft kaum etwas anderes, als große, convulsivische Erschütterungen erwarten können. Der platte, dem gemeinen Verstande der gefallenen Menschennatur entsprechende Materialismus, die zur Auflösung aller geselligen Bande führenden Theorien, welche, trotz der besseren Richtungen der neueren Wissenschaft, immer tiefer in die Massen dringen, die Hand in Hand damit vorschreitende, von allen bösen Neigungen der verdorbenen Menschennatur mächtig beförderte Entsittlichung des Lebens, die fast allgemeine Verblendung, diesem Krebsschaden durch „Aufklärung des Verstandes" entgegen zu arbeiten, statt ihm die Lehre vom Kreuze gegenüber zu stellen; alles dieses vergiftet den Zustand der europäischen Nationen immer tiefer und gründlicher. Man kann sich des Gedankens kaum erwehren, daß Europa, des wahren Verständnisses der Freiheit und des Gehorsames, so wie der organischen Triebkraft zu neuen, kräftigen Gestaltungen baar und ledig, zunächst dem selbst bereiteten Verhängniß nicht entgehen wird, längere oder kürzere Zeit zwischen Anarchie und Despotismus hin- und hergezerrt zu werden. Doch sei dem wie ihm wolle, wir wissen, wo die Leuchte zu finden ist, die uns und unsere Kinder durch alle Irrsale glücklich hindurchfüh-

ren wird, so lange wir ihr zu folgen verstehen. Ob nun durch stilles Fortwachsen des in diesem Wendepunkt der Geschichte von Gott gepflanzten Heilungskeimes, oder in Folge eines Weltsturmes, der, gleich der Völkerwanderung, alles mit sich fortreißen wird, außer der Kirche. Diese letztere wird Siegerin bleiben, und die von den Folgen ihrer sündhaften Abkehr von Gott heimgesuchte christliche Welt dereinst, reuig an ihre Brust klopfend, zu ihren Füßen erblicken, und, die wiederkehrende liebevoll an ihre Brust ziehend, in die verlorene Kindschaft Jesu Christi hineinleiten. Daß wir die Keime dieses dereinstigen zweiten Sieges der Kirche über Europa wahrzunehmen im Stande sind, das ist die Freude, die unsere Gegenwart darbietet — und darüber hinaus dürfen unsere Blicke sich auch noch an den gesammten Völkern der heidnischen Welt weiden, welche hinzuströmen werden, um an diesem Versöhnungsjubel Theil zu nehmen; denn nicht umsonst hat der Saame des Herrn zunächst in diesem unsern Erdtheile Wurzel gefaßt. Gott wird den Handelsgeist und die anderen irdischen Geister, von denen die Bewohner desselben rastlos durch alle Meere getrieben werden, um jedes in irgend einem Winkel der Erde verborgene Streiflein Landes aufzusuchen, so unsauber sie theilweise auch seyn mögen, seinen heiligen Absichten sicherlich dienstbar zu machen wissen, und sie zur Brücke dienen lassen, auf welcher jene fernen Völker in die mehr und mehr sich erweiternden Gezelte Israels eingehen werden.

XVIII.

Die anglicanische Kirche in der Zeit der Revolution.

Nach dem Tode Karl's II. trat in England die seltsamste aller Anomalien ein; ein katholischer König bestieg den Thron; das Oberhaupt des Staates bekannte sich zu einer Religion, deren Ausübung fortwährend im ganzen Lande bei Todesstrafe verpönt war. Die Versuche, ihn, noch während sein Bruder lebte, seines Glaubens wegen von der Thronfolge auszuschließen, waren gescheitert, und wie deutlich und energisch auch der Widerwille der Nation und des Parlaments gegen sein Bekenntniß sich geäußert hatte, Jakob II. trat die Regierung mit dem Entschlusse an, die ganze Fülle seiner Macht zur Erreichung seiner kirchlichen Pläne zu verwenden, und diesen jede andere Rücksicht unterzuordnen.

Vor dem Ausbruche der Bürgerkriege hatte die Zahl der Katholiken in England noch 150000 betragen; in den letzten vierzig Jahren aber waren sie, theils auf den Schlachtfeldern, theils durch Auswanderung, durch Hinrichtungen und durch die mörderischen Kerker, in welche sie fortwährend zu Tausenden geworfen wurden, bis auf 32000 nach der höchsten Schätzung, und bis auf 27000, nach einer im Jahre 1676 von den Bischöfen auf Karl's II. Befehl veranstalteten Zählung, zusammengeschmolzen *). Ein so kleines Häuflein in einer Bevölke-

*) *Mackintosh* **hist. of the Revolution, p. 193.** Nach der Angabe des Bischofs Sherlock von Bangor fand man damals, daß

rung von mehr als vier Millionen Seelen (so viele hatte England damals) würde kaum bemerkt worden seyn, aber die verhältnißmäßig große Anzahl von alten und vornehmen katholischen Familien und jetzt das Bekenntniß des Monarchen schien den Katholiken eine größere Bedeutung zu leihen; und dazu kam noch der Haß, der seinen Gegenstand zu vergrößern pflegt, und das dem Protestantismus eigenthümliche Gefühl von Furcht und Unsicherheit; alles dieß wirkte zusammen, um eine Handvoll Menschen, für welche damals Sicherheit des Lebens und Eigenthums das äußerste Ziel ihrer Wünsche war, als eine hochgefährliche Rotte erscheinen zu lassen, die wie eine Verderben schwangere, drohend am Horizont Englands stehende Wolke, nur auf den günstigen Moment lauerte, um die Staatsverfassung und die Staatskirche in Einem Abgrunde zu begraben.

So waren die Pönalgesetze gegen die Katholiken noch immer der Ausdruck der in der Masse der Nation herrschenden Gesinnung, an welcher die Stürme und Wechselfälle der letzten vierzig Jahre wenig oder nichts geändert hatten. Auch Karl II. war, wie sein Vater, vom Parlamente aufgefordert worden, Priester hinrichten zu lassen, deren einziges Verbrechen war, Messe gelesen zu haben, und noch im Jahre 1680 wurden Beamte vor den Schranken des Unterhauses zur Rechenschaft gezogen, bloß weil sie läßig in Auskundschaftung der Papisten gewesen seien *).

Und gleichwohl wurde Jakob II. von der Vorstellung beherrscht, daß es ihm gelingen könne, wo nicht die katholische Kirche zur herrschenden zu erheben, doch jedenfalls die prote-

---

alle Nonconformisten, Katholiken und Protestanten zusammengenommen, sich zu den Gliedern der Staatskirche nur wie eins zu zwanzig verhielten; eine Zahl, die, wie er beifügt, doch jedenfalls zu klein war, um die Verfassung des Landes zu gefährden. S. *Calamy's* Life, I, 80.

*) For remissness in searching for Papists. *Hallam* constit. Hist. II, 600.

stantische Staatskirche als ein willenloses Werkzeug zur Beförderung der katholischen Interessen zu gebrauchen. Hätte er sich begnügt, für seine Glaubensgenossen bloße Duldung, Aufhebung oder Milderung der gegen sie gerichteten Strafgesetze zu erstreben, so würde er wahrscheinlich seine Krone gerettet, und vielleicht sein Ziel erreicht haben. Aber er hatte weiter aussehende Entwürfe. Ja die verhängnißvolle Zuversicht, die unerschütterliche Sicherheit, mit der er trotz aller warnenden Zeichen auf der schnell abschüßigen Bahn beharrte, hat auf den ersten Blick etwas Räthselhaftes.

Jakobs persönlicher Charakter und die damalige Lage der Dinge erklärt jedoch Alles. Er hatte zuvörderst eine hohe Vorstellung von der Machtfülle des Königthums und dem Umfange seiner Regierungsrechte; rasches, gewaltsames Zufahren, was er für Energie nahm, war, wie er wähnte, die einzig sichere Politik für einen König von England *); denn jede Nachgiebigkeit würde ihm als Furcht ausgelegt werden. Zugleich rechnete er auf den kräftigen Schutz und die thätige Hülfe Ludwigs XIV., der ihn mit Geld unterstützte, erwog aber nicht, daß schon der bloße Ruf seiner Befreundung mit diesem Monarchen hinreichend war, den Rest von Popularität, den er im Anfange seiner Regierung noch gehabt, vollends zu verschlingen. Denn Ludwig hatte eben mit der Aufhebung des Edictes von Nantes eine schwere Verfolgung über die französischen Protestanten verhängt, und die Geflüchteten, die in zahlreichen Schaaren nach England hinüberkamen, ermangelten nicht, von der Religionstyrannei ihres Königs, von den Dragonaden im Süden das grellste Bild zu entwerfen, und auf das hinzuweisen, was die Engländer von Jakob, dem Freunde und Verbündeten Ludwigs, wenn er sich erst fest und stark genug fühle, zu erwarten hätten.

---

*) *Mackintosh* p. 51. 660. Nach dem Berichte des französischen Gesandten Barillon ergriff er gerne eine Gelegenheit, um kühne und energische Schläge zu führen (**des coups hardis et d'autorité**). S. *Wallace* VIII. 57.

Daß Jakob II. die Mißhandlung der französischen Protestanten öffentlich mißbilligte, während er dem Könige insgeheim sein Lob und seine Bewunderung spendete, täuschte Niemanden *).

Während Barillon, der französische Gesandte, nach Paris berichtete: die Engländer seien in Verzweiflung darüber, daß sie sich einen katholischen König gefallen lassen müßten, schmeichelte sich Jakob mit dem trügerischen Wahne, die große Mehrheit der Englischen Bischöfe und Geistlichen sei der katholischen Religion ziemlich geneigt, ja man würde sie ohne sonderliche Mühe dahin bringen, sich offen für die alte Kirche zu erklären **). Wahr ist freilich auch, daß ihn die knechtischen Schmeicheleien, mit denen man ihn bei seiner Thronbesteigung überschüttet hatte, die zahllosen Versicherungen des unbedingtesten Gehorsams und völliger Ergebenheit, die von allen Seiten auf ihn einströmten, berauscht und wie mit einem dichten Nebel umhüllt hatten, der ihm den Einblick in die wahre Gesinnung der Nation und in die Unsicherheit seiner Stellung entzog ***).

Seit der Restauration hatte nämlich die Staatskirche die politisch-religiöse Doctrin entwickelt, daß die Monarchie schlecht-

---

*) *Mazure* II. 56.

**) In den Memoiren, die unter dem Titel: Life of James II. aus seinen Papieren zusammengestellt worden, heißt es: Nor was the generality of the Church of England men at that time very averse from the catholic religion (ap. Wallace VII. 93). Dieß, freilich von einer frühern Zeit (um 1673) gemeint, scheint also auch die Laien begreifen zu sollen, ist aber jedenfalls grundlos, selbst wenn es blos von den Geistlichen gesagt wäre. In seltsamer Verblendung beharrte Jakob, trotz aller Beweise des Gegentheils, auf diesem Wahne. In einem Berichte Barillons vom Jahre 1685 heißt es: Il se flatte que l'église Anglicane est si peu éloignée de la catholique, qu'il ne seroit pas mal aisé de ramener la pluspart d'entre eux à se déclarer ouvertement, et lui même m'a dit plusieurs fois: ils sont Catholiques Romains sans croire l'être. S. *Lingard* XIII. 232. Ed. 1839.

***) Edinburgh Review Vol. L. p. 405.

hin und ausschließlich göttlicher Institution sei. Diese Lehre sollte theils dem Interesse der Dynastie und der Regierung, theils der Restauration gegen die Zeiten und Ansichten der Republik dienen, theils endlich im Kampfe gegen die Dissenter und die Katholischen als neue Schutz- und Trutzwaffe gebraucht werden. Es sollte demnach für jeden Unterthan heilige Gewissenspflicht seyn, jegliche irgend denkbare Bedrückung und Mißhandlung der Obrigkeit mit einem geduldig leidenden Gehorsam hinzunehmen; ja die Verzichtung auf irgend einen Widerstand gegen Tyrannei wurde für einen zur Seligkeit unumgänglich nothwendigen Glaubensartikel ausgegeben. Darin stimmten seit Usher und Jeremy Taylor so ziemlich alle Bischöfe und Theologen der bischöflichen Kirche überein. Es gebe, sagte Bischof Sanderson, kein irdisches und kein himmlisches Gut, das eine Nation um den Preis der Auflehnung gegen ihren rechtmäßigen Souverain erkaufen dürfe *). Diese Lehre wurde zugleich als ein unterscheidender Hauptvorzug des Protestantismus und der Englischen Kirche insbesondere angesehen, denn nach der Ansicht der römisch-katholischen gebe es Fälle, in denen einer Nation der Widerstand gegen einen Tyrannen erlaubt sei. Daher hob es der nachmalige Erzbischof Tillotson in seinem berühmten Briefe an Lord Russel im Jahre 1683 hervor, daß dessen Meinung, als ob für die Beschützung der gefährdeten Verfassung und Nationalfreiheit eine Auflehnung gegen den Souverain zuläßig sei, mit der erklärten Lehre aller protestantischen Kirchen im Widerspruch stehe **). Der

---

*) Not for the maintenance of the lives and liberties of ourselves or others; not for the defence of religion; not for the preservation of a Church or State; no, nor yet, if that could be imagined possible, for the salvation of a soul; no not for the redemtion of the whole world. — S. Fox Hist. of James II. p. 264.

**) Your Lordship's opinion (of the law-fulness of resisting the Prince for the preservation of the Constitution) is contrary to the declared doctrine of all Protestant Chur-

Bischof Cartwright von Chester ließ eine Predigt drucken, worin es hieß: Mag uns auch der König den Mantel vom Leibe reißen oder uns zum Tode verurtheilen, so dürfen wir doch, wenn wir wahrhafte und lebendige Glieder der Kirche von England sind, unsern Mund nicht öffnen, und unsere Hand nicht gegen ihn erheben *).

Diese Lehre war seit mehr als zwanzig Jahren auf allen Kanzeln und in einer Menge von Schriften **) emsig und nachdrücklich verkündet worden. Unbedingte Unterwerfung unter den Monarchen als Gottes Statthalter auf Erden, der Niemanden Rechenschaft abzulegen schuldig sei, und dem weder Einzelne noch ganze Körperschaften in irgend einem Falle widerstehen dürften, war ein Lieblingsthema der Prediger. De Foe erzählt ***), er habe selbst einen Prediger gehört, der seine Zuhörer versicherte, wenn es dem Könige einfiele, ihre Köpfe zu begehren, so müßten sie ruhig stehen bleiben, und still halten, bis sie abgeschnitten seien. Merkwürdigerweise stimmten selbst die beiden sonst von sehr verschiedenen Ansichten geleiteten Hauptparteien der Strengkirchlichen und der Latitudinarier oder Low-church-men doch in diesem Punkte zusammen, so daß Locke kein Bedenken trug, die Geistlichkeit der Staatskirche für die gefährlichste Feindin der Englischen Verfassung zu erklären. „Das Parlament", äußerte er, „sollte vor

---

ches. *Birch's* Life of Tillotson, p. 102. Später noch brandmarkte Sir Simon Harcourt in seiner Rede zur Vertheidigung Sacheverell's die Lehre von dem Widerstande gegen die Fürsten als eine Lehre der Römischen Kirche. State Trials V. p. 713. In diesem Sinne hatte auch Bischof Barlow im Jahre 1679 seine Schrift: Popish Principles pernicious to Protestant Princes, herausgegeben.

*) *Somer's* Collection of Tracts IX. 129.

**) Vorzüglich von *L'Estrange*, Toleration discussed und andern, dann *Thompson's* Rule of Allegiance u. a.

***) Review of the State of the British Nation. Lond. 1711. P. VII. p. 304.

[redacted]

Allem eine ernste Untersuchung darüber anstellen. Unsere Magna Charta ist hienach nichtig und ungültig, denn sie läuft der „göttlichen Offenbarung“ zuwider *).

Dergestalt hatte die Staatskirche selber das Ihrige gethan, um Jakob mit übertriebenen Vorstellungen von seiner Gewaltfülle, vor der Alles, auch das Gewissen und der Glaube der Menschen sich beugen müsse, zu erfüllen. Die Universität Oxford hatte ihm gleich bei seiner Thronbesteigung in ihrer Adresse einen völlig unbedingten und schrankenlosen Gehorsam versprochen. Des Königs Wort galt für so heilig, daß man, wie Burnet berichtet, es denen als unziemliche Zudringlichkeit auslegte, welche die „gesetzliche Nationalreligion und ihre Sicherheit“ in ihren Adressen besonders zu erwähnen nöthig fanden**). Auf diese Lehre und auf die entsprechende Gesinnung verließ sich Jakob bei den Gewaltschritten, die er that. Als ihm Burnet vorstellte, es werde ihm unmöglich seyn, die Nation in diesem Geiste ruhig fortzuregieren, erwiderte er schnell: „Hält die Kirche von England nicht die Lehre von der Verwerflichkeit alles Widerstandes und dem leidenden Gehorsam aufrecht***)?“ „Hätte sich“ — sagt Comber****) — „der König mit Aufrichtung einer willführlich despotischen Herrschergewalt begnügt, ohne zugleich auch seine dem Volke so verhaßte Religion einführen zu wollen, so würde er wahrscheinlich seine Absicht ohne sonderliche Schwierigkeit durchgesetzt haben, denn die Lehre vom passiven Gehorsame war den Leuten so lange in die Ohren gerufen worden, daß sie wirklich sich zu überreden begannen, sie gehöre wesentlich zur Reichsverfassung.“

Solches Gebahren, dem bald nachher das ganz entgegengesetzte Benehmen der großen Mehrheit in den Jahren 1688 und 1689 folgte, zog der Englischen Staatsgeistlichkeit die bit-

*) *Locke's* Works, X, 245.
**) *Wilson's* Life and Times of De Foe. Lond. 1830. I, 103.
***) Edinburgh Rev. Vol. LV, p. 34.
****) *Comber's* Life of Dean Comber, p. 227.

teren Vorwürfe der Dissenter zu. „Gott sei Dank — schrieb De Foe später — ich war nie einer von denen, die ihn verriethen; nie einer von denen, die ihm bei seinen Gewaltschritten schmeichelten, oder ihn glauben machten, daß sie Unterdrückung und Ungerechtigkeit mit dem zahmen, geduldigen Sinne eines Isaschar tragen würden. Die dieß thaten, und nachher ihm in's Angesicht trotzten, verriethen ihn eben so sehr, als Judas unsern Herrn, und ihr Verbrechen, wie viel auch das protestantische Interesse dadurch gewonnen haben mag, wird doch keineswegs durch das Gute, das nachfolgte, gemindert“ *).

Freilich übersah Jakob in seiner verblendeten Sicherheit, daß wenn die Tories und Kirchlichen die Lehre des passiven Gehorsams und ergebenen Duldens predigten, sie selber gerade nichts zu dulden hatten, sondern das ganze Gewicht des Druckes auf ihre Gegner, die Whigs und die Dissenter fiel. Daß die Menschen leicht ihren Principien und ihrem Bekenntnisse, wenn es sie zur Aufopferung ihres Vortheils oder ihrer Neigung nöthigt, untreu werden, hätte ihn am besten sein eigenes Beispiel lehren können. Derselbe Monarch, der für ein unerreichbares Ziel seine Krone einsetzte und verlor, war schwach genug, noch als König und als Gemahl einer jungen, schönen und ihm mit inniger Neigung ergebenen Prinzessin sein ehebrecherisches Verhältniß mit Katharina Sedley fortzusetzen, mit einer Person, die als eifrige Protestantin seinen Glauben verhöhnte, und die Rolle einer Führerin der protestantischen Partei am Hofe spielte **). So mußte das Volk selbst an der Aufrichtigkeit seines religiösen Bekenntnisses zweifeln, oder vielmehr, was noch schlimmer war, das Volk wurde durch denselben König, der die katholische Religion herstellen wollte, in dem ohnehin von allen Kanzeln verbreiteten Wahne bestärkt,

*) *Wilson* I, 160.

**) Erst im Jahre 1686 wurde er durch seinen Beichtvater und die Königin dahin gebracht, daß er die Sedley von sich entfernte. S. *Wallace* VIII, 52. *Mackintosh* 52 — 55.

daß diese Religion den Ihrigen, sich leichten Kaufes mit der Sünde abzufinden, gestatte.

Mit der Krone hatte Jakob auch den von Heinrich VIII. geschaffenen, von Elisabeth entwickelten kirchlichen Supremat geerbt, und die Englische Kirche hatte sich so völlig in das Netz ihrer eigenen Lehre verstrickt, daß sie es nicht wagte, ja nicht einmal daran gedacht zu haben scheint, dem katholischen Könige die Ausübung dieser kirchlichen Gewalt, die Ernennung der Bischöfe und was weiter daran hing, streitig zu machen. Sie wäre ihrem Oberhaupte gegenüber gänzlich schutzlos gewesen, wenn dieses nicht durch die Rücksicht auf das Parlament und die bestehenden Gesetze sich beschränkt gesehen hätte. Aber Jakob war entschlossen, die Gewalt über die Staatskirche, welche die Vorsehung in seine Hände gelegt habe, bis zur äußersten Gränze auszudehnen. „Gott“, sagte er dem französischen Gesandten, „hat es zugelassen, daß alle zur Befestigung des Protestantismus gemachten Gesetze mir jetzt als Grundlage und Stütze der Maßregeln zur Wiederherstellung der wahren Religion dienen, und mir eine ausgedehntere Macht verleihen, als sonst ein katholischer Fürst in kirchlichen Dingen seines Landes hat“ *). Und wirklich setzte er eine hohe Kirchen-Commission aus Ministern, Prälaten und Richtern zusammen, durch die er vorerst schon den viel gerühmten Gehorsam der Geistlichkeit auf eine harte Probe stellte, indem er ihr Controverspredigten gegen die katholische Religion zu halten untersagen ließ.

Viel wichtiger war aber das Unternehmen, die Testacte zu beseitigen, die die Katholiken von allen bürgerlichen und militärischen Stellen ausschloß. Die gemäßigten Katholiken, die die große Mehrheit bildeten, und an deren Spitze die Lords Bellasis, Powis, Arundel und Dover standen, hätten sich gerne das Fortbestehen dieser Acte gefallen lassen, wenn nur die Pönalgesetze aufgehoben und die freie Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Privatwohnungen bewilligt worden wäre. Aber

*) *Mackintosh* p. 67. *Mazure* II, 130.

Jakob und das Häuflein gleich verblendeter, theils katholischer, theils protestantischer Rathgeber und Werkzeuge, mit dem er sich umgeben hatte, nahmen einen weit höhern Flug. Alle wichtigeren Aemter sollten mit Katholiken oder katholisch Gewordenen besetzt werden. Dieß hinderte die Testacte; sie mußte also entweder abgeschafft oder umgangen werden; das erste konnte nur durch das Parlament geschehen; das zweite konnte der König thun, wenn er von einer, freilich gesetzwidrigen Dispensationsgewalt Gebrauch machte.

Jakobs Widerwille gegen die Test-Gesetze war, wenn man den Ursprung und die Veranlassung erwog, gerecht genug zu nennen. Der Bischof Parker von Oxford nannte in einer damals erschienenen Schrift den Test das Sacrament der Oatesischen Schurkerei *). War es wohl an sich unvernünftig, zu hoffen, daß ein Gesetz, welches der durch die beiden meineidigen Mörder, Oates und Bedloe, bewirkten Aufregung sein Daseyn verdankte, jetzt abrogirt werden könne, nachdem die Richtigkeit des „papistischen Complotts" so augenscheinlich an den Tag gekommen war? Zudem machte Jakob geltend, daß jene beiden Gesetze absichtlich gegen ihn gerichtet gewesen, das erste, um ihn aus der Admiralität zu stoßen, das zweite, um ihm die Thronfolge zu entziehen; es liege daher eine Beschimpfung für ihn darin, wenn man auf solchen Gesetzen bestehe **). Aber von der andern Seite wurde freilich erwidert, daß die Test's die einzige oder doch die beste Schutzwehr der Nationalreligion und der darauf sich stützenden Verfassung seien, da sonst der König mit Hülfe der in die Aemter und in's Parlament gebrachten Katholiken die bestehenden Gesetze ändern und einen völligen Religionswechsel durchführen könnte.

---

*) The Sacrament of *Oatesian* villainy. Burnet's Hist. of his own Times I, 740. Der Geschichtschreiber setzt bei, Parker habe das Parlament, welches die Test-Gesetze erlassen, mit ärgerer Geringschätzung behandelt, als noch irgend ein papistischer Schriftsteller zu thun gewagt habe.

**) *Burnet* I, 651.

[redacted]

Der Plan mit dem Parlamente wurde erst im Jahre 1688 gefaßt, als Jakob schon in völliger und unheilbarer Verblendung den gewaltigen Sturm heraufbeschwor, der seiner Regierung ein schnelles Ende zu machen bestimmt war. Man wollte alle Corporations-, Sheriffs- und Magistratsstellen in die Hände der Dissenter bringen, damit diese dann solche Parlamentsmitglieder wählen hülfen, die die Test- und Pönalgesetze abschafften*). Aber geraume Zeit vorher hatte der König bereits begonnen, durch Dispensation Katholiken in die wichtigsten Aemter einzusetzen. Es war schon im Jahre 1687 nicht mehr zu verkennen, daß Jakob ernstlich und systematisch am Umsturz der protestantischen Staatskirche, wie die Engländer sagten, oder an Zurückführung derselben zum katholischen Bekenntnisse, wie es in seiner Umgebung hieß, arbeite. Klar ausgesprochen hat er dieß freilich nicht, nicht einmal in Geheim, so weit die gesandtschaftlichen Berichte bis jetzt bekannt sind; aber alle seine Maßregeln waren näher oder entfernter auf dieses eine Ziel berechnet; und da ein breites Bollwerk von Gesetzen die Staatskirche selbst für das königliche Oberhaupt derselben in dieser Beziehung unantastbar machte, so mußte Jakob, sich über die Gesetze stellend, zugleich nach Aufhebung aller verfassungsmäßigen Schranken, nach Aufrichtung einer absoluten Monarchie streben. Dieß wurde bald auch denjenigen klar, welche die Religionsfrage für sich allein gleichgültig ließ, die aber jetzt alle theuer erkauften Rechte und Freiheiten der Nation gefährdet sahen, und nun um so bereitwilliger mit den für die Sache des Protestantismus Eifernden zu gemeinsamem Widerstande und im Nothfall zum Sturze des Königs sich verbanden.

Die drückenden und entsittlichenden Religionsgesetze hatten ein nichtswürdiges Geschlecht von Delatoren (Informers) ausgebildet, welche Katholiken und Dissenter aussaugten und zu Grunde richteten, theils indem sie durch stete Drohungen große Summen von ihnen erpreßten, theils indem sie

*) D'Adda's Briefe bei *Mackintosh* p. 651.

dieselben, um einen Antheil an den Strafgeldern zu erhalten, gerichtlich anzeigten. Zuweilen betrogen diese Delatoren auch die verfolgenden Richter, die natürlich den Hauptantheil an der Beute begehrten, und wurden dann von diesen ins Gefängniß geworfen *). Aber auch die Geistlichen der Staatskirche pflegten die Pönalgesetze als Erwerbsquelle zu benützen, indem sie sich dafür, daß sie die Nonconformisten ihrer Pfarreien nicht vor Gericht schleppten, bezahlen ließen **). Indem Jakob diesem Unfug begegnete, mochte er hoffen, daß den Dissenters der große und wohlthätige Unterschied zwischen einer katholischen Regierung und einer protestantischen, von den Interessen der Staatskirche beherrschten Verwaltung fühlbar werden würde. Denn es war natürlich, daß er sich auf die protestantischen Secten zu stützen versuchte, als die bischöfliche Kirche seinen anfänglich gehegten Hoffnungen, daß sie sich bereitwillig würde katholisch machen lassen, nicht entsprach. In diesem Sinne verkündete er das Princip allgemeiner Religionsfreiheit, so wie Aufhebung der bisherigen Verfolgungen. Schon im Anfange seiner Regierung hatte er mehrere Tausend in den Gefängnissen schmachtende Recusants, theils Katholiken, theils Dissenter entlassen, unter ihnen 1500 von der Secte der Quäker. Auf die dankbare Ergebenheit der Dissenter gestützt, und von den durch ihren „leidenden Gehorsam“ gebundenen Tories nicht gehindert, meinte er dann ein Gesetz zu erhalten, welches ihm in Besetzung der Aemter freie Hand verschafft hätte. Aber die nächste That mußte bei ihm immer den guten Eindruck, den eine vernünftige Maaßregel hätte hervorbringen können, zerstören, und ihn um den letzten Rest von Glauben und Vertrauen bei der Nation bringen. Wie wenig es ihm Ernst war, alle Religionsparteien wirklich zur Theilnahme an den Aemtern und

*) *Sewell's* History of the People called Quakers, II, 316.

**) I Ministri Anglicani che *facevano mercanzia* sopra le leggi fatte contro i Nonconformisti. Aus D'Adda's Correspondenz bei *Mackintosh* p. 173.

Emolumenten des Staats zuzulassen, dieß zeigte er, als er den Grafen von Rochester, seinen nahen Verwandten und lange erprobten treuen Freund und Diener, das Haupt der noch immer königlich gesinnten Torypartei, vom Schatzkammeramte, blos weil er nicht katholisch werden wollte, entfernte. Mehr und mehr wurden alle Gunstbezeugungen der Krone blos nach dem religiösen Bekenntnisse des Bittenden gewährt oder verweigert — und dieß that er bereits zu einer Zeit, wo er die stärksten Gründe hatte, seine protestantischen Unterthanen in guter Stimmung zu erhalten; was würde erst geschehen seyn, wenn er sich einmal in der Macht völlig befestigt gesehen hätte *)?

Der Englische Clerus war im Anfange dieser Regierung dem Könige noch unbedingt ergeben gewesen **); dieß mußte sich jedoch bald und vollständig ändern, denn weder die katholischen Bestrebungen Jakobs noch seine Begünstigung der Dissenter war den Geistlichen der herrschenden Kirche erträglich. Den Dissenters stellten die Anglicaner vor, die Papisten suchten sich ihrer nur als Werkzeuge zur Aufhebung des Test zu bedienen, um dann, wenn sie sich in den Besitz der Aemter und der Parlamentssitze gebracht hätten, beide, Dissenter und Bischöfliche, zu unterdrücken ***). Die Controverse gegen die katholische Lehre und Kirche wurde begreiflich auf den Kanzeln und in Schriften mit verdoppelter Lebhaftigkeit betrieben. Tillotson, Stillingfleet, Burnet, Tennison, Patrik, Sherlock, Atterbury nebst einer Schaar Geringerer bildeten einen dichten Phalanx protestantischer Streiter; sie hatten

*) Die Wirkung erfolgte sogleich. Pare, schreibt D'Adda einige Tage nachher, che gli animi sono inaspriti della voce che corre tra il popolo, d'esser cacciato il detto ministro per non essere Catolico, perciò tirarsi all' esterminio de' Protestanti.

**) The Clergy, who for the most part had hitherto run in with fury to all the Kings interests, began now to open their eyes, sagt *Burnet* I, 652.

***) D'Adda bei *Mackintosh* p. 663.

sich verabredet, ein ununterbrochenes Feuer zu unterhalten, so daß jede Woche wenigstens Eine neue Invective gegen das Papstthum erschien, und Burnet versichert*), die Nation sei durch so viele Bücher und Predigten sehr erbaut worden. Zwischen Dissenters und Kirchlichen schien unterdeß ein Waffenstillstand eingetreten zu seyn. Und in der That war es, wenn auch die Kräfte dazu vorhanden gewesen wären, doch nicht wohl thunlich, den Kampf zugleich nach zwei so entgegengesetzten Richtungen hin mit Nachdruck zu führen; denn jene katholischen Elemente, welche in der Englischen Kirche während ihres Haders mit den Puritanern belebt und gestärkt worden waren, mußten sich natürlich in dem jetzigen Conflicte verflüchtigen, und durch das vorwaltend protestantische Interesse zurückgedrängt oder aufgezehrt werden; und da die genannten Männer sich fast durchaus von der protestantischen Fundamentallehre, der Rechtfertigung, abgewandt und Arminianischen Principien zugeneigt hatten, so war es hauptsächlich die negative Seite des Protestantismus, die sich als wirksamste Waffe darbot, und die Verfechter der Staatskirche mußten unausbleiblich zu einer wenigstens indirekten und impliciten Läugnung aller kirchlichen Authorität und Ueberlieferung, zur Herabsetzung des kirchlichen Alterthums und Entwerthung seines Zeugnisses geführt werden. Von katholischer Seite wurde die Vertheidigung nur schwach geführt; es fehlte damals, Serjeant etwa ausgenommen, in England an tüchtigen katholischen Theologen, und Burnet hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß die letzteren ihren protestantischen Gegnern durchaus nicht gewachsen gewesen seien; aber dieser Sieg wurde, wie schon die nächste Zukunft lehren sollte, theuer erkauft.

Mittlerweile blieb Jakob taub gegen jede Vorstellung, blind gegen alle Warnungszeichen. Vergeblich ermahnten ihn der Papst, der Nuncius D'Adda, die Cardinäle D'Estrees und Howard zur Mäßigung und Vorsicht**); er kenne, erwiderte

*) Own Time I, 674.

**) *Mazure* II. 73.

er, die Englische Nation; mit guten und sanften Mitteln könne man sie nicht in Schranken halten; sein Vater habe seine allzugroße Nachsicht und Schwäche mit dem Tode auf dem Schaffotte büßen müssen*). Zu dem Widerwillen, den er bereits durch Wortbrüchigkeit und Verstellung erregt hatte, kam nun noch der Abscheu, den seine Härte und Grausamkeit einflößte, denn von der Mitschuld an den Metzeleien des blutdürstigen Jefferies, den er zum Kanzler erhob, kann er nicht freigesprochen werden. So groß war der Haß gegen ihn, daß die von Holland aus verbreiteten Schriften, die ihn des Brandes von London, der Ermordung des Grafen von Essex, der Vergiftung des eignen Bruders beschuldigten, ziemlich allgemeinen Glauben fanden. Zu seinem vertrautesten Rathgeber und Hofgeistlichen hatte er sich den Jesuiten Petre erkoren, und es ist schwer zu sagen, welcher der beiden Mächte aus dieser Verbindung der größte Nachtheil erwuchs, ob dem Könige, der dadurch den Predigern und seinen zahlreichen Feinden Veranlassung gab, dem Volke zu sagen, daß es von einem Jesuiten regiert werde, oder dem Orden, der durch diese Stellung eines seiner Mitglieder in den Augen der Welt die Solidarität für Jakobs Thorheiten, Zweizüngigkeiten und Gewaltschritte übernahm. Sicher ist, daß die Katholiken selbst über diese Stellung Petre's am meisten erstaunt und bestürzt waren**), während die eifrigeren Protestanten sich herzlich darüber freuten. Auch das konnte zuletzt ihrer Sache nur nützen, daß der Graf Sunderland, der, um sich im Amte zu behaupten, das katholische Bekenntniß erheuchelte, und später zum Prinzen von Oranien überging, nebst Petre, Jakobs vornehmster Rathgeber und Minister war.

---

*) D'Adda bei *Mackintosh* p. 660.

**) Au milieu de la désapprobation générale — schrieb der von Ludwig XIV. nach England gesandte Staatsrath *Bonrepaus* — les Catholiques sont les plus surpris et les plus affligés. Pourquoi donner ce prétexte d'éclat aux Protestans? Leur faire dire qu'ils sont gouvernés par un Jésuite? — S. *Mazure* II, 308.

Die Eingriffe in die Rechte der Staatskirche wurden immer zahlreicher und gewaltthätiger. In Folge seiner Anmaßung einer dispensirenden, d. h. alle Gesetze mit Füßen tretenden Gewalt gestattete Jakob einem katholisch gewordenen Pfarrer, seine Pfründe zu behalten und sein kirchliches Amt fortzusetzen, unternahm er es, Katholiken in die Collegien der beiden Universitäten einzudrängen, warf er die Inhaber des reichen Magdalen-Collegiums zu Oxford aus ihrem Besitze, um die ganze Stiftung Katholiken zu übergeben, und wollte er die Bischöfe zwingen, das Edict über Religionsfreiheit in den Kirchen verkündigen zu lassen. Sein unglaublicher Optimismus, seine falsche Sicherheit verließen ihn auch jetzt noch nicht. Als die Bischöfe sich weigerten, die Declaration der Gewissensfreiheit lesen zu lassen, meinte er wieder, es sei nur ein kleines Häufchen von Verschwörern; die Folge davon könne nur eine Spaltung unter den Protestanten selbst seyn, welche dann nothwendig zum besseren Gelingen seiner Maßregeln ausschlagen werde *). Wohl hatte der Franzose Gourville Recht, wenn er, ein Bekannter Jakobs aus früheren Zeiten, dem Könige durch die Herzogin von Tyrconnell sagen ließ: Wenn er, Gourville, Papst wäre, so würde er ihn excommuniciren, weil er alle Englischen Katholiken der Gefahr aussetze gehangen zu werden **). In der That sagte der Bischof Lloyd von S. Asaph damals zu Wharton, dem Caplan des Erzbischofs von Canterbury: Er möge nur zuversichtlich das Beste hoffen, denn so sehr sei das Volk durch die bisherige Ungerechtigkeit und Tyrannei gegen die Papisten erbittert, daß es demnächst in Masse sich erheben und mit Waffengewalt alle Katholiken aus England vertreiben, den König selbst entweder verbannen oder ermorden werde ***).

---

*) D'Adda bei *Mackintosh* p. 655.

**) Mémoires de *Gourville*. Paris 1724. II, 254.

***) H. Wharton's latein. Diarium bei *D'Oyley* Life of Sancroft, App. 134.

[redacted]

Glücklicherweise entlud sich der Sturm nur über dem Haupte des Schuldigen; und die Katastrophe erfolgte nun in raschen Schlägen: Die Bischöfe werden in den Tower gebracht, aber gleich darauf vom Gerichtshof freigesprochen, während das Volk ihnen einen glänzenden Triumph bereitet; der Prinz von Oranien, von Prälaten und Staatsmännern eingeladen, landet in England; Jakob sieht sich bald von Allen, von seinen eigenen Kindern verlassen; selbst die Universität Oxford, bisher die Hauptschule des „leidenden Gehorsams“, bietet dem Rächer des Protestantismus ihr Silberzeug an; der König entweicht und beschließt entthront seine Tage in Frankreich.

So endete ein Versuch, die Reformation mit denselben Mitteln zu bekämpfen, mit welchen diese ein Jahrhundert früher über die alte Kirche gesiegt hatte. Es war im Ganzen die Taktik eines Gustav Wasa, eines Heinrich VIII., eines Christiern von Dänemark, welche Jakob, nur mit weit geringerer Macht und gegen eine stets wachsam erhaltene, und mit dem stärksten Widerwillen gegen das, was ihr aufgedrungen werden sollte, erfüllte Nation befolgte. Daß das Unternehmen mißlang, konnte der katholischen Sache in England, trotz der Erneuerung des alten Druckes, die nun eintrat, in der Hauptsache nur ersprießlich seyn. Non tali auxilio, non defensoribus istis — nicht den unreinen Händen eines Jakob sollte die Kirche ihre Freiheit verdanken; sie wurde ihr ein Jahrhundert später als gerechter Lohn der eigenen Ausdauer und Anstrengung.

XIX.

Literatur.

I.

Beurtheilung der Controversen Sarpi's und Pallavicini's in der Geschichte des Trienter Concils. Von Dr. Johann Nepomuk Brischar. Eine von der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. Zwei Theile. Tübingen 1844. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

„Das Trienter Concil hat noch immer seine hohe Bedeutung in der Gegenwart", äußert sich der gelehrte Verfasser in der Vorrede, „noch immer stehen die großen principiellen Gegensätze zwischen der alten Kirche und dem Protestantismus einander in ihrer ganzen Schroffheit gegenüber, und die Anstalten, welche die Synode in disciplinärer Beziehung zur Hebung des kirchlichen Lebens traf, finden noch immer ihre Anwendung auf die Gegenwart. Ist daher der vorliegende Gegenstand schon an sich von großem Interesse, so wird dieses noch vermehrt durch die demnächst eintretende dritte Säkularfeier des Trienter Concils, welche die katholische Welt, wie sich schon mehrere Stimmen haben vernehmen lassen, nicht unbeachtet und unbenützt an sich wird vorübergehen lassen. Möge man auch die vorliegende Schrift als eine bescheidene Festgabe hinnehmen, und möge es ihr gelingen, wenn auch nur in Wenigem das kirchliche Leben zu wecken, zu nähren, zu befestigen." So sehr wir mit diesen Worten in Beziehung auf die hohe Bedeutung des Concils von Trient einverstanden sind, und deßwegen auch die gekrönte Arbeit, die der Verfasser derselben gewidmet hat, als eine ihrem Ziele nach äußerst verdienstvolle und in ihrer Durchführung sehr ge-

lungen zu bezeichnen nicht den geringsten Anstand nehmen, so wenig möchten wir bei dieser Veranlassung einige durch die erwähnte dritte Säkularfeier des Trienter Concils hervorgerufenen Gedanken verschweigen. Wohl haben sich schon Stimmen zur Benützung und Beachtung dieser Säkularfeier vernehmen lassen. Wir können aber nicht leicht begreifen, was mit einer Benützung und Beachtung derselben besonders Gutes bezweckt werden soll. Gewiß ist der Eifer und das Interesse für die Kirche, aus der die Anregung jener Feier hervorgeht, sehr lobenswerth, aber wir fragen, ob diese Feier in der That ganz dem katholischen und kirchlichen Geiste entspreche? So sehr dieser Geist ein positiver und conservativer ist, der auf den gegebenen göttlichen Fundamenten fest und unerschütterlich fußt, so sehr widerstreitet es dieser Positivität und Conservation, ein wenn auch positives Element absichtlich hervorzukehren, das nicht zur Anziehung und Vermittlung, sondern nur zur Beschämung und Abstoßung der heterogenen Richtungen dienen kann. Als solches aber würde eine besondere Säkularfeier sich darstellen. Für die Katholiken enthält sie kein nothwendiges, sondern höchstens paränetisches Moment, welches aber wegen des darin liegenden Anstoßes wohl ohne Berücksichtigung bleiben dürfte. Allerdings steht das Concil von Trient als höchste Großthat der Kirche da, durch welche sie einerseits für die damalige Gegenwart dem Fortschritte des Abfalles Thor und Riegel gesetzt und ihn anderseits implicite und theoretisch für alle Zukunft überwunden hat, aber die Kirche ist nicht selbstsüchtig, sie rühmt sich nicht selbst ihrer Großthaten, sie feiert über den Feind, den sie überwunden, keine Triumphe, sondern sie ist ihres Sieges, sie ist der Sache der Wahrheit so sicher und gewiß, daß sie diese selbst blos hinstellt, und in Liebe zuwartet, ob man sich nicht freiwillig ihrer Herrschaft unterwerfen möge. Für diese freiwillige Unterwerfung ist aber jedwede Siegesdemonstration ein Hinderniß, weil sie verletzt und entfremdet. Dagegen ist es Sache des Abfalles, mit seiner vermeintlichen bessern Errungenschaft groß zu thun und mit Halloh und Jubel die Untiefen, die er sich geöffnet, zu überdecken; es ist Sache der Negation, sich immer wieder als solche hinzustellen und den Abgang der Wahrheit durch aufgedunsene Phrasen und Vielrednerei und Festgepränge zu ersetzen: daher die protestantischen Reformationsfeste und Reformationspredigten. Auf diesen Standpunkt würdigt sich die Kirche nicht herunter, sondern läßt als ruhiger und seiner Sache gewisser Zuschauer das Siegesgeschrei ruhig gewähren, bis es ausgehallet hat und ohne Echo in sich selbst verstummet ist. Deßhalb scheint uns ein ruhiges Festhalten des in Trient errungenen Sieges katholischer und kirchlicher, weil großartiger und ideeller als ein feierliches Begängniß dieses Sieges, das mit mannigfachen Schattenseiten gar wenig Licht ausstrahlen dürfte.

Zum ruhigen Festhalten an der auf dem Trienter Concile entwickelten Glaubenssubstanz und Disciplin liefert die angezogene „Beurtheilung der Controversen Sarpi's und Pallavicini's in der Geschichte des Trienter Concils" einen sehr anerkennenswerthen und tüchtigen Beitrag. Bekanntlich hat sich auch katholischerseits die Negation blutsaugerisch an den zu Trient gegen den Protestantismus reorganisirten Leib der Kirche angesetzt, und in dem Servitenmönche, Paul Sarpi, ihr Organ gefunden, der seiner Thätigkeit, dem Einfluße des Papstthums und eben dadurch der Macht der Kirche entgegenzuarbeiten, dadurch die Krone aufsetzen wollte, daß er die Geschichte des Concils von Trient zu beschreiben unternahm. Die Spitze der Negation ging dahin, diese Versammlung, in Folge deren die Kirche und innerhalb derselben besonders die Macht des Primates wieder so bedeutend erstarkt war, nicht als ein unter der Leitung des heil. Geistes, sondern als ein durch bloße Machinationen und Intriguen des römischen Hofes vollbrachtes Werk darzustellen, und dadurch jene Macht zu brechen. Das Gegengift für diese Negation war in Sforza Pallavicini aus der Gesellschaft Jesu bereitet, der zwanzig Jahre mit dem größten Eifer ebenfalls an einer Geschichte des Trienter Concils arbeitete, welche er dem Werke Sarpi's entgegenstellte. Den verschiedenen Standpunkt der beiden Geschichtschreiber bezeichnet man heutzutage mit den Worten liberal und ultramontan; der Sache nach ist der eine jene subjective, häretisch insinuirte, die historische Wahrheit zu ihren Gunsten verdrehende Geschichtschreibung, wie sie von da an bis auf den heutigen Tag in den Reihen der kirchlichen Opposition noch nicht ausgestorben, aber mehr und mehr im Absterben begriffen ist, der andere aber die objective, von der Idee der Kirche geleitete, auf die historische Wahrheit basirte geschichtliche Darstellung, welche nicht Geschichte macht, sondern diese selbst, wie sie war, zum Bewußtseyn bringt. Eine objektive Beurtheilung der Controversen der beiden Geschichtschreiber des Trienter Concils mußte sich deßhalb zum Ziele setzen, den Oppositionsgeist des Serviten als das eigentliche Grundprincip des ganzen Werkes, wie er nicht nur gegen einzelne Seiten der Geschichte geht, sondern sich nach allen Richtungen hin bis in die kleinsten Details hinaus erstreckt, als solchen darzustellen, und ihn durch eine systematische Ordnung der in dem ganzen Werke zerstreuten Controversen Pallavicini's, der sich in jedem Punkte auf dem katholischen, rein kirchlichen Boden, ausgerüstet mit reichem Geiste, großem Scharfsinn und umfassender Gelehrsamkeit bewegt, so wie durch die Resultate der neuern und neuesten, insbesondere protestantischen Geschichtschreibung zu verurtheilen. Diese Aufgabe hat der Verfasser auf eine Weise gelöst, welche seinem eigenen Geiste, seinem Scharfsinne und seiner Gelehrsamkeit zur größten Ehre gereicht. Zur sachgemäßen Anordnung des Stoffes sind diejenigen Controversen, welche

[redacted]

rein geschichtlichen Inhaltes sind, zusammengestellt, und bilden den ersten — historischen — Theil; der zweite — theologische — enthält diejenigen Controversen, welche theils kirchenhistorischen, theils dogmatischen, theils kirchenrechtlichen Charakter haben. Der letztere Theil enthält der Sache gemäß den weit wichtigern und anziehendern Stoff, dessen Darstellung nicht nur den nächsten Zweck, eine richtige Einsicht nämlich in den Gang und das Wesen der dogmatischen und Disciplinarverhandlungen auf dem Trienter Concil, erfüllt, sondern zum Studium der Dogmatik und Symbolik überhaupt vom Standpunkte der spekulativen Theologie aus einen sehr geeigneten und geistreichen Beitrag liefert. Da der Raum dieser Anzeige ein näheres Eingehen in den interessanten und reichen Stoff der Controversen nicht gestattet, so bemerken wir nur noch, daß der Verfasser Recht gethan hat, Pallavicini die zu große Huldigung für das Papalsystem, dessen Einseitigkeit er nachzuweisen sich bemüht hat, nicht im Geringsten zum Vorwurf anzurechnen, da dasselbe System, das von sehr vielen ausgezeichneten Theologen und Canonisten festgehalten wird, vielleicht nicht nur, wie er zugibt, mit der Idee der Kirche sich vereinigen läßt, sondern in Hinsicht auf Consequenz mit jedem vermittelnden Systeme, ohne den Kürzeren zu ziehen; sich wohl messen darf. Wie wir somit diese Controversen-Beurtheilung als ein Ehrendenkmal, das der Verfasser dem Concil von Trient gesetzt hat, und somit auch als ein Weckungs- und Befestigungsmittel kirchlicher Wissenschaft freudig begrüßen und der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen Dank wissen, daß sie dasselbe hervorgerufen und mit Recht gekrönt hat, so danken wir auch Gott, daß die kirchliche Wissenschaft im Lande Würtemberg mehr und mehr den Sieg davon trägt, wie über das in diesem Lande weiland so gar übermächtige protestantische Wissen, so auch über jene liberale Historiographie und Theologie, welche es seit dreihundert Jahren nicht weiter gebracht hat, als aus der vollgepfropften Rumpelkammer kirchlicher Opposition, wie sie durch den an Kopf und Herz kranken Servitenmönch ans Tageslicht getreten ist, die verrosteten Waffen immer wieder und wieder hervorzuholen und dem Zeitgeiste gemäß zu poliren, oder mit dem alten Roste neue Siege erringen zu wollen.

II.

Geschichte des Mittelalters. Ein Lehrbuch für akademische Vorlesungen und die höheren Classen gelehrter Schulen. Von Dr. J. Möller, Professor der Geschichte an der katholischen Universität Löwen in Belgien. Erster Band. Die

zwei ersten Perioden bis auf Gregor VII. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844.

So weit Referenten die Literatur der Compendien bekannt ist, mit welcher er sich jedoch weniger vertraut machte, als mit den Quellen, ist dieses Lehrbuch das beste und empfehlenswertheste, welches wir besitzen. Es ist einfach, ohne Prätensionen gehalten, die Behandlung beruht auf dem Studium von Quellen und guten Monographien; die ernste, würdige Gesinnung spricht an. Nirgends zeigt sich ein leidenschaftlicher Ausfall, eine Sucht, auf Kosten der Wahrheit zu glänzen. Wahrheit und Klarheit sind das Hauptbestreben des Verfassers, und da er von den richtigen Grundlagen ausging, der geeigneten Mittel sich bediente, konnten sie ihm auch nicht fehlen. Man sieht dem Buche den emsigen Fleiß an, mit dem der Verfasser verfuhr, und wenn die einzelnen Capitel, was höchst lobenswerth ist, die Quellen und Hülfsmittel nicht angäben, so würde man doch ihre Benützung schon aus dem Buche ersehen. Dennoch kann Referent, der sich selbst mit einem ähnlichen Werke befaßt, nicht umhin, in mehreren Stücken von dem Plane des Verfassers abzuweichen. Zuerst in der Eintheilung nimmt der Verfasser vier Perioden an, deren nähere Begründung die Einleitung enthält: I. 476 bis 800. II. 800 bis 1073. III. 1073 bis 1303. IV. 1303 bis 1517. Referent, welcher unter der Geschichte des Mittelalters nicht blos „die Geschichte des katholischen Abendlandes" begreifen kann, sondern im Gegensatze zum Alterthume die Geschichte der christlichen Zeit, im Gegensatze zur neueren Geschichte, die Geschichte der Bildung der **respublica christiana** bis zu den vielen und großen Ereignissen, die vom Jahre 1453 an deren Auflösung herbeiführten, wagt es, das Mittelalter mit dem Momente beginnen zu lassen, wo der Erdkreis zum ersten Male eine rein christliche Stadt und Hauptstadt der damals civilisirten Welt sah. Daraus bildet sich aber von selbst eine, wie Referenten bedünkt, naturgemäße fünffache Eintheilung:

I. 330 bis 568 Christianisirung des römischen Erdkreises, Theilung desselben in die beiden Arme, nach denen die ganze nachherige Entwickelung romanischer, germanischer, slavischer Völker statt findet; Anfang, Höhe, Mitte und Ende der Völkerwanderung, Bewältigung derselben durch die Kirche.

II. 568 bis 754 Begründung moslemischer Staaten und Einleitung des Kampfes zwischen diesen und den christlichen. Erste große Abwehr des Offensivkrieges durch die Franken, Begründung ihrer Königsmacht durch die Carolinger. Schwäche der Moslemin durch die Theilung in ein Abbasiden- und Ommajadenreich.

III. 754 bis 1056 die carolingische Monarchie. Diese, **per auctoritatem Romani Pontificis** begründet, bildet den Wendepunkt, nicht das Kaiserthum, das durch Karl den Großen faktisch vorhanden war, ehe die Weihe und Krönung erfolgte. Das Todesjahr Heinrich III. scheidet aber eine neue Welt von der alten, abgesehen davon, daß auch in Byzanz ein großer Dynastienwechsel coincidirt. Gregor VII. steht aber nur nach dem protestantischen Standpunkte so isolirt da, daß ein neuer Zeitraum mit ihm beginnt. Nach dem historischen, nicht willkührlich gemachten, bilden die deutschen Päpste in jeder Beziehung den natürlichen Uebergang. Der Tod Victors II., 1057, bildet hier den Zeitabschnitt, in welchem eingesehen wurde, die bisher angewendeten gelinden Mittel führten nicht zum Ziele. Somit ist die Thronbesteigung Heinrichs IV. nach der Ansicht des Referenten geeigneter, einen Abschnitt zu machen, als das Jahr 1073.

IV. 1056 bis 1303. Das letztere ganz wie der Verfasser.

V. 1303 bis 1453. Schon vor der Glaubensspaltung — selbst die Frucht einer neuen Zeit, ist diese in tausendfältiger Erscheinung bereits eingetreten. Sie ist nicht Anfang, sondern Fortgang einer neuen Zeit, der zweite Act, der auf dieser Seite der Alpen gespielt wurde, nachdem der erste auf der andern Seite gespielt worden war.

Auch noch manche andere kleinere Differenzen bieten sich Referenten dar. Seiner Ueberzeugung nach muß jeder Zeitraum nach Verschiedenheit des Inhaltes auch formell eine verschiedene Behandlungsart erleiden, das ethnographische Element aber möglichst auf das Ende verschoben werden. Die vorchristliche Zeit dürfte z. B. in Skandinavien weniger ausführlich behandelt seyn rc. Doch es sind dieß Dinge, wo Gründe dafür und dawider sprechen und das Gefühl entscheiden muß. Der Verfasser hat nach seinem Gefühle entschieden und auch so ein Werk geliefert, das wir mit Vergnügen begrüßen, dessen Fortsetzung wir mit Spannung entgegensehen, und das wir allen Freunden des Mittelalters, denen es um ein ernstes Studium zu thun ist, zu empfehlen vermögen.

XX.

Briefliche Mittheilungen aus der Rheinprovinz.

Die Fackelzüge der Rheinischen Städte. — Die verlegenen Grimassen der Schreiblätter. — Die Frankfurter Oberpostamtszeitung und der Schweizer Radikalism. — Jahns Nopopery-Ruf. — Die Elberfelder Zeitung und ihr Fanatism. — Das Frankfurter Journal und der Präsident Pittschaft in Mainz. — Die Stellung der Katholiken zur Journalistik.

Wer kennt nicht aus Grimms Mährchen die anmuthige Geschichte von dem Wolf, dem nimmersatten Vielfraß, und den sieben jungen Geislein. Die alte Geis war in den Wald gegangen, Futter zu holen, da war der Wolf gekommen; mit feiner Stimme und weiß bemalter Pfote hatte er sich Einlaß erschlichen und die Geislein bis auf das jüngste verschlungen. Nun trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum, und fing an einzuschlafen. Da war großer Jammer in dem Hause, als die Mutter heimkam. Das jüngste Kind aber führte sie zu dem Peuterich, der mit seinem gefüllten Wanste unter dem Baume lag und schnarchte, daß die Aeste zitterten. Sie betrachtete den schlafenden Würger und sah, daß etwas in seinem vollen Bauche zappelte. Da mußte das Geislein nach Haus laufen und Scheere, Nadel und Zwirn holen. Alsbald schnitt sie ihm den Bauch auf, und ihre sechs Kinder sprangen frisch und gesund heraus, denn der Wolf hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Die Geretteten liefen gleich, und schleppten der Mutter Wackersteine herbei, und die füllte sie dem schnarchenden Wütherich in den Bauch, so viel nur hineingingen. Als er endlich ausgeschlafen hatte, raffte er sich auf, um zu einem Brunnen zu gehen, dort seinen übergroßen Durst zu stillen. Als er aber anfing, sich zu bewegen,

da rappelten die Steine in seinem Bauche an einander, und er rief:

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte es wären sechs Geislein,
So sind's lauter Wackerstein."

Eine ähnliche Aventüre, wie diese Thierfabel, hat sich kürzlich hier vor unsern Augen zugetragen: ich meine nämlich mit der himmelstürmenden, radikalen Presse und den Fackelzügen der rheinischen Städte zu Ehren des Trierer Bischofs.

Der alte Wolf hatte die katholische Kirche mit Haut und Haar, Rom und Trier, den Papst und die Bischöfe, den heiligen Rock und die ganze Hierarchie in einem Schnapper verschlungen. — O Bischof von Trier! rief die Elberfelder Zeitung, sich den Bauch streichelnd, hättest du das gewußt, wie schlimm dir deine Vermessenheit bekommen würde, du hättest gewiß nicht zum zweitenmal unserer Aufklärung durch deine Rockfahrt Hohn gesprochen.

Daß der niedergedonnerte Prälat zur ewigen Gedächtniß jener Feier auf den Mittwoch nach Lätare das alte Fest vom heiligen Rock, den Nägeln und der Lanze wieder hergestellt, das hatte ihnen als der letzte Streich höchster Verzweiflung von Seiten dieses ultramontanen Starrkopfes geschienen. Es fehlten den vermeintlichen Vertretern des Zeitgeistes die Worte, um ihre ganze Verachtung auszudrücken. „Man lese und staune!", mit diesen Worten leitete die Mannheimer Abendzeitung die bischöfliche Verordnung ein; „man lese und staune!" lautete die Antiphone der himmelstürmenden Brüder in Frankfurt, in Elberfeld, in Magdeburg, in Leipzig, in Breslau und Berlin.

Meister Isegrim, der Vielfraß mit seinem großen Rachen, womit er so manches Bisthum verschlungen, hatte ja den armen katholischen Bischof ganz und gar verschluckt, das Geislein zappelte nur noch zum letztenmal in seinem Bauche, und der Nimmersatt, seines Sieges gewiß, streckte sich lang und breit aus, und fing zu brüllen und zu schnarchen an, daß alle

Kirchthürme im katholischen Deutschland davon zu erbeben schienen, und die Glocken vor Schreck, wie der Schnarcher meinte, zu läuten begannen. Für immer glaubte er den Hüter des heiligen Gewandes sammt seinen zwölfmal hundert Tausend Pilgern in dem Meere wüthiger Schmähungen ertränkt zu haben. Und nach anderen fünfzig Jahren, jubelte triumphirend die Elberfelder Zeitung, wird die Spitze des Trierer Domes von der Sonne unserer Aufklärung beschienen seyn, und statt diesem Götzendienste des Kleides wird darin der Cultus des Geistes gefeiert werden, oder mit anderen Worten, der katholische Gottesdienst wird alsdann, Dank unseren Bemühungen, in den Rheinlanden aufgehört haben.

Doch was geschah über Nacht! Der vernichtete Bischof, dem Ronge und die Seinen die ewige Verachtung Deutschlands prophezeit, erscheint in Cöln, und in unabsehbaren Reihen zieht das Volk mit Fackeln und Festgesängen durch die erleuchteten Straßen, ihn zu begrüßen; ein Lichtmeer umgibt ihn, wie er auf dem Balkon erscheint, und der Jubelruf von Tausenden und Tausenden empfängt denselben katholischen Bischof, den sie unter dem Hagelwetter ihrer Schmähungen begraben gewähnt. Die rheinische Universität, die Kaiserstadt Aachen mit dem nahen Burtscheid schließen sich dem festlichen Jubel an; überall zieht er triumphirend ein durch erleuchtete Straßen, überall wird er von den Fackelzügen begrüßt, von Festgesängen und tausendstimmigem Hoch, und abermal Hoch bewillkommt. Der gleiche begeisterte Festjubel endlich empfängt ihn bei der Heimkehr in seiner Residenz zu Füßen des heiligen Gewandes, als dessen würdigen Hüter er sich bewährt.

Das waren, gleich den Tagen der Pilgerfahrt selbst, böse Zeichen für die fanatischen Schreier. Es war der radikalen Presse geschehen, wie dem Wolf in der Fabel; von ihrem erträumten Siege erwacht, geht sie, wie er herum und brummt:

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte es wären sechs Geislein,
So sind's lauter Wackerstein.“

[redacted]

Es war in der That höchst komisch, bei diesem untoward event die verlegenen und verdrießlichen Mienen der sonst so zuverläßigen Schreiblätter zu beobachten. Das Kartenhaus war ihnen wieder einmal zusammengefallen; es war eine totale Niederlage, die sie erlitten; aber gleich haben die alten Lügenkünste wieder begonnen. Während die Augenzeugen einstimmig aussagten, daß seit Menschengedenken am Rheine nie etwas so Großartiges gesehen worden, fingen sie alsbald an, über die Zahl der Fackeln zu markten; streuten Lügen über Unordnungen aus; erzählten mit der Elberfelder Zeitung, zu Bonn seien es Stiefelputzer und bezahltes Gesindel gewesen, woraus der Fackelzug bestanden; zu Cöln habe eine kleine Partei durch künstliche Vorbereitungen diese Demonstration hervorgerufen, die kalt und ohne Begeisterung, wie ein kümmerlich angeblasenes Feuer, einen Augenblick gewährt, und dann alsbald vergessen worden. Eine der albernsten Mienen machte übrigens bei dieser Gelegenheit die Brockhaus'sche Allgemeine Zeitung, dieß Arsenal gehässiger Polemik; verbissenen Unmuthes redete sie ihren Lesern die verdrießliche Erscheinung mit dem Troste aus: man wisse ja, wie es mit solchen freiwilligen Beleuchtungen beim Eintreffen hoher Personen zu gehen pflege, die unter so und so viel Strafe par ordre du Mufti befohlen würden. Wer aber der Cölner Mufti sei, dessen unumschränkte Macht durch angedrohte Strafen fünf Tausend Cölner dazu zwingen konnte, ihre Unterschrift unter die Listen des Fackelzuges zu setzen, das verschweigt das Leipziger Magisterblatt; dagegen sagt es an einer andern Stelle, seiner üblen Laune Luft machend: man wisse in der That nicht, ob man künftig die Rheinlande unter die liberalen oder unter die römischen Provinzen rechnen dürfe. Uebrigens können die Erzürnten sich diesen Aerger nur selbst auf die Rechnung schreiben; Jedermann hier in den Rheinlanden sagt es offen, daß es nur die täglichen Schmähungen und niederträchtigen Lügen von Blättern, wie das Frankfurter Journal, die Leipziger Allgemeine, die Elberfelder, Magdeburger, Mannheimer und Bremer Zeitung u. s. w. waren, welche die Ka-

tholiken zwangen, Zeugniß von ihrem Glauben abzulegen und ihre wüthigen Feinde aus den Träumen ihrer Selbstverblendung aufzuwecken. Ohne sie hätte keine Seele dahier an eine solche Demonstration gedacht; aber das Uebermaaß des fanatischen Hohns machte sie zur Nothwehr; ein neuer Beweis, daß die radikalen Blätter, die durch ihren Geifer auch den schläfrigsten und langmüthigsten Katholiken aufpeitschen, die besten Missionsprediger sind.

Unterdessen fährt man im Norden fort, Himmel und Hölle zur Errichtung einer deutsch-katholischen Kirche zu beschwören. Die Versammlungen, welche ihre Anhänger, im Beiseyn Ronges, in Breslau gehalten, zeigen die Wahrheit dessen, was ich in einem früheren Schreiben bemerkt: wie nämlich diese künftige sogenannte Kirche gänzlich allen Inhaltes entbehren soll; die Ehe hat bereits ihren sacramentalen Charakter verloren; einen Katechismen wird man nicht machen, weil man keine Dogmen will, und weil man, wenn man irgend etwas festsetzte, ja eben dadurch die Freiheit der einzelnen Glieder beeinträchtigen würde; somit bleibt auch die Form des Gottesdienstes, der sich auf Erbauung und Belehrung beschränkt, dem Gutdünken jeder einzelnen Gemeinde, ja jedes einzelnen Gemeindemitgliedes überlassen. Das ist die luftige Kirche, womit man Deutschland beglücken möchte, und von der alle Blätter voll sind.

Was die katholische Kirche betrifft, so kann sie ruhig diesem babylonischen Thurmbau zusehen; sie wird sicherlich nicht unter seinen Trümmern begraben werden; sie, die siegreich aus dem Kampfe mit anderen Secten hervorgegangen, die einen anderen Lebenskeim hatten, als diese gänzliche Hohlheit und Leerheit.

Welche Stellung wird aber der Staat ihr gegenüber nehmen? Wird er sie, wie sie ihm einreden möchten, im Interesse der deutschen Einheit durch seine zuvorkommende Gunst förderen, wird er dem todtgebornen Kind auf eine zeitlang ein Scheinleben verleihen. Was wäre sein Gewinn im günstigsten Falle? — daß zwischen dem Protestantism und der katholischen Kirche

noch eine neue Secte mehr, eine deutsch, d. h. protestantisch-katholische Kirche in der Mitte stände, die das Ihrige dazu beitragen würde, unser vielgespaltenes Vaterland nur noch mehr zu zerreissen.

Uebrigens wird allem Anscheine nach das ganze Project keinen besseren Fortgang haben, als die französische Kirche des Abbé Chatel.

In einem früheren Schreiben über das heillose Treiben der radikalen Presse habe ich auch einige Worte über die Stellung der Frankfurter Oberpostamtszeitung fallen lassen. Sie hat ihre Unschuld jüngst durch einen Correspondenzartikel von Halle zu beweisen gesucht. Nicht den Schmutz von Heine habe sie in Schutz genommen, sondern gewünscht, daß man Heine, um des puren Goldes willen, das sie in ihm gefunden, diesen Schmutz nachsehe. Ueberhaupt sei es ihr Grundsatz, überall nicht das Schlimme, sondern das Gute aufzusuchen, und so wolle sie auch gern das Geistreiche in diesen Blättern anerkennen, und uns als einen Menschen gelten lassen, weil uns Gott einmal so geschaffen habe. Man sieht hieraus, die Oberpostamtszeitung erfreut sich eines guten Magens, der Alles verdauen kann. Während Heine in einem seiner Gedichte den Deckel von einem Nachtstuhl aufhebt, die Nase ausdrücklich hineinsteckt, und in dem aufsteigenden Geruch das künftige Schicksal unseres Vaterlandes vorschaut; während er in einem anderen mit triumphirendem Hohne verkündet, der Cölner Dom werde einst zu einem Pferdestall dienen; während er mit jüdischer Frechheit den deutschen Namen und alles, was dem deutschen Volke heilig ist, mit Koth besudelt: erfreut sich die Frankfurter Oberpostamtszeitung an seinem puren Golde. Es geschah ohne Zweifel in der gleichen Absicht, daß ihr Conversationsblatt die Pestjauche von Eugen Sue ihren Lesern zur Unterhaltung vorsetzte, damit sie das Gold sich daraus suchen sollten. In Oesterreich, wo man sich auf die Goldfischerei dieses fürstlich Thurn- und Taxischen Blattes nicht versteht, schloß man daher auch die Frankfurter Goldgrube ohne viele Compli-

mente, indem man das Conversationsblatt einfach verbot. Allein abgesehen von Heine und Eugen Sue werfen wir einen Blick auf das Schweizer Unwesen, wie dort der religiöse und politische Radicalism, mit seinen gesetzlosen Freischaaren jedes Gesetz mit Füßen tretend, das unglückliche Land in den schrecklichsten Religions- und Bürgerkrieg zu stürzen droht. Welche Stellung nimmt, diesem revolutionären Fanatism gegenüber, dieß Blatt eines deutschen katholischen Fürstenhauses. Während die protestantische Zeitung der Stadt Basel so ehrlich war, mit edler Offenheit zu gestehen, daß die Radikalen, die Organisirer der Freischaaren gegen die Jesuiten, die furchtbarsten Feinde der Schweiz sind, die jedes Gesetz und jede Ordnung unter blutigen Trümmern zu begraben drohen, die jeden Frevel, den sie den Jesuiten vorwerfen, sich selbst mit schamloser Frechheit erlauben; während so das protestantische Blatt einer Schweizer Republik spricht, theilt die Oberpostamtszeitung nur Artikel im Sinne jener radikalen Umwälzer gegen die Jesuiten mit, also daß man daraus schließen könnte, sie stünde viel eher im Dienste irgend eines radikalen Häuptlings vom Baselland oder Aargau, als in dem eines katholischen Fürsten. Allein sie hat auch hier in dem Schweizer Mistpfuhl vielleicht wieder pures Gold entdeckt, was sie über all den Schmutz und das Blut hinwegsehen macht, wie bei Heine und Eugen Sue. Von ihr und ihres Gleichen ist darum nichts in dem großen Kampf unserer Zeit zu erwarten; sie läßt Gottes Wasser über Gottes Land laufen; mag der Radikalism Deutschland in die gleiche heillose Verwirrung stürzen, wie die Schweiz, das stört sie nicht in ihrem Genuße, sie trinkt Champagner und erfreut sich abwechselnd des geistreichen Witzspieles bei Heine, Herwegh oder in den Historisch-politischen Blättern, im Uebrigen ihren journalistischen Ehrgeiz darauf beschränkend, ein zweiter, etwas verdünnter und legitim parfümirter Aufguß des Frankfurter Journals zu seyn. Wie dieses gleicht daher auch sie so ziemlich einer protestantischen Kirchenzeitung, die ihre Spalten mit Schneidemühl und Ronge anfüllt.

Nehmen wir in Betreff der Schweiz einmal den umgekehrten Fall an. Nehmen wir an, Luzern sei ein radikaler Canton, der große Rath habe sich dort mit fast einstimmiger Majorität gegen die Aufnahme der Jesuiten erklärt, das dortige souveraine Volk habe mit der gleichen Majorität, womit es sich für sie entschieden, sein Veto gegen sie eingelegt. Nun aber herrsche in den umliegenden Cantonen eine fanatische katholische Partei, die kein beschwornes Recht achte, sondern, von Jesuiten geleitet und aufgehetzt, ihre Freischaaren organisirt und damit in den friedlichen Canton einbreche, um die Jesuiten dort mit Gewalt einzuführen; die, dort zurückgeschlagen, nun allenthalben wüthige Volksversammlungen zusammenberufe, und lieber ihr Vaterland mit Feuer und Schwert verwüste und dem Schrecken eines Religionskrieges Preis gebe, als auf ihren ungesetzlichen Plan zu verzichten, dem radikalen Canton die Jesuiten aufzuzwingen. Wäre dieß die Lage der Dinge in der Schweiz: mit welcher Wuth würden alsdann in allen geistverwandten Blättern Deutschlands die Sturmglocken gegen die Jesuiten als Mordbrenner und Friedensbrecher geläutet werden. „Seht diese Jesuiten", würde das Frankfurter Journal und die Zeitung von Elberfeld außer sich vor Wuth schreien, „seht sie an diese Jesuiten, wie sie am hellen Tage wider göttliches und menschliches Recht in einen friedlichen Canton räuberisch einbrechen; wie sie, dort schmählich vertrieben, nun durch den Terrorism ihrer fanatischen Volksversammlungen den souverainen Willen des Luzerner Volkes, trotz ihrer beschworenen Bundeseiden, zu nichte machen wollen und den Fluch eines blutigen Bürgerkrieges auf ihr Haupt laden." So würde alsdann die Sprache dieser Blätter lauten, und die Oberpostamtszeitung würde nicht die letzte im Chor seyn; nun aber ist der Fall gerade ein umgekehrter; das Luzerner Volk hat nichts gethan, als wozu es durch sein gutes Recht befugt war, und sich für eine provisorische Aufnahme von sieben Jesuiten, mit freier Ausübung seines Vetos, [illegible]t; die Freischaaren und die Volksversammlungen fremder Cantone wollen ihm ihren tyrannischen

Willen in Sachen seiner Priestererziehung aufzwingen, und nichtsdestoweniger sind wieder die Jesuiten, nach dem Geschrei all dieser Blätter, die Anstifter des Bürgerkrieges; sie sind es, die den Frieden der Confessionen stören und fremde Rechte mit Füßen treten. Und wieder stimmt die Oberpostamtszeitung mit in den radikalen Feuerruf, und druckt die Schmähartikel der radikalen Schweizer Blätter nach, ohne auch nur mit einem Worte auf ihre Quelle hinzuweisen.

Wie in dieser Sache, so hält die gleiche Partei es auch in andern. Als der Radikalism in Zürich herrschte, wurde kein Jesuit, sondern Dr. Strauß bekanntlich als Professor der Dogmatik an die dortige theologische Facultät berufen. Das Volk aber erklärte sich mit 38000 Stimmen gegen zwölf hundert gegen die Aufnahme des Christusläugners zur Heranbildung seiner Geistlichen. Da aber der Contract einmal geschlossen war, so nahm Strauß nichts destoweniger seinen Gehalt in Anspruch für Dienste, die er nicht geleistet, und die man von ihm nicht wollte. Anfänglich hieß es, er werde dieselben zu wissenschaftlichen Preisfragen verwenden, bald aber verstummte diese Sage. Hätte ein Jesuit sich solches zu Schulden kommen lassen; ließe er sich von einem Volke, das sich mit Abscheu von ihm abgewendet, blos weil er das formelle Recht für sich hätte, lebenslänglich bezahlen, ohne das Geringste für dasselbe gethan zu haben; welcher Hallo würde sich gegen einen solchen Jesuiten erheben, wie würden alle unsere liberalen Blätter, die Elberfelder Zeitung voran, das Brod, das er äße, mit Gift und Geifer bespeien, und ihm jeden Morgen die unendliche Niederträchtigkeit vorwerfen. Nun thut es aber Dr. Strauß, und da ist es ganz natürlich; hat er ja Christus für eine Mythe erklärt, Verdienst genug, daß ihn das Züricher Volk lebenslänglich auf seine Kosten erhalte.

Kehren wir aus der Schweiz zu unsern Polemikern in Deutschland zurück. Da hat der alte Jahn, deutschthümlichen Angedenkens, auch den Dreschflegel [illegible], und drischt mit dem Landsturm auf uns los. In den, unter preußischer Cen-

für erscheinenden Naumburger Blättern läßt er sich in der bekannten volkslümmelhaften Fratzenmanier also vernehmen: „Katholisch oder Päpstisch? das ist die Frage, denn es ist nicht eins, es ist zweierlei und von Anbeginn des Kirchenselbstbeherrschers zu Rom ein schroffer Gegensatz geblieben. Mag also die unbemittelte katholische Gemeinde zu Leipzig, bevor sie Unterstützungen von den Evangelischen beansprucht, zuvor erklären: ob sie zum Papst hält, oder nicht. Hält sie zum Papst, so hält sie auch zu seinen Knochenkrämern, Kleidertröblern und Bannmeistern. Das fehlte noch, daß in Leipzig eine neue Plundermesse gestiftet würde. „„Das Hemde ist Jedem näher, als der Rock."" Wer was thun will und thun kann — der bedenke Schneidemühl und denke an Annaberg! F. L. Jahn." Das war die Antwort auf den so beweglichen Aufruf der Leipziger Katholiken, an ihre christlichen Brüder um Beiträge für ihr Gotteshaus; man erwidert ihnen: ihr sollt sie vielleicht haben, aber fallt zuerst von euerem Glauben ab; schafft das Sacrament aus euerer Kirche, und wir wollen euch die Wände aufbauen. Eine andere Leipziger Erwiderung in Versen des gleichen Inhalts erregt sogar die Mißbilligung des Rheinischen Beobachters, der, was gewiß viel sagen will, in dieser Weise sein Almosen auszutheilen, doch eine Art von intoleranter Proselytenmacherei erkannte.

Sind unsere Leser übrigens etwas über die beleidigende Invective Jahns, die auch die Magdeburger Zeitung nachdruckte, erstaunt: so dürfen sie nur die Elberfelder Zeitung zur Hand nehmen; hier werden sie in jedem Blatt das gleiche Thema mit unermüdlichem Eifer variirt finden. Kaum kann sie eine Nummer erscheinen lassen, ohne das auch von dem Staate rechtlich anerkannte Oberhaupt der Katholiken, mit Schmähungen zu überschütten, und die Gläubigen der katholischen Kirche in Weise Jahns zum Abfall aufzureizen. Was mit entschiedener Treue an seinem Glauben hält,

das ist ihr ultramontan; ultramontan sind ihr der Erzbischof Droste und der Bischof Arnoldi; ultramontan ist ihr die Beichte, ultramontan die Rockfahrt; es gibt aber kein Unglück, woran dieser Ultramontanism nicht Schuld ist; keinen Frevel, den er nicht verübt hätte, kein Verbrechen, dessen er nicht fähig wäre. Als in jüngster Zeit von katholischer Seite das Mißverhältniß zur Sprache gebracht wurde, worin im preußischen Staate die katholischen zu den protestantischen Beamten stehen, indem, namentlich die höhern Stellen, beinahe alle ausschließlich mit Protestanten besetzt sind: da schrieb die Elberfelder Zeitung einen Artikel, dessen Moral darin bestand, dieß Mißverhältniß sei ganz natürlich und gerecht; seien ja alle berühmten Namen der deutschen Literatur und Kunst, mit wenigen Ausnahmen, auch Protestanten; die Katholiken aber müßten nothwendig unbrauchbare Dummköpfe seyn, weil der Ultramontanism ihren Geist verkrüppelt habe. Als hiegegen von der Rhein- und Moselzeitung eine sehr schwache Einsprache geschah, führte sie ihr Thema mit triumphirendem Hohne weiter aus. Unterdessen erschien der Hirtenbrief des Bischofs Arnoldi, der in würdiger Haltung seine Klage über alle die maaßlosen Schmähungen gegen die Kirche und über die Saat der Zwietracht erhob, die man in dem Vaterlande ausstreue. Die Elberfelder Zeitung, die täglich ihre Spalten mit diesen Schmähungen anfüllte, gab augenblicklich eine Persifflage des Hirtenbriefes: ganz wie der Bischof gesprochen, so habe sie sprechen können, indem sie von Seiten der Ultramontanen von einem Hagelwetter von Schmähungen überschüttet worden. Es ist dieselbe Taktik, wie in der Schweiz; nicht die Radikalen mit ihren gesetzlosen Freischaaren, an denen die Mitglieder der obersten Behörden Theil nehmen, sondern die Jesuiten haben den Frieden gestört und die Waffen des Bürgerkrieges ergriffen. Bei dieser Gelegenheit aber, wo sie sich als die geschmähte Märtyrin der christlichen Liebe darstellte, schleppte sie, gleich Herwegh, in dem bekannten Lied, all ihr Gift zusammenfassend, ihren letzten Fluch her[illegible]um ihn gegen Jesuitismus und Ultramontanismus zu schleudern. In der Absicht,

unseren Lesern einen Geschmack von der täglichen Polemik dieses Blattes zu geben, wollen wir den Schluß dieser ihrer höhnischen Erwiderung des Trierer Hirtenbriefes hier folgen lassen: „Seht nur, was sie (der Ultramontanism und Jesuitism) seit zwanzig Jahren gethan haben. Sie schleppten Missionskreuze durch Frankreich, und hinter ihnen her zogen Bigotterie, Fanatismus, Feindschaft, Zwietracht, und wo sie das Kreuz ihres Heils aufpflanzten, da floß Blut; wo früher Friede herrschte, Eintracht beglückte, da schlug sich am Tag der Wahnsinn, und in der Nacht schlich der Mord, sobald sie ihr Evangelium predigten, einher. Kunst, Wissenschaft, Schule, Armee, Kirche, Staat, Gesetze, Alles sollte jesuito-ultramontan, und zwischen dem Geiste des Volkes und der Sonne des Rechts, der Wahrheit und Freiheit eine Jesuiten-Soutane ausgespannt werden. Wer trägt seit fünfundzwanzig Jahren Spaniens Unglück auf dem Herzen? Wer säete dort Reactionen und Revolutionen, und wer würde noch jetzt dort den Bürgerkrieg wieder heraufbeschwören, wenn ihn die Verständigen der Nationalgesinnten gewähren ließen? Allein der Ultramontanismus, das Mönchsthum und das hierarchische System, was glaubt, sein Vaterland liege anderswo, als jenseits der Pyrenäen. Wer revolutionirte Belgien? Allein die pfiffigen Ultramontanen mit belgischen, liberalen Brouillons im Bunde? Wer drängt in diesem Augenblick die Schweiz an den Vorabend eines Bürgerkriegs? Allein er; wenn er zurück über die Berge geht, ist die Schweiz ruhig. Wäre er redlich, besäße er nur einen Funken Gefühl für Menschenglück, würde er es thun; er wird aber nicht eher weichen, als bis auf den Alpen die Bivouac-Feuer brennen, und dann wird er fortlaufen, ohne zu kämpfen und seine Getäuschten im Stiche lassen, denn er ist ein gar feiges Gesindel. Wer hat endlich in Deutschland alle die Wirren erregt, die wir jetzt auskämpfen müssen, und von denen wir vor dem Erzbischof Clemens August nichts wußten? Nur er. Seit fünfundzwanzig Jahren ist er der größte Revolutionär, den Europa hat, und wird es seyn, weil er seine

ungeheuren Verluste nicht vergessen und verschmerzen kann. Seit den Erschütterungen der ersten französischen Revolution, an welchen er die erste Schuld trägt, hat alle Welt gewonnen; nur er hat verloren, und die ruhige, gesetzliche Entwicklung der Völker droht ihm mit noch größern Verlusten. Wir sagen daher auch mit dem Hirtenbriefe, wenn auch nicht in seinem Sinne: Möge sich Deutschland nicht mehr mit diesem Großrevolutionär abgeben und nicht auf ihn hören, wenn er auch aus der Bibel spricht. Er spricht alle Sprachen, aber alle gleich aufrichtig; warum denn auch nicht Gottes Wort? Allen andern Feinden kann die deutsche Nation verzeihen, und sie hat ein Herz, es zu können, denn sie hat den Muth und die Kraft, sie nicht zu fürchten; doch dem Ultramontanismus wird sie nicht vergeben, ohne die große Schuld auf sich zu laden, einem Gottesläugner zu verzeihen, der, wie Hr. Arnoldi richtig bemerkt, alle göttliche und menschliche Ordnung der Dinge umstürzen, und sich an die Stelle Gottes auf den Altar setzen will."

Das ist das geistige Brod, womit dieß Blatt und die fünfzig andern seiner Farbe täglich ihre Leser nähren; das ist die gerühmte Toleranz, die gepriesene Gewissensfreiheit, das sind die Worte der Versöhnung, des Friedens und der Liebe, die sie den deutschen Katholiken, die an ihrem Oberhaupte mit treuem Glauben festhalten, zurufen: „ihr seid ein feiges Gesindel, das nicht eher Ruhe gibt, als bis die Bivouac-Feuer des Religionskrieges auf den Alpen brennen." Und welche Veranlassung wurde ihnen zu dieser fanatischen Sprache von Seiten der Katholiken gegeben, was haben diese verbrochen, daß man auf den Gränzen des Vaterlandes gegen sie also die Flammen wüthigen, unversöhnlichen Religionshasses anschürt, und einen heillosen Zustand zügelloser Leidenschaft, ähnlich dem der Schweiz, auch bei uns heraufbeschwört. Die Trierer Wallfahrt wurde von zwölfmal hundert Tausend Katholiken in friedlicher Andacht vollbracht, ohne daß einem Protestanten dabei auch nur die mindeste Kränkung widerfahren wäre; auch die Fackelzüge der fünf Rheinischen Städte

[redacted]

wurden ohne irgend eine beleidigende oder kränkende Demonstration in musterhafter Ordnung dargebracht; die preußischen Behörden, denen wir dafür Dank sagen, trafen nicht einmal bei diesem unermeßlichen Zusammenströmen von Menschen aller Stände polizeiliche oder militärische Sicherheitsmaaßregeln, und ihrem ehrenden Vertrauen wurde von Seiten des Volkes auf eine würdige Weise entsprochen; nur in Bonn rief die ungegründete Besorgniß des dortigen Professors von Sybel die Aufstellung von Militär hervor, und auch hier zeigte es sich überflüssig. Ueberall bewies sich das katholische Volk vielmehr, trotz aller jener täglichen Aufreizungen und Beleidigungen, friedlich und wahrhaft tolerant. Mit hämischem Hohne wird ihm nun von Seiten der radikalen Presse, die immer die deutsche Eintracht im Munde führt, diese Mäßigung vergolten: „Feiges Gesindel", ruft sie ihm zu, „das nicht eher Ruhe gibt, als bis die Bivouac-Feuer des Religionskrieges auf den Alpen brennen." Waren es ja doch, nach ihren eigenen Aussagen, die Ultramontanen, die diese Fackelzüge veranstaltet.

Dabei sind diesen Aufhetzern die schamlosesten Lügen willkommen, wenn sie nur dazu dienen, Haß und Erbitterung zu wecken. So brachte jüngst die Leipziger Allgemeine Zeitung nach dem einleitenden Vorgange des Frankfurter Journals einen Artikel voll der ehrenrührigsten Verläumdungen gegen das Bonner Convict; so erzählte die Elberfelder Zeitung ihren Lesern als eine ausgemachte Sache, die Luzerner Regierung werde zu Unterhaltung des Bürgerkrieges aus den Kassen des großen katholischen Missionsvereines bezahlt; so brachte sie noch vor wenigen Tagen die Nachricht: das Frankfurter Consistorium habe im deutschen Hause, wo bekanntlich einige katholische Maler, wie Veith und Steinle, ihre Ateliers haben, ein Jesuitennest ausgehoben, zur Beängstigung des Publikums die Polizei auch an anderen Orten zur Wachsamkeit auffordernd.

Fällt es aber einmal einem Katholiken ein, auch seine Stimme gegen diese höhnischen Eiferer und Lästerer zu erheben: so üben die Redactionen derselben Blätter, die immer voll sind

von Preßfreiheit und Geistesfreiheit, die unerbittlichste Censur gegen ihn. Ein eclatantes Beispiel hievon gab bekanntlich jüngst das Frankfurter Journal. Mit Triumph hatte dasselbe den Schmähbrief Ronges veröffentlicht, und alsdann in jedem Blatt Tag für Tag Artikel zu seinem Preise aufgenommen. Da ließ es sich endlich auch ein Katholik, und zwar ein angesehener und allgemein geachteter, der großherzogliche Präsident des Obergerichts von Mainz, Pittschaft, beikommen, in der ruhigsten, gemäßigsten Form ein Gutachten vom juristischen Standpunkt über den Schmähbrief abzufassen. Nach fünfundzwanzig protestantischen Lobartikeln bat er die Redaction um die Aufnahme dieses einzigen katholischen Artikels. Wäre der Präsident ein Anhänger Ronges gewesen, mit welcher Zuvorkommenheit würden ihm die Spalten des Frankfurter Journals geöffnet worden seyn, mit welchem Jubel wäre der Beitritt dieses hochgeachteten rheinischen Juristen verkündet und von allen Blättern derselben Farbe wiederholt worden; ja man hätte vielleicht auch an ihn Dankadressen erlassen und sein Portrait neben Ronge an allen Fenstern der Buchladen von Frankfurt erblickt. So aber war der Präsident des Obergerichts von Mainz ein Katholik, und er wollte ein Katholik bleiben; was man dem gemeinsten fanatischen Schreier der Gegenpartei nicht verweigert hätte, man verweigerte ihm die Aufnahme seines Gutachtens. Die Redaction nahm ihre Zuflucht zu der miserabeln Ausrede, sie könne gegen Ronge nichts aufnehmen, als was unmittelbar von seinem Gegner, dem Bischof von Trier gegen ihn geschrieben sei. Hiemit mußte sich der katholische Oberpräsident zufrieden geben.

Werden sich aber die deutschen Katholiken auch hiemit zufrieden geben? werden sie noch fortfahren, diese radicale Presse mit ihrem Gelde zu unterstützen, damit sie uns den Religions-Krieg mit allen seinen Furien anzündet? Wir hoffen, sie werden endlich aus ihrer Trägheit erwachen, und diesem Unwesen in kräftiger Weise steuern, das Schicksal ihres Glaubens und der Frieden des Vaterlandes hängt guten Theils davon ab.

Wenn sie uns nun fragen: was sie dieser radicalen Presse gegenüber thun sollen: so antworten wir ihnen mit einem katholischen Journal, erlasset eine Adresse an sie, worin ihr derselben eure Unzufriedenheit zu erkennen gebt; zu dieser Adresse aber bedürft ihr keiner vielen Worte, ja nicht einmal euerer Unterschriften, kündigt ihnen euer Abonnement auf, und macht es, wie sie in Schlesien gethan, verbindet euch gegen diesen schlechten journalistischen Branntweinfusel; sie wiesen euch die Thüre, so kehret nicht wieder um als Bettler mit eueren Reclamationen und Petitionen dort anzuklopfen. Dieß ist die eine, die negative Seite, dem Uebel zu begegnen; die andere positive ist, gründet euch selbst in allen katholischen Provinzen eine katholische Journalistik; vertretet darin selbst euere Interessen, wenn ihr nicht mit Recht von jedem frechen Buben euch wollt in's Angesicht schlagen lassen; wie die Dinge jetzt mit der Censur stehen, so treffen euch nur die Nachtheile der Preßfreiheit, darum rührt euch, daß ihr auch ihre Vortheile erringt; weist man euch mit eueren Gesuchen um die Concession katholischer Zeitschriften ab, so kehret immer wieder, der Gerechtigkeit wird doch zuletzt ihr Recht werden. Mögen die deutschen Bischöfe mit ihrem Ansehen dieß Bestreben unterstützen; mögen auch sie, ehe es zu spät ist, gleich dem schweizerischen Episcopat ihre warnende und mahnende Stimme gegen dieß fanatische Treiben der irreligiösen Presse erheben, die uns sonst den Religionskrieg herauf beschwören wird; ihr bischöfliches Auftreten allein würde dem Uebel die Hälfte seiner Kraft benehmen; würde nicht ein Blatt, wie das Frankfurter Journal z. B. in seine verdiente Unbedeutendheit zurücksinken, wenn die Bischöfe von Mainz, Limburg, Fulda, Speier, Freiburg, Trier und Köln, in deren Diözesen es am meisten verbreitet ist, mit vereinigter Kraft ihre warnende Hirtenstimme darüber vernehmen ließen?

Dieß ist unser Rath an die deutschen Katholiken. Mögen sie sich von der Wichtigkeit des Augenblickes durchdringen, mögen sie frohen Muthes in diesem geistigen Kampfe ihre Pflicht erfüllen; mögen sie dabei aber auch das, was sie an den Geg-

nern empört und was sie mit Recht beklagen, nie sich selbst zu Schulden kommen lassen; mögen sie nie weder die Schranken des Gesetzes und der Mäßigung, noch der brüderlichen, verzeihenden Liebe aus dem Auge verlieren, dagegen aber das Recht, was sie für sich verlangen, auch der gegenüberstehenden Confession bereitwillig gewähren, denn der Friede Deutschlands hängt daran, daß jedem Theil sein Recht ganz und ungekränkt zu Theil werde. Dieß ist die natürliche Stellung nicht nur der Katholiken, sondern auch aller wohlgesinnten Protestanten einer radicalen Partei gegenüber, die bei uns, wie in der Schweiz nach dem Kriege hindrängt, weil sie sieht, daß sie ihre Plane allgemeinen Umsturzes im Religiösen und Politischen nicht im Frieden und auf gesetzlichem Wege erreichen kann.

XXI.

Briefliche Mittheilungen aus Schlesien.

Die Nummern III. und V. in den beiden neuesten Januarheften der Historisch-politischen Blätter bringen unter dem Titel: „die schlesische Kirchenfrage", einen sehr schätzenswerthen Aufsatz, für welchen dem unbekannten Verfasser die Katholiken Schlesiens zu warmem Danke verpflichtet sind, da er eine für sie wichtige und bedeutsame Angelegenheit mit Gründlichkeit und Freimuth abhandelt. Nur eine Ergänzung möge uns, im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit, gestattet seyn.

Unter den beiden geistlichen Commissarien, die von dem Fürstbischofe Sedlnitzky im Jahre 1840 für das unliebsame Erlöschungsgeschäft katholischer Parochien bestimmt wurden, wird der jetzige Domherr Neukirch genannt. Welche Schritte Neukirch damals gethan, diesen Auftrag abzulehnen, und mit welchem inneren Widerstreben er sich demselben endlich unterwand, dieß Alles anzuführen, würde vielleicht den Raum jenes, nur die Hauptsachen der beregten Angelegenheit berührenden Aufsatzes nicht erlaubt haben, selbst wenn es dem geehrten Verfasser bekannt gewesen wäre. Daß aber Neukirch es war, der, damals Erzpriester in Liegnitz, die nächsten Archipresbyterate zu einer Immediatvorstellung an Se. Majestät den Kö-

nig aufforderte; der, mit dieser Immediatvorstellung in der Hand, bei der Anwesenheit des Königs in Erdmannsdorf sich Vortritt erwarb, und der eben dadurch die Sistirung des beklagenswerthen Gesetzes vom 13. Mai 1833 bewirkte, — das durfte in der Abhandlung über die schlesische Kirchenfrage um so weniger übergangen werden, als nicht nur die historische Vollständigkeit diese Anführung forderte, sondern dadurch auch die kirchliche Gesinnung Neukirchs vor den Augen der Leser in das rechte Licht gestellt werden wäre. Wir erlauben uns hiebei auf einen Artikel aus Schlesien in Nro. 342 der Augsburger Postzeitung vom vorigen Jahre zurückzuweisen.

XXII.

Friedrich Hurter und die Allgemeine Zeitung.

Vor kurzem ist dem Publikum das erste Monatsheft der Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Zeitung vorgelegt worden, in welchen die der Redaction zufließenden umfassenderen Erörterungen über Fragen der Gegenwart ihren Platz finden sollen. Wir sind weit entfernt, dieser neuen Zeitschrift, welcher wir ohne Zweifel manchen tüchtigen Beitrag zur richtigen Auffassung der öffentlichen Zustände unserer Zeit, zur verständigen Würdigung ihrer politischen und literarischen Bestrebungen zu verdanken haben werden, in ihrem Beginn feindlich entgegen zu treten. Wir können uns aber nicht entbrechen, sogleich zu dem einleitenden Artikel derselben, welcher die Ueberschrift: Einst und Jetzt führt, verfaßt von C. A. Mebold, einige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen, einen Mann betreffend, welcher schon lange durch seine Hinneigung zur katholischen Kirche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, nun aber nach langem Kampfe wirklich zu ihr übergetreten ist. Jenes Vorwort erklärt sich Seite XII über die Stellung der Allgemeinen Zeitung zu confessionellen Fragen, in welcher Beziehung diese eben so, wie in politischen Dingen, als ein Blatt des Friedens qualificirt wird, das sich zur Aufgabe mache, nur

eine ruhige Besprechung zuzulassen, unparteiisch in Bezug auf die Thatsachen, versöhnend und vermittelnd in Bezug auf die Gegensätze. „Darum", heißt es daselbst, „pflegt sie an der Regel festzuhalten, über katholische Angelegenheiten nur Katholiken, über protestantische Angelegenheiten nur Protestanten, über beide nur gemäßigte und besonnene Männer zu Berichterstattern zu nehmen." Dieser Grundsatz ist ziemlich sonderbar. Uns wenigstens scheint es vor Allem auf den Inhalt und die Haltung der eingesendeten Artikel, nicht aber darauf anzukommen, ob deren Verfasser sich katholisch oder protestantisch nennen, um so weniger, als ja diese Eigenschaft den Lesern regelmäßig nicht erkennbar gemacht wird. Auch, sollte man meinen, lasse sich gerade von Protestanten, wenn sie zu Gunsten katholischer Interessen auftreten, wie von Katholiken, wenn sie sich der Vertheidigung von Rechten der Protestanten unterziehen, am ehesten eine der oben bezeichneten Tendenz entsprechende, gemäßigte und besonnene Beurtheilung erwarten; ja, es kann eben jene Eigenschaft der Verfasser eine Art günstigen Vorurtheils für die Richtigkeit ihrer Ansichten begründen, wenn gleich wir nicht läugnen wollen, daß wohl Einer, der sich noch Protestant nennt, seiner Gesinnung oder gar seinem heimlichen Bekenntniß nach schon Katholik seyn könne, und leider häufig genug der Fall vorkommt, daß solche, die sich noch Katholiken nennen, von der diesem Namen entsprechenden Gesinnung kaum noch einen Rest im Herzen haben. Außerdem ist auch jener Grundsatz nicht wohl durchzuführen. Denn in den meisten Fällen, wo katholische Angelegenheiten „als Momente der Zeitgeschichte in den Bereich der politischen Presse fallen", stehen denselben protestantische Interessen und Tendenzen gegenüber, und umgekehrt; es sind also die confessionellen Dinge ihrem Wesen nach meistens zugleich katholische und protestantische Angelegenheiten, und hier nun sich als Regel vorzuschreiben, daß für die katholische Seite nur Katholiken, für die protestantische nur Protestanten das Wort verstattet seyn solle, würde uns einigermaaßen absurd erscheinen. Indessen wir wollten nicht über

einen Redactionsgrundsatz streiten; wir wollen nur eine einzelne Anwendung, welche davon gemacht wurde, und was sich daran anknüpft, näher beleuchten.

„Aus diesem Grunde“, so wird am angeführten Orte weiter bemerkt, „mag es wohl geschehen seyn, daß Stegmann im Jahre 1836 die Einmischung eines protestantischen Geistlichen in den Aargauischen Klosterstreit und eine Einsendung desselben zur Aufnahme in die Allgemeine Zeitung nicht geeignet fand. Freilich war dieser Geistliche Dr. Hurter, aber acht Jahre vor seinem Uebertritt. Sollte man nun glauben, daß diese alte Geschichte in seiner neuesten Schrift zur Erbauung des großen Publikums aufgewärmt wird, und der Allgemeinen Zeitung darin in einem besondern Capitel: „„Lüge, Richtung der Zeit““, ihre Stelle angewiesen ist? Die Allgemeine Zeitung hat dem Geist und den Talenten des berühmten Biographen Innocenz III. allzeit Rechnung getragen, ist ihm nie feindselig gegenüber gestanden, aber sie darf fragen: wo war hier die Lüge?. bei der Allgemeinen Zeitung, die einen protestantischen Geistlichen als Sachwalter einer Kirche, die nicht die seinige ist, nicht zuläßt, oder bei diesem Geistlichen, der es mit seiner Politik vereinbar hält, insgeheim jener vertraute Sachwalter und öffentlich protestantischer Antistes zu seyn!“

Das Buch, auf welches hier hingedeutet wird, ist dasjenige, durch welches so eben Hurter Freunden und Feinden darzulegen sucht, wie ihn die Hand Gottes durch mannichfaltige Lebensverhältnisse und Kämpfe hindurch dahin geleitet habe, wo er jetzt Frieden und Zuversicht gefunden hat. Es führt den bezeichnenden Titel: „Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Hurter. Erstes Bändchen. Schaffhausen 1845“; ein Buch, welches unseres Erachtens unter den Schriften dieser Art eine vorzügliche Stelle einnimmt, welches durch manche treffende Bemerkung sowohl, als insbesondere auch durch die Bündigkeit und Durchsichtigkeit in der Darlegung des Entwickelungsganges einer ausgezeichneten Persönlichkeit fast beständig das Interesse des Lesers zu fesseln weiß,

selbst wenn es ihn in die oft kleinlichen Angelegenheiten eines kleinen Freistaates hineinführt. Dasselbe unterscheidet sich, wie uns dünkt, auf die vortheilhafteste Weise von einer frühern Schrift desselben Verfassers: „Der Antistes Hurter und seine Amtsbrüder", die einer Zeit angehört, in welcher sich jener in eine allerdings auf die Dauer unhaltbare Stellung versetzt sah, während das vorliegende Buch unverkennbar das Gepräge der jetzt gewonnenen Klarheit und Sicherheit an sich trägt.

In diesem Buche nun findet sich eine Abtheilung mit der Ueberschrift: „Lüge, Richtung der Zeit" (S. 285—296); nicht eine der besten Partieen desselben, weil sie nicht objectiv innerlich oder äußerlich Erlebtes erzählt, sondern nur einen, weder mit dem Vorhergehenden noch mit dem Nachfolgenden in näherm Zusammenhang stehenden, zudem etwas wortreichen Erguß des Unwillens über den Geist der Lüge enthält, der allerdings in unsrer Zeit, intra nuros et extra, eine weit verbreitete Herrschaft ausübt, aber freilich zu allen Zeiten, und in mancher vielleicht noch mehr als in der unsrigen, eine mächtige Rolle spielte. Der Allgemeinen Zeitung wird in der ganzen Abtheilung mit keinem Worte ausdrücklich erwähnt. Ohne Zweifel aber hat der Bevorworter ihrer Ergänzungsblätter folgende Stelle auf sie bezogen (S. 295): „Noch verderblicher, weil versteckter und glatter und berückender, wirkt die Lüge durch diejenigen, welche, mit dem zerfetzten Mantel sogenannter Parteilosigkeit umhüllt, des unseligen Dienstes sich unterwinden, einen Bund aufzurichten zwischen dem, was ewig getrennt bleiben muß, eine Vermittlung herbeizuführen zwischen dem, was bis an der Welt Ende sich gegenüberstehen wird, ein Gemengsel zu veranstalten dessen, was jeden Augenblick sich abstoßen soll. Diese gerühmte Parteilosigkeit besteht in nichts Anderm, als in munterm Liebäugeln nach der linken Seite, unter buhlerischem Streicheln der rechten, und dient zu nichts Anderm, als viele derer, die durch einen etwelchen innern Tact, ohne klares Bewußtseyn, zu dieser noch gezogen würden, durch den erregten Kitzel von derselben zurückzuhalten, jener aber in gewonnener

Kampfeskraft zu neuen Operationen Muße und Terrain zu sichern. Sie nennen sich parteilos, gleich als ob da, wo es sich um die letzten Bedingungen des Seyn handelt, Parteilosigkeit noch denkbar, gleich als ob nicht Alles so weit gediehen wäre, um nicht als letztes Wortzeichen den Ausspruch annehmen zu müssen: Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Sie prahlen mit einer richtigen Mitte, die nichts weiter ist, als der ewig bewegliche Punkt zwischen der unwandelbaren Wahrheit und dem rastlos sich fortwälzenden Irrthum; sie reißen die Gemüther an sich, weil nichts müheloser ist, als Niemand Recht und Niemand Unrecht zu geben, der Thatlosigkeit nichts bequemer fällt, als Recht und Unrecht in demselben Tigel, so lange es geht, zu verquicken; u. s. w."

Wir wissen nicht, ob Hurter diesen Ausfall auf die Allgemeine Zeitung bezogen hat; wenn wir uns aber erinnern, welche Vorwürfe derselben zu Zeiten gemacht worden sind, so ist es uns nicht unwahrscheinlich, daß er dabei an jene wenigstens gedacht habe; um so wahrscheinlicher ist uns dies, als der Umstand, daß ihr Vertreter das Gesagte schlechthin auf sie bezieht, eine Spur von Selbsterkenntniß verräth, daß es einigermaßen auf sie Anwendung leiden möchte. Wir unsrerseits halten zwar ebenfalls Parteilosigkeit in Fragen, wo es sich um ein entschiedenes Für oder Wider handelt, für Charakterlosigkeit oder Verstellung. Allein nichts destoweniger halten wir ein Zeitblatt, das sich zur Aufgabe macht, das unparteiische Organ vielseitiger Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten zu seyn, das eben deshalb auch den Vertretern der verschiedensten Ansichten und Interessen bereitwillig seine Spalten öffnet und einen möglichst unbefangenen Standpunkt der Auffassung und Beurtheilung festzuhalten strebt, vor Allem aber die Thatsachen nicht nach subjectiven Tendenzen verschiebt oder verdeckt, wir halten ein solches Zeitblatt nicht nur für ein mögliches, sondern auch für ein ehrenwerthes Unternehmen, und wir erkennen es gern an, daß die Allgemeine Zeitung, obwohl nicht immer mit gleichem Erfolg, einen sol-

chen Charakter und eine solche Stellung zu behaupten strebe, und daß ihr in dieser Beziehung vor vielen andern Zeitungen, deren Redaction durchaus nur von bestimmten Parteitendenzen geleitet wird, der Vorzug gebühre, so wie sie deshalb auch als Quelle der Zeitgeschichte einen bleibenderen Werth als die meisten andern behalten wird. Wir würden es daher auch unbillig finden, wenn Hurter mit den angeführten Worten speciell über die Allgemeine Zeitung ein allgemeines Verdammungsurtheil aussprechen wollte. Aber einerseits liegt dies nicht in seinen Worten, die nur im Allgemeinen eine gewisse Richtung mit nicht unwahren Zügen charakterisirt, andrerseits ist auch nicht zu läugnen, daß die Redaction der allgemeinen Zeitung ihres Amtes keineswegs immer mit so lautrer Unbefangenheit und Unparteilichkeit gewartet hat, daß sie gegen ähnliche Vorwürfe vollkommen geschützt wäre.

Solche Lauterkeit scheint auch in dem oben berührten Falle nicht obgewaltet zu haben. Ganz und gar aber vermissen wir dieselbe in demjenigen, was jetzt die Ergänzungsblätter zur Rechtfertigung darüber vorbringen. Mit verächtlichem Naserümpfen wird von Aufwärmen dieser alten Geschichte „Zur Erbauung des großen Publikums" gesprochen. Sehen wir denn zu, wie dieselbe aufgewärmt worden ist.

Als der Fürst Abt von Muri, weil er einen Theil des Klostergutes durch die Flucht vor einer widerrechtlichen Maßregel zu retten suchte, in einem radicalen großen Rathe als ein Dieb gebrandmarkt und gleich einem gemeinen Verbrecher vor die Gerichte gerufen wurde, nahm sich Hurter des gekränkten an. „Da Niemand", so erzählt er, „den Sachverhalt besser kannte, als ich, schrieb ich, mit Vermeidung aller urtheilenden oder würdigenden Ausdrücke und rein objectiv gehalten, einen actenmässigen Bericht über dieses Flüchten eines Theils des Klosterguts von Muri und sandte denselben an die allgemeine Zeitung von Augsburg. Diese hatte von jenen Verhandlungen des Aargauer großen Rathes das Wesentlichste aufgenommen, stand damals vielfachen Mittheilungen aus der Schweiz, im Sinne der revo-

lutionären Partei, immerwährend offen, rühmte sich anbei der größten Unparteilichkeit. Ich durfte daher wohl erwarten, daß eine ruhige gehaltene und wahrheitsgetreue Berichterstattung über einen Gegenstand, der etwelches Aufsehen erregte, und die das hämisch entstellte Verfahren eines achtungswerthen Mannes in das gehörige Licht setzte, wohl Aufnahme finden werde. Zu meinem größten Erstaunen kam die Handschrift mit dem Bemerken zurück: es mangle zu baldiger Aufnahme des Eingesandten an Raum. Ich gab demselben eine etwas veränderte Gestalt, und sandte es unter dem Titel: „Staatsstreiche des Cantons Aargau" an die Historisch-politischen Blätter, und begründete dadurch eine Verbindung mit den Herausgebern derselben." Wo ist nun hier etwas, das jene höhnische Redensart rechtfertigte? Es ist die ruhige Erzählung einer Thatsache, welche zu erwähnen der Zusammenhang den Verfasser ganz natürlich veranlaßte, und welche zu verschweigen er durchaus keinen Grund hatte, einer Thatsache, die an sich eben so interessant ist, wie viele andere in demselben Buche erzählten Umstände, für den Verfasser aber insbesondere deshalb bedeutend, weil sie den ersten Anlaß zu einer Verbindung mit den Herausgebern der Historisch-politischen Blätter gab, von welcher im Verfolg des Buches wahrscheinlich noch öfter die Rede seyn wird. Warum also sollte dies nicht erzählt werden? Aber dem Fürsprecher der Allgemeinen Zeitung war es unangenehm, weil es deren Unparteilichkeit verdächtigen könnte; darum hätte es nicht „aufgewärmt" werden sollen.

Wer weiß? Vielleicht hätte Hurter die Sache anders aufgefaßt, wenn ihm damals der Grund für die Zurücksendung angegeben worden wäre, den jetzt Herr Mebold unterlegt. Aber es wurde ja ein ganz anderer angegeben, den unter den vorliegenden Umständen Hurter nicht wohl als genügend, daher nicht als den wahren ansehen konnte. War er aber nicht der wahre, so dürfen wir wohl fragen: wo war die Lüge? Ist aber der jetzt angegebene nicht der wahre, so dürfen wir fragen: wo ist die Lüge? mindestens ein kleiner Ansatz derselben? Und fast

möchte man zur Ehre Stegmann's wünschen, daß sein Vertheidiger hier nur eine Beschönigung hervorgesucht habe, die jener selbst verschmähen würde. Denn in der That, unter Voraussetzung einer wahrhaften Unparteilichkeit, läßt sich ein verkehrterer Redactionsgrundsatz kaum statuiren, als der angebliche sich in dieser besondern Anwendung zeigt. Es handelte sich hier wesentlich um einen einfachen Bericht über Thatsachen. Diesen soll man von dem Bestunterrichteten zu erhalten suchen, wenn er nur glaubwürdig ist, und das wagt man hier nicht zu bestreiten. Würde die Allgemeine Zeitung sich von einem Protestanten nicht berichten lassen, etwa, daß ein Kloster abgebrannt oder aufgehoben sei? warum nicht, daß und warum sein Abt die Flucht ergriffen habe? Zudem waren bekanntlich unter denjenigen, welche im Kanton Aargau mit der protestantischen Majorität gegen die Klöster zu Felde zogen, und sogar von den thätigsten einige dem Namen nach Katholiken, und wenn nun etwa die Allgemeine Zeitung genug zu thun glaubte, indem sie von dieser Seite Berichte oder Verhandlungen über diese katholische Sache aufnahm, so war das freilich eine ziemlich contracte Unparteilichkeit. Eine wahre wohlverstandene Unparteilichkeit hätte gerade in diesem Falle die Berichterstattung von einem Protestanten, der im geraden Gegensatze gegen jene sogenannten Katholiken die Sache von der andern Seite darstellte, mit Begierde aufnehmen mögen. Jetzt, das wäre die Consequenz jenes Grundsatzes, nachdem Dr. Hurter wirklich Katholik geworden ist, würde er die geeignete Person seyn, um über eine solche Angelegenheit Bericht zu erstatten; aber damals, acht Jahre vor seinem Uebertritt, taugte er nicht dazu, für ein gefährdetes katholisches Interesse das Wort vor dem großen Publikum zu nehmen! Wie geistreich! Vielleicht wäre es wahrer gewesen, zu gestehen, man wisse nicht, was damals den Redactionsvorstand zur Ablehnung bewogen habe, ja, er möge wohl einmal nicht ganz unparteilich verfahren haben, als mit einer so völlig nichtigen Entschuldigung, welcher der Verfasser offenbar

selbst nicht recht traut, sich den Uebergang zu einem Ausfall gegen Dr. Hurter zu bahnen?

„Was wir alle bekämpfen, sei das Reich der Sykophanten und Sophisten!“ Mit diesen Worten schließt der Artikel, der uns zu diesen Bemerkungen Anlaß gegeben. Wir stimmen dem von ganzem Herzen bei, aber beklagen müssen wir's, daß auf derselben Seite, welche also schließt, nicht nur, wie so eben gezeigt wurde, eine kleine Dosis von Sophistik verwendet ist, sondern auch eine Spur von Sykophantie sich nicht verkennen läßt. Oder hat es nicht einigen Beigeschmack von dieser, wenn gefragt wird: „wo war hier die Lüge? bei der Allgemeinen Zeitung — — — oder bei diesem Geistlichen, der es mit seiner Politik vereinbar hält, insgeheim jener vertraute Sachwalter und öffentlicher protestantischer Antistes zu seyn?“ — Insgeheim? Verdient das diese Bezeichnung, in so gehässigem Gegensatze, wenn Jemand einer Zeitungsredaction einen Artikel sendet, sich als den Verfasser nennt, aber nicht etwa ausdrücklich verlangt, daß auch sein Name darunter gesetzt werde, was ja die Allgemeine Zeitung nur höchst selten thut? Oder kann Herr Mebold behaupten, daß Dr. Hurter seiner Parteinahme für die Klöster ein Hehl gehabt habe? Glaubt er, daß von den wiederholten Besuchen des Abtes von Muri in Schaffhausen Niemand Kunde gehabt habe? Weiß er nicht, daß Dr. Hurter später (1840) unter mißlichern Umständen die Vertheidigung der Aargauischen Klöster in einer Weise geführt hat, die über seine Gesinnung keinen Zweifel ließ, in einer eigenen Schrift, die zwar nicht auf dem Titelblatte ihn als Verfasser nennt, weil sie als Denkschrift von Seiten der Klöster erschien, die aber so deutlich das Gepräge seines Geistes trägt, daß Niemand ihn darin verkennen konnte, und die er auch selbst ohne Scheu als eine von ihm herrührende Arbeit verbreitet hat? Und ist es denn so unverträglich mit einander, protestantischer Geistlicher zu seyn, über einen Rechtstreit eine katholischen Anstalten günstige Ansicht zu haben, ja nachdrücklich zu vertheidigen? Ist eine besondere „Politik“ dazu erfor-

derlich, um das vereinbar zu halten? Wir wollen nicht läugnen, daß Hurter in seinem weitern Entwicklungsgange, als er schon auf einem Punkte angekommen war, mit der seine Stellung als Antistes nicht mehr vereinbar war, diese doch noch eine Zeitlang zu behaupten suchte, daß er dadurch in eine schiefe Stellung hineingerieth, deren Tadel Niemanden zu verargen war. Aber wer ist befugt, deßhalb auf den Mann einen Stein zu werfen? wenn er erwägt, wie allmählig die Uebergänge in solcher Aenderung der Ueberzeugungen zu seyn pflegen; wenn er eine Ahnung davon hat, wie weit noch der Schritt ist von einer im Ganzen der katholischen Kirche geneigten Ansicht und Gesinnung, die zunächst nur in der Achtung vor ihrem äußern Bau und ihrer historischen Würde wurzelt, bis zu dem wirklichen Uebertritt in dieselbe, mit gläubiger Unterwerfung unter ihre Gebote und unter ihr Dogma, wie schwer oft dieser letzte Entschluß, selbst wenn er weniger bedeutend als hier die sämmtlichen äußern Lebensverhältnisse alterirt, dem theoretisch fast ganz Ueberzeugten noch wird; und wenn dabei zugleich in Betracht gezogen wird, wie der heutige Protestantismus bei der Unbestimmtheit seines Bekenntnisses und nach seinem Hauptgrundsatze persönlicher Glaubensfreiheit einerseits eben sowohl eine der katholischen Kirche sich mehr zuneigende Richtung, wie andrerseits einen alles Positive abstreifenden Rationalismus in sich fassen kann, ohne deshalb aufzuhören, protestantisch zu seyn. Wie man indessen auch darüber denken möge, so ist jedenfalls durchaus kein Grund und kein Anlaß gegeben, die Gesinnung Hurter's in dem Zeitpunkte, von welchem hier die Rede ist, und in Beziehung auf die fragliche Angelegenheit irgendwie zu verdächtigen. Er hat sich darüber so klar und bündig ausgesprochen, daß wer lauter und wahr zu Werke geht, darnach nicht mehr so, wie geschehen, fragen darf: wo war hier die Lüge? „Es ist nur die Stimme meiner innersten Ueberzeugung, sagt Hurter S. 337 seiner Erinnerungen, welche einst gesagt hat und heutigen Tags, unabhängig von dem 16. Juni dieses Jahres (d. i. dem Tag

seines erklärten Uebertrittes) noch sagt: „„Stünde es in meiner Gewalt, gefährdeten Besitz der katholischen Kirche zu vertheidigen, ich würde es mit gleicher Bereitwilligkeit thun, wie ich einst den Besitz der Stadt Schaffhausen vertheidigte, wie ich den Besitz einer jüdischen Synagoge vertheidigen würde, wenn ich dadurch dem rechtmäßigen Inhaber einen Dienst zu erweisen, Beraubung und Ungerechtigkeit abzuwehren im Stande wäre."" Das Entsprechen stellte sich mir als politische und zugleich als Liebespflicht dar; daß aber bei Liebespflichten weder in aktivem noch in passivem Sinn nach der Confession dürfe gefragt werden, lehrt Luc. X. 30 fgg., gegen jede Einwendung erhaben." Dies stimmt mit der ganzen politischen Gesinnung und Wirksamkeit des Mannes, der vor Allem stets auf Achtung wohl begründeter Rechte drang, so vollkommen überein, daß man wahrlich nicht ohne eine Anwandlung von sykophantischer Stimmung dagegen noch die Miene des Zweifels annehmen kann.

„Doch wir nennen auch das nicht Lüge, Lüge ist ein hartes plumpes Wort, wir glauben, daß Dr. Hurter aus Ueberzeugung handelte, daß er in seinem Interesse für das Klostereigenthum durch bloßes Rechtsgefühl bestimmt wurde, noch nicht vor seinem Gewissen von seiner Kirche abgefallen war." — Wir glauben, daß in dieser Aeußerung, womit das Vorwort der Ergänzungsblätter zum Schluße einlenkt, keine Lüge ist; wir glauben, daß es dem Verfasser damit Ernst ist; wir wollen gern annehmen, daß er dadurch vor seinem Gewissen die Sünde ungerechter Verdächtigung, die in der vorhergehenden Frage liegt, wieder gut zu machen glaubte. Aber er hätte bedenken sollen, daß es nicht selten die Weise böswilliger Sykophanten ist, Jemanden mit unbestimmten Aeußerungen etwas anzuhängen, dann aber durch einen beschwichtigenden Zusatz sich gegen den Vorwurf zu verwahren, als ob man persönlich so etwas glaube. Die meisten Leser, die nicht auch Hurter's Buch selbst lesen und so gut wie wir wissen, wie wenig jene Verdächtigung zu rechtfertigen sei, werden sich bei diesem Zu-

satze denken: nun, der Verfasser mag's gerade nicht Lüge nennen, das wäre zu plump; aber sein Glaube an Hurter ist doch sehr schwach; denn warum die Frage, wenn er nicht wünschte, nicht hoffte, daß Mancher sie zum Nachtheil desselben sich beantworten werde?

„Wenn es auch den Bestwollenden schwer ist, immer den falschen Schein zu vermeiden", so darf Herr Mebold sich nicht beschweren, daß eine übelwollende Frage auf seine Rede den Schein der Falschheit wirft, so daß man ihm nicht ohne Schein der Wahrheit vorwerfen könnte, eben im Begriff, einen schönen Wunsch auszusprechen, verfehle er nicht, selbst zu beweisen, wie viel man noch so zu wünschen Grund habe. Darum sagen wir zum Schluß gern mit ihm: „Wo die Bahnen der Geister so vielfach auseinander laufen und sich durchkreuzen, kann der Kampf nicht ausbleiben: mögen die Waffen stets redliche seyn! Was wir alle bekämpfen, sei das Reich der Sykophanten und Sophisten!"

Möge die neue Zeitschrift an diesem Grundsatze festhalten; dann wünschen wir ihr fröhliches Gedeihen.

XXIII.

Glosse.

In der deutschen Allgemeinen Zeitung von Leipzig Nro. 41 enthält ein Artikel aus Norddeutschland folgende Stelle:

„So erfreulich es ist, Beweise von richtiger Einsicht und gesundem Gefühl in der Welt zu treffen, so kommen doch auch Umstände vor, wo man eher bedauern möchte, diesen sonst so werthvollen Erscheinungen zu begegnen, wo die Sache durch sie nur schlimmer, das Urtheil nur strenger wird. Das klingt paradox, hat aber seinen guten Grund. Wenn man die Menschen ungerecht urtheilen, leidenschaftlich, schlecht, unwürdig sich aussprechen hört und dabei bemerkt, daß sie nun einmal in geistiger und sitt-

licher Beziehung so einseitig, so befangen, so zurück sind, gar nicht anders zu können, das Tadelnswerthe ihres Verfahrens gar nicht zu fühlen, so hat man sie zu bedauern, mag sich Mühe geben, sie auf bessere Wege zu bringen, kann sich aber über die Folgen weder so sehr wundern, noch den Beschränkten eben zürnen. Wie nun aber, wenn man findet, daß dieselben Menschen, die gegen ihre Gegner sich Alles erlaubt halten, Verdrehungen, Verdächtigungen, die übelste Auslegung, die keckste Beschuldigung, die offene Lüge, die herbste Beleidigung, daß dieselben Menschen ein ungemein zartes und richtiges Gefühl haben, sobald einmal gegen sie etwas stärker aufgetreten wird, als das richtige Maß erfordert; daß diese gewandten Dialektiker, die eben Alles nur als Partei- und Advocatensache auffassen und nicht auf die Wahrheit, sondern auf das Rechtbehalten mit allen Künsten der Sophisten und plaidirenden Sachwalter ausgehen, für eine gegen sie in auch nur entfernt ähnlicher Weise gewendete Polemik nur den entschiedensten moralischen Unwillen, das strengste Urtheil, alle jene Gefühle bereit haben, welche sie selbst eigentlich aufregen und gegen sich ziehen sollten, und vielfältig auch aufgeregt und sich zugezogen haben? Und doch bemerkt das der ruhige Beobachter bei den polemischen Ergüssen unserer Tage nur zu häufig, sieht nur zu oft, wie über Andersdenkende mit einer Strenge geurtheilt und alles Verfahren derselben in einer Weise gemeistert wird, wie diese auf einmal so taktvoll und zartfühlend Richtenden sie tausendfältig selbst verdient hätten und wie sie dieselbe, so oft sie gegen sie selbst gewendet worden, immer höchst unwillig aufgenommen und entrüstet zurückgewiesen haben. Uns bestärkt diese Beobachtung, zu der uns namentlich die gegenseitigen Vorwürfe der extremen Parteien in dem Kirchenstreite Veranlassung geben, nur noch mehr in unserer Abneigung gegen alles **Parteiwesen**, von dem wir immer überzeugter werden, daß Ungerechtigkeit, Einseitigkeit, doppeltes Maß und politischer Jesuitismus unzertrennlich davon sind, wie denn das Alles schon in dem Worte parteiisch liegt. (Selbst eben die Jesuiten sind nur dadurch so verwerflich geworden, daß sie die Sache ihrer Kirche in höchster Potenz zur Parteisache gemacht haben und als rücksichtslose Parteimänner betreiben.) Erst dann würden wir anders von dem Parteiwesen denken, wenn wir sähen, daß die Parteien am strengsten über sich selbst und am nachsichtsvollsten und edelsten über ihre Widersacher urtheilten, daß sie alles Unrecht, alle falschen Mittel auf ihrer Seite unnachsichtig verdammten, alle schlechten Gesellen aus ihren Reihen schonungslos verbannten, und was an der Sache der Gegner und deren Beweggründen und Trägern Achtbares seyn mag, eben so willig anerkennten, eben so geflissentlich aufsuchten und hervorhöben, wie die Güte der eignen Sache. Ist es doch Bedürfniß des edlern Menschen, auch bei dem Gegner an wenn auch befangenen oder irregeleiteten guten Willen zu glau-

gerade am meisten berufen zu seyn, das Treffliche, was in jenen Neujahrsbetrachtungen liegt, offen anerkennen, und das Irrige offen rügen zu können, ohne in der Hochachtung nachzulassen, die er persönlich gegen W. Menzel hegt; ja er gibt sich selbst der vielleicht trügerischen Hoffnung hin, es werde ihm gelingen, den Verfasser der Neujahrsbetrachtungen von irrigen Vorstellungen und Befürchtungen abzubringen, in die ihn gewiß mehr Unkenntniß des gegentheiligen Standpunktes und der Männer auf der Gegenseite versetzte, als eine wirklich vorhandene Thatsache, die hiezu gegründeten Anlaß gegeben hätte.

Zuerst aber die vollste und ungetheilte Anerkennung der tiefen und ergreifenden Wahrheit, womit die innern Zustände, die mannigfaltigen Schäden und Krankheiten an der nicht katholischen Welt geschildert und mit einer überraschenden Rücksichtslosigkeit aufgedeckt sind. Der große Jammer unserer Tage, daß die offensten antichristlichen Bestrebungen durch Die am meisten Unterstützung finden, welche durch Stellung, Pflicht und Amt vorzüglich berufen sind, der Auflösung entgegen zu treten, wird mit einem Freimuthe gerügt, der unsere vollste Achtung verdient, und es haben die Katholiken sich nur zu freuen, daß auch auf der Gegenseite ein lauter Ruf nach Abstellung so großer Ungebühr sich kund gegeben hat. Was ist schlagender für gewisse Kreise, als die freilich bittere Wahrheit: „Während die Censur jeden Tadel zu unterdrücken wußte, der die zeitliche Verwaltung traf, duldete sie den unbeschränktesten Tadel der ewigen Verwaltung, die Verhöhnung alles Heiligen, die offene Blasphemie; ja es schien zuweilen, als sei ihr diese Ableitung der Tadelsucht vom irdischen Staate auf das Gottesreich nicht unangenehm.“ Wenn Menzel hiebei auf die Zeit vor dem Cölner Ereignisse anspielt, mag jedweder selbst untersuchen, ob nicht der Satz seine Hauptanwendung auf eine spätere Zeit noch besser finde, und das einzige Irrige an ihm etwa in dem euphemistischen Präteritum des Zeitwortes beruhe. Man weiß nicht, wem man mehr seinen Beifall schenken soll, der kühnen Unbefangenheit, mit welcher in dem weitern Verlaufe die bittersten Wahr-

heiten vorgetragen werden, oder der Schärfe der Anschauung, welche die wundesten Stellen in dem Schooße der eigenen Confession auf das schlagendste vor Augen führt. Es ist der sichere Blick des Arztes, welcher die Krankheit nennt, und dem Patienten die Illusion zerstört, die Selbstbetäubung, welche ihn die seinem Leben drohende Gefahr nicht erkennen läßt. Unbarmherzig reißt der Verfasser einen Wolkenbau nach dem andern auseinander, und wirft die Trümmer den Enttäuschten vor die Füße hin. „Es ist charakteristisch für die protestantische Theologie Deutschlands, daß sich in ihr nirgends Puseyismus aufgethan hat, wie in England, und daß nicht einmal die literarische Industrie auf diesen neuen Modeartikel zu speculiren gewagt hat. Allein aus dieser festen Geschlossenheit gegen den Katholicismus folgt noch lange nicht, daß die protestantisch-deutsche Theologie mit sich selber einig ist, wie die englische." Mit scharfen Worten, κηρτομίοισιν ἐπέεσσιν, verfolgt W. Menzel diese tiefe und mannigfaltige Spaltung und die Versuche, die fehlende Einheit in einer Art von Abstreichsverkauf der Dogmen wieder zu finden, und wie das Minimum des Glaubens, von dem man hoffte, es werde Allen recht und genehm seyn, den Einen noch zu viel, den Andern, wie begreiflich, viel zu wenig gewesen sei. — „Man erschrickt, wenn man die Worte „„Freiheit"" und „„Fortschritt"" im Munde der geistig Vernirtesten und zu jedem wahren Fortschritte Unfähigsten unaufhörlich entweihen, und bis zum Ekel wiederkäuen, und Jeden verdammen hört, der sich nicht auf gleichem Niveau der Trivialität mit ihnen befindet." Weit entfernt, daß diese triviale Presse des sogenannten protestantischen Fortschrittes dem Ultramontanismus Eintrag thue, unterdrückt dieselbe nur Männer und Tendenzen im Schooße des Protestantismus selbst, die seine Sache herstellen könnten. „Das Geschrei für Fortschritt ist nur zur Ostentation gegen Rom gerichtet; die wahre Absicht aber ist dabei, jede Reorganisation innerhalb der protestantischen Kirche selbst zu verhindern". Wie mit Keulenschlägen fällt der sprühende Witz auf die Flachköpfe, „denen jedes noch so beschnit-

tene, abgetragene und fadendünne Dogma zu viel ist, jede Liturgie zu katholisch, jede Kirchenverfassung zu hierarchisch."

Lenkt jetzt der Verfasser in die Frage ein, in wiefern der durch die protestantische Presse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vermittelte Bildungszustand bedroht sei, und stellt er im Laufe seiner Erörterung selbst den, ängstliche Gemüther mit Furcht und Schrecken erfüllenden Satz auf, eine totale Niederlage der protestantisch-deutschen Welt dürfe für keine absolute Unmöglichkeit gehalten werden, so wollen wir auch hier, ehe wir dem Noth- und Hülferufe begegnen, der eigenthümlichen Argumentation die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Als eine Transaction zwischen dem Bankerott der Presse und der Volkshülfe, und als aus einem tiefen Instinkte hervorgegangen, ist jene Association zu betrachten, die das Gute, das in jeder Appellation an die Volksgefühle liegt, mit der alten Thorheit wundersam vereinigt. Zwar bedürfte es keiner besondern Association, wenn die Kirchengemeinde in ihrem verfassungsmäßigen Rechte wäre. Der evangelische Noth- und Hülfsverein ist nur ein Surrogat für den Corporationsgeist, dessen die Kirche entbehrt. Allein es ist schon ein sehr günstiges und willkommen zu heißendes Zeichen, daß man sich nach dem Surrogate umgesehen hat, da man vorher auch das nicht einmal zu brauchen schien. Unter dem Einflusse der rationalistischen Presse aber hat sich alle Verblendung, alle Einseitigkeit, alle Anmaßung in die Beurtheilung ganz neuer Verhältnisse eingemischt. Dahin rechnen wir vor allem den unglücklichen schwedischen Namen. Wer vor der historischen Wahrheit nicht absichtlich die Augen zuschließt, muß doch wissen, daß die Herbeirufung der Schweden im dreißigjährigen Kriege nur die traurige Folge war von der Imbecillität und dem Verrathe in der protestantischen Partei. Nie wäre in Deutschland der Name des Schwedenkönigs gehört worden, wenn nicht die protestantische Partei in Deutschland, durch eigene Schuld entwaffnet, und aller Selbsthülfe baar, ihren eigenen Bankerott erklärt hätte; ein Name, der weithin die deutschen Protestanten nur tief be-

schämt, bei dessen Nennung sie nur erröthen können, und den durch bessere Thaten und größere Weisheit vergessen zu machen, unsere heiligste Pflicht wäre. Welch ein trauriges Omen liegt in diesem Namen! Wahrlich, Gott muß sehr langmüthig seyn, wenn er den deutschen Protestanten diesen Mißgriff verzeiht, und ihnen den Jammer erspart, den es ihnen kosten würde, wenn sie dieselbe Erfahrung, nachdem sie dieselbe das erstemal so arg mißverstanden haben, zum zweitenmale machen müßten."

Glaubt der Verfasser vielleicht im gerechten Eifer zu weit gegangen zu seyn, und, um die berechnete Wirkung nicht zu verfehlen, einlenken zu müssen; er hängt, nachdem er die Sache, die er zuerst für schlechthin gut bezeichnet hatte, durch diese Herzensergießung fertig gemacht, einen ziemlich vehementen Excurs gegen die Unfruchtbarkeit des Ultramontanismus an, was ihn aber nicht hindert, eifrig vom Gebrauche feindlicher, ausländischer Parteinamen abzurathen. Der Widerspruch seines Rathes und seiner That scheint ihm aber so wenig vorgeschwebt zu haben, als der nicht minder schreiende, eine Sache für gut zu bezeichnen, mit welcher sich eine solche Verkehrtheit der Gesinnung verband, eine so beispiellose Verrückung von Wahrheit und Billigkeit, daß W. Menzel stärker als irgend Jemand gegen den vielgepriesenen Gustav-Adolfsverein loszuschlagen sich gedrungen fühlte.

Den letzten und äußersten Sturm, oder, um mit Herwegh zu reden, seinen letzten Zeter sendet der Verfasser der Bureaukratie zu. Schonungslos sind hier die treffendsten Wahrheiten ausgesprochen. „Was soll vom kirchlichen Geiste gehofft werden, wenn man den unreifsten und zweideutigsten Talenten der destructiven Partei die Hände drückt, ihre infamsten Verse mit Vergnügen liest, die jungen Leute nur bedauert, daß sie so weit gehen, sich aber doch an ihnen erfreut, überaus säuberlich mit ihnen verfährt, nie einen bestraft, wenn man ihre abscheulichsten Blätter verbieten muß, darüber officielle und sehr weitläufige Entschuldigungen von sich gibt, und je mehr sie in maaßloser, knabenhafter Unart die Autorität beschimpfen, ihnen desto

mehr Achtung erweist. Wenn vor dreißig Jahren die frommen Patrioten harte Verfolgung duldeten, das Prädicat „christlich-deutsch“ ein schwerer Verdächtigungsgrund vor der weiland Mainzer Commission war, und mancher Redacteur eines verhältnißmäßig (wenn man es mit den heutigen radikalen Blättern vergleicht) unschuldigen Blattes Jahrelang im Kerker schmachten mußte, so erstaunt man über die Milde der Gegenwart. Wir würden uns darüber freuen, wenn sie consequent wäre. Wir würden uns auch über die Preßlicenz freuen, wenn sie konsequent, d. h. wenn sie Preßfreiheit wäre. Aber sie ist ein Privilegium, das nur der Schlechte genießt, und worüber der Gute trauern muß.“ — Man darf jedoch zur rechten Würdigung der Neujahrsbetrachtungen nicht vergessen, daß eine leise Hoffnung sie durchzieht, die Liberalen und Rationalisten (die Majorität des würtembergischen Landtages) durch die verzweiflungsvolle Schilderung protestantischer Zustände zu gewinnen, sie auf die Nothwendigkeit einer Stärkung des Protestantismus aufmerksam zu machen. Doch zweifelte der Verfasser selbst, ob er hiemit werde durchdringen können; er ist der Meinung, daß auch seine wohlgemeinten Worte wieder im Lärme des Tages verhallen werden. „Denn die schlechte Presse sorgt dafür, daß keine Vernunft gegen sie aufkommen kann. Unser letzter Trost ist daher, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommen sollte, die Noth, die letztmögliche Erbärmlichkeit selbst, denn, alsdann muß das bisher schweigende Volk für seine bankbrüchigen Mandatare eintreten, und im Volke wohnt ein guter Geist.“ Wir haben keinen Grund, das Vertrauen des Verf. auf dieses ultimum refugium schwächen zu wollen. Er muß am besten wissen, wie tief der Unglaube, der Sectengeist, Pietismus und ähnliche Erscheinungen, die von dem geistigen Leben eines Volkes nicht gerade das beste Zeugniß geben, gedrungen sind. Da er aber die protestantische Geistlichkeit selbst für unfähig erachtet, ihre Mission zu erfüllen, möchte ein Volk ohne Führer eher Besorgniß als Vertrauen einflößen. So von einem Zufluchtsorte nach dem andern flie-

hend, erblickt er einziges Heil und einzige Weisheit, für Katholiken wie für Protestanten, nur „in der Heilighaltung der nationalen Bande, die beide umschlingen, und in der Beilegung des brüderlichen Haders." Da aber ihn selbst dieses nicht hindert, wider die katholische Presse Beschuldigungen zu erheben, die, wenn sie gegründet wären, eine Beilegung des Haders unmöglich machten, so möge er uns auch gestatten, eine Revision seines Ideenganges von unserm Standpunkte aus vorzunehmen, und jene Beilegung vorerst zwischen zweien Individuen zu versuchen, welche, wenn sie Vieles trennt, wenigstens ein lebhaftes Gefühl für das vereinigt, was dem gemeinsamen deutschen Vaterlande noth thut. Wir verkennen nicht, welche Schwierigkeiten der Verfasser hatte, bei der blinden Abneigung der Liberalen gegen alles corporative Leben, bei ihrer natürlichen Vorliebe für den radicalbüreaukratischen Staat und dessen alles nivellirende Streben, sie zu vermögen, diesem ihre Unterstützung nicht mehr zu verleihen, sondern vielmehr den kirchlichen Sinn zu fördern, als die Bürgschaft eines wahren Volkslebens im Gegensatze zur Monotonie der Staatsmaschinerie. Es ist begreiflich, daß zur Erreichung dieses Zweckes nicht bloß rhetorische Kunstgriffe aufgeboten wurden, sondern, da es der Verfasser mit Leuten zu thun hatte, die sich nicht gutwillig fügen, selbst Rücksichten gegen Andere bei Seite gesetzt wurden, welche die Billigkeit strenge zu erhalten gebot. Da aber hiebei ein neues Princip, eine historische Entdeckung zu Hülfe gerufen wurde, die zwar hochgerühmte, aber bisher kaum geahnete Sittlichkeit der protestantischen Presse im Zeitalter ihrer ausschließlichen Herrschaft, so sei es uns vorerst vergönnt, zu untersuchen, ob dieses wirkliche Thatsache, oder nur eine jener vielen geistreichen, aber unbegründeten Ansichten sei, die der wissenschaftliche Protestantismus, von der siegreichen Entfaltung der katholischen Kirche in die Enge getrieben, als eben so viele Nebelbilder an seinem Horizonte aufsteigen läßt.

Gälte es hiebei nur, Ansicht durch Ansicht zu widerlegen, so könnte Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts,

deren Grundgedanke gerade der ist, den W. Menzel widerlegen will, daß die Wissenschaft jener Zeit sich im Gegensatze zum Glauben, und damit auch zu dem von dem Glauben geregelten und durchdrungenen Leben (Moral) entwickelte, als fortlaufendes Argument gegen W. Menzel dienen. Läßt man auch für die Schweizer Dichter, für Klopstock und geistesverwandte Individuen seine Ansicht als Wahrheit bestehen, so hört der allgemeine Satz doch jedenfalls auf, wahr zu seyn, da er sich eine gewaltige Beschränkung wird gefallen lassen müssen. Wir sind weit entfernt, die wirklichen Verdienste der protestantischen Presse, oder gar die Thatsache läugnen zu wollen, daß sie in Deutschland herrschte, allein herrschte, wie der Verfasser sagt. Aber steht nicht auch das Factum fest, daß damit nur eine einseitige Richtung, wenn auch noch so großartig, nur Eine Richtung des deutschen Volksbewußtseyns sich aussprach. Kann geläugnet werden, daß gerade diese Alleinherrschaft Deutschland fertig, politisch todt gemacht habe, und haben nicht gerade jene beiden Männer, die W. Menzel als die Heroen der sittlichen Richtung hinstellt, Kant und Schiller, indem sie die deutschen Geister in eine metaphysische Traumwelt entrückten, und mit der Gegenwart, mit der Welt und der Aufgabe des Einzelnen in derselben, in einen nicht mehr zu lösenden Zwiespalt verwickelten, dem deutschen Volke eine tödtliche Wunde versetzt? Der Verfasser dieser Zeilen, dessen Stolz es ist, Katholik zu seyn, hat lange genug zu den Füßen Schellings gesessen, um den Werth und die Bedeutung philosophischer Speculation kennen zu lernen. Er hat aber auch aus täglichem Umgange mit dem größten Gegner politischer und philosophischer Träumereien, A. W. Rehberg, frühe gelernt, die Kraft einer Nation nicht in der abstracten, sondern in der positiven Richtung der Geister zu suchen. Hat die protestantische Presse in neuerer Zeit „ein neues Band" um die Nation geschlungen, so darf dieses Lob ihr doch nicht anders zugestanden werden, als, daß wenn sich die Sache so verhält, der protestantische Charakter diese Richtung, wider seine eigene Grundlage streitend, annahm. Sollten aber

die Deutschen wirklich in Betreff der Ereignisse ihrer eigenen Geschichte ein so kurzes Gedächtniß besitzen, daß sie nicht mehr wüßten, wie der Umsturz des tausendjährigen Kaiserreiches nicht blos der freundnachbarlichen Theilnahme der Jacobiner und des Autocrators, sondern wesentlich dem Bemühen zuzuschreiben war, was an der Nation katholisch war, durch allgemeine Umwälzung über den Haufen zu werfen? An solchen Früchten können wir doch nicht einen hervorstechend sittlichen Charakter der protestantischen Presse erkennen. Wenn aber W. Menzel selbst von einer Grazie der Sittlichkeit spricht, so kann dieß im Gegensatze zu der Gemeinheit mancher gegenwärtigen Matadoren dieser Presse zugestanden werden, in denen übrigens ein neuer Critiker, Gelzer, nichts anderes erblicken konnte, als eine andere Umhüllung der Knochen und Sehnen der Häupter derselben Presse im verflossenen Jahrhunderte. Abgesehen davon, daß eine Sittlichkeit ohne dogmatischen Halt nur einen geistigen Hochmuth in sich schließt; daß, die Lebensfrische der protestantischen Orthodoxie im Blüthezeitalter ihrer Presse und einen günstigen Einfluß auf diese behaupten zu wollen, zu den tantalischen Arbeiten gehörte: sei es uns vergönnt, den Ausspruch eines Mannes anzuführen, dem Niemand patriotische Begeisterung, erleuchteten Verstand, eine ehrenwerthe protestantische Gesinnung und tiefe Kenntniß der deutschen Literatur wird absprechen wollen. „Wir büssen", schrieb der treffliche Perthes im Jahre 1805 an Joh. v. Müller, „wir büssen die Sünden unserer Väter! Die beiden letzten Generationen arbeiteten uns mit einem unglaublichen Leichtsinne nach dem Abgrund hin! — Noch zwanzig Jahre solcher Hurerei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus, und wir hätten ein siécle littéraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn." Offenbar bezeichnet hier der tiefe Kenner der deutschen Literatur jene Periode, in welcher, nach W. Menzel, die protestantische Presse einen vorherrschend sittlichen Charakter gehabt haben soll.

Unser Volk hat sich nun einmal die historische Aufgabe

gestellt, nach zwei einander ausschließenden Gegensätzen sich zu entwickeln. Dieß ist seine freie That, die, ignoriren zu wollen, dem äußersten Unverstande gleich käme, obwohl hievon nur zu reden, in manchen Kreisen sogleich mit dem Stempel des Fanatismus belegt wird. Können wir uns mit diesen Gegensätzen gegenseitig vertragen, vermögen wir aus den großen Lehren der Geschichte so viel zu entnehmen, daß wir jedem Theile seine Entwickelung gönnen; so wird darin unsere Stärke bestehen, wie wir im entgegengesetzten Falle den Stürmen der Revolution nur entgingen, um gleich dem Staatsschiffe der Athener bei der Einfahrt in den Hafen zu scheitern. Allein offenbar reicht hiezu das hochgepriesene Deutschthum nicht aus. Es ist zu wenig, wenn eine Nation nichts Andres aufzuweisen hat, als ihre Nationalität, die wieder in siebenunddreißig oder achtunddreißig Unternationalitäten, Kokarden und Farben zerfällt. Die Argumentation W. Menzels selbst liefert hiefür den schlagendsten Beweis; denn den Neujahrsbetrachtungen gemäß ist deutsch und protestantisch synonym, wie katholisch, jesuitisch, ultramontan, fremdartig u. dgl. Und dennoch wollte W. Menzel offenbar zum Frieden predigen. Dieser Widerspruch ist nun die natürliche Consequenz der Alleinherrschaft, die der Protestantismus prätendirt, so daß selbst die Rücksichten nicht mehr gelten, die man der Sache schuldig ist, für die man spricht. — „Der protestantischen Presse hat sich eine neue jesuitische, im feindseligsten Hasse, gegenübergestellt, und die Nation, so weit als es die Presse vermag, in zwei Lager getheilt.“ Untersuchen wir wieder, mittelst Thatsachen, das Wahre oder Irrige dieser Angabe. In der Zeit ihrer glücklichen Alleinherrschaft, „in der rechten goldenen Zeit“ *), hatte sich die protestantische Presse gewöhnt, unter Katholischem nur Josephinisches zu verstehen, welches von jenem ungefähr so viel besaß, als das berühmte Messer, dem die Klinge fehlte und der Stiel ermangelte, von einem wirklichen Messer hat. Nur dieses gilt auch W. Menzel als Katholicismus; in diesem sind gemäßigte, patriotische, antijesuitische

*) Damals, als wir Alles galten. (Göthe.)

Tendenzen. Sollte es ihm aber wirklich unbekannt seyn, in welchem Geiste diese saturnischen, jedwede individuelle Thätigkeit der Staatsgewalt unterordnenden Neuerungen geschahen, so ist für jeden Andern von dem Momente kein Zweifel mehr übrig, als für den Kaisersaal zu Frankfurt die Freimaurer das Bild Josephs II. bestellten. Freimaurerische Tendenzen aber und den hohlsten Absolutismus, der sich selbst zerstört, mit der katholischen Kirche zu identificiren, Katholisches Josephinisch zu nennen, ist eine Schmach gegen die älteste und großartigste Anstalt, welche die Weltgeschichte kennt, ist nicht nur eine Todsünde wider Logik und Geschichte, sondern eines Mannes, der gewohnt ist, seine eigenen Wege zu gehen, ganz unwürdig. Es ist doch jetzt kein Geheimniß mehr, daß die josephinische Epoche gleich der deistischen in England keine andern Früchte brachte, als eine gränzenlose geistige Sterilität, einen geisttödtenden Pedantismus, gegen den sich die Bessern aller Confessionen vereinigen sollten, dem aber am allerwenigsten Weihrauch von einer Presse gestreut werden sollte, die sich für den Pendel alles wissenschaftlichen Fortschrittes auszugeben pflegt. Leider bestätigt sich auch hier nur die alte Wahrheit, daß wohl in der ganzen Weltgeschichte sich kaum etwas Aehnliches finden wird, das der gründlichen Verkennung der Endzwecke und des Wesens der katholischen Kirche gleich käme. Wenn in einer Urkunde ein e statt eines ae gelesen wird, schnallt ein kampffertiger Streiter in Kiel den Harnisch an, und zuckt das Schwert, den Unglücklichen, dem das grausame Vergehen begegnete, in Stücke zu hauen; allein gegen die katholische Kirche darf Jeder den Freibeuter spielen, da ist keine Erfindung eines Stubengelehrten noch so wahnsinnig, sie wird von den nachbetenden Jüngern als tiefes Resultat geistreicher und quellenmäßiger Forschungen gepriesen. Da läßt eine erhabene Autorität das Dogma der Transsubstantiation im dreizehnten Jahrhunderte durch irgend einen Papst erfinden; ja, der Mann ist seiner Sache so gewiß, daß er es nicht für nöthig hält, den mindesten Beweis hiefür beizubringen. Derselbe unstreitig große Gelehrte, welcher vielleicht bis

zum gegenwärtigen Augenblicke keine Vorstellung von der Absurdität hat, die er sich in Betreff der Lebensfrage aller katholischen Völker zu Schulden kommen ließ, erzählte mit der größten Treuherzigkeit von den Jesuiten, ihre Obern hätten sie zu einer Sünde verpflichten können. Ja er führt selbst den Beweis dafür aus den Constitutionen der Jesuiten an. Unglücklicherweise für ihn enthalten aber diese gerade das Gegentheil, nämlich für Jeden, der Ordenslatein versteht, von Ordensregeln Kenntniß hat, und nicht mit einer Gedankenlosigkeit ohne Gleichen an die Erörterung kirchlicher Gegenstände sich wendet. War es dann nicht ein Beweis der höchsten Unparteilichkeit, als derselbe Gelehrte, seines Irrthums überwiesen, in der zweiten Auflage erklärte, man könne den Paragraph auch anders deuten! Als ob er je von denen, die das Gesetz gaben, so gedeutet worden wäre, wie man in Berlin für gut fand, es nach dem Vorgange des hämischen Hrn. v. Lang auszulegen. Ein anderer namhafter Historiker vermag die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts mit vorzüglicher Rücksicht auf die Literatur zu schreiben, ohne daß ihm auch nur der Gedanke gekommen zu seyn scheint, es sei hinter der katholischen Kirche etwas anderes, als „Aberglaube und Götzendienst“, man habe ihr doch auch einige Gerechtigkeit zu erweisen. Käme es auf ihn an, so hätte eines der edelsten und kräftigsten Stammvölker schon vor sechszig Jahren seine politische Existenz eingebüßt, — nur weil es katholisch blieb. Man muß wirklich Mitleid mit dem alten Manne haben, der, das Werkzeug einer Partei, jedes Jahr in immer brutaleren Tönen, sein Lied absingt, ohne bei den Geschmähten eine andere Wirkung hervorzubringen, als sie unwillkührlich an den Cyclopen und die schönen Verse Homers zu erinnern:

καδδέ μεν ὑπνος
ἤρει πανδαμάτωρ . φάρυγος δ'ἐξέσσυτο οἶνος
ψωμοί τ' ἀνδρόμεοι . ὀδ'ἐρεύγετο οἰνοβαρείων.

Wenn das am grünen Holze unserer Literatur geschieht, was soll man denn von dem dürren sagen? Ist etwa noch nöthig, hinzuzufügen, in welchem Geiste die Mehrzahl unserer Li-

teraturzeitungen redigirt werden — daß W. Menzels Literaturblatt eine ehrenvolle Ausnahme macht, ist schon früher gesagt worden, — oder in welchen Händen sie sich befinden? Hat nicht der Uebermuth, womit dieses von Seite Norddeutschlands geschah, die Unbilligkeit und Bevormundung gegen den Süden zuletzt eine nur zu gerechte Indignation hervorgerufen, und die periodische Literatur verächtlich machen müssen, seitdem die Gemeinheit ihren schmutzigen Thron darin aufschlug. Kann man doch kaum mehr ein naturhistorisches Buch, von Romanen, sogenannten Geschichtsbüchern ohnehin nicht zu reden, aufschlagen, ohne auf die albernsten oder böswilligsten Ausfälle zu stoßen. W. Menzel ist gewiß zu billig, als daß er sich nicht selbst gestehen müßte, die Alleinherrschaft der protestantischen Presse sei weder mit Takt noch mit Schonung, weder mit Gerechtigkeits- noch mit Billigkeitsgefühle behauptet worden; es thue den protestantischen Interessen so wenig, als irgend anderen gut, wenn eine Richtung im ausschließlichen Besitze der Presse sich befindet; es sei dieß weder dem Principe der Freiheit, noch der Wissenschaft, weder dem Glauben, noch der Doctrin angemessen; ja wie man von einer Regierung gesagt hat, es sei ihr eine Opposition wünschenswerth, und wenn keine vorhanden sei, müsse sie sich eine erschaffen, so würde es ja auch der protestantischen Dictatur nicht einmal frommen, so ausschließlich zu seyn. Und ferner, welche Mühe für beiläufig fünfzehn Millionen deutscher Protestanten, für achtzehn Millionen deutscher Katholiken zu schreiben, zu sprechen und zu denken. Diese Aufopferung für das gemeine Beste wäre zu groß, als daß wir uns dieses ohne Schamgefühl so ruhig gefallen lassen könnten. Darf man sich daher wundern, wenn die Katholiken, welche die überwiegende Mehrzahl der deutschen Bevölkerung bilden, vor nicht zu langer Zeit noch im Besitze der Mehrzahl der deutschen Staaten waren, auch den ihnen gebührenden Theil an deutschen Schulen, deutschen Universitäten, deutscher Wissenschaft, deutscher Presse verlangen — sei es auch nur, um dem so oft lautgewordenen Hohne zu begegnen, sie leisteten auf dem Felde der

Wissenschaft nichts, der Wissenschaft, die ihnen, gleich ihrer Religion, nach der Meinung so vieler Protestanten nur in so ferne zugeschnitten werden sollte, als es dem protestantischen Interesse zuständig wäre. — —

Zweimal, meint W. Menzel, sei der Protestantismus bereits der Todesgefahr entgangen, und wieder drohe ihm solche jetzt von der „jesuitischen Presse", von der Wallfahrt zum heiligen Rocke, von der Vereinigung deutscher und welscher Katholiken. Er ruft zwar nicht um Hülfe, er deutet die Gefahr mehr an; es genügt ihm, Furcht zu erregen — den harmlosesten Dingen undeutsche Tendenzen unterzuschieben.

Wenn der Protestantismus nur den hundertsten Theil jener Stürme auszustehen gehabt hätte, welche die katholische Kirche von der Zeit an betrafen, als die protestantische Presse ungefährdet von jeder anderen sich zur Dictatur erschwang, er würde längst aufgehört haben zu existiren. Denke man von den Jesuiten wie immer, sie repräsentirten das katholische Princip, als die bourbonischen Regierungen von den Grundsätzen des Jansenismus verführt, dasselbe mit einem Schlage zu zerstören trachteten. Die Jesuiten traf er, aber der Kirche galt er, und was die legitimen Fürsten von Gottes Gnaden begonnen, haben die Jacobiner von Volkes Gnaden dann fortgesetzt. Gleichzeitig erfolgte in Deutschland die Vernichtung aller katholischen Schulen durch die josephinische Periode, die Bildung der Centralanstalten zur Dressur der jugendlichen Geister in den Grundsätzen der Staatsomnipotenz, die absichtliche Zertretung jedes katholischen Keimes, woran die protestantische Presse, nicht zu Gunsten ihrer Sittlichkeit, redlichen Antheil nahm. Mit welchem Jubel ward nicht Febronius begrüßt; wie zärtlich wird nicht jetzt noch der Emser Congreß den Katholiken zur Nacheiferung vorgehalten, auf daß sie sich doch ja in Bälde entschließen möchten, in purem deutschem Nationalinteresse irgend einen, von Menzel selbst so charakteristisch geschilderten Bureaukraten, statt des Nachfolgers des heil. Petrus, wenn auch nicht zum Titular-, doch zum faktischen Papste zu erhalten. So weit der

Einfluß der Fürsten, so weit der der Presse reichte, ward alle Tradition systematisch zerstört, und wie die jetzt lebende Generation von den Tagen des deutschen Kaiserthums so wenig weiß, als jener Pharao von Joseph und seinem Geschlechte, so sollte die Kunde, und mit dem Andenken das Verlangen nach der katholischen Heilslehre für alle Zeiten entfernt werden. Glaube Niemand, daß wir uns daran erfreuen, vernarbte Wunden aufzureißen, etwa um zu sehen, welche Farbe das Herzblut habe, das man damals fließen machte; allein man kann dieß schon deßhalb nicht mit Stillschweigen übergehen, weil noch immer die Meinung, selbst bei gemäßigten Protestanten, vorwaltet, es diene gerade dieser allseitig eingeleitete Vernichtungsproceß des Katholischen als beiderseits annehmbarste Grundlage zur Verständigung und Aussöhnung. Hält man es nicht gegenwärtig für eine Sache, wo ein Widerspruch ganz unvernünftig wäre, ja für einen Act ganz besonderer Toleranz, wenn man von den Katholiken nur begehrt, etwa der Verbindung mit Rom zu entsagen, oder einem Paar von ihren sieben Sacramenten, oder den Mönchsorden, von den Jesuiten nicht zu reden, oder dem Cölibate der Priester, oder ihren Ehegesetzen u. dgl. Von dem Momente an, als sie sich in diese Kleinigkeiten gefügt, könne ihnen auch die Anerkennung als vollblütige Deutsche, treffliche Patrioten, vernünftige Männer nicht fehlen. Unnöthigem Eigenwillen möge nicht das Interesse des Vaterlandes aufgeopfert werden. Man sieht es dem Protestantismus an, wie jung er ist; sonst müßte er wissen, daß altrömische Proconsuln einst eine ähnliche Sprache führten, und seit achtzehnhundert Jahren immer dieselbe Antwort erfolgt ist. So achtungswerth Personen seyn mögen, die um solchen Preis Katholiken zu werden vorgeben, so befinden sie sich doch so lange in großem Irrthume, als sie glauben, die katholische Kirche bedürfe ihrer, und nicht sie selbst zum Heile ihrer eigenen Seele der Anstalten der Apostelkirche.

Es gehört die ganze, jetzt dominirende Verwirrung der Ideen, der beispiellose Mangel an Logik dazu, welch beide Erscheinungen übrigens seltsamer Weise gerade in der Periode der

höchsten Entfaltung der protestantischen Presse eingetreten sind, um das immerwährende Vorhandenseyn einer katholischen Wissenschaft in Abrede zu stellen, oder ihre erneute Blüthe in Deutschland mit einem Namen brandmarken zu wollen, unter dem man sich auf der Gegenseite so ziemlich eine Art von Ausgeburt der Hölle denkt. Bis zu den Tagen, wo „unser Martinus" das deutsche Volk in zwei Heerlager trennte, gab es nur Eine große, reiche, blühende Wissenschaft; sie war katholisch, ihr ganzer Charakter war es, der Lebenshauch, der ihre Adern schwoll. Erst seit den Tagen, als in deutschen Städten und Landen der protestantische Schneider sich vom katholischen trennte, und selbst bis zum Wasenmeister hinab die Scheidung des Volkes ging, gab es auch eine protestantische Wissenschaft neben der katholischen. Ob es gut war, ob es nicht gut war, braucht hier nicht erörtert zu werden. Die Thatsache bestand, und sie besteht noch. Nur mit einem großen und gewaltigen Unterschiede. Während Beide nicht mehr ohne Wissenschaft seyn können, dient sie den Katholiken als Mittel zur Erreichung eines höheren Endzweckes, sie ist eine Seite seines geistigen Lebens, ohne daß aus ihr allein die Vollendung desselben hervorgehen könnte. Dem Protestanten ist sie Lebensbedingung, sei es, um überhaupt die Frage zu lösen, was ist Wahrheit, oder aus dem Schiffbruche der Offenbarung und Autorität durch geistige [illegible] so viel herauszureißen, als zur Beruhigung des Einzelnen dient, oder auch um das Wrak selbst desto schneller in Trümmer zu schlagen. Geht der Eine von dem sicheren Boden der Wahrheit aus, und ist sein Streben das fortgesetzte Bemühen, das Walten Gottes für den Menschengeist anschaulich zu machen, so hat der Andere eigentlich doch nur zwischen zwei Momenten die Wahl. Entweder, in dem engen Kreise treu zu verharren, den vor drei Jahrhunderten zwischen der katholischen Kirche, der von ihm theils verworfenen, theils anerkannten Autorität einerseits, und der willkührlichen Deutung der Evangelien andererseits Luther gezogen hat, um der selbsterregten Fluth möglichen Stillstand zu gebie-

ten. Oder, die Schranken der Menschensatzung zu durchbrechen, noch wilder, als Luther, der die Autorität der Kirche da brach, dort bestehen ließ, alles der individuellen Ueberzeugung anheimzustellen, die, in besseren und glücklicheren Naturen einen christlichen Charakter festzuhalten, in andern denselben so schnell wie möglich loszuschlagen sich bemühen wird. Unstreitig wird ein wissenschaftliches Verständniß der ersteren mit den Katholiken schwer, ja beinahe unmöglich seyn, da ihr Charakter kein anderer ist, als eben die Ausschließlichkeit und Hartnäckigkeit, mit welcher sie sich gegen vorwärts und rückwärts als juste milieu zu behaupten suchen und suchen müssen. Theilweise leichtere Verständigung, wie auch leidenschaftlicherer Haß, wird bei den andern statt finden, die gegenwärtig auch eine solche Majorität zählen, daß der ersteren kaum mehr gedacht werden kann. Sollte aber hier, und dieß ist vielleicht die wichtigste Lebensfrage Deutschlands, eine Verständigung auf dem wissenschaftlichen Gebiete erreicht werden, so müssen zuerst die Tausende und abermal Tausende von Vorurtheilen niedergekämpft werden, die von frühester Jugend an, von den abgeschmacktesten Ammenmährchen bis zum Heidelberger Katechismus, der die Katholiken als Götzendiener behandelt, in die protestantischen Gemüther dringen, und nothwendig bei so vielen einen, wie ihnen deucht, gerechten Haß, eine tiefe Abneigung gegen das Katholische, das sie nicht kennen, hervorruft. Seitdem man es für möglich hielt, daß der Illuminatenorden mit seiner Verruchtheit von Jesuiten geleitet ward, seitdem kann man sich einen Begriff von dem Argwohne machen, mit welchem die katholischen Interessen von der Gegenseite beobachtet werden, und ein Theil der deutschen Presse, welcher sich von Lügen und Verläumdungen nährt, und einen wahren Wolfshunger nach allem hat, was Scandal zu erzeugen vermag, gibt täglich den schlagendsten Beweis von der Macht der unbegründetsten Besorgnisse, der thörichtsten Befürchtungen. Wie in Frankreich regelmäßig die Rheingränze auf der Tribune angeregt wird, so stößt jener in bestimmter Epoche ins große Horn, die Zionswächter möchten sich vor

dem Ultramontanismus hüten. Geschieht es aber nur einmal, daß irgend ein katholischer Schriftsteller, ein katholisches Blatt diesen Wortführern des Fortschrittes gegenüber auch nur den mindesten Irrthum sich zu Schulden kommen ließ, so ist das eine Sünde, die nie verziehen wird, kein Ausdruck zu stark, kein Beiwort zu scharf, keine politische Maaßregel zu streng; ein Menschenalter ist zu kurz, um ihm dieses auf die ehrenrührigste Weise empfinden zu machen. Doch es ist nicht nothwendig, dieses Treiben zu schildern; Niemand hat offener über dasselbe den Stab gebrochen, als W. Menzel. Der Amboß hat den nöthigen Hammer gefunden.

Allein, wenn W. Menzel nun von einer jesuitischen Presse spricht, die die natürlichen Sympathien unter den Söhnen eines und desselben Volksstammes auf einmal wieder verschwinden machen, die starrste Entfremdung, den bittersten Haß der Confessionen hervorrufen wolle, so sehen wir uns genöthigt, solche Anklagen auf das entschiedenste zurückzuweisen. Daß bei den unausgesetzten Angriffen, der offenbarsten und hämischsten Verletzung alles dessen, was den Katholiken heilig und lieb ist, Mysterien des Glaubens, wie durch erhabene Würde und Lauterkeit des Wandels ausgezeichneter Personen, katholischer Dogmen, Ceremonien, Institute, Sachen und Menschen, wo kein Mittel unbenutzt gelassen wird, um Unbefangene irre zu machen, Ununterrichtete zu bethören, ja die Leidenschaften zu erwecken und den Haß zu entflammen, wo das elende Geschmier eines apostasirten Priesters, die Sprache jacobinischer Rohheit, gleich einem Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts begrüßt wird, daß gegen so ein literarisches Gesindel den Katholiken kein anderes Mittel übrig bleibt, als entweder die Sprache der äußersten und gerechtesten Indignation oder stillschweigende Verachtung, ist wohl keine Frage. Mehr als sonderbar aber klingt es, wenn W. Menzel von einer unbedingten Reciprocität spricht, die sich die Katholiken erlauben. Etwa deshalb, weil sie den Luther des sechszehnten Jahrhunderts wider den in Schutz nehmen, welchen die gegenwärtige protestantische Presse ihm als

[redacted]

Alter ego an die Seite setzen will? Sollte es wirklich W. Menzel entgangen seyn, daß die gesammte katholische Presse in Jahresfrist und nach zahllosen Provocationen nicht so viel „Gehäßiges" druckt, als das Frankfurter Journal und die deutsche allgemeine Zeitung in einem Monate, ja in der Hälfte desselben gewöhnlich zu liefern pflegen? Gibt es eine Presse der Welt, die in diesem Stücke Größeres leistet, als die jetzige protestantisch-politische? Sollen wir die Worte Menzel's wider ihn selbst, sollen wir H. Leo wider ihn aufrufen? Wenn aber W. Menzel so sehr — und wir geben ihm hiebei vollständig Recht — wider alles Haßerregende eifert, wie kommt es, daß er eine Presse, in der sich doch der Ausdruck einer großen, und wenigstens eben so deutschen Bewegung, als der Protestantismus je gewesen, nicht verkennen läßt, mit den gehässigsten Parteinamen belegt? Die katholische Wissenschaft und katholisches Leben sind in Deutschland älter, als Jesuiten und Protestanten zusammengenommen. Oder sollten wirklich die Protestanten meinen, es sei vor ihnen keine Wissenschaft in Deutschland gewesen; weil sie sorgsam keine andere, als die ihrige, aufkommen ließen, und großentheils für sie noch keine existirt, habe es auch keine gegeben? Hat die Ausschließlichkeit die Einen verblendet, so daß sie nicht sahen, was um sich vorging, so ist sie für die Andern der Sporn geworden, das Bessere, was in dieser Richtung war, in sich aufzunehmen, die Verkehrtheit fern zu halten, und somit eine organische Entwicklung einzuleiten, die die Wissenschaft selbst ihren erhabenen Zielen nur näher bringen kann. Wie das Frühere dem Späteren zum Substrate dient, dient mit Recht den Katholiken die sogenannte protestantische Presse zum Mittel und zur Förderung, wenn auch nicht zum Ausgangspunkte oder zum Ziele. Was hieran Jesuitisches ist, vermögen wir nicht einzusehen. Im Gegentheile halten wir gerade diese Kenntnißnahme von allen geistigen Bewegungen auf der Gegenseite für einen Vorzug der katholischen Wissenschaft. „Es war der Deutschen Vorzug, es war ihr Charakter, Wahr-

heit und Recht unter jeder Gestalt zu erkennen" *). An diesem alten Charakter halten wir noch immer fest. Gesetzt aber auch, es hätte die ganze wissenschaftliche Bewegung unter den Katholiken nicht der in der katholischen Kirche ruhenden Regenerationskraft, sondern der protestantischen Presse ihr Entstehen zu verdanken; gesetzt, es datirte sich in der That eine katholische Wissenschaft von gestern her, so wäre es dem Charakter der Deutschen angemessen, sich darüber zu freuen, daß ein so zahlreicher Theil des gemeinsamen Volksstammes nicht länger der geistigen Bewegung fremd bleibe. Mit dem absichtlichen Ignoriren, dem Vornehmthun, dem hochmüthigen Daraufheruntersehen ist der Sache des Vaterlandes gewiß so wenig gedient, als damit, daß man den wissenschaftlichen Pulsschlag in dem katholischen Theile des Volkes als jesuitisch, Haß erregend, die Entfremdung erzeugend brandmarkt.

Allein noch viel schwerere Beschuldigungen wälzt W. Menzel auf die katholische Presse. „Man verfälscht die Geschichte und macht aus dem großen Entwickelungsgange des deutschen Lebens in seinen mannigfachen Schöpfungen und Schicksalen eine bloße Fortsetzung der römischen Geschichte. Die neuen jesuitischen Geschichtschreiber — das Epitheton aus dem Munde eines Protestanten ist wenigstens unverfänglich — haben nur das Interesse der Curie im Auge. — Was auch deutsche Kaiser, Helden und Denker für den Entwicklungsgang des deutschen Lebens Großes gethan haben mögen, so fern sie dem Papst nicht unbedingt gehorchten, werden sie als Ruchlose bezeichnet und in die Verdammniß geworfen. Der italienische Standpunkt herrscht schon bei einem Dutzend namhafter deutscher Historiker entschieden vor. — Ein Drittheil unserer Geschichte wird auf einmal pechschwarz, wie wenn ein russischer Censor mit breitem Pinsel sie durchstrichen hätte. Was wir als Gesammtentwicklung einer und derselben Nation zu betrachten gewohnt waren, das sollen wir jetzt als eine Zweiheit so

*) Perthes an J. v. Müller 28. Dez. 1806.

unvereinbarer Gegensätze wie Tag und Nacht ansehen.“ — So arg dieses klingt, so ist dieses noch lange nicht das Schlimmste, was W. Menzel den deutschen Jesuiten zur Last legt. „Schlimmer noch als diese Ungerechtigkeit gegen Deutschlands große Todte, ist die Verdammung der Lebenden, die nicht blos vorleuchtende Gegner, sondern ganze Volksstämme trifft. Es ist in den Journalen unter jesuitischem Einfluß eine ganz besonders beliebte und oft wiederkehrende Phrase, der Protestantismus sei hauptsächlich Sache derjenigen Stämme, die aus einer Mischung des deutschen und slavischen Blutes entstanden sind, und die man deßhalb als Bastarde an Charakter und Geist zu verläumden sucht.“ — Wir entheben uns und den Leser der Mühe, Menzels Gegenbeweis dieser Behauptung ausführlich mitzutheilen, nicht nur, weil sie zu vag ausgesprochen, kein Journal bezeichnet, das sie enthielt, uns auch kein unter jesuitischem Einfluße stehendes bekannt ist, sondern, weil wir uns überhaupt nur entsinnen, diese Ansicht ein einziges Mal, und zwar mit einiger Modification, in dem Reisetagebuche eines Slaven und protestantischen Predigers gefunden zu haben, der, nach Schmellers vortrefflicher Anzeige des Buches in den Münchener gelehrten Anzeigen mit großer Emphase aus der Etymologie die Namen mehrerer Urheber der Glaubensspaltung, aus dem Namen der Katharina von Bora u. dgl. bewies, daß Deutschland diese Wohlthat vorzüglich den Slaven zu verdanken habe. Da aber bereits der Fall vorkam, daß ein deutscher Professor der Geschichte in einer erst 1843 fertig gewordenen, aber auch durch ihre Absurdität in der Geburt erstickten Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens, nicht übel Lust hatte, selbst die Freimaurer, und am Ende noch gar das Ministerium des Königs Friedrich Wilhelm II. zu Jesuiten zu machen, so ist es nach solchen Vorgängen unmöglich, auch nur zu ahnen, was unter den unter jesuitischem Einfluß stehenden Journalen begriffen werden soll. Uns wird es nicht wundern, wenn eines schönen Morgens die deutsche allgemeine Zeitung dem Frankfurter Journal, oder umgekehrt, dieses jener ein ähn-

liches Beiwort geben sollte. Ist es doch, wie bestimmt versichert wird, dahin gekommen, daß einer der ersten Minister eines großen deutschen Staates von Pastoren seiner eigenen Confession, ungeachtet des unlängst erst gegebenen, triftigen Gegenbeweises antijesuitischer Gesinnung durch Einziehung von hundert und dreiundzwanzig katholischen Kirchen, als Kryptojesuit angesehen wird. Uebrigens gesetzt auch, es wäre die von W. Menzel erhobene Beschuldigung wahr, d. h. sie fände sich, was wir nicht wissen, in einem katholischen Journal, so liegt ihr entweder eine historische Wahrheit zu Grunde, oder nicht. Nun wissen wir aber alle, wann Bayern, Schwaben und die übrigen Kernvölker Deutschlands, und wie spät die Mischlingsvölker auf dem rechten Elbeufer Christen wurden; nicht minder, welcher Theil der Kernvölker, wie viele von den Mischlingsvölkern Luthers Glauben adoptirten, Zwinglis oder Calvins Satzungen huldigten. Nur das Gewicht der Thatsachen kann bei Verständigen entscheiden; unbegründete Ansichten sind wirkungslos und keines Aufhebens werth. Nun neigt sich aber, zu W. Menzels Unglück, selbst einer der tüchtigsten Kenner deutscher Volksthümlichkeit, ein eisenfester Protestant, Moritz Arndt *), der Meinung zu, daß Luther, Leibnitz, Lessing aus wendischem Blute stammten. Könnte W. Menzel es der jesuitischen Presse verübeln, sich auf eine solche Autorität zu stützen, oder gehört auch Arndt zu den jesuitischen Geschichtschreibern? Der Leser sieht, daß die Argumentation unsers Freundes nicht immer stichhaltig ist.

Viel stärker, und Männer betreffend, welche in ihrem Kreise muthig für die Ehre des Vaterlandes, für Recht und Freiheit von allem Zwange kämpften, erscheint uns der erste Vorwurf, den W. Menzel den minder schlimmen nennt, dem wir aber die Gegenanklage vorhalten, er beruhe auf einer fast unglaublichen Verkennung deutscher Wissenschaft, deutscher Geschichte, und dessen überhaupt, was uns Noth thut. In den

*) Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn 1844. S. 108.

Tagen der Größe deutscher Nation bestand der Ruhm und der Stolz unserer Ahnen darin, nicht sowohl eine Nation gleich einer andern zu seyn, sondern den höchsten Ideen zu leben, die das Christenthum in den Schooß der Menschheit gesenkt hatte, und ihre Aufgabe darin zu suchen, daß sie sich gerade die allgemeinen Zwecke zur Erreichung vorsetzten. Allen großen Weltkämpfen, allen geistigen Schlachten haben die Deutschen als Vorkämpfer beigewohnt, und so wenig konnte selbst der Bruderzwist der Glaubensspaltung diesen Fundamentalcharakter rauben, daß Deutschland wenigstens als Schlachtfeld dienen mußte, und nach Verlust seiner politischen Größe die Lösung der wissenschaftlichen Fragen erhielt, die die Welt bewegen. In dem Maaße aber ist Deutschland gesunken, in welchem es in das Geleise anderer Nationen einlenken, die große Kaiserstraße verlassen wollte; in dem Maaße hat es sein Ansehen über alle Nationen behauptet, in welchem es sich jenen allgemeinen Zwecken unterordnete, und gesunken ist es in dem Momente, als an die Stelle kaiserlicher Demuth der Stolz, Genußsucht, Pracht und Ueppigkeit an die Stelle der Aufopferung; das Streben nach Alleinherrschaft an die Stelle des Schutzes der Rechte und der Freiheiten traten. Nichts aber kann verkehrter seyn, als wenn aus einem falschen Patriotismus die Schwäche zur Stärke, das Laster zur Tugend, die Verkehrtheit zum anspruchlosen Sinne umgewandelt wird. Und wahrlich, Deutschland hat in diesem Sinne bis zum Wahnsinn Großes geleistet, und wenn unsere Fürsten Dem folgen wollten, was unsere Historiker in patriotischer Begeisterung auf den Scheffel stellten, so dürfen sie Unzucht üben, Gesetze umstoßen, Rechte verletzen, Völker bedrücken, sie könnten noch immer sicher seyn, daß es nicht an Historikern fehlen werde, die in patriotischer Weise entweder ein tiefes Stillschweigen beobachten, oder gar den lautesten Beifall zu allem spenden, was jedem sittlichen Menschen ein Gräuel ist. Es ist nicht nothwendig, hievon Beispiele anzuführen. Die Berserkerwuth, womit der hessische Lokalpatriotismus von Zeit zu Zeit in den Göttinger gelehrten Anzeigen ausbricht, oder die naive Aeuße-

rung eines modernen Biographen König Friedrichs II., derselbe sei unter den Seinigen wie ein Heiliger umhergewandelt, liefern, um Anderes nicht zu berühren, genügende Beweise. Es hat sich aber, was zur Ehre unserer Nation gereicht, ein Eifer in Erforschung der Geschichte gezeigt, der nicht genug gepriesen werden kann, und dem eher Einhalt zu thun ist, als daß er noch eines Spornes bedürfte. Neue Quellen werden mit unermüdlicher Beharrlichkeit aufgesucht und gefunden, die alten kritisch geläutert, die Urkundenschätze gesichtet und mit bewunderungswürdigem Fleiße dem Historiographen zugänglich gemacht. Der ganze Boden der deutschen Geschichte, wie dieselbe in den Tagen der Alleinherrschaft der protestantischen Presse aussah, ist weggeräumt worden, und verwundert blicken die Forscher selbst, wie ganz andere Gestalten dem durch und durch gelockerten Erdreich entsteigen, als jene Presse zu zeigen gewohnt war. Das ist die unerbittliche Macht der Thatsachen, die dieses bewirkt, und vor der die hominum commenta, die historischen Ansichten, womit uns jene Presse beschenkte, wie Nebelbilder verfliegen. Nichts war leichter, als bisher Geschichte zu schreiben; die schwerste der Künste bestand in einem Einlernen einer gewissen Phraseologie, in strenger Beibehaltung des gewohnten Typus gewisser Persönlichkeiten. Jede Figur hatte, gleich den Göttern der Mythologie, ihre bestimmte Farbe, die die bezeichnete Presse in Umlauf gesetzt hatte, ihre bestimmten Attribute. Wer sich zu ihren Principien bekannte, ward auf die Lichtseite, wer nicht, auf die andere gestellt; der Maaßstab des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ward die Wage, nach der alles gewogen; die gerade herrschende Ansicht der Codex, nach welchem gerichtet wurde. Von einem Versenken in den Geist der Zeit war schon deshalb keine Rede, weil nach logischen Gesetzen der Theil nicht die Kraft hat, das Ganze in sich aufzunehmen, und es unmöglich ist, sich in eine Person hineinzudenken, in die wir uns nicht auch hineinleben könnten. Dadurch entstand zuletzt eine förmliche Mythologie, die von Mund zu Mund sich fortpflanzte und endlich stereotyp geworden ist.

Haben einzelne bedeutende Naturen sich über dieses Treiben erhoben, wie Spittler, Johann v. Müller u. And., so waren sie groß in Behandlung politischer Gegenstände, oder auch faßten sie durch bewunderungswürdige Naturanlage, durch eine wahre Intuition, wie J. v. Müller in dem herrlichen Büchlein, Reisen der Päpste, die Gegenstände so auf, daß sie mit kolossalem Sprunge aus ihrer Zeit in jenen Standpunkt eilten, der jetzt von W. Menzel als der jesuitische bezeichnet wird. Allein, worin besteht nun diese Jesuitik? Suchen wir die Gedankenweise des kühnen Anklägers auszufüllen. Die Anklage ist die härteste, welche wider Historiker erhoben werden kann, denn sie lautet auf Fälschung der Geschichte, und zwar wohl kaum auf eine unfreiwillige. Sie lautet auf ein Dutzend nambafter Historiker, welche in Bausch und Bogen als Jesuiten, Schwärzer und Fälscher denuncirt werden. Genannt wird Niemand, aber wer gemeint ist, weiß Jeder, und soll am wenigsten denen ein Geheimniß seyn, die darunter gemeint sind. Würden wir die widrige Empfindlichkeit hegen, welche in öffentlichen Erklärungen auf eine den durchgängigen Mangel der Deutschen an politischem Charakter so bezeichnende Weise alle Augenblicke in den deutschen Zeitungen hervortritt, so wäre es unser volles Recht gewesen, W. Menzel zur Beweisführung gegen die zwölf verkappten Jesuiten aufzufordern, die öffentliche Zurücknahme einer Beschuldigung zu verlangen, deren Atrocität dem Aergsten gleich kommt, was bis jetzt der Fanatismus der Leidenschaft zur Aufregung des Hasses erfand. Allein unsere Absicht geht auf eine Verständigung, nicht auf eine unnöthige Vermehrung von Feindschaften, deren die Welt ohnehin genug hat; sie ist auf Schonung und Anerkennung, nicht auf Haß und Lieblosigkeit gerichtet. Wir verdenken es Niemanden, der sich gewöhnt hat, an theuren Individuen in der Geschichte sich zu erlaben, wenn er, der Erbärmlichkeit der Gegenwart gegenüber, sich in die Vergangenheit flüchtet; wenn er aufbraust, weil ein Anderer ihm sagt, gib Acht, die Menschen waren nie Ideale, selbst die Deutschen nicht, und wie der Dorn der Rose, ist dem Lichte der Schatten, der Tu-

gend des Menschen in allen Zeiten nicht minder große Schwäche beigesellt worden. Noch mehr. Gerade einem vollen deutschen Herzen muß es wohl thun, aus der Zersplitterung der Gegenwart hinweg sich in die alte Kaiserzeit zu flüchten, als Europa sein Centrum an Deutschland hatte, als die Russen vergeblich ihre Prinzessinnen den Kaisern antrugen, Dänemark von der Hanse erobert, England von deutschen Kaufleuten abhängig war. Allein, wir fragen einfach: Ist der Endzweck der Geschichte, Bestärkung der Nationaleitelkeit, oder die Erlangung der vollen, wenn auch bitteren Wahrheit, daß, wie so viele Völker, auch uns die eigene Schuld herabstürzte? Machen die Deutschen wirklich eine Ausnahme in der Weltgeschichte, daß sie bloß die Gerechtigkeit liebten, in Einfalt wandelten, alle andern liebten, und nur durch die bösen Fallstricke ihrer heimtückischen Gegner, vor allem Roms, um Größe, Freiheit, Unschuld, Sanftmuth, um den paradiesischen Zustand gebracht wurden, den sie Jahrhunderte lang erhalten hatten? Verdenken wir dem Verfasser seine patriotischen Phantasien nicht. So ohngefähr klingt ja auch, was ein bekannter Teutomane vom erhabenen Platze aus in dem Haus- und Handbüchlein für alle gute Patrioten: Germanen und Welsche betitelt, verkündete. Einen ähnlichen Inhalt hat Ranke's deutsche Geschichte, der die Blüthezeit des deutschen Volkes in beständigem Kampfe mit Rom verstreichen läßt, und nachdem er den Blüthenduft selbst verscheuchte, und einen künstlichen Boden sich schuf, pflanzt er zur Bekräftigung des Hasses den Satz darauf, was von der Religion sich erhalten, die die großen Ottonen und Heinriche mit ihrem Blute vertheidigt, was herstammt in ununterbrochener Folge vom Anbeginne deutscher Staaten und Völker, fast nach Jahrtausenden schon zählt, sei fremdartiges Gewächs, römisch, jesuitisch, das nur mit dem Hohnlächeln des Diplomaten, mit dem Achselzucken des Gelehrtendünkels angesehen werden kann, und dessen Existenz eben ertragen werden muß, weil sie nicht vernichtet werden kann.

Merke sich, wer mag. Auch wir sind Deutsche, so gut

wie irgend Einer, und besser als Viele, die damit groß thun. Hier auf unserm Boden, an den wir ein angestammtes Recht besitzen, da schelte uns keiner. Red und Antwort zu stehen, ist jeder bereit. Hier ist von keinen finstern Umtrieben, da ist von keinen unerlaubten Verbindungen, da ist nichts von Jesuitenkniffen zu suchen oder zu finden. Die Tröpfe, die dieses in allen Zeitungen ausschreien, die Heuchler, die es hinter dem Rücken sagen, sie glauben selbst nicht daran; aber ein ewig nagender Vorwurf ist es für sie, daß Männer, denen sie nicht die Fähigkeiten absprechen können, die ihnen Gott verliehen; nicht die Vernunft, die bei ihnen selbst der Sturm der Leidenschaften betäubt, diese zum Dienste des Heilandes verwenden, der, wie ehemals, noch heutigen Tages den Einen zur Thorheit, den andern zum Aergerniß ward. Nicht Jesuiten sind wir, sondern Deutsche, und ein altgermanisches Blut rollt in unsern Adern. Auf den Boden einer Kirche sind wir hingestellt, über den achtzehnhundert Jahre hinzogen, und eben jetzt müßt ihr bekennen, sie feiere ihren Auferstehungsmorgen. Es ist wahr, die Gegenseite hat es dahin gebracht, daß man nicht mehr von den einfachsten Beziehungen reden kann, ohne sich einer Verdächtigung auszusetzen. Das Gespenst sogenannter ultramontaner Tendenzen, das in übler Stunde wider die Katholiken nach dem Grundsatze einer schmählichen Politik: divide et impera erfunden würde, ist für diejenigen selbst zum Schreckbilde geworden, zu deren Gunsten es wirken sollte, und während die willkührliche Unterschiebung antinationaler Tendenzen die destructiven Pläne einer tief angelegten, antikatholischen Propaganda fördern sollte, hat, wie jede Lüge, sie jetzt Macht über die erlangt, die ehrlos genug waren, ein solches Spiel zu versuchen. Auch W. Menzel hat sich der Umstrickung nicht zu entziehen vermocht, und stellt in unwürdigem Vergleiche die Jacobiner Mütze und die rothe Kleidung der Zöglinge des seminario germanico in eine Linie. Schade, daß Hr. v. Altenstein nicht mehr lebt, er hätte zwar die Originalität des Gedankens W. Menzel streitig machen müssen; allein dankbar wäre er sicher gewesen, daß, was im

Jahre 1837 so kläglich fiasco machte, im Jahre 1845 furo macht. Wenn sich die Katholiken, gegenüber dem Wechsel po tischer und philosophischer Systeme, der Zerrissenheit der Gem ther, dem Fastnachtstanz der Ideen und allen den byzantinisiren Confessionsverschmelzungsversuchen auf den Felsen Petri flü ten, und von da aus ruhig der Walburgisnacht zublicken, allmählig ganz Europa zum Blocksberge umwandelt, so kann in der That nur einem aus dem Mummenschanz einfallen, ihn den Gedanken unterzulegen, die allgemeine Maskerade durch Z rückführung historischer Verhältnisse vermehren zu wollen, denen die gegenwärtige Welt, welche die Früchte vor der Au saat haben will, freilich nur willkührliche Formen, päpstli Erfindungen u. dgl. erblicken mag, die aber zu tiefst aus ein Wurzel reiften, welche bis jetzt nicht ein Unheiliger des gesamm politischen Kalenders zu verletzen vermochte. — Insanire licet. M kann es Niemanden verwehren, sich selbst für so klug und s nen Nebenmenschen für so abgeschmackt zu halten, als er wi die Gegenwart, der man ja auch angehört, zu vergöttern, u die Vergangenheit als kohlrabenpechschwarz sich vorzustelle Allein der begeistertste Freund des modernen Lebens wird w nigstens so viel gestehen müssen, daß das zweifelhafte Glück a soluter Monarchien, wohldressirter Militärstaaten, bureaukra scher Omnipotenz, des zartsinnigen Tabellenwesens, des ewig Systemwechsels, so daß, trotz aller Maschinerien, die Fug des Staates so oft zu weichen drohen, als eine andere Ha das oberste Triebrad anfaßt; Revolutionen von oben oder v unten, Kriege aus den schmählichsten Ursachen, der Brud zwist von Nationen, die als Vorkämpfer der Civilisation rechter Stelle sich befänden, in jenen Tagen nie stattfand statt finden konnten, wo durch die Ausbildung eines kirchlich Staatensystemes jeder Uebermuth seinen Meister fand, die ä ßerste physische Macht an der äußersten idealen ihren reellst Gegner hatte, und bei aller Vielseitigkeit nationaler Entwi lung das gleiche große Ziel allen Völkern der gesammten re publica christiana vorgezeichnet war. Die jesuitischen Histo

ker müßten in der That sehr wenig von dem mit diesem Worte gewöhnlich verknüpften Pfiff besitzen, wenn sie allein nicht wüßten, daß die Geschichte in der Regel Niemanden belehre, sondern es tief in der Brust des Menschen liege, seine Erfahrungen auf eigene Faust zu machen. Damit, wie sich über Alles, was der Einzelne versteht oder nicht versteht, eine beliebige Ansicht zu machen, kann es Jeder halten, wie er will. Allein begreiflich ist es, wenn die Verschiedenheit des Standpunkts auch bewirkt, daß wohl nirgends eine so streng faktische Behandlung der Geschichte vorherrschend ist, so weit entfernt von aller Berückung des individuellen Urtheils, ein so sichtbares Bestreben, den verschiedenen Charakter der Zeiten, die beschrieben werden, festzuhalten, und es dem Leser möglich zu machen, ein treues Bild derselben in sich aufzunehmen, mit einem Worte, objectiv zu seyn, als gerade in den Schriften der sogenannten jesuitischen Historiker. Und, die Hand aufs Herz gelegt, stammt nicht der größere Theil des ungerechten Unmuthes wider diese Männer gerade davon her, daß sie, unbekümmert um diese oder jene anspruchvolle Tendenz der Gegenwart, nicht ihr zu liebe die Geschichte schreiben, sondern die Geschichte um der Geschichte willen bearbeiten. Freilich bietet dann der Inhalt ihrer Bücher auch ein anderes Bild dar, als jene mit bunten Phrasen aufgestutzten Fratzen, die, gleich den französischen Schauspielern vor Talma den Cäsar und den Mahomed im Frack und mit dem zierlichen Degen an der Seite spielen. Ist es aber die Schuld des rührigen Forschers, wenn das Resultat der Forschungen die Traumgestalten zerreißt, welche bisher als historisch galten; ist denn ihm selbst etwas Anderes begegnet? Nur wer die eigene Existenz zum Opfer bringen kann, möge sich dem ernsten Studium der Wahrheit widmen. Wer den Widerspruch derselben gegen ihm theuere Ansichten nicht ertragen kann, wende sich nicht der Erforschung der Geschichte zu.

Aber vielleicht ist in den Werken der sogenannten jesuitischen Geschichtschreiber eine blinde Verkennung des deutschen Wesens, oder wie W. Menzel es nennt, ein ungebührliches

Vorwalten des italienischen Standpunktes, eine blinde Anhänglichkeit an Rom, an die Päpste u. dgl. zu finden? Es ist in Deutschland seit der Alleinherrschaft der sogenannten protestantischen Presse eine positive und eine negative Wissenschaft, eine katholische und eine protestantische Geschichtschreibung vorhanden. „Besteht das Wesen des Protestantismus darin, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände Alles zurückzuweisen, was seine Begründer von der katholischen Kirche verwerfen zu müssen geglaubt haben, und was er in seiner fortgeschrittenen Entwicklung mit gleicher Entschiedenheit verwirft, so muß er ganz natürlich auch eine protestantische Behandlung der Geschichte, selbst derjenigen Zeiten fordern, die lang vor seiner Existenz verlaufen sind. *)" Allein er mag dann nur sehen, ob er nicht von Dingen, die außer ihm liegen, spricht, wie der Blinde von den Farben. Beschreibt man aber die Geschichte christlicher Völker, so hat man offenbar nur einen gültigen Standpunkt und dieser ist für den Leser wie für den Geschichtschreiber weder der deutsche, noch der italienische, weder der würtembergische noch der bayerische. Gewiß aber hat, wer die Geschichte deutscher Kaiser schreibt, auf die Zeugnisse Italiens wie Deutschlands, des In- und Auslandes, strenge Rücksicht zu nehmen und nur indem er einen über alle Nationen erhabenen Standpunkt wählt, kann sein Bild der Wahrheit am nächsten kommen. Trug doch der Imperator die Krone des einen und des andern Landes; derjenige also, welcher den beschränkten italienischen oder deutschen Standpunkt sich erwählte, wird bald aus einem Beobachter oder Richter der Parteien zur Partei selbst herabsinken. Die Patrioten der einen oder andern Seite begehren freilich Anschluß an ihre Seite; allein um ihres Beifalls wegen mögen die die Feder ergreifen, denen Volksgunst höher als die Wahrheit gilt. Was unlängst einer der ehrenwerthesten Männer unserer Tage in einem gelehrten Blatte **) aus Arnold's intro-

*) Worte Hurters in Geburt und Wiedergeburt S. 302.

**) Münch. gel. Anz. 1845, S. 1022. Die Anzeige ist von dem Präs. des protest. Oberconsistoriums, Dr. v. Roth.

ductory lectures on modern history über die Frage, welchem Geschichtsforscher vollkommen zu trauen sei, hervorhob, mag hier zu Gunsten der auf so harte Weise angefallenen Apostelzahl gelten: „Dem, der die Wahrheit ernstlich begehrt, und sich nicht nur nicht mit absichtlicher Unwahrheit, sondern mit Irrthum selbst sich nicht verträgt. Dieß ist etwas anders als bloße Redlichkeit und Unpartheilichkeit. Mancher zieht die Wahrheit der Unwahrheit vor, wenn beide vor ihm liegen, und giebt sehr gerne richtig wieder, was ihm richtig erzählt worden ist. Weil ihm aber der Irrthum nicht lästig und unleidlich ist, so läßt er ihn hingehen, wenn er nicht aufmerksam darauf gemacht wird. Dieß ist die ἀταλαίπωρος ζήτησις τῆς ἀληθείας, worüber Thukydides klagt; sie ist weit mehr als wirkliche Unredlichkeit die Quelle alles Irrthums in der Welt." Im Bewußtseyn jener ernsten Wahrheitsliebe, die mit der Sucht nach eigenen Ehren sich nicht verträgt, können es auch die hart Beschuldigten ruhig geschehen lassen, daß ihnen Vorwürfe gemacht werden, die nothwendig den Standpunkt des Anklägers selbst als einen rein willkührlichen bezeichnen und ihm die wissenschaftliche Befähigung absprechen, über Personen und Zustände zu urtheilen, welche ausserhalb seines Ideenkreises liegen. Gingen wir aber auf das Einzelne ein, um zu errathen, was wohl W. Menzel berechtigte, die nicht begründete Beschuldigung in so greller Weise auszusprechen, so würde sich, wo wir auch anfangen wollten, bald zeigen, wie wenig sie die Beschuldigten treffe, wie die Pfeile ihre Spitzen nur gegen den Schützen selbst kehrten. Weit entfernt, daß das, was W. Menzel „das Interesse der Curie" nennt, das einzige Augenmerk der katholischen Geschichtschreiber sei, möge etwa in Görres Vorrede zum Suso, in Döllingers Schriften die avignonesische Periode nachgeschlagen werden und Jedermann kann sich überzeugen, wie wenig diese Männer sich berufen fühlten, die Lobredner der Curie im Kampfe mit Ludwig dem Bayern zu werden, und mit welcher Macht die Beeinträchtigung deutscher Nationalität abgewiesen wird. Wer die biographischen und sonstigen geschichtlichen Aufsätze

der historisch-politischen Blätter gelesen, wird gefunden haben daß die Glaubensspaltung stets als ein nur zu verdientes Got tesgericht behandelt und die Gebrechen und Verbrechen jene Periode ohne Scheu besprochen wurden. Ueberhaupt wäre kaum ein Vorwurf ungegründeter als der, der Curie zu lieb etwa verschwiegen zu haben, was das Interesse der Wahrheit z sagen gebot. Da nicht die Geschichte von Engeln, sondern die menschlicher Wesen geschrieben wird, ist Schatten nicht minde nothwendig als Licht, wenn das Gemälde treu und anziehend seyn soll. So ist das Treiben zu Rom im neunten und zehn ten Jahrhunderte in Höflers deutschen Päpsten rücksichtslos geschildert und in direkter Opposition mit dem italieni schen Standpunkte den Männern Gerechtigkeit erwiesen worden welche der Italiener als Ultramontane, als Fremde, ebendeshalb für Eindringliche ansah, die aber eine Zierde Deutschlands und ein Schmuck des römischen Stuhles waren. Ebenso ha die Monographie über Kaiser Friedrich II. den fortwährenden Wortbruch dieses Fürsten und seine universalmonarchischen Ten denzen unumwunden enthüllt, andrerseits aber auch die Deck von den geheimsten Schäden weggezogen, die an dem Körpe der Kirche im dreizehnten Jahrhunderte sich zeigten. Ist es aber ein Verbrechen nachzuweisen, daß die bisherige Anschauungs weise eines Königs oder Kaisers der Deutschen die irrige war so möge auch Böhmer sich vor W. Menzel hüten. König Albrecht nicht in herkömmlicher Weise als Tyrannen gelten z lassen, König Rudolfs Bedrückungen der Städte nachzuweisen und zu zeigen, daß seine so sehr gepriesene Popularität zu meist durch neuere Dichtungen verbreitet worden sei, möcht unwiderruflich dazu führen, auch durch ihn das Dutzend voll zumachen. Daß derselbe wagte, die neuere Darstellung Kaise Friedrichs II. in der bezeichneten Monographie die richtigere z nennen, hat ihn nothwendig zum Genossen der prätendirten Geschichtsfälschung gemacht. Daß Hurter's Innocenz III., di bedeutendste Monographie der Deutschen, gleichfalls dem Bann verfallen ist, versteht sich wohl von selbst. Auch Gervais wird

sich demselben nicht entwinden können, da er nachwies, daß im Kampfe der fränkischen Kaiser wider den Papst die edelsten deutschen Fürsten zur Wahrung deutscher Freiheiten wider — den Kaiser sich an Rom anschlossen. Hefele, welcher in seinem Ximenes nachwies, welche Comödie bisher die protestantische Presse mit dem Phantom der spanischen Inquisition getrieben hat; Kunstmann, der sich entschieden genug gegen jede Bevormundung aussprach, Möller, der die Geschichte des Mittelalters von protestantischen Schlacken säuberte; Voigt, welcher Gregor VII. zu seinem historischen Rechte verhalf, dürfen als Anerkennung von W. Menzel nur banale Phrasen erwarten. Doch was bleibt bei der allgemeinen Restauration der deutschen Geschichte von W. Menzels Banne ausgenommen? Vielleicht nur die Skeptik der Berliner Schule und etwa alle diejenigen, welche gleich Dönniges es zu lieben scheinen, die Geschichte als Fundgrube von Skandalen anzusehen. Von dem Unanständigen Profession zu machen oder die Kritik bis zur Zerstörung der Geschichte selbst auszudehnen, dazu haben die sogenannten jesuitischen Geschichtschreiber freilich nie sich entschließen können. Was die Ahnen gesündigt, möge von den Enkeln eingesehen und eingestanden werden, auf daß dieselben Wege, die zum Abgrund führten, vermieden und solche eingeschlagen werden, die ein kräftiges, allseitiges Leben hervorrufen. Lange genug hat die sogenannte protestantische Presse Deutschland eingelullt in den Traum der Unübertrefflichkeit, des kostbaren Besitzes aller Tugenden und Größen; die Zeit ist gekommen, der Mythologie in der Geschichte ein Ende zu machen und durch Behauptung eines festen, unparteiischen Standpunktes die deutsche Geschichtschreibung vor den Fehlern der französischen zu bewahren, die von einem ähnlichen Prinzip ausgehend, wie die deutsche, nur der Nationaleitelkeit zu fröhnen bemüht war. Unter diesem ewigen Selbstlob, das die Zeitungen füllt, seitdem deutsch und protestantisch für identisch angesehen wurde, ist Widerstand gegen die Götzen des Tages erste Pflicht des freien wissenschaftlichen Mannes. Ist es mit uns Deutschen

dahin gekommen, daß wir, der Lüge Widerstand, dem Rechte Vorschub leistend, uns der Aechtung des hic niger est, aussetzen, dann wird der Name Jesuit ein Ehrentitel für jeden Deutschen, der Name deutsch aber ein Brandmal.

So tief ist aber W. Menzel von seinem Rechte überzeugt, den gesammten Aufschwung der katholischen Presse für ein Werk der Jesuiten zu halten, daß er ihr auch schon das Prognostikon stellt, es werde ihr ganz unmöglich seyn, einen deutschen Charakter und Geschmack zu behaupten; es werde wie bisher so künftig immer das Vorrecht der Protestanten bleiben, den nationalen Geschmack zu vertreten. „Es wird den poetischen Katholiken, die jetzt die romantische Poesie folgerecht und wie es natürlich ist, für sich auszubeuten suchen, doch niemals gelingen, das Gothische wieder zur Herrschaft zu bringen, weil der jesuitische Geist sich einmal nicht damit verträgt und weil auf dieser Seite nichts geduldet wird, was den Jesuiten mißfällt. Die neue gothische Begeisterung für den Kölner Dombau wird als Ausnahme die Regel nicht umstoßen. Dieses gotheske Wesen wird, weil man es jetzt brauchen kann, geduldet; es ist aber keineswegs die Meinung, daß der welsche Jesuit seinem deutschen Schüler auf die Länge einen andern Geschmack, als den undeutschen gestatten sollte." Hätte W. Menzel auch nur die leiseste Ahnung, wie beispiellos abgeschmackt dieses Räsonnement, wenn anders die Darlegung einer fixen Idee diesen Namen verdient, seinen katholischen Landsleuten klingt, die in der That nur deshalb studirten und studiren, um sich von ein Paar abgefeimten Jesuiten bei der Nase herumziehen zu lassen, er würde es sicher unterlassen haben, sich eine Blöße zu geben, die wider ihn mit mäßigem Talente so leicht ausgebeutet werden könnte. Welche Literatur in der Zukunft den Vorrang behaupten wird, ist wie alles Andere nur Gott allein bekannt. Soviel aber ist gewiß, die sogenannte protestantische behauptet nicht mehr die Alleinherrschaft und wenn sie klug und patriotisch ist, so dankt sie Gott dafür. Solange Deutschland aus Katholiken und Protestanten besteht, ist im

Interesse beider zu wünschen, daß durch eine beiderseitige Presse die gegenseitigen Mißverständnisse gehoben werden und dadurch eine Annäherung statt finde, die nie und nimmermehr durch ein Eingreifen von Oben herab in die zartesten Verhältnisse der Gewissen herbeigeführt werden kann, sondern nur dadurch, daß die Vorurtheile und Irrthümer auf wissenschaftlichem Wege ausgerottet werden, die einer solchen Annäherung bisher im Wege standen. Freilich ist, solange W. Menzel die Bestrebungen seiner katholischen Landsleute in so beispielloser Weise zu mißkennen vermag, daß er in der freiesten Thätigkeit derselben nur jesuitischen Einfluß erblickt, wenig Hoffnung hiefür vorhanden. Aber warum ist denn Jesuitismus und katholische Kirche Eins? Ja es ist wahr, sollten die Begriffe von religiöser Freiheit bei den deutschen Protestanten sich bis zu dem Grade verirren, daß sie meinen, die Katholiken müßten ihnen zu Liebe bald auf die, bald auf jene organische Gestaltung ihrer Kirche verzichten, und das schändliche Beispiel der Schweizer auf deutscher Erde Anklang und Nachfolge finden, so wäre es äußerste Pflicht eines jeden Katholiken, für die Jesuiten auf das Entschiedenste Partei zu nehmen. Denn das sechzehnte Jahrhundert hat uns bereits der Lehren in Masse gespendet, zu welchem Ende Concessionen führen, die unter dem Vorwande des Friedens verlangt werden und erst die theilweise, zuletzt die gänzliche Vernichtung der Kirche bezielen. Doch weit entfernt, daß die gläubigen Protestanten uns, die wir in unsern Fürsten zwar die Beschützer der Kirche verehren, sonst aber nur in ihnen Gläubige erkennen wie der geringsten einen, um unser sichtbares geistliches Oberhaupt, um unsere innere dogmatische Einheit und darauf gegründete äußere Hierarchie bemitleiden, beneiden sie uns eher um diesen sichern Grund, und diesem bewußten oder unbewußten Neide ist gewiß ein großer Theil der Opposition zuzuschreiben, die in sehr radicalem Geiste von den sogenannten conservativen Protestanten gegen die Katholiken erhoben wird. Von den Verblendeten, die in dem Glauben nur Ketten sehen, während ihnen ihre eigene Vernunft

einen Ring durch die Nase zog, daß sie überall wie Bären brummen müssen, wo die andern sich des lieben Gottes freuen, reden wir nicht. Sie hat Menzel scharf genug charakterisirt. Aber sicher hätte er jetzt nicht das Mitleid der Liberalen anzuflehen, um die protestantische Kirchenverfassung vor bureaukratischen Fußtritten zu retten, würde nicht auch in seinem Lande die Revolution des sechzehnten Jahrhunderts fürstliche und bischöfliche Macht in einer Person vereinigt haben und dadurch die protestantische Geistlichkeit in jene Stellung versetzt worden seyn, daß W. Menzel nicht von ihr, sondern nur von dem Volke eine Rettung und Wiederbelebung des Glaubens erwartet. Die Hoffnung, die Lebensbedingung Deutschlands beruht auf der Emancipation der Kirche vom Staate, d. h. von dem Staate, der aus den Principien der Revolution hervorgegangen ist. Wir werden es erleben, wem dieses früher gelingen wird, ob dem protestantischen, ob dem katholischen Elemente Deutschlands. Zwar hat mit wenigen Ausnahmen der Umsturz des alten deutschen Reiches die Katholiken um ihre ganze frühere politische Existenz gebracht; der Reichthum ihrer Kirchen, ihrer Schulen ward ihren Gegnern zum Raube und von dieser Seite her wird jetzt selbst das Letzte geächtet, was ihnen blieb, die religiöse Erhebung. Da klingt es dann wie Hohn, wenn W. Menzel als eingebildeten Beweis der Unfruchtbarkeit dieser Bewegung den Satz aufstellt, nicht einmal einen geistlichen Orden habe dieselbe hervorgerufen. Bekannt ist, daß die Deutschen im ganzen Verlaufe des Mittelalters nur zwei Orden gründeten, aber jeden bereits gestifteten schnell zu einer hohen Stufe der Ausbildung brachten. Somit wäre dieser Vorwurf mehr gegen die deutsche Natur als gegen die katholische Bewegung gerichtet. Allein es hat die letztere in ihrer Gesammtheit aufgefaßt einen blühenden Orden ins Daseyn gerufen und somit enthält W. Menzels Behauptung nicht blos eine Unwahrheit, sondern er bewies auch, wie unbekannt er selbst mit dem geistigen Leben der Katholiken sei. Uebrigens was würde es mit Ausnahme Oesterreichs und Bayerns, was

allen übrigen deutschen Katholiken auch helfen, wenn mit einem Schlage zehn solche Orden entstünden? So lange die akatholische Staatsgewalt über ihre Katholicität wie über ihre Zulässigkeit entscheidet, könnte es den Katholiken mit ihnen ergehen, wie es W. Menzel ergangen ist. Sie sind da, aber nicht für diejenigen, für welche sie vorhanden sind. Aus bloßer Unpartheilichkeit dürften sie schon in den einzelnen Ländern nicht eingeführt werden. Unser Herr und Heiland Jesus Christus hat sehr wohl gewußt, warum Er in dem Zeitalter Oktavians, nicht aber unter der ausschließlichen Herrschaft der sogenannten protestantischen Presse und selbst auch nicht in jenem Staate erschien, von dem ein neuerer Schriftsteller meinte, seit dessen herrlicher Formalismus bestehe, sei die zweite Bitte des Vater unser unnöthig geworden.

Niemanden kann der Friede Deutschlands mehr am Herzen liegen als den Katholiken; denn der erste Friedensbruch macht alle Throne wanken und läßt die Revolution ihren Siegesmarsch durch alle Thore halten. Allein Niemanden muß auch mehr am Herzen liegen, daß die auf Gegenseitigkeit und dem natürlichen Rechte beruhende Gleichheit der Confessionen nicht eine Fabel bleibe, als ihnen. Solange aber als jener Uebermuth vorherrscht, der die protestantische Presse beseelt und antreibt, sich als das legitime, als das einzige Organ der Deutschen anzusehen und in religiöser wie in wissenschaftlicher Beziehung die Dictatur zu üben, solange ist der Friede gebrochen und der Kriegszustand faktisch vorhanden. Es fallen zwar vor dem Geräusche der Federn keine Festungen, sondern keine Dörfer in Flammen auf. Allein es ist ein Unrecht, das einen Theil der Nation tief verletzt, Mißmuth bereitet und eine Gährung erzeugt. Es kann auf Seite der Katholiken nur der Wunsch vorhanden seyn, die Protestanten mögen sich nach den in ihnen liegenden Gesetzen frei und ungefährdet bewegen, dasselbe den Katholiken gönnen. Kann es diesen gleichgültig seyn, ob jene dem Calvinismus oder dem Lutherthum den Vorzug geben, so mögen sich auch die Protestanten hüten,

den katholischen Glauben und Disciplin nach protestantischem Zuschnitte zurecht zu legen. Dazu sind sie nicht berufen; es hat beides fünfzehnhundert Jahre vor ihnen bestanden, und kann daher auch ohne sie bestehen. Das katholische Volk kennt wohl das römische Brevier und den gregorianischen Kirchengesang, wird aber nie lernen, das Knie vor einem philosophischen Baal zu beugen. Die Erlösung des Menschengeschlechts, die Einsetzung der Heilsmittel, die Gründung des Episcopates sind nicht der einen oder andern Nation zum Monopole angewiesen worden, und die Gründe darf man ehren, warum das: „Weide meine Schafe" nicht dem kaiserlichen Landpfleger, noch dem Kaiser selbst gesagt worden war. Glaubt die sogenannte protestantische Presse durch besondere Verdienste besondere Rechte erworben zu haben, so soll sie nie vergessen, daß sie auch die Waffen zur Zerstörung dessen schmiedete, was den Grund der Bildung Europas, der Größe Deutschlands, unsers geistigen Seyns ist, des Christenthums. Mag sie jauchzen, daß ihr dieses bereits vielfach gelungen ist. Wir wissen, daß sie jubelte, als die russische Verfolgung die Unirten, die Katholiken traf. Sie erkannte instinktmäßig die Früchte, die der Baum ihrer Intelligenz getragen, war aber blind genug, nicht einzusehen, daß derselbe Stoß auch wider die Ihrigen geführt werden könne und — ward. Sie hat Verwirrung ausgesäet, in Geschichte und Philosophie die vermessensten Ideen, Massen des Irrthums eingeführt, und dadurch die Wahrheit verdüstert, die hellsehende Geister unter ihnen festzuhalten strebten. Das Chaos, welches jetzt Deutschland erfüllt, der Chor von einmal hundert Tausend Narren, wie Göthe diese Bewegung nannte, wer hat sie geschaffen? Altersmüde möchte sie Ruhe finden, allein die Wirkung entspricht immer der Ursache; sie wird wenig Ruhe ärndten. Ihre Saat ist in vollem Aufschießen begriffen, und mehr als ein Voltaire ist ihr bereits entstiegen. Hüte sich daher Deutschland, es steht am Vorabende großer Erschütterungen, denn die innere Auflösung bringt bereits bis zu den tiefsten Klassen des Volks herab. Hat eine antichristliche Richtung die-

[redacted]

ses hervorgebracht, kann nur die Wiederbelebung des christlichen Sinnes helfen. Kann die Wissenschaft Brücke des Verständnisses zwischen den Getrennten werden, muß dieses aus dem Christenthum selbst entstehen. Hiezu frommt aber nicht, daß diejenigen, welche ein inneres Bedürfniß darnach haben, indem sie die Radikalen hoffnungslos gewinnen wollen, wider eine Kirche auftreten, die allein dem empörten Meere den Damm entgegenstellen kann. Von ihr haben die Protestanten das Evangelium erhalten, von ihr es gelernt, dafür zu leben, wenn sie wollen, dafür zu sterben, und nicht sine numine hat Luther selbst inmitten seiner Abominationen wider sie, das glänzendste Zeugniß für sie abgelegt. Ist wirkliches Bedürfniß für etwas Höheres, für ein Besserwerden vorhanden, so bringe man nicht noch einmal das alte Truggewebe von Jesuitismus und dergleichen Ammenmährchen vor; Zeit ist es, daß die protestantische Presse die Augen aufschlage, ihres Verhältnisses zu ihren Stammgenossen sich bewußt werde, und einlenke, so lange es ihr noch vergönnt ist, so zu handeln. Schneller als in früheren Tagen tritt in den unsrigen die Nemesis ein, und die Folgen eines Satzes überholen, überwältigen den, der ihn aussprach, ehe er noch sich dessen bewußt werden konnte. Die Stellung der Katholiken in Deutschland ist eine durch die fortwährenden Angriffe der protestantischen Presse, wie der Lenker der Staaten fest bestimmt gewordene, keine, die sich frei thätig machte. Sie sind auf die Vertheidigung angewiesen. Aber nichts Geringeres, als die Erhaltung des Christenthums in Deutschland ist ihnen als Preis ihrer Ausdauer vorgesetzt. Nahe liegt dessen Untergang, wenn diejenigen, welche sich Wächter des christlichen Geistes in der deutsch-protestantischen Welt nennen, mit denen sich verbinden, die mit richtigem Instinkte die katholische Kiche als das einzig feste Bollwerk des christlichen Glaubens erkennen, und daher rastlos ihre Geschosse dagegen richten. Allein, gerade dieser Angriff hat frischen Muth unter den Bedrängten zurückgerufen, hat ihr Vertrauen vermehrt und die tausendjährige Wahrheit erneut, das Heil von seinen Fein-

den zu erwarten, salutem ex inimicis. Mag man uns Jesuiten nennen, es soll unser Triumph seyn, in jedem Sturme gegen die Grundlage deutscher Freiheit, Kraft und Bildung die ersten in der Schlacht gewesen zu seyn, und die letzten, die, wenn es in Gottes Rathschluß liegt, dem wüthenden Heere die theuern Bollwerke des Glaubens zu überantworten, die Wahlstatt verlassen werden.

Die übrigen Anklagen können wir so ziemlich mit Stillschweigen übergehen, sie betreffen zumal meist nur die Jesuiten, und diese haben es längst als ihren Theil erwählt, auf alle gegen sie vorgebrachte Beschuldigungen gar nicht zu antworten. Eifert W. Menzel gegen den Kirchenstyl der Jesuiten, und legt er ihnen eine Vernichtung des gothischen unter, so können wir darin nur den allgemeinen Hang der akatholischen Literaten finden, einer allgemeinen Entwicklung nichts, alles aber Personen zuzuschreiben, die dieß und jenes gethan haben müssen. Die Aufgebung des gothischen Baustyls ist als eine Calamität zu betrachten, die übrigens in dem natürlichen Entwicklungsgange der Baukunst begründet war, und an welcher der allgemeine Hang der späteren Zeit, das Prächtige der edlen Einfachheit vorzuziehen, in Italien, Deutschland, Frankreich gemeinsamen Antheil nahm, und die Dominikaner, die gewöhnlichen Antipoden der Jesuiten, sind in diesem Stücke wohl noch weiter gegangen, als diese, deren Kirchen jedoch immer, im Vergleiche zu dem protestantischen Kirchenstyl, Muster von Erhabenheit genannt werden können. Daß die Lutheraner in den früher katholischen Kirchen Thüringens und Niederfrankens die Heiligenbilder stehen ließen, möchte vielleicht einen tiefern Grund haben, als W. Menzel anführt, und mit dem in vielen Theilen des protestantischen Deutschlands noch herrschenden Glauben zusammenhängen, daß der Segen und die Weihe des katholischen Priesters da eintreten müsse, wo die Predigt des Pastors sich als ungenügend erweise. Daß man „in Rom nur uralte Ruinen der heidnischen Zeit und neuen Jesuitenstyl, aber nichts vom Mittelalter sieht“, ist wohl nur so im Scherze oder

Zorne hingeworfen, und wird W. Menzel Niemanden glauben machen. Die wunderschönen Basiliken reichen von den ersten Jahrhunderten des Christenthums bis zum zwölften, mit welchem in Deutschland die gothischen Dome erst beginnen, und um nur eines zu erwähnen, tragen gerade die herrlichen Chiostri und Tabernakel von St. Paul und St. Johann im Lateran entschieden den gothischen Charakter *). W. Menzel irrt, wenn er glauben sollte, es lasse sich in der katholischen Welt irgend etwas in Bausch und Bogen abthun. Hier hat alles seine Gesetze, seinen Antheil an dem allgemeinen Organismus, alles ist Frucht und alles ist Saat, und ein Sprung nirgends zu erblicken.

Auch an der Corruption der Welt haben die Jesuiten nach W. Menzel natürlich den regsten Antheil gehabt; sie leiteten ja damals die Welt, und es ist noch delicat von ihm, daß die Consequenz seines Satzes verschwiegen wird, wie corrupt die Welt wieder werden werde, wenn das Dutzend jesuitischer Historiker und W. Menzels jesuitische Presse dereinst die Oberhand erlangen. Menzel hat hier aber wieder Hrn. Cortüm in das Handwerk gegriffen; für diesen wäre das ein passendes Thema, nicht für ihn. Die Corruption am Hofe Ludwigs XIV., die niemals stärker war, als zur Zeit seiner Begünstigung des Jansenismus, der Hof der keuschen Elisabeth von England, die die Jesuiten lebendig ausweiden ließ, während in ihrer Nähe, nach dem Ausdrucke eines protestantischen Engländers, der Gott der Geilheit seinen Sitz aufgeschlagen zu haben schien; die Liederlichkeit Ludwigs XV., der zuerst mit der Vertreibung der Jesuiten den Anfang machte, u. s. f., alles dieses wird wohl als unfehlbarer Beweis der Richtigkeit dieses Satzes angeführt werden, und da die Jesuiten einmal alles gethan haben müssen, so kömmt es, wie natürlich, auf ein Mehr oder Minder, schwarz

*) Das Weitere über die Monumente, Bauart des Mittelalters in Rom, siehe in den neuen römischen Briefen von einem Florentiner. I. n. 4.

oder grau, nicht sehr an. Sollte es aber W. Menzel unbekannt seyn, daß schon Luther meinte, die Welt sei durch das neue Licht des Evangeliums eher ärger als besser geworden? Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie enthält hierüber Thatsachen, welche beherzigt, nicht aber ignorirt zu werden verdienen. Darin sind Waffen genug vorhanden, um mehr als einem solchen Vorwurfe siegreich zu begegnen. —

Zur Abwehr eines maßlosen und unbilligen Angriffes, welcher jede freie Forschung mit Acht und Bann bedrohte, und die wissenschaftliche Entwicklung zu einem unseligen Stillstande verurtheilte, haben wir die Feder ergriffen; zur Verständigung und Ausgleichung, nicht zu Haß und Feindschaft haben wir sie geführt. Wie wir nie einen Kampf scheuen, wo das Recht auf unserer Seite ist, wünschen wir auch nicht, daß der Sache wegen irgend eine persönliche Kränkung oder Beleidigung geschehe, und sollte diese wider unser Wissen in irgend einem Worte liegen, möge dasselbe als nicht geschrieben betrachtet werden.

XXV.

Literatur.

G. Phillips Kirchenrecht. Ersten Bandes erste Abtheilung. Bei Manz in Regensburg 1845.

Das genannte Werk hat den Zweck, als ein Handbuch des canonischen Rechtes zu dienen, und wenn jetzt auch nur erst ein Theil davon erscheint, so hofft der Verfasser doch, mit Gottes Hülfe, dasselbe in einer nicht gar langen Zeit zu vollenden. Ueber das System, welches er bei demselben eingeschlagen, hat er bereits früher einmal in diesen Blättern (Bd. IV, S. 121 u. ff.) einige Notizen gegeben; er hat dasselbe auch

bei seinen akademischen Vorträgen über das Kirchenrecht befolgt und als nicht ungeeignet befunden. Ueber die Tendenz selbst gibt die Vorrede, von welcher wir Einiges mittheilen, Auskunft:

„Das Bedürfniß nach einem ausführlichen Handbuche des Kirchenrechts ist ein sowohl unter den Theologen als Juristen so allgemein gefühltes, daß das Erscheinen eines solchen an sich keiner Bevorwortung bedarf. Wohl aber nimmt der Verfasser dieser Arbeit die Nachsicht seiner Leser in Anspruch, weil er fühlt, welch ein ununterbrochenes Studium, welch eine Fülle des Wissens, welch eine Schärfe des Geistes zu einem solchen Werke erforderlich und er es sich nicht verhehlen kann, wie gering im Verhältnisse zu dieser Arbeit seine Kräfte sind. Denn hervorgegangen aus den ewigen unwandelbaren Dogmen der Kirche, fordern die Canones von dem, welcher ihrer Erforschung sich widmet, daß er ausgerüstet mit Kenntniß profaner und kirchlicher Wissenschaft emporsteige zu jenem unversieglichen Quell göttlicher Weisheit, aus welchem sie ihren Lebenshauch empfangen. Dazu gehören aber Kräfte, welche schwer in Einem Menschen sich zusammenfinden, dazu gehört Muße und Ruhe, wie sie in unsrer vielbewegten Zeit Wenigen mehr geboten wird, dazu gehört eine Liebe zur Sache, welche den unter der Arbeit sinkenden Muth immer von Neuem belebt. Dieß Eine Gut kann der Verfasser sein nennen; von der wärmsten Liebe für den Gegenstand, dessen Darstellung er übernommen, ist er beseelt und sie hat es ihm möglich gemacht, wenigstens das Maaß der ihm zu Gebote stehenden Kräfte und jede ihm übrig bleibende Stunde dieser Arbeit zu widmen. Was er geleistet, hat viele ihm bekannte und gewiß noch mehr ihm unbekannte Mängel, aber es hat den Werth, daß es das Resultat einer in vielen inneren Kämpfen hart errungenen Ueberzeugung ist. Die Aufdeckung jener Mängel kann dem Verfasser nur erwünscht, die Anfeindung seiner Ueberzeugung aber gleichgültig seyn. Etwas Andres als die Wahrheit will er nicht, aber jeden Satz will er im völligen Einklange mit der Lehre der Kirche verstanden wissen; sollte daher irgend ein Wort wider seine Absicht anders lauten, so sey es, wie nicht gesagt."

Der erste Band des Buches umfaßt die allgemeinen Grundsätze des Kirchenrechtes, wobei jedoch die Lehre von der Ordination, als eine für das gesammte Gebiet des canonischen Rechtes vorbereitende, in ihrer ganzen Vollständigkeit dargestellt ist. Hievon sind nun in der ersten so eben ausgegebenen Abtheilung, außer der Einleitung, welche die Begriffe von Religion, Kirche, Kirchenrecht und diese in seiner Bedeutung

als Wissenschaft festzustellen hat, folgende Materien enthalten: In dem ersten Kapitel wird von der Gründung der Kirche durch Christus gehandelt, woran sich unmittelbar, da der Heiland diese Gründung damit begann, daß er Petrus zum stellvertretenden Fundamente einsetzte, in dem zweiten Kapitel die Lehre von der stellvertretenden Herrschaft überhaupt, von dem Vorzuge Petri und von den ihm übertragenen Vollmachten des Priesterthums, Lehramtes und Königthums anschließt. Hierauf folgt die Entwicklung des Verhältnisses der Apostel zu Petrus (Kap. 3), dann die Succession in den Primat und den Apostolat, so wie das Verhältniß der Bischöfe zu dem Papste. Der Verfasser hat sich hier nicht durch ein bestimmtes, bereits abgeschlossenes System leiten lassen, sondern hat getreulich in deu Quellen geforscht, er hat sich gleichsam aus allen Kräften gegen den Primat gewehrt, muß sich aber von der Gewalt des Princips überwunden erklären, und kann daher um so ruhiger seyn, wenn ihm etwa der Vorwurf des Papalismus gemacht werden sollte. Den Schluß des vierten Kapitels bildet die Unterscheidung zwischen den Bischöfen und den Presbytern, indem nur jene als die alleinigen Nachfolger der Apostel erscheinen. In dem fünften werden die Eigenschaften und Kennzeichen des Reiches Christi auf Erden, in dem sechsten dessen Verfassung als eine Monarchie und Hierarchie dargestellt. Die Würdigung des Satzes: Prima sedes a nemine judicetur, bietet die Gelegenheit zu einer ausführlichen Beurtheilung des Constanzer Concils, der deshalb um so nothwendiger erscheint, weil dasselbe stets zur Begründung einer Mehrzahl falscher Doctrinen benützt wird. Zu der Verfassung des göttlichen Reiches der Kirche gehört aber auch die Unterscheidung der beiden kirchlichen Stände, des Clerus und der Layen, und so bahnt sich von da der Uebergang zu der Schilderung der Verhältnisse des Priesterthums, welche mit dem königlichen Unterscheidungszeichen der Tonsur beginnt. In der hieran sich anschließenden Darstellung der Lehre von der Ordination wird zunächst die Frage über die Zahl der Stufen der Weihe untersucht, in Betreff de-

ren bekanntlich die Theologen von den Canonisten darin sich absondern, daß sie sieben Ordines, während diese mindestens acht annehmen. Der Verfasser glaubt die Ansicht, daß acht Ordines anzunehmen, und namentlich der Episcopalis ordo ein von dem des Presbyters verschiedener sei, mit manchen haltbaren Gründen unterstützt zu haben. Gerade die Ordinationsfähigkeit des Bischofes ist ein großer Vorzug derselben vor den Presbytern, und sie ist es, welche das Thema der nachfolgenden Untersuchungen bildet, durch welche insonderheit die ausschließliche und allgemeine Ordinationsfähigkeit der Bischöfe begründet wird. Den Schluß dieser Abtheilung bildet die Entwicklung der Competenz der einzelnen Bischöfe zur Ausübung des Ordinationsrechtes in concreto. — In der zweiten Abtheilung, von welcher bereits mehrere Bogen gedruckt sind, werden zunächst folgende Gegenstände abgehandelt: Irregularität, Standesrechte und Pflichten der Cleriker, namentlich Cölibat, Lehramt der Kirche, und insbesondere Infallibilität des Papstes, Königthum der Kirche, und vorzüglich die Hierarchia jurisdictionis, sodann Verhältniß der Kirche zum Staate. In wenigen Wochen soll auch diese Abtheilung ausgegeben werden. —

XXVI.

Briefliche Mittheilungen aus Würtemberg.

Es ist nichts Seltenes, daß Leute von einer gewissen theologischen Richtung, welche Alles vom Brodkorb abhängig machen, und die Lage einer Diöcese einzig und allein nach dem Maaßstabe ihrer Temporalien bemessen, triumphirend darauf hinweisen, wie ungemein sich die Verhältnisse, namentlich der jüngern Geistlichen, unter dem würtembergischen Scepter gebessert haben. Es ist nun zwar richtig, daß in Beziehung auf das Einkommen der junge Priester, sobald er als Vicar angestellt wird, vor herbem Mangelleiden geschützt ist, ja sogar oft bald in

eine Lage kommt, in welcher er sich einen Sparpfennig zurücklegen kann. Aber in einer gewissen anderen, höchst wichtigen Beziehung ist es eine große Frage, ob wenigstens seit einigen Jahren das Loos der jungen Geistlichen unserer Diöcese so sehr aufs Liebliche gefallen sei. Wohl mochte der junge Vicar da und dort früher einen weniger reichlichen Tisch finden, als er ihn gegenwärtig etwa in dem Hause eines staatlich gesinnten und deßwegen auch auf die Materie viel haltenden Decans hat; wohl mochte sein Gehalt über den eines Dienstboten wenig hinausgehen: aber er genoß doch die erste Frucht des Friedens, die ihm das kärglicher bereitete Mahl würzte, und war überzeugt, unter einem Dache mit einem Mann zu wohnen, der es redlich mit ihm meinte, und that, was in seinen Kräften stand, um ihn, den jungen Priester, in den Geist seines Berufes mehr und mehr einzuführen und mit praktischen Kenntnissen zu bereichern. Vielfach anders aber hat sich das Verhältniß des jungen Hülfspriesters zu seinem unmittelbaren Vorgesetzten gegenwärtig gestaltet. Mit schlecht verhehltem Mißtrauen wird der Zögling der neuen Schule empfangen, und aus jeder Miene des strengen Gebieters muß er ersehen, daß er ein schlecht willkommener Gast im Hause ist. Führt vollends, wie leider nicht bloß an einem Orte der Fall ist, die weibliche Hand das Regiment, so muß sich der junge Vicar oft die unwürdigsten Situationen gefallen lassen, und darf sichere Rechnung darauf machen, die giftigen Stiche einer Lästerzunge kennen zu lernen. Indessen, wenn es sich in diesem Verhältnisse bloß um Privatsachen handelte, so wäre Alles noch leicht zu ertragen, wenigstens für einen Mann, der auf das Kreuztragen als ein ächter Priester gefaßt ist. Aber ganz anders stellt sich die Sache heraus, wenn in Beziehung auf das Wirken im Amte dem Hülfsgeistlichen alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt werden, so daß er all seine Anstrengung wegen des beharrlichen Entgegenwirkens von Seite seines Pfarrers oder Decans einer Sisyphusarbeit vergleichen muß. So ist es z. B. nicht selten der Fall, daß gerade die jungen Geistlichen die Männer des Vertrauens im Beichtstuhle sind, und zwar, man möge dagegen sagen, was man wolle, vorzugsweise deßwegen, weil sie mit Ernst und Salbung das Heilige verwalten, und nicht, wie es seit Decennien leider bei so Vielen der Fall gewesen, den bloßen Einfällen ihrer subjectiven Laune folgen, sondern vielmehr an die objectiven Normen der kirchlichen Canones sich halten, welche allein Beruhigung und Sicherheit gewähren in der Angelegenheit des Heiles. Gerade deßwegen nun aber, weil sie in Ausspendung des Bußsacraments an die kirchliche Vorschrift sich halten, gereichen die jüngeren Geistlichen den älteren häufig zum Anstoß. Beschleunigen sie also ihr Geschäft nicht so, wie es der Gebieter zu thun gewohnt ist, so wird ihnen das praktische Geschick abgesprochen, und sie müssen vielleicht deßwegen, wie wir einmal in neuerer Zeit erlebt

[redacted]

haben, ihren Posten verlassen. Oder wenn sie, wie die Regel vorschreibt, die oftmalige Wiederholung des Beichtens als Buß= und Heilmittel auferlegen, ohne welches, wie jeder praktische Theolog weiß, in manchen Fällen beinahe keine Rettung möglich sei, so wird das öftere Beichtsitzen von dem Principal nur sehr ungerne gesehen, und so oft, Ostern und vielleicht noch Allerseelen ausgenommen, der Vicar sich in den Beichtstuhl begeben will, muß er mißliebige Aeußerungen hören. Ja man treibt das Mißtrauen, wie wir aus guter Quelle wissen, sogar so weit, daß diejenigen Personen, welche irgend ein religiöses Bedürfniß treibt, den Vicar auf seinem Zimmer aufzusuchen, in der Hausflur oder auf der Stiege zum voraus inquirirt werden, in welcher Angelegenheit sie zum Vicar kommen. Einen wichtigen Punkt bildet hier sodann die Ritualfrage, welche schon sehr vielen jungen Geistlichen die größten Unannehmlichkeiten bereitet hat. Da ihnen im Seminar, wie nicht mehr als billig ist, eingeschärft wird, kein anderes als ein approbirtes Ritual zu gebrauchen, so wollen sie in der Regel — und das ist gewiß ein gutes Zeichen — mit dem elenden Wessenberg'schen Machwerk oder dem wässerigen Müller'schen Handbuch nichts zu schaffen haben, und da die älteren Geistlichen andererseits durch diesen Geist der Gewissenhaftigkeit sich unangenehm afficirt fühlen, so erzeugt sich dadurch eine Reibung der tiefeinschneidendsten Art, bei welcher sich der Vicar auf sein Gewissen, der Principal aber auf einen Erlaß des Kirchenrathes beruft, wonach der Hülfsgeistliche in liturgischen Dingen keine neue Anordnung zu treffen hat. Will dann der junge Priester, begeistert von dem warmen Lebenshauche, welcher seit der Cölner Catastrophe durch die deutschen Gauen weht, in zeitgemäßem Sinne wirken, indem er die von der Gegenwart dargebotenen Erweckungsmittel für das Volk dankbar benützt, so versteht es sich wiederum, daß er hierin von seinem unmittelbar Vorgesetzten nicht nur nicht unterstützt wird, sondern vielmehr oft die bitterste Anfeindung deßwegen erfahren muß. Will er also für die Missionen wirken, so kann es ihm begegnen, wie wegen eines Verbrechens förmlich verklagt zu werden. Oder wenn er die vom heil. Vater approbirte und in der That — wie die Erfahrung namentlich in Frankreich beweist — so wunderbar gesegnete Erzbruderschaft des heil. Herzens Mariä in weiteren Kreisen verbreiten will, so ist es möglich, daß er um dieses guten Werkes willen zunächst von seinem Pfarrer oder Decan, und weiter hin von allen liberal sich nennenden Amtsbrüdern in der Nähe in gemeiner Weise bespöttelt und gleichsam proscribirt wird, wie dieß erst neulich einem braven jungen Manne geschehen. Ja bis auf die Kleidung herab kann es einem Liberalen einfallen, seinen Vicar zu tyrannisiren, natürlich nicht etwa so, daß er ihm eine unclericalische Tracht nicht zuließe, nein, vielmehr so, daß er ihm streng clericalische Kleidung untersagt, wie wir kürzlich von einem

Pfarrer gehört haben, der seinem Vicar das Tragen eines Collars verbot! — Wir sind fest überzeugt, eine ziemliche Anzahl von Vicarien wird in dieser Darlegung ihr Loos abkonterfeit finden; ja nicht Wenige könnten aus eigener Erfahrung noch weit stärkere Farben auftragen. Das Boshafteste aber ist noch, daß häufig die älteren Geistlichen, denen eine schonende Behandlung des Hülfspriesters fremd geworden, sich als die Unterdrückten und Beeinträchtigten geriren, und über Mangel an Demuth und Uebermuth von Seite der Jüngeren klagen — eine Klage, die, wie wir hören, höheren Ortes nur zu leicht Eingang finden soll. Ja man soll sogar von gewissen Seiten seit einiger Zeit mit Mißtrauen auf die Seminarvorstände hinsehen, als ob diese den Geist des Uebermuthes und der Rechthaberei gleichsam **ex professo** in die Alumnen einpflanzten. Wir glauben nun zwar gerne, daß es einem eifrigen Manne, welchem die praktische Bildung der Adspiranten des geistlichen Standes anvertraut ist, oft schwer fallen muß, wenn von den Uebeln der Zeit die Rede ist, so vorsichtig sich zu äußern, daß nicht ungünstig beleuchtete Schlaglichter auf die da und dort bestehende Praxis fallen sollten: aber dennoch werden, wie wir genau unterrichtet sind, die Personen im Seminar immer auf die schonendste Weise behandelt. Weil aber vorderhand die jungen Cleriker wenig Hoffnung haben, weder daß ihr Verhältniß zu ihren unmittelbaren Vorgesetzten und zu dem älteren Clerus überhaupt so bald sich zum Bessern verändern werde, noch auch daß sie von oben herab besonders kräftige Unterstützung in ihrem gutgemeinten Wirken finden werden, so geben wir ihnen den wohlgemeinten Rath, einmal Alles strengstens zu vermeiden, was ihnen auch nur den leisesten Schein, als fehle es ihnen an wahrer und gründlicher Demuth, erregen könnte, und sich selbst zu verläugnen, so lange es ohne Nachtheil für die Sache geschehen kann; sodann aber, wenn sie trotz aller eifrigen Bemühungen, so viel an ihnen liegt, den Frieden zu halten mit allen Menschen, namentlich aber mit ihrer geistlichen Umgebung, dennoch nicht vermeiden können, die Zielscheibe der Bosheit und des Spottes zu werden, und traurige Reactionen in ihrem segensreichen Wirken zu erfahren, als eine nie versiegende Trostquelle das Wort des Herrn zu gebrauchen: „**Beati estis, cum maledixerint vobis et persecuti vos fuerint et dixerint omne malum adversum vos mentientes propter me: gaudete et exultate, quoniam merces vestra copiosa est in coelis.**“ Uebrigens daß das Volk so ziemlich richtig urtheilt über den eigentlichen Grund dieser Differenzen zwischen dem älteren und jüngeren Clerus, haben wir schon häufig zu bemerken Gelegenheit gehabt: am deutlichsten beweist dies die Anerkennung und das Vertrauen, welches der letztere ziemlich allgemein genießt. — Möglich daß der Riß noch stärker wird im eignen Hause, denn es ist einmal unmöglich, daß eine so bedeutende Kata-

strophe auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, wie wir sie gegenwärtig erleben, nicht so stille und friedlich abliefe: immer schroffer, scheint es, müssen die Gegensätze hervortreten, damit „die Gesinnungen Vieler offenbar werden."

XXVII.

Zeitläufte.

Soll die gegenwärtige Crise der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland am kürzesten bezeichnet werden, so läßt sie sich als die Rückwirkung des im letzten Stadium seiner Selbstauflösung befindlichen Protestantismus auf die deutschen Katholiken charakterisiren. Katholiken und Protestanten sind in Deutschland Glieder eines und desselben Volkes, und als solche durch unausgesetzten geistigen Verkehr unauflöslich zu einer organischen Einheit verbunden. — Wie wäre es möglich, daß die Todeskrankheit, welche der eine Theil, als kirchliche Gemeinschaft, zu überstehen hat, nicht auf das Gebiet des andern hinübergreifen, und dort seine Opfer holen sollte? Der Abfall vom Christenthume, der sich in der Freimaurerei, in dem Treiben der Lichtfreunde, in der jungdeutschen Poesie der Unzucht, im Hegel'schen Atheismus und allen ihnen verwandten Richtungen offenbart, mußte kraft unabweislicher Nothwendigkeit auch unter den deutschen Katholiken alle Jene zur Nachfolge reizen, die seit langer Zeit schon auf ähnlicher Basis des Unglaubens standen. Unter diesen Umständen ist der Versuch: den Namen der katholischen Kirche für das unbedeutende Häuflein der Apostaten zu retten, nichts als ein Beweis mehr für die Beschränktheit und Unwissenheit Derer, die ihn machten. Noch lächerlicher ist der Wahn, es werde sich heute, nach den großen Erfahrungen der letzten hundert Jahre, ein separirtes Winkelkirchlein zu Stande bringen und zusammen halten lassen, ohne wie eine Welle im

Ozean sofort in dem großen Meere des Protestantismus spurlos zu zerrinnen. — Man täusche sich nicht: Alles, was heute aus der alten Kirche scheidet, fällt als Negation, ohne Rettung und Aufschub, dem Protestantismus, als Inbegriff und Summe aller Negationen anheim. Hoffen wir dagegen, daß die christlichen Fragmente, die sich dort noch bis auf unsere Tage durchwintert haben, auf jenem Gebiete aber, wo sie von jeher nichts als Hohn und Schmach einärndteten, sich doch nur vereinzelt, unheimlich und gedrückt fühlen, hoffen wir: daß diese nunmehr sich selbst, ihre Umgebung und ihr Verhältniß zur Welt und zur Geschichte begreifend, sich endlich mit der großen allgemeinen Kirche vereinigen werden! — Eine solche Ausscheidung der spärlichen und jedenfalls deplacirten, christlichen Elemente aus dem Protestantismus ist näher, als die weniger Unterrichteten glauben, und jedenfalls eben so nothwendig, als das Ausscheiden der Lichtfreunde aus den Reihen der Katholiken. Schlägt endlich die Stunde, wo jedes Princip das an sich zieht, was ihm ursprünglich und kraft innerer Verwandtschaft gehört: — die allgemeine Christenheit Die, welche christlich denken und fühlen, auch wenn sie kraft ihrer Geburt auf der Seite der Gegner stünden, die Negation Jene, welche (auch unter den Katholiken) mit Willen und Absicht widerchristlich sind, — schlägt endlich diese Stunde, — so wird Deutschland sich über die dann eintretende Auswechslung eben so wenig zu beklagen haben, wie die Kirche.

Vorläufig dürfte die Rückwirkung, welche der Protestantismus von den exkatholischen Auswürflingen empfangen wird, ohne Zweifel eben so bedeutend seyn, als die Wirkung, welche der Abfall innerhalb der Kirche zurückläßt. Nur geschieht naturgemäß auf beiden Gebieten das Entgegengesetzte. Die Kirche kann, wie eine achtzehnhundertjährige Erfahrung auch dießmal beweist, durch die Crisis nur gewinnen. Abgesehen von der Wohlthat, welche ihr durch das Ausstoßen der faulen, unverbesserlichen Glieder zu Theil wird, ist gerade diese Opposition, je dümmer und plumper sie auftritt, ein desto ausgiebi-

geres Mittel, die Schlafenden zu wecken, die Halben und Lauen zur Besinnung zu bringen, den Unentschiedenen den Gedanken an ihr ewiges Heil nahe zu legen. In diesem Sinne kann man behaupten, daß Ronge's und Czerski's offener Abfall ihnen selbst zwar zum Verderben, vielen tausend Katholiken aber zur Auferstehung gedient und großes, im Finstern schleichendes Unheil durch voreiliges Anzünden der Mine in seiner Geburt erstickt hat!

Umgekehrt aber werden, ehe das Jahr sich zu seinem Ende geneigt hat, Jene, welche im thörichten Vertrauen auf ihre Pfiffigkeit nicht mehr im Stande sind, die einfachsten Verhältnisse zu überblicken, zu ihrem Schrecken innewerden, daß sie selbst in die Schlingen fielen, welche sie der katholischen Kirche in Deutschland mit großem Geschick gestellt zu haben vermeinen. Sie werden inne werden, wen sie zu Gaste luden, als sie den Abfall verirrter Katholiken beförderten, die Bildung neuer Afterkirchen begünstigten, dem Radicalismus einiger Elenden, als er sich dem weltlichen Absolutismus schmeichelnd, gegen die Kirche zu wenden versprach, den Zügel schießen ließen. Wir machen keinen Anspruch auf die Gabe der Prophezeiung, aber mit mathematischer Gewißheit sagen wir jenen Staatsweisen voraus: der Tag ist nicht fern, wo sie, was sie in Hinsicht auf Schlesien und Schneidemühl sündigten, um Alles in der Welt werden ungeschehen machen wollen. Die katholische Kirche ist durch den Gebrauch, den sie nach langem Scheintode, in dem von Freimaurern und Lichtfreunden zerfressenen Schlesien von der Excommunication machte, gerade dort stärker geworden als sie seit zwei Jahrhunderten war. — Umgekehrt ist der Zuwachs, den der Protestantismus aus den Apostaten von der Sache Gottes empfängt, eine Hülfe, die ihm Verderben bringt. Sie kömmt auf jenem Gebiete nicht den Resten des positiven Christenthums zu Gute, die heute mit Lichtfreunden und Hegelthum den verzweifelten Todeskampf kämpfen. Im Gegentheil: der Auswurf aus unserer Kirche, der sich unter Czerski's und Ronge's Fahne stellt, kann drüben nur

die negative Strömung verstärken. Wer wäre kindisch genug zu glauben, daß dieß Gesindel sich irgend einem Symbol, einer Glaubensregel, einer kirchlichen Satzung und Ordnung unterwerfen könnte, sich irgend einer andern Autorität zu unterwerfen auch nur das Bedürfniß und die Kraft hätte? *) Dieß fühlen auch Jene nur zu gut, welche sich selbst heute noch mit der wunderlichen Hoffnung tragen, daß es möglich sei ein Christenthum ausserhalb der katholischen Kirche aufrecht erhalten zu können. Hengstenberg und die Seinigen, wollen trotz alles ihnen inwohnenden Grimmes gegen Rom doch von diesen neuen Bundesgenossen nichts wissen, weil sie klar vor Augen sehen, daß diese nicht auf ihrer, sondern auf der Seite der „Lichtfreunde" stehen. Die Rückwirkung dieses Umstandes auf den weitern Entwickelungsgang des Protestantismus wird sich bald genug

---

*) Der Apostat Czerski, — der mit den von ihm verführten vierzehn Gliedern der Gemeinde zu Schneidemühl, — die Autorität der römischen Kirche nicht mehr anerkennt, unterwirft sich dafür, und zwar in Glaubenssachen! der zweiten Abtheilung der k. preußischen Regierung zu Bromberg. Er bittet diese, sie wolle das vorgebliche Glaubensbekenntniß der Secte „gnädigst prüfen zu lassen geruhen, und dafern in demselben nichts enthalten ist, was der Lehre des Evangeliums Christi entgegensteht", die neue Gemeinde „gnädigst anerkennen." Es versteht sich von selbst, wenn dem Sectenstifter die Beibehaltung der Concubine gestattet wird, wäre ihm und den Seinigen jedes andere Glaubensbekenntniß ja auch recht und genehm, welches die hohe Regierung zu Bromberg, deren Competenz als Glaubensrichterin einmal anerkannt ist, etwa vorzuschreiben geruhen könnte. — Ganz ohne Umschweife erklärt dagegen Ronge: „daß es unmöglich sei, ein bestimmtes Glaubensmaaß für den menschlichen Geist festzusetzen," und daß „in der Verschiedenheit der Auffassung und Auslegung des im Glaubensbekenntnisse gegebenen Inhaltes", die Gemeinde „keinen Grund zur Absonderung oder Verdammung finde". — Beiderlei Erklärungen laufen aber im Grunde auf eins hinaus. Wer sich im Voraus anheischig macht, Alles glauben zu wollen, was die Bromberger Regierung gnädigst vorzuschreiben geruhen wird, glaubt eben so wenig etwas, wie der, welcher gar kein bestimmtes Glaubensmaaß für den menschlichen Geist anerkennt.

fühlbar machen. — Heute schon steht eine kirchlich politische Folgerung aus der politischen Toleranz, welche Ronge und Czerski gefunden haben, unumstößlich fest. — Bisher verdankte der deutsche Protestantismus seine äußerliche, formelle Existenz als kirchliche Gesellschaft lediglich der Gewalt der Polizei. In Preußen würde er, wie in Nordamerika, auch äußerlich schon, wie er es innerlich bekanntermaßen längst ist, in tausend Secten und Nebensecten zersplittert seyn, wenn nicht die weltliche Regierung allen sich neu bildenden Religionsgesellschaften den Medusenschild ihres Verbots entgegen gehalten hätte. Im Allgemeinen galt bis auf die neuesten Zeiten in Deutschland der Grundsatz: daß die Gewissensfreiheit keine allgemeine, unbegränzte, von jedwedem Sectenstifter beliebig auszubeutende, sondern auf die verfassungsmäßig bestehenden drei christlichen Confessionen beschränkte sei. War dieses Princip bereits durch Stiftung der preußischen (dogmenlosen) unirten Kirche untergraben, so ist dasselbe heute durch die wenigstens thatsächliche Anerkennung, welche Ronge und Czerski finden, vollends gesprengt. Was die Regierung unter ihren katholischen Unterthanen duldete, beschützte, hervorrief, kann sie auf dem Gebiete des Protestantismus nicht mehr verbieten. Dazu reicht heute keine menschliche Kraft mehr hin! Schon haben sich viele Protestanten den exkatholischen Sectenstiftern angeschlossen; — der Funke dürfte in einem ganz andern Sinne zur Flamme werden, als die Kurzsichtigkeit der Gegner der Kirche wähnte. Getrieben vom blinden Hasse gegen die katholische Sache, rannten diese dem eiteln Phantom der Schutzherrschaft über einen unwirklichen und unmöglichen, wieder zu erweckenden, christlichen Protestantismus nach, und hofften diesen durch Schwächung und Theilung der katholischen Einheit fördern zu können. Hat die Macht gewußt, daß sie durch die in diesem Sinne genommenen Maßregeln über den Rubicon setzte? Hat sie gewußt, daß sie auf diesem Wege einen großen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands herbeiführte, und daß, wenn solche „„Fragen an das Schicksal““ einmal gestellt sind, der

Mensch die Antwort hinnehmen muß, wie sie fällt? — Wir können diese Fragen heute selbst noch nicht beantworten, werden aber in einiger Zeit über den weitern Erfolg der Toleranz berichten, welche die preußische Regierung den apostasirten katholischen Priestern gerade zu derselben Zeit angedeihen läßt, wo die katholischen Kapelläne von Ottmachau wegen intoleranter Gesinnungen zur Festung verurtheilt werden.

Wie heute die Sache des Christenthums steht, muß sich also die Kirche mit ihren Waffen wehren, wie die Confessionen und Secten mit den ihrigen. Jede Sache sieht sich auf ihre eigne innere Kraft angewiesen. — Bekanntlich ist diese Lage der Kirche nicht neu; sie hat lange vor dem „Staatsschutze" bestanden, wie sie auch heute in England und Nordamerika ohne den Staatsschutz besteht. In dieser Lage hat sie auch heute in Schlesien und am Rhein in der Kraft ihres Gottes und im Bewußtseyn ihrer Sendung gethan, was sie zu thun seit der Apostel Zeiten gewohnt war. Sie hat die Gläubigen gewarnt, belehrt, ermahnt, über die Abtrünnigen den Bann der Kirche ausgesprochen, die meineidigen Priester aber ihrer Würde und ihres Amtes entsetzt.

Sehen wir nunmehr, wie sich die protestirenden Confessionen zu denen verhalten, die sich auf ihrem Gebiete, nur noch weit greller und folgerichtiger wie Ronge und Czerski, nicht bloß gegen die kirchliche Autorität, denn solche gibt es dort nicht, sondern gegen den Namen und Begriff eines persönlichen Gottes und die Idee einer christlichen Offenbarung auflehnen. — Bekanntlich hat vor wenigen Monaten der Professor Vischer zu Tübingen dem Gotte der Christen in einer akademischen Inauguralrede roh und brusque den Fehdehandschuh hingeworfen. — Die würtembergische Regierung, mit der Abwendung der Gefahren, welche der Ultramontanismus dem Staate bringen könnte, über und über beschäftigt, hat begreiflicherweise nicht einmal die Zeit, bei solchen Lappalien etwas Arges zu denken. Hat sie dem als Pantheisten und haßerfüllten Gegner des Christenthums längst bekannten Junghegelianer die ordentliche Pro-

fessur der Aesthetik übertragen, so war es, wie jeder Unbefangene zugeben wird, nicht mehr als billig, daß sie es ihm in keiner Weise verübelte, wenn er vom Katheder herab der studirenden Jugend versprach, die ihm gegenüberstehende Ansicht mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen, mit Hohn, Spott, Witz u. s. w. zu bekämpfen und seinen Gegnern einen ewigen unversöhnlichen Haß gelobte. — Ließ sich doch von dieser Seite her, nöthigen Falls auf kräftigen Succurs gegen Rom rechnen! — Genug, die Omnipotenz fand sich durch freimüthige Erklärungen solcher Art im geringsten nicht bedroht oder gefährdet, sie ließ den himmelstürmenden Aesthetiker ruhig gewähren, und der christgläubige Protestantismus (dort Landes Pietismus genannt) mußte sich, wenn er nicht schweigen wollte, ungefähr aus denselben Gründen entschließen, den Krieg gegen Vischer zu führen, aus welchem die rechtmäßige, katholische Autorität in Breslau sich gegen Ronge ausgesprochen hatte. Beide, in dem einen Lande die Kirche, in dem andern der Pietismus, waren von der weltlichen Regierung Preis gegeben, beide allein auf ihre eigenen Mittel angewiesen. — Insofern war also die Stelle des christlichen Gottesglaubens, dem Hohne der Feinde gegenüber, auf beiden Gebieten gleich. In allem Uebrigen aber zeigt sich an diesem Beispiele recht auffallend die sonstige Grundverschiedenheit beider Stellungen. In dem katholischen Schlesien gab es eine Kirche und in dieser eine von Gott verliehene Autorität, ein Lehramt, welches mit der Pflicht und dem Berufe über die Reinheit der überlieferten Lehre zu wachen, die Macht zu lösen und zu binden, und demzufolge das Recht über den unverbesserlichen Sünder den Bann der Kirche auszusprechen besitzt. In dieser Hierarchie hatte das Verfahren gegen den meineidigen Priester, der den Glauben der Kirche verhöhnte, seine gewiesenen Wege. Der Sünder wurde vor die bischöfliche Behörde geladen, und als er ungehorsam ausblieb, seiner priesterlichen Würde durch die Degradation entsetzt, durch die Excommunikation als räudiges Schaf aus der Heerde Christi gestoßen, hierdurch aller Gnaden und Segnungen

der Erlösung verlustig erklärt, und dem Fürsten der Finsterniß und seinen Engeln zur Züchtigung überantwortet. Begreiflicherweise setzt die Anwendung solcher Mittel nicht nur die katholische Kirche und ihre hierarchische Verfassung, sondern jenes Dogma voraus, auf welchem beide ruhen. — Somit war also der Pietismus in Würtemberg, der sich weder auf eine Kirche, noch auf eine Autorität, noch auf eine unantastbare heilige Ueberlieferung berufen konnte, in einer ganz andern Lage. Auch hier geschah, was irgend geschehen konnte. Einige „pietistische" Prediger eiferten auf der Kanzel, (ohne Zweifel mit großem Rechte!) gegen die Gotteslästerung des Professors der Aesthetik. Und als hierauf ein würtembergisches Blatt ihnen im Geiste der dortigen Bureaukratie vorwarf, „sie hätten die Kanzel dazu mißbraucht, um das Volk gegen Professor Vischer und seine Sache zu fanatisiren", gaben vier Stuttgarter Prediger, „jedoch ganz ohne vorher getroffene Verabredung" im schwäbischen Merkur eine „Erklärung" ab. Sie hätten, so lautete diese, bewogen durch die vielbesprochene, herausfordernde Rede des oft genannten, „vor ihren Gemeinden ein schriftmäßiges Zeugniß für den Glauben der evangelischen Kirche, im Gegensatze gegen die zerstörenden in unsern Tagen immer kecker hervortretenden Tendenzen des Unglaubens abgelegt", und wollten „für dasselbe hiemit öffentlich einstehen". — Dieß war für die Erklärenden ohne Zweifel verdienstlich und ehrenwerth. — Aber da sie, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, den Nachweis schuldig blieben, warum gerade sie berufen und berechtigt seien, die „evangelische Kirche" von der sie sprechen, zu vertreten, und warum ihr Zeugniß über den angeblichen Glauben eben dieser mystischen Person mehr gelten sollte, als das von Strauß, Vischer, Bruno Bauer oder Feuerbach, so kann, wie jeder Unparteiische zugeben muß, der Streit durch dergleichen „Erklärungen" weder gefördert noch zum Abschluße gebracht werden. Vielleicht waren es derartige Erwägungen, die ein anderes Mitglied eben jener „Kirche" bewogen haben, einen andern Weg zu wählen. Die katholischen Formen

der Excommunication, der Styl der Satzungen des Concils von Trient, die Haltung der katholischen Hierarchie, wenn sie e cathedra spricht, hat auch für die Gegner des „Papstthums“ etwas ungemein Imponirendes, und mit Wehmuth blicken Viele derselben auf die beneidenswerthe Sicherheit und Zuversichtlichkeit, mit der die Autorität in der römischen Kirche zu den Irrgläubigen spricht, wie Einer, der die Gewalt dazu empfangen hat. — Dürfen wir es dem Herrn C. Hoffmann, „Diener der evangelischen Kirche in Würtemberg und Lehrer in der Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus“ verargen, wenn er es den „Römern“ nachthun will? Dieser ehrenwerthe Pädagog hat ein und zwanzig Sätze wider die neuen Gottesläugner ergehen lassen, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens zu empfehlen nicht unterlassen können. Sie lauten wie folgt: „1) Wer da sagt, er bekenne sich zum Pantheismus, der ist ein Gotteslästerer und Götzendiener. 2) Wer da sagt, der alte Glaube des Christenthums sei ein altes, lügenhaftes Gebäude, der lästert Christum und die Kirche, und verläumdet alle Christen. 3) Wer da sagt, er hasse den alten Glauben des Christenthums mit feurigem, glühendem Haß, der bekennt sich selbst als ein Diener des Teufels. 4) Wer da sagt, er werde den alten Glauben der Christen mit dem unangenehmen Lächerlichen verfolgen, der ist ein Schänder des Heiligen, und aus der Gesellschaft der gesitteten Menschen auszuschließen. 5) Wer den Pantheismus für die wahre Philosophie ausgibt, der versucht den Fortschritt der Wissenschaft zu hemmen, und eine vergangene Zeit wieder zurückzuführen. 6) Wer meint, der Verlust, den die Aesthetik und Moral durch den Untergang des Christenthums erleiden würde, könnte durch Philosophie ersetzt werden, der weiß weder, was die Aesthetik und Moral bedarf, noch was Philosophie leisten kann. 7) Wer meint, die Religionen seien entstanden, indem der Volksgeist im Streben nach Concretion das Absolute personificirt habe, der ist ein Ignorant in den Quellen der Religionsgeschichte, und schöpft statt aus ihnen, aus seinen eigenen Träumen. 8) Wer meint, das Chri-

stenthum sei auf dieselbe Weise entstanden, wie alle andern Religionen, der ist unfähig zu einem Urtheil in geschichtlichen Fragen. 9) Wer meint, das Christenthum sei durch die kritisch-philosophischen Bestrebungen der neuern Zeit gefallen oder untergraben, der weiß weder, was Philosophie, noch was Christenthum ist. 10) Wer sich erfrecht, die christliche Religion in öffentlichen Reden für besiegt zu erklären, ist ein anmaßender Thor. 11) Wer glaubt, durch seine neue Lehre das Christenthum umstoßen zu können, ist ein Narr, und gleicht dem Frosch in der Fabel, der sich zum Ochsen aufblasen will. 12) Wer die christliche Kirche öffentlich angreift oder herabsetzt, den muß sie aus ihrer Gemeinschaft feierlich hinausstoßen zu den Hunden. Offenb. 22, 15. 13) Wer den Pantheismus öffentlich verkündet und der Jugend mittheilt, der ist als ein Feind der Religion anzuklagen. 14) Für solche Lehren das Recht der Lehrfreiheit in einem christlichen Lande verlangen, wäre eine schamlose Frechheit. 15) Wer Angriffe auf den christlichen Glauben vor den Ohren der christlichen Jugend macht, der begeht einen heimtückischen Diebstahl an ihrem Glauben. 16) Solche Angriffe gestatten, hieße das Christenthum nicht als Volks-Religion, sondern höchstens als eine geduldete Religion behandeln. 17) Wer auf Kosten christlicher Stiftungen gebildet und in christlichem Lande angestellt und besoldet ist, der betrügt, wenn er gegen das Christenthum lehrt, die Christen um ihr Geld. 18) Wer öffentlich gegen die Landesreligion spricht, und nicht auf jede offene Frage darüber sich rückhaltlos erklärt, der macht sich einer elenden Feigheit schuldig. 19) Wer sich zum Pantheismus bekennt, und doch beim Amtsantritt oder sonst einen christlichen Eid leistet, der ist ein Heuchler. 20) Welcher Christ einen Angriff auf die christliche Kirche mit anhört oder davon vernimmt, der ist auf's heiligste verpflichtet, ihm offen entgegen zu treten. 21) Welcher Christ dieß versäumt und schweigt, wo es seines Amtes wäre zu reden, der verläugnet seinen Herrn.“ Ferne sei es von uns, das Verdienst des Verfassers dieser Sätze zu verkennen; leider aber kehrt auch hier wie-

der die fatale Frage nach der legitimatio ad causam wieder, und da trennen sich denn freilich unsre Wege. Wenn das Concilium von Trident sagte: Si quis dixerit und dann das inhaltschwere Urtheil folgen ließ: Anathema sit! — so klingt dieß freilich der Form nach fast eben so wie Herrn Hoffmann's: „Wer da sagt" u. s. w. Allein auch hier gilt das duo cum faciunt idem, non est idem. — Das Concilium von Trient, welches auf der Basis des katholischen Dogma's stand, war eine vom Papste zusammengerufene, von seinem Legaten präsidirte: sacrosancta Synodus in Spiritu sancto legitime congregata. Herr Hoffmann ist zwar Lehrer an der Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus in Salon, hat aber als solcher keine Sendung als Lehrer der Christenheit. — Das Concilium räsonnirte und stritt nicht mit seinen Gegnern, es richtete im Namen Gottes und als irdisches Organ des heiligen Geistes. Herr Hoffmann, der sich der wissenschaftlichen Beweisführung enthält, richtet zwar auch, und wir schelten sein Urtheil in Betreff des Inhalts keineswegs, die Vollmacht vom heiligen Geiste aber hat er bis jetzt nicht nachgewiesen. — Daher denn auch der weitere Unterschied. Das Concilium schließt leidenschaftslos, wie Gott selbst, in dessen Namen es spricht, den Verfechter der Irrlehre aus der Gemeinschaft der Kirche. Herr Hoffmann ereifert sich und schilt den Gegner einen Narren. So steht hier Meinung gegen Meinung, individuelle Ueberzeugung gegen individuelle Ueberzeugung, Trumpf gegen Trumpf, Herr Hoffmann verdammt Herrn Vischer. Warum er selbst aber, gestützt auf die freie protestantische Forschung gegen das Concilium von Trient protestirt, dem consequentern Gegner aber dieselbe freie Forschung nicht zu Gute kommen lassen will, finden wir in diesen Sätzen nicht erwähnt. Der Punkt, auf den es zwischen beiden Streitenden ankömmt, liegt einzig und allein in der Frage nach der regula fidei. Nach welcher Norm und Richtschnur fällt Herr Hoffmann seine Urtheile? Nach der Bibel, wird er antworten! — Aber, wer legt sie aus? Die Vernunft? warum soll die des Herrn Hoffmann mehr gelten, als

die seines Gegners? Oder übernatürliche Erleuchtung? — Warum soll der heilige Geist den Vätern zu Trient seinen Beistand entzogen, auf Herrn Hoffmann die Fülle seines Lichtes ergossen haben! Genug, wir können in dieser protestantischen Rechtgläubigkeit, die sich gegen den Unglauben der heutigen Reformatoren verwahrt, aber nicht mit besseren Gründen als sie, den Irrglauben der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts gegen die Kirche verficht, nichts als rohe, blinde Willkühr erkennen. Wo dieser das Gewicht des weltlichen Armes nicht zur Seite steht, wird sie durch die eigene Tüchtigkeit ihrer Sache nie und nimmer den Sieg erfechten.

Zum Schluße können wir unsern Lesern eine Probe nicht vorenthalten, wie heute schon der Rongeskandal zersetzend, und die Selbstauflösung befördernd, auf den Protestantismus zurückwirkt, aus dessen geheimen Umtrieben er erwachsen ist. Der Moniteur des sächsischen Philisterthums (der „allgemeine Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen“) behandelt in seiner Nummer vom 15. Februar d. J. die Frage: ob aus der jetzigen Aufregung auf dem Gebiete der Religion und Kirche eine zweite Reformation hervorgehen wird? „Zu einer Reformation gehört nicht bloß ein Luther (diesen könnte man in der Person Ronge's zu haben glauben), es gehört ein Friedrich der Weise, ein Johann der Beständige u. s. w. dazu, d. h. mit der Macht des Wortes muß sich auch eine äußerliche Macht verbinden, eine Macht zur Verbreitung und zum Schutze des aufgefundenen Bessern, damit es nicht wieder in sich selbst zerfalle.“ — Freilich! freilich! nur gibt es heute keine Kirchen und Klöster mehr zu plündern. Die Popularität bei den Lichtfreunden allein thut es nicht, und der Verfasser (Herr Erich Haurenski, ein pseudonymer lutherischer Pastor im preußischen Sachsen) fragt daher mit Recht: „Wer wird wohl in unserer Zeit wo Viele so lüstern (!) nach Festhaltung des Bestehenden und nach Zurückführung zum Alten sind, diese Macht gewähren? — — — Allein er tröstet sich. „Vielleicht findet sich noch ein Mächtiger der Erde, welcher der Wahrheit“

(nämlich der Rongeschen) „auch äußerlich die Ehre gibt, und sie kräftig zu verbreiten und zu schützen sucht, — — — damit so eine zweite Reformation in's Leben gerufen werde, und zwar eine Reformation, die nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern durchgreifend und genügend ist, ja eine Reformation, die auch den bereits sogenannten Reformirten und Protestanten mit zu Gute kommt." Aber keine Reformation in's sechszehnte Jahrhundert „zurück", sondern „vorwärts"! Eine Reformation, „wodurch die Bibelreligion zur Weltreligion fortgebildet wird." — Sind diese Goldkörner sächsischer Naivetät nicht unschätzbar? Aber der Lichtfreund geht noch deutlicher mit der Sprache heraus. „Luther, noch ein Zögling seiner Zeit, hat viel gethan, aber viel hat er seinen Nachkommen hinterlassen. Seine Zeit war noch nicht reif genug, unsere Zeit ist weiter! — — Luther suchte vom Christenthum zu entfernen, was philosophischer Aberwitz und pfäffischer Betrug hinzugethan hatte, und hierin muß fortgefahren werden." — Wer könnte dieß auf dem Grund und Boden des protestantischen Princips bestreiten? — Warum sollen nicht Herr Erich Haurenski und seine Glaubensbrüder genau dasselbe Recht haben, wie Luther und die seinigen? Blinde, rohe Willkühr, die es ihnen verwehren und dennoch die „Reformation" als Gotteswerk aufrecht erhalten will! „Aber jetzt muß weiter gegangen werden. Da die Bibel das Buch ist, das durch seine theilweise Dunkelheit noch für sehr Viele ein verschlossenes ist, und das durch die verschiedene Deutung und Auffassungsweise zu so vielen Secten die unschuldige Veranlassung geworden: so muß sie für die Menschen recht genießbar werden, so muß dahin gewirkt werden, daß der erhabene, göttliche Geist derselben wohl unterschieden werde von dem Buchstaben, in welchen derselbe menschlicher Weise eingehüllt worden ist. Luther übersetzte die Bibel (dieß wahre Buch der Bücher) aus dem hebräischen und griechischen Grundtexte in die Muttersprache, und zwar wörtlich, mit allen ihren Bildern und mit ihrer, für Abend-

länder und später Lebende undeutlichen, menschlichen, oft sogar anstößigen Darstellungsweise. Jetzt aber muß diese Bibel aus dem Unklaren in's Klare, aus dem Zeit- und Ortsverhältnissen Angemessenen in's Allgemeine und für alle Zeiten, Völker und Individuen Angemessene übertragen werden, und zwar nicht durch dickleibige Commentare und Erklärungen, sondern dadurch, daß aus der ganzen Masse von Aussprüchen, Lehren und Erzählungen nur das herausgezogen wird, was die ewig wahren, keiner gesunden Vernunft, keinem gebildeten, sittlichen Gefühle widerstrebenden, nur auf wahre Geistes- und Herzensveredlung und Beseligung gegründeten, religiösen Ideen enthält. Dieses reine Gold der Wahrheit, von den irdischen anklebenden Theilen der Zeitvorstellungen und irrigen Ansichten des hohen Alterthums, diese ächte Fundgrube wahrer Weisheit und Sittenlehre, dieser Born des ewigen Lebens, des Trostes und der Seligkeit, dieses ungezweifelte Wort Gottes muß nun in einer deutlichen, klaren Sprache einem Jeden, der nur lesen kann, dargelegt werden, und zwar so geordnet, daß Zusammengehöriges auch zusammen steht. Da die Vernunft und das sittliche Gefühl allen Menschen gemein ist, so wird diese Bibel nun auch alle Menschen von gesundem Geist und Sinn ansprechen, sie wird Weltbibel werden können. Um sie können sich dann nicht nur alle vernünftig denkende Protestanten, sondern auch alle aufgeklärte Katholiken, Juden, Heiden und Muhamedaner versammeln, und sie nach und nach als ihr heiliges Buch, als ihre Bekenntnißschrift betrachten, und sich über derselben die Hände brüderlich reichen zur Verehrung des Allvaters im Geist und in der Wahrheit. Von ihrem reinen göttlichen Geiste erleuchtet, werden sie sich dann nicht mehr verfolgen; denn sie enthält das nicht mehr, was der Sectirerei und dergleichen Vorschub that."

„Solch eine Weltbibel liegt bereits beinahe vollendet da. Nur ein Theil derselben muß noch bearbeitet werden. Zu seiner Zeit werden Proben der Arbeit mitgetheilt wer-

den. Ihr Bearbeiter (*nicht* Verfasser!) arbeitete bisher durch seine übrigen Schriften darauf hin, die Menschen zu ihrer Aufnahme empfänglich zu machen.“

Dieß Alles ist keine Satyre, wie Mancher denken könnte, sondern bitterer, lichtfreundlicher Ernst. — Der Name des Blattes, dem wir diese Ankündigung einer neuen Weltreligion entlehnen, bürgt eben sowohl dafür, als der des Erfinders der letztern. — Und warum sollte es anders seyn? Leben wir nicht im Zeitalter der Industrie? Warum sollte, wenn einmal Religionen von Menschen gemacht werden dürfen, die Gewerbthätigkeit in dieser Branche zurückbleiben? Das Obercensurgericht, welches Ronge seinen aufmunternden Schutz geschenkt, kann nichts dagegen haben. Glück auf! und freie Concurrenz!

XXVIII.

Schreiben des Bischofs von Fulda.

Von der verehrlichen Redaction der historisch-politischen Blätter zu München 890 fl., sage achthundert neunzig Gulden, als das Ergebniß der von ihr für die katholische Kirche zu Eisenach veranstalteten Sammlung richtig empfangen zu haben, bescheinige ich hiemit, und danke, unter Segenswünschen, den milden Gebern für die eingesendeten namhaften Beiträge, und der genannten Redaction selbst für ihre edlen Bemühungen zu Gunsten unserer glücklich zu Stande gekommenen Stiftung, gelegenheitlich aber auch für jene größeren, wodurch dieselbe uns und alle Freunde der historischen Wahrheit und unserer heiligen Kirche schon in so vielen gründlichen und gediegenen Arbeiten erfreut, und die Ehre, die Rechte und Angelegenheiten dieser Kirche so geistvoll, gewandt und kräftig vertheidigt hat, in welchem heilsamen und verdienstlichen Geschäfte der göttliche Beistand sie auch ferner unterstützen wolle!

Fulda, den 24. Januar 1845.

Johann Leonard,
Bischof von Fulda.

XXIX.

Zeitläufte.

Die Bedeutung des Gustav Adolph-Vereins. — Reaction gegen denselben innerhalb des Protestantismus. — Weltgeschichtlicher Zweck desselben.

Es liegt vor aller Augen, daß der Kampf um Glauben und Kirche, welcher seit dreihundert Jahren das deutsche Volk zerreißt, in diesem Augenblicke in eine Crisis getreten ist, über deren Umfang und Folgen sich heute freilich noch nicht mit Sicherheit urtheilen läßt, deren Vorhandenseyn jedoch unter allen Denkenden nicht leicht einem Zweifel unterworfen seyn dürfte.

Fassen wir die Lage der Dinge unparteiisch, wie sie ist, so erhellt, daß jene bedrohlichen Zeichen des Zwiespalts und der Zerrissenheit, welche alle Freunde des deutschen Vaterlandes mit Trauer und banger Ahnung erfüllen, lediglich naturnothwendige Folgen jener verderblichen Spaltung sind, welche im sechszehnten Jahrhundert über Deutschland zuerst, und dann über ganz Europa hereinbrach. — Als sich damals ein Theil der Christenheit von der allgemeinen, christlichen Kirche lossagte, und im feindlichen Hasse gegen das von Gott gesetzte Haupt der Heerde Christi auflehnte, war die unabweisliche Nothwendigkeit gegeben, daß aus dieser Trennung endlose kirchliche und politische Kämpfe erwachsen müßten. — Diesen zuvorzukommen, war nur ein Mittel gegeben, — die Beseitigung der Spaltung, die Wiederherstellung der Einheit im Glauben und in der kirchlichen Gemeinschaft. — Deshalb die in zahllosen Religionsgesprächen gemachten Versuche, den Glaubensstreit auf dem Wege

friedlicher Verständigung beizulegen. — Daß diese Hoffnung heute für immer aufgegeben sei, bedarf der Erwähnung nicht; mit ihr ist aber auch die Aussicht weggefallen, den traurigen Folgen des als unheilbar erkannten Uebels auszuweichen. Der Baum der Zwietracht muß seine Früchte tragen, so lange er steht, wie er sie seit dreihundert Jahren getragen hat. Dieß ist die nothwendige Gerechtigkeit. Darum ist es aber auch durchaus irrig und verfehlt, wenn manche Staatsmänner die gegenwärtige Aufregung als das Ergebniß menschlicher Willkühr und Berechnung ansehen, und die Schuld bestimmten Individuen auf der einen oder andern Seite beimessen. An diese überaus flache Vorstellung pflegt sich dann wohl noch zuweilen die thörichte Hoffnung anzureihen, daß der ganze Hader gestillt wäre, wenn man nur dieses oder jenes Organ der Oeffentlichkeit unterdrücken, der Presse noch diese oder jene Fessel anlegen, diesem oder jenem Schriftsteller Schweigen gebieten könnte. — Wer nach einer dreihundertjährigen Erfahrung (und welcher Erfahrung!) diesen Wahn noch zu hegen im Stande ist, der hat nicht nöthig, etwas zu vergessen; er hat aus der Geschichte nichts gelernt: — und ist überhaupt wenig geeignet, einen großen, weltgeschichtlichen Lebensproceß zu verstehen. —

Die Reibung und Spannung zwischen den partikulären Confessionen und der allgemeinen Kirche war durch die großen Revolutionskriege zwar keineswegs gehoben, aber sie war im Bewußtseyn der Zeitgenossen in den Hintergrund gedrängt. So kann ein Kranker über einem heftigen, akuten Schmerze ein tief gewurzeltes chronisches Uebel auf eine Weile vergessen. — Aber hat das tobende Reißen aufgehört, so ist die alte Krankheit wieder da, die der Patient vielleicht schon längst für geheilt oder abgeleitet hielt. So erwachte unter uns Deutschen seit dem Frieden von 1815 der alte Kirchenhader ingrimmiger, als er seit den letzten hundert Jahren gewüthet hatte. Der Reformationsjubel von 1817 hat den alten Zwist geweckt, und die Erbitterung sich seitdem von Stufe zu Stufe gesteigert, bis die gewitterhafte Schwüle sich endlich in dem Cölner Ereignisse des

Jahres 1837 entlud. — Als die an dem Abende des 20. November verübte Unbill durch den Nachfolger Friedrich Wilhelms gesühnt, — den Katholiken die oft gemachte Verheißung uneingeschränkter Gewissens- und Kirchenfreiheit und verfassungsmäßiger Gleichheit mit den Protestirenden feierlich und ausdrücklich wiederholt, der durch frühere Gewaltthat beeinträchtigte freie Verkehr mit dem Mittelpunkte der Kirche durch königliches Wort gesichert war, — schien der Friede der verschiedenen Religionen, in so weit ein solcher überhaupt zu hoffen ist, wieder hergestellt, und die Möglichkeit gegeben, daß Katholiken und Außerkirchliche, obwohl im Glauben getrennt, dennoch als Unterthanen eines und desselben Monarchen, oder als Bürger des nämlichen Gemeinwesens, wechselseitig in ihren religiösen Interessen unbeirrt, in Frieden und Liebe neben einander leben könnten. —

Wer kann es sich heute noch verhehlen; diese schöne Hoffnung ist auf die traurigste Weise getäuscht. Heute stehen die Zeichen an dem kirchlich-politischen Horizonte von Deutschland drohender, als je, und die Erbitterung ist auf eine Stufe gestiegen, die, wenn die Vorsehung die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen nicht bald dauernd auf andere Punkte lenkt, — schon für die nächste Zukunft kein gutes Ende voraussehen läßt. — Wessen die Zeit fähig ist, und wohin der Strom der Ereignisse treibt, zeigt uns die Schweiz. Gäbe Gott, daß die dortigen Zustände uns Deutschen nicht den prophetischen Spiegel unserer eigenen Zukunft vorhalten mögen!

Fragen wir nach dem Grunde dieser bedrohlichen Spannung in unserem Vaterlande, forschen wir nach einer Ursache, welche die, seit der Schlichtung des Cölner Zerwürfnisses immer wachsende Aufregung und Erbitterung erklären könnte, — so bedarf es keiner historischen Clairvoyance, sondern bloß eines ehrlichen Willens und offener Augen, um über den wahren Grund dieser befremdenden Erscheinungen auf den ersten Blick in's Reine zu kommen. —

Nachdem der Friede mit der Kirche im Anfange des Jah-

res 1842 wieder hergestellt war, konnten sich die Wortführer des Protestantismus nicht verhehlen, daß der katholischen Sache schon dadurch, daß viele Katholiken die wahre Lage der Dinge erkannt hatten, ein großer Vortheil zugewachsen war. Der Protestantismus hatte eben dadurch eine gewaltige Niederlage erlitten, und das Geheimniß seiner inneren Auflösung, seine Haltungslosigkeit und Leere lag offen vor aller Welt Augen. — Die Krankheit, an welcher er rettungslos dahin siecht, darüber konnten sich selbst Jene nicht täuschen, die ihm auf Leben und Tod anhingen, — war der Indifferentismus. — Diesen galt es, um jeden Preis zu überwinden, — nicht zwar dadurch, daß man die christlichen Elemente, die sich im Sturme der Zeiten noch bei Einigen auch außerhalb der Kirche erhalten hatten, wieder belebte, die Erinnerung an den ursprünglichen Ausgangspunkt des ganzen Kirchenzwistes in den Vordergrund stellte (denn ein solches Verfahren hätte ja in Deutschland ähnliche Resultate hervorrufen müssen, wie Pusey in England!), sondern umgekehrt dadurch: daß man die alte fanatische Erbitterung in den Massen durch jedes zweckdienliche Mittel wieder zu erwecken suchte. — Nachdem, vornämlich in Preußen, die Freimaurerei ihre etwas altmodischen Mittel für diesen Zweck meistentheils fruchtlos erschöpft hatte, bot sich ein seit 1832 bestehender, in seinem Ursprunge unbedeutender, von den Zeitgenossen größtentheils unbeachtet gebliebener Wohlthätigkeitsverein, der sich mit dem Namen eines fremden Eroberers geschmückt hatte, zum Werkzeuge an, das protestantische Deutschland wieder in die Stimmung des dreißigjährigen Krieges zu versetzen. Ein vulgärer Rationalist in Darmstadt entwarf den Plan: diese Verbindung zu einem, den gesammten deutschen Protestantismus umfassenden Gemeinwesen zu erweitern, und den von der Kirche getrennten, sich wüthend unter sich befehdenden Parteien zu jener Einheit zu verhelfen, an welcher es ihnen, kraft der Natur der Dinge, seit ihrem Austritte aus der Kirche immer gefehlt hatte. — In Folge dessen ward Deutschland mit einem Netze von dreihundert kirchlich-politischen Clubbs überzo-

[redacted]

gen, deren von Einigen unverholen eingestandener, von Andern heuchlerisch bemäntelter Zweck eine auf Dekatholisirung von Bayern und Oesterreich gerichtete confessionelle Polemik ist.

Daß dieser Plan in dem Gehirne einiger Fanatiker des Rationalismus entstehen konnte, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß auch ein mäßiger Verstand den Erfolg voraussehen müßte, daß das ganze Unternehmen allein und lediglich zum Vortheil der negativen Strömung des Protestantismus ausschlagen werde. Und in der That ist der Gustav Adolphs-Verein in nicht langer Frist ein Schemel geworden für die Füße der, die Grundideen des Christenthums hassenden und befehdenden Nachfolger von Nicolai, Biester und Weishaupt, die als Illuminaten und Aufklärer verschollen sind, um als Lichtfreunde wieder von den Todten aufzuerstehen. Dieß ist geschehen, weil es einfach in der Natur der Sache lag. Bei weitem schwerer ist es zu begreifen, daß das Protectorat dieser Verbindung zwei deutsche Regierungen übernehmen konnten, — deren eine bekanntlich den Ruhm des „Fortschritts" um jeden Preis will, während die andere alles Ernstes daran arbeitet, eine christliche Kirche außerhalb der von Christus gestifteten allgemeinen, und auf diese neue Schöpfung hinwieder ihren „christlichen Staat" zu gründen. — Daß zwei einander so wesentlich entgegengesetzte Auffassungsweisen dessen, was der heutigen protestantischen Christenheit noth thut, sich dennoch in dem Werke der Beförderung des Gustav Adolph-Vereins begegnen konnten, bekundet sattsam, in welchem Grade, selbst wider Wissen der Frommen, das Wesen des Protestantismus in seiner, auf Haß und Fehde gegen die katholische Kirche gerichteten, verneinenden Wesenheit liegt. Das Factum beweist, was wir schon oft behauptet haben: eben jene Frommen nehmen, sobald es diesen Kampf gegen das „Papstthum" gilt, keinen Augenblick Anstand, mit den ingrimmigsten oder geistlosesten Gegnern des positiven Christenthums gemeine Sache zu machen. — Ein Haupt und Vertreter des allerkläglichsten und verwaschensten Rationalismus, der geistesverwandte Gehülfe des berüchtigten

Hypersocinianers Bretschneider, der Hofprediger Zimmermann in Darmstadt, ist kürzlich noch wegen seiner Verdienste um das (protestantische) Evangelium und den Gustav Adolphs-Verein von eben derselben Regierung decorirt worden, deren fromme Bemühungen um Rettung eines positiven Kernes im Protestantismus durch (vergeblich) versuchte Anschließung an die anglicanische Kirche, Errichtung eines Bisthums in der Levante und Schwanenordens, ihr von allen Seiten aller Schattirungen des protestantischen Fortschritts so viel üble Nachrede zugezogen hat.

Unter so bewandten Umständen konnte es nicht fehlen, daß heute schon die erste Frucht des großen protestantischen Vereins in dem rasenden Sturme, der durch Deutschland tobt, vor aller Augen tritt. — Man hat durch den Namen des Siegers von Leipzig den Geist des dreißigjährigen Krieges wieder über Deutschland heraufbeschwören, man hat die Massen damit durchdringen wollen. — Dieser Anschlag ist wenigstens in der protestantischen Hälfte Deutschlands gelungen. — Den weiteren Erfolg müssen wir in Geduld abwarten, denn solchen Stimmungen gegenüber und in solchen Zeiten ist begreiflicherweise der ohnedieß schon, auch in ruhigen Tagen theure, gute Rath völlig ausgegangen.

Wir würden jedoch sehr irren, wenn wir glauben wollten, daß auch unter den Protestanten gar keine Reaction gegen jenes verderbliche Beginnen statt gefunden habe. — Es gibt eine kleine Minorität auch unter den von der Kirche Getrennten, der es um die Bewahrung der christlichen Elemente im Protestantismus, wie sie denselben versteht, tiefer Ernst ist, und deren Abscheu gegen den vulgären Rationalismus, der sich heute ans Ruder drängt, vollkommen wahr und aufrichtig ist. — Diese haben die wahre Natur und Bedeutung des Gustav Adolph-Vereins mit einer Klarheit und Bestimmtheit erkannt, die wir ehren und anerkennen müssen, so entschieden wir auch die sonstigen Lieblingsirrthümer jener Richtung, wodurch sich diese noch immer von einer katholischen Ueberzeugung abtrennt, verwerfen, und so sehr wir es bedauern, daß eben diese Species des christ-

lichen Protestantismus durch seine negative Beimischung zur schreienden Inconsequenz gezwungen wird. Dieß ist jene Nuance des Protestantismus, welche durch die Berliner „evangelische" Kirchenzeitung vertreten wird, mit welcher wir in Allem, was sie eben so geistvoll als aufrichtig gegen den vulgären Rationalismus sagt, vollkommen übereinstimmen, während wir es nur bedauern können, daß so schöne Kräfte nutzlos und eigensinnig an dem thörichten Bemühen verschwendet werden, ein Christenthum außerhalb der katholischen Kirche auf der Grundlage des gottlosen und abscheulichen Satzes begründen und halten zu wollen: daß der Glaube allein, im Gegensatze gegen Glauben und gute Werke, selig mache. — Durch diese Irrlehre des sechszehnten Jahrhunderts, die in unserer Zeit nicht einmal mehr ein Publikum hat, setzt sich die Polemik der evangelischen Kirchenzeitung dem Rationalismus gegenüber aus ihrem guten Rechte in das entschiedenste Unrecht, da dieser, der seinerseits jeden positiven Glauben über Bord geworfen hat, vergeblich auf die guten Werke allein den Nachdruck legt. Von einem Bündnisse zwischen der Kirche und Dr. Hengstenberg kann also bei keinem Verständigen die Rede seyn, vielmehr verwirft die katholische Lehre, welche den wahren Glauben und dessen Bethätigung in den Werken für gleich nothwendig zum Heile des Menschen erklärt, beide nach verschiedenen Seiten ausschweifenden Extreme als in gleichem Maaße irrig und gefährlich. Diese aber, denen die vereinigende Mitte fehlt, die eben nur in der katholischen Wahrheit liegt, streben vergebens in dem babylonischen Discurs, in den sie gerathen, sich gegenseitig verständlich zu machen. Nichts destoweniger ist es interessant und lehrreich, zu sehen, wie die besagte Kirchenzeitung von ihrem, nichts weniger als katholischen Standpunkte aus, in Betreff des Gustav Adolph-Vereins der Wahrheit Zeugniß gibt. — (Siehe den: „die Gustav Adolph-Vereine" überschriebenen Aufsatz in Nro. 27 und 28 der Evangelischen Kirchenzeitung von 1844.)

Der Verfasser desselben geht von dem evidenten Factum

aus: daß es die Tendenz dieser Vereine sei, „in sich die Einheit des Protestantismus zu bethätigen.“

Diese Einheit könne bestehen nur durch Einheit des Bekenntnisses. Verließe die „evangelische“ Kirche ihr Bekenntniß, „so wäre sie nur noch eine akatholische, schismatische Secte.“

„Nun sind aber seit dem vorigen Jahrhundert andere Gegensätze aufgekommen, als die waren, welche die Kirche im sechszehnten trennten.“

„In der Deutschen Evangelischen Kirche insbesondere ist es, bei ihrer minder compakten Structur, dahin gekommen, daß alle ihre und der gesammten christlichen Kirche Glaubensartikel, überhaupt die Gültigkeit ihrer Bekenntnisse, in ihr selbst streitig geworden sind, und der offene Unglaube von mindestens eben so vielen und eben so angesehenen Kirchenlehrern und Kirchenobern vertreten wird, als der Glaube.“

„Dieser Zustand tiefer, Mark und Bein unserer Evangelischen Kirche durchdringender Spaltung ist es, den wir bei allen Kirchenfragen fest im Auge behalten müssen, wenn wir nicht von vorn herein irre gehen wollen. Bei jeder geistigen, selbstbewußten Entwickelung ist klare Anschauung, ehrliche Anerkennung des gegenwärtigen faktischen Bestandes der rechte Anhaltspunkt alles soliden Handelns, und nichts verderblicher, als ein Uebertünchen dieses Bestandes mit schönen Worten. Namentlich muß, wo ernster Streit ist, wenn ernste, gründliche Einigung folgen soll, den Streitpunkten — nach ihrem ganzen Inhalte, nach ihrer ganzen Bedeutung — ins Auge gesehen, es darf nicht vertuscht werden, sonst reißet der neue Lappe doch wieder von dem alten Kleide, und der Riß wird ärger.“

„Darf nun bei diesem ihrem inneren Zustande die Evangelische Kirche so ohne Weiteres als ein Ganzes der Römischen gegenübertreten, darf sie unterlassen, sich und der Welt zum Bewußtseyn zu bringen, daß die Parteien, in welche sie zerfällt, von einander durch einen tieferen Riß getrennt sind, als die Evangelische Kirche im Ganzen von der Römischen? *Das ist die Frage*, auf die es ankommt.“

Vergessen wir nicht, daß der Mann, der dieß schrieb, an dem doppelten Wahne fest hält:

1) daß die Irrlehren des sechszehnten Jahrhunderts wirklich noch, außerhalb der Cotterie einiger Theologen unter den Außerkirchlichen, irgend eine Kraft und Bedeutung hätten, und daß

2) jene eben so gefährlichen als abscheulichen Sätze, welche die unermeßliche Mehrheit der Protestanten, wie wir zu Ehren der Wahrheit bekennen müssen, mit Herz und Mund verwirft, — wirklich die christliche Heilswahrheit in sich beschlössen. Hiervon ausgehend, behauptet er, daß es „eine Schmach" seiner „Kirche" sei, wenn sie, statt die alte Lehre ihrer Stifter festzuhalten, „auf die bloße Negation Römischer Mißbräuche hin mit solchen Namen-Protestanten sich verbinde, die das Bekenntniß, welches die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen" (die alt-lutherische Irrlehre nämlich!), „viel tiefer verläugnen, als die Römer selbst." — Eine solche Verbindung sei ein Friederuf, wo kein Friede ist, sie trenne die Eine allgemeine Kirche (!), und verbinde, was getrennt seyn soll, „nämlich Glauben und Unglauben."

Der oft gehörten Behauptung: „die Gustav Adolphs-Vereine hätten ja nur einen äußerlichen Zweck, die Unterstützung armer, evangelischer Gemeinden," — widerspricht die Evangelische Kirchenzeitung auf das bestimmteste. „Sie sind die in's Leben tretende Gemeinschaft derer, welche es sich gefallen lassen, auf die Negationen des Protestantismus, mit Ignorirung seines positiven Inhalts, der Römisch-Katholischen Kirche gegenüber, sich zu verbinden, mithin eine Gemeinschaft, in der die negativen Tendenzen prävaliren müssen. Nur daraus, daß sie dieß sind, erklärt sich die Begeisterung vieler ihrer Anhänger und ihre schnelle Verbreitung gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo man Uebergriffe des Römischen Katholicismus in der ganzen Welt fürchtet, und wo der Rationalismus und Pantheismus einen mächtigen Aufschwung des positiven evangelischen Christenthums gerade in Deutschland wahrzunehmen meint

und hindern möchte. Der bescheidene äußere Zweck der Vereine, deren Veranlassung schon immer da gewesen ist, und künftig immer da seyn wird, und der in keiner Beziehung einen aufregenden Charakter hat, würde diese merkwürdigen Erscheinungen nicht haben hervorbringen können."

Dieß darzuthun, beruft sich die Kirchenzeitung auf ein Sendschreiben Zimmermann's, des Stifters der Gustav Adolph-Verbindung an Dr. Hengstenberg, welches in der Darmstädter Kirchenzeitung abgedruckt ist.

„Es wird uns" — sagt Dr. Zimmermann — „von der Katholischen Kirche fortwährend zu laut der Mangel an Einheit vorgeworfen, als daß wir nicht wünschen sollten, dieser Kirche und der Welt überhaupt auch eine Einheit aufweisen zu können. Aber worin soll diese bestehen? In der Lehre, in dem Glauben? Sollte eine dreihundertjährige, ja, eine achtzehnhundertjährige Geschichte so spurlos an uns vorübergegangen seyn, daß wir uns noch dem Wahne hingeben könnten, Einheit und Lehre und des Glaubens hoffen zu dürfen. („Vergleichen Sie" — ruft er bei dieser Stelle in der Note Dr. Hengstenberg zu — „Ihres Königs Worte in der Cabinets-Ordre über die Gustav Adolphs-Stiftung: „„welche zur Einigkeit der Auffassung und Lehrart der Glaubenswahrheiten verknüpfen zu wollen, ein vergebliches Bemühen wäre."") Auch die katholische Kirche kann sich weder der Einheit der Lehre, noch des Glaubens rühmen, ob sie es gleich thut *). Aber sie hat ein äußeres Band, das der Kirche eine äußere Einheit gibt, die uns mangelt. Ihre Einheit wollen wir nicht, und können wir nicht wollen; denn mit ihr würde der Protestantismus untergehen. Aber bei aller" (NB. aller!) „Verschiedenheit der Glaubensansichten doch Eins seyn, doch

*) Begreiflicher Weise steht dem Vulgärrationalisten über Dinge des christlichen Glaubens nur das Urtheil des Blinden über die Farbe zu.

von dem großen, heiligen Bande Eines Strebens sich umschlingen lassen, wahrlich, ein großes Ziel! Und dieses würde erreicht werden durch die Gründung eines Vereins, wie der beantragte. Wir haben die heilige Sache der Mission zu pflegen. Aber warum hat die Pflege bis heute noch nicht an allen Orten die Theilnahme gefunden, die ihr gebührt? Wahrlich, hauptsächlich aus keinem andern Grunde, als weil man sich über die Glaubensansichten noch nicht hat verständigen können, die den Heiden geprebigt werden sollen; und es droht leider noch lange ein Hinderniß des kräftigen Emporblühens des evangelischen Missionswerkes zu bleiben. Hier aber, bei dem beantragten Vereine, handelt es sich gar nicht um Glaubensansichten, sondern um ein aus dem Glauben hervorgegangenes Liebeswerk, um ein allen Protestanten gemeinsames Streben. Alle, die gleich ihnen zur Evangelischen Kirche sich bekennen, zu unterstützen, wenn sie der Unterstützung bedürftig und würdig sind. Kann es eine schönere, eine von dem Glauben, der in den Menschen ist, lauter zeugende Einheit geben, als diese Einheit des Strebens? Kann man einen schöneren Beweis, daß Augustin's Grundsatz: in dubiis libertas, in necessariis unitas, in omnibus caritas — Grundsatz aller Protestanten ist, ablegen, als wenn bei allem" (NB. allem!) „Kampfe der Meinungen doch dieses Nothwendige, die Liebe, die That Aller ist? Können wir mit größerem Nachdrucke der katholischen Welt es beweisen: „„Sehet, wir kämpfen um die Wahrheit; aber der Kampf ruht, wenn es gilt, unseren Glaubensbrüdern beizustehen, dann sind wir Eins in der Liebe!"" O diese Einheit lasset uns bewähren, Protestanten, in ihr lasset uns unseren Ruhm suchen! Es mag schön seyn, Eins zu seyn im Glauben, schöner ist's, Eins zu seyn in der Liebe. Von dieser Liebe geleitet, gründet diesen Verein; gründet ihn, Protestanten, wo ihr auch wohnen, wo ihr auch seyn, wie ihr auch glauben möget, gründet ihn in Anerkennung der Worte des Apostels:

Nun aber sind Glaube, Liebe, Hoffnung — diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

„Also", ruft die Ev. Kirchenzeitung in der Critik dieses Programms: „Also: Einheit der Lehre, Einheit des Glaubens ein drei- oder achtzehnhundertjähriger Wahn, — der ganze Inhalt der Lehre, des Glaubens, gleichsam ein verdrüßlichverwirrter, unauflöslicher Knäuel von Ansichten und Meinungen, Auffassungsweisen und Lehrarten, worauf es aber glücklicherweise nicht ankommt, denn die Liebe ist davon unabhängig, und auch ohne den Inhalt der Lehre und des Glaubens können wir sie haben, — — ohne diesen Inhalt, der doch Gott selbst, die Liebe selbst, ist, — — dieser ganze Inhalt der Lehre und des Glaubens ein dubium, — im Gegensatze davon die Liebe ein necessarium! Wozu haben die Reformatoren gelebt und gekämpft, wozu bedürfen wir der Reformation, der Evangelischen Kirche, der Kirche überhaupt, ja, des Glaubens selbst, die größer ist als er, unabhängig von ihm ist? Und doch sollen wir der katholischen Welt sagen: „„Sehet, wir kämpfen um die Wahrheit!"" Wozu dieses Kämpfen, wenn Pilatus Recht hat, indem er die Eitelkeit des achtzehnhundertjährigen Streits voraussehend ruft: „„Was ist Wahrheit?"", — wenn die Liebe ohne die Wahrheit besteht? Selbst die „„Ansicht"" werden wir, als zur Liebe nicht nöthig, dahin gestellt seyn lassen können, daß es einen Gott, und zwar im Himmel, gibt, über welchen jetzt so viel „„Meinungskampf"" zwischen den linken Hegelingen und den Orthodoxen stattfindet. Dann fällt auch das für die Missionen so hinderliche Problem weg, was eigentlich den Heiden gepredigt werden soll, — es löst sich dahin auf, daß ihnen gar nichts gepredigt zu werden braucht, denn es kommt, bei aller Verschiedenheit der „„Glaubensansichten"", bei allem „„Meinungskampf, wie sie auch glauben mögen"", ja nur darauf an, daß sie in den Chor der Liebe einstimmen. Denn hat auch der aufgeklärte Geistliche Recht, der neulich, wie man meldet, die Ausdehnung der Unterstützungen der Gustav Adolph-Vereine auf die Socinianer beantragte, und seinen Antrag durch die offenbar

treffende Bemerkung motivirte, daß die heutigen Rationalisten mit den Socinianern mehr übereinstimmen, als mit der Lehre der evangelischen Kirche. Aber auch die Juden, altgläubige und rationalistische, werden in den großen Bund mit eingeschlossen werden müssen. Wodurch anders unterscheiden sie sich von uns, als durch „„Meinungen““ und „„Glaubensansichten?““

Mit großem Recht macht die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung darauf aufmerksam, daß nach diesen Grundsätzen unbedenklich auch Juden die Mitgliedschaft an dem Gustav Adolphs-Vereine in Anspruch nehmen können, wie sie in der That die Zulassung zu der, auf demselben Princip des Indifferentismus beruhenden Renovation des Schwanenordens wirklich gefordert haben. — Soll einmal die Negation des Katholischen das Band seyn, welches alle Außerkirchlichen umschlingt, so ist nicht abzusehen, warum diejenigen von dieser Einigung ausgeschlossen seyn sollen, deren Widerspruch mit dem großen Tage von Golgatha anhob, und somit, wie er der älteste ist, gewiß auch von jeher der zäheste, energischste war. — Andererseits macht die Ev. Kirchenzeitung auf den, alle Logik verhöhnenden Widerspruch in den Aeußerungen des Dr. Zimmermann aufmerksam.

„Dr. Zimmermann macht doch auch den Glauben geltend; er nennt das Liebeswerk, welches er empfiehlt, ein „„aus dem Glauben hervorgegangenes““, die Einheit, die dadurch begründet werden soll, eine „„von dem Glauben, der in dem Menschen ist, laut zeugende.““ Wenn wir ihn recht verstehen, so kann er damit, nachdem er den Glaubensinhalt in das Reich der Ansichten und Meinungen, der dubia im Gegensatz der necessaria, der unlösbaren Probleme, verwiesen hat, nur die subjective Seite des Glaubens, die Intensität irgend eines religiösen Fürwahrhaltens, die „„Ueberzeugungstreue““, gleichviel zunächst wovon man überzeugt ist, den Glauben als menschliche Tugend, meinen."

„Dr. Zimmermann", — mit dem wir es hier immer als mit dem legitimen, von keiner Seite her desavouirten Repräsentanten der Gustav Adolph-Vereine zu thun haben, — „spricht

jedoch auch von „„Glaubensbrüdern““, von „„Bekennern der Evangelischen Kirche““, mit denen die Einheit sich bethätigen soll durch das Liebeswerk der Unterstützungen. Hier kann er unmöglich die bloße „„Ueberzeugungstreue““, er muß irgend einen Glaubensinhalt im Auge haben, — sonst wäre ja nicht zu begreifen, warum von dieser Einheit die Römischen Katholiken ausgeschlossen bleiben sollen, denen er doch die Liebe nicht absprechen will. Was ist denn nun aber der Glaubensinhalt, in dem Sartorius und Röhr, Hahn und David Schulz, Tholuk und der von Dr. Zimmermann, wie er sagt, hochverehrte Dr. Bretschneider, Hengstenberg und Bruno Bauer, die Evangelische Kirche und der in deren Schooße gährende Rationalismus, Pantheismus und Atheismus zusammenkommen, von welchem aber der Römische Katholicismus ausgeschlossen ist? Wir wissen keinen andern aufzufinden, als die handgreiflichsten Negationen des Protestantismus, die Verwerfung des Marien- und Heiligendienstes, des Papstthums, des Ablaßkrams u. s. w. Diese Negationen sollen wir als Panier der Evangelischen Kirche anerkennen, gemeinschaftlich mit denen, die alle Fundamente unseres allerheiligsten Glaubens negiren, die Dreieinigkeit und Versöhnung, den heiligen Geist und die Kirche, die Auferstehung und das Gericht? Einen schlimmeren Makel können wir der guten Sache der Evangelischen Kirche nicht anheften, als das Zeugniß, daß sie drei oder achtzehn Jahrhunderte lang Phantomen nachjagt, nach einer Einheit, die nicht möglich ist, getrachtet hat, nun aber sich für bankerutt an positiver Wahrheit und Gewißheit erklären, und ihr Wesen in Negationen setzen muß, die sie mit Juden, Muhamedanern und Heiden gemein hat. Hier möchte man Luther's, oder, wenn die Vereine lieber wollen, Gustav Adolph's Geist citiren, und um einen Ausspruch bitten können.“

Freilich sind Dr. Zimmermann und seine Meinungsgenossen nicht die einzigen Mitglieder des G. A. Vereins; freilich haben, in der gränzenlosen Verwirrung der Gedanken und

[redacted]

der Sprache, welche heute über den Protestantismus gekommen ist, auch manche Pietisten und sonstige Anhänger des Christianismus vagus sich mit den antichristlichen Gehülfen Bretschneiders in dieser neuen Gemeinde zusammengefunden. — Dieß bekundet aber nur um so schlagender die ungeheure, unheilbare Confusion unter denen, welche statt auf den Felsen der Kirche, das Haus ihrer Lehre auf den lockern Triebsand menschlicher Meinung zu gründen hoffen.

„Allerdings", fährt die Ev. Kirchenzeitung fort, „finden sich auch Männer von entgegengesetztem Geiste in den Vereinen. Dr. Tholuk trifft darin vielleicht mit Pastor Sintenis und Dr. Wegscheider zusammen. Jener hat mit Thomas seine Finger in die Nägelmale gelegt, und ruft aus: „„Mein Herr und mein Gott!"" Sintenis dagegen beweist, es sei Aberglaube und Götzendienst, Jesum anzubeten. Dr. Tholuk bekennt: „„Der Herr ist wahrhaftig auferstanden."" Dr. Wegscheider erinnert, er werde wohl nur scheintodt gewesen seyn, auch habe seine Himmelfahrt eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Mythus von Romulus. Doch nein! man übergeht lieber solche mißliche Fragen von beiden Seiten, man vermeidet das Gebet zu Jesu und die Erwähnung seines Todes, seiner Auferstehung, seines Sitzens zur Rechten der Kraft und alle solche Zankäpfel. Man redet in allgemeinen Ausdrücken von den Segnungen der Reformation, von Finsterniß und von Licht, wie jene verschwunden sei und dieses aufgegangen u. s. w., indem jeder Theil dabei stillschweigend den Vorbehalt sich macht, und dem anderen zugesteht, Licht zu nennen, was der Andere Finsterniß, und umgekehrt. Und das in einem Vereine der bestimmt ist, der katholischen Welt gegenüber „„auch eine Einheit aufzuweisen!""

Die Ev. Kirchenzeitung, — wer möchte ihr auf ihrem Standpunkte daraus einen Vorwurf machen? — ist mit dem königl. bayerischen Verbote des G. A. Vereins keineswegs ganz einverstanden. Allein die nachfolgenden Worte verdienen, mit großer Fracturschrift geschrieben, in allen Logen, Casinos,

Schenken oder sonstigen Versammlungssälen, wo sich der Gustav Adolphs-Verein zusammenzufinden pflegt, angeschlagen und wohl beherzigt zu werden. „Verkennen läßt sich nicht, daß der Name Gustav Adolph's, den die Vereine tragen, einen starken Reiz zu beschränkenden Maßregeln enthielt. Er wird nicht ohne Grund in dem königl. bayerischen Rescript, welches die Motive derselben entwickelt, als Ankündigung einer „„Parteiverbindung““ bezeichnet, welche „„geeignet sei, Gegenvereine hervorzurufen, und so den kirchlichen Frieden und die Eintracht von Deutschland zu stören.““ Die Vereine hätten sich im voraus sagen sollen, daß dieser, nicht bloß Religion, sondern auch Krieg, und zwar Religionskrieg gegen Landsleute, andeutende Name nicht geeignet war, ihnen die Straßen nach Bayern und Oesterreich zu öffnen und zu ebnen. Man liest in den Zeitungen von „„Ignatiusvereinen““, die den Gustav Adolphs-Vereinen gegegenüber beabsichtigt werden. Dieß ist jedoch ein kirchlicher Name, er bezeichnet einen Orden. Was würde man aber in Holland zu einem Vereine zur Unterstützung dortiger Katholiken sagen, der sich etwa in Belgien unter dem Namen „„Albaverein““ bildete, oder in Norddeutschland zu einem in München gebildeten „„Tillyverein““ — schon nennen Römisch-Katholische Blätter diesen Namen — zur Unterstützung Magdeburger Katholiken? Wir gehören nicht zu denen, welche es den Deutschen des sechszehnten Jahrhunderts verdenken, daß ihnen die Kirche, die göttliche Wahrheit, mehr galt, als die Einheit des Vaterlandes, — allen Schaden, den sie dadurch genommen, wird der Herr selbst ihnen ersetzen. Ja, wir sind überzeugt, daß auch heute noch die Confessionen, wenn sie einander mehr liebten, einander auch mehr bekämpfen würden. Kämpfe des evangelischen Deutschlands mit dem katholischen sind unvermeidlich, aber sie sollten mit geistlichen Waffen, mit dem Schwerte des Wortes Gottes geführt werden, nicht mit Devisen aus dem dreißigjährigen Kriege, die, unkirchlich und unpatriotisch zugleich, indem sie den Frieden von

[redacted]

Deutschland bedrohen, den rechten Kampf der Confessionen nicht um einen Schritt weiter fördern."

Wir haben hier die christlich-protestantische Fraction gehört, welche durch die Evangelische Kirchenzeitung des Dr. Hengstenberg in Berlin vertreten, gegen den Gustav Adolph-Verein Opposition macht. — In einer spätern Nummer berichtet dasselbe Organ aus dem Munde der Vertheidiger des Vereins über einen merkwürdigen Aufschluß, welchen die Königsberger Zeitung in Betreff seines wahren Zweckes gibt. „Am Morgen des Tages, an welchem die constituirende Versammlung zu Königsberg stattfinden sollte, brachte die Hartungsche Königsberger Zeitung in Nro. 32 d. J. einen längeren, anonymen Artikel, der offenbar die Absicht hatte, die Gemüther für die allein richtige und würdige Ansicht von der zu proclamirenden Verbindung vorzubereiten. Derselbe stellte die Gustav Adolphs-Sache unter einen neuen, bis dahin wenigstens noch nicht öffentlich ausgesprochenen Gesichtspunkt. Das Hülfreiche, Unterstützung Gewährende, wurde gänzlich mit Stillschweigen übergangen, und dem Gustav Adolphs-Vereine geradezu Ausbreitung des Protestantismus als Zweck beigelegt; derselbe wurde kurzweg als „„Propaganda des freien Geistes"" gegenüber der katholischen Congregation de propaganda fide proclamirt. Der Protestantismus nämlich (so wurde raisonnirt), — ein „„Kind der Critik, nicht der genialen Schöpferkraft, keine Stiftung, sondern nur Reinigung, daher ein Werk lediglich nur der Negation — habe eine kümmerliche Jugendzeit gehabt"", und dreihundert Jahre gebraucht, sich aus seiner Verkommenheit zu erholen, nun aber fühle er sich zu mithandelnder Lebensfülle in Kraft des endlich sich versöhnten (?!) Geistes der freien Wahrheit genug erstarkt, um seinen vielköpfigen Feind selbst aufzusuchen und zu bekämpfen. Wie er (der Protestantismus) entsprungen sei aus der Vermählung des christlich-germanischen Bewußtseyns mit dem griechischen Feuer wissenschaftlicher Begeisterung, welches weder der Griechischen noch der Römischen Kirche eigen sey, so sei der Kampf

des Protestantismus in der That ein Kampf des griechischen mit dem orientalischen Geiste. Es lasse sich erwarten, daß der Verein auch bei seiner Organisation das Bewußtseyn dieses großen Zweckes, namentlich bei der Wahl seiner Vorsteher, bethätigen werde. Es sei die große Aufgabe des Protestantismus, nicht das Geistliche, sondern das Geistige zu pflegen, daher müßten geistige Lebenselemente in das Gebiet des Katholicismus verpflanzt werden, damit der freie Geist auch dort, wie schon bei uns, aufhöre, ein Privilegium der Geistlichen zu seyn. Demnach sei bei der Wahl der Vorsteher ja nicht auf den Unterschied von Geistlichen und Laien zu sehen, denn den ächten Geist der protestantischen Glaubensfreiheit brauche man nicht mehr ausschließlich oder auch nur vorzugsweise bei dem Geistlichen zu suchen."

Und die Tendenz dieses Artikels wurde durch die immense Majorität der dortigen Versammlung des G. A. Vereins gutgeheißen! Der Verfasser jenes Aufsatzes in der Hartung'schen Zeitung (Candidat Wechsler) spricht sich darüber, wie über die eigentliche Tendenz des G. A. Vereins in einer spätern Broschüre mit einer Offenheit aus, die aller Anerkennung werth ist. „Alle eigentlich proselytenmacherische Tendenz, als die sich ja überhaupt für den Protestantismus nicht schicke, suchte er vom Vereine ferne zu halten; doch aber bleibt er dabei und führt es nun erst recht aus, daß, wenn derselbe sich selbst verstehe, er allmählig auch mit Bewußtseyn in dasjenige eingehen müsse, was mit Nothwendigkeit in seiner Natur liege — nämlich den Katholicismus in seinen Gränzen aufsuchend, ihn dort zu bekämpfen und zu verdrängen durch das Medium des „„freien Geistes."" Wie ja, so argumentirt der Verfasser, weltgeschichtliche Unternehmungen gewöhnlich ganz andere Folgen haben, als ihre Urheber bezwecken, so werde es auch dem Gustav Adolph-Vereine ergehen. Derselbe wolle ja offenbar keinem bloßen Wohlthätigkeitstriebe genügen; diesen zu befriedigen, wäre ein solcher Bund weder nöthig noch zu billigen. Vielmehr sei es der evangelische Gemeingeist, der mit diesem Ver-

eine in Wirksamkeit trete; und auch in dieser Beziehung wolle er dem evangelischen Geiste nicht da, wo er schon in ungestörter Fortentwickelung begriffen sei (also auch den innerhalb der vaterländischen Gränzen sich ἐν διασπορᾷ befindenden Gemeinden nicht), eine jedenfalls entbehrliche Pflege zuwenden; sondern es sei geradezu der evangelische Gemeingeist im Gegensatze gegen andere christliche Confessionen, dem der Verein seine Gründung verdanke. Eine Fürsorge für die Verstärkung und Behauptung der in's Gebiet eines fremden Bekenntnisses vorgeschobenen Posten, die man bisher für verlorene Posten ihrem Schicksale überließ, setze ein Fortstreben in die Breite voraus, möge man sich desselben bewußt seyn oder nicht. Es sei ein aktiver Widerstand, den der Protestantismus hier zum erstenmale im Großen dem Katholicismus und seinem unermüdlichen Bekehrungseifer entgegensetze. Das werde unfehlbar zu einem Kampfe führen, aber nur auf dem der Wahrheit allein geziemenden Wege friedlicher Belehrung und Unterstützung. Offene Darstellung des gereinigten evangelischen Glaubens in Leben, Lehre und Cultus, das sei die Weise, in welcher die Fortsetzung, respective Verbreitung des Protestantismus geschehen müsse. Denn sei derselbe wirklich eine gereinigte, d. h. also doch höhere Form des Christenthums: so werde es nicht fehlen können, daß er alle die für sich gewinne, in denen sich auf einer niedrigen Stufe christlicher Entwickelung ein Bedürfniß nach der dort dargestellten Steigerung schon rege, und diese wenden sich dann selbst, durch das Gefühl der bisherigen Nichtbefriedigung fortgetrieben, der edleren Form zu, welche sie anziehe. Es bedürfe für den Protestantismus also nur einer intensiven Verstärkung der außer seiner geographischen Umgränzung gelegenen Elemente, um von diesen Punkten aus, kraft der natürlichen Wahlanziehung, welche im Reiche des Geistes herrscht, allmählig auch extensiv zu gewinnen. Solche (propagandistische) Hoffnungen aber für den Verein zu hegen, sei dem deutschen Patriotismus natürlich, denn der Protestantismus kann nie aufhören, nach einer Verbreitung über ganz Deutsch-

land, aus dessen eigenstem Geiste er geboren sei, zu streben, und eher sei an eine dauernde Ruhe des kirchlichen Zustandes in Deutschland nicht zu denken, als bis der unnatürliche confessionelle Grundsatz gehoben sei, der seit der politisch gewaltsamen Unterbrechung das südliche Deutschland vom nördlichen losriß."

Hat in dieser Weise in der östlichen Hauptstadt Preußens die Hegel'sche Propaganda des „freien Geistes" sich der leeren Hülse des Gustav Adolphs-Vereins zu ihren Zwecken zu bemächtigen gewußt, — so haben in den mittlern Regionen der Monarchie die vulgär rationalistischen Lichtfreunde nach kurzem Kampfe mit dem Häuflein der Pietisten das Feld behauptet. Hierüber gibt uns ein Aufsatz des Predigers Uhlich, des bekannten Häuptlings der protestantischen Freunde, einen überaus dankenswerthen Aufschluß in der Magdeburger Zeitung. „Die Zeitungen haben uns wiederholt von der Stiftung von Gustav Adolphs-Vereinen Bericht gebracht, und es ist unverkennbar, daß in allen den Gegenden, wo Männer, welche das öffentliche Vertrauen genießen, für diese Sache thätig gewesen sind, sie auch großen Anklang beim Volke gefunden hat. Gewiß eine erfreuliche Erscheinung unserer Tage. Aber einen Umstand haben die Berichterstatter bisher unerwähnt gelassen, welcher die höchste Aufmerksamkeit des Beobachters der Zeit verdient. Ueberall in der Provinz Sachsen, so weit die öffentliche Kunde davon vorliegt, ist die Gustav Adolphs-Sache zugleich ein Feld geworden, auf welchem die beiden religiösen Parteien unserer Zeit, diejenige der freien Auffassung und Entwickelung des Christenthums, und diejenige der Festhaltung von Satzungen vergangener Jahrhunderte, zusammengetroffen sind und ihre Kräfte an einander gemessen haben. Das konnte nicht anders seyn, und Niemand darf daraus einen Vorwurf machen. Beide Richtungen sind vorhanden; so mußten sie auch bei einer kirchlichen Sache, wie die Gustav Adolphs-Stiftung ist, zum Vorschein kommen. An den meisten Orten aber haben, so viel bekannt ist, die Freunde des Alten unterlegen. Nicht selten waren sie

es, welche zuerst einen Gustav Adolphs-Verein in Anregung gebracht hatten, und bei den einleitenden Versammlungen den Vorsitz führten und die Sprecher machten. Sie wie es aber in allgemeiner und öffentlicher Versammlung zu freier Wahl des Vorstandes kam, so wurden gerade sie von ihren Mitbürgern entweder gar nicht, oder nur zum kleinen Theile gewählt. Diese Erscheinung mag sie überrascht haben, weil sie doch wohl glaubten, mehr Wurzel im Volke zu haben, als es sich nun gezeigt hat. Diese Erscheinung hat auch viele Andere überrascht, welche durch das laute und zuversichtliche Wort, das die Anhänger des Alten seit mehreren Jahren geführt hatten, zu der Meinung gebracht worden waren, diese Partei sei wirklich, oder werde wenigstens die herrschende. Aber es hat sich für Jeden, der da sehen will, ganz klar gezeigt, und zwar nicht bloß bei der Gustav Adolphs-Stiftung (man vergleiche andere Vorgänge in Leipzig, Köthen, Gnadau, selbst in Berlin, von welchen diese Zeitung Kunde gebracht hat), daß ihre Freunde überall nur eine kleine Schaar bilden; und das liegt in der Natur der Sache. Diese Auffassung des Christenthums kann in unserer Zeit nie mehr Sache des Volkes werden, denn ihre Ausschließlichkeit, ihr Richten über Andersdenkende, ihr Eifern gegen unschuldige Vergnügungen, ihre unbegreiflichen Lehrsätze verstoßen zu sehr gegen die Vernunft unseres Jahrhunderts. Ueberall wird es Einzelne geben, Menschen weichen und wehmüthigen Sinnes, oder voll Neigung zu trüber Weltanschauung, oder die ein verfehltes Leben haben, oder auch die körperlich verstimmt sind, die werden in solcher Auffassung des Christenthums innere Befriedigung finden, und das ist lediglich Sache ihrer Freiheit, worüber Niemand mit ihnen rechten darf. Bei protestantischen Christen kann es und soll es verschiedene Auffassungen des Christenthums geben, und allein der Geist der Wahrheit, sonst keine andere Macht, hat darüber auszugleichen und zu schlichten. — Bei der Gustav Adolphs-Stiftung muß es sich nun zeigen, ob die unterliegende Partei dennoch für die gute Sache thätig bleibt, oder ob sie in gekränkter Eitelkeit sich von

derselben zurückzieht. Schon hört man hie und da Stimmen sagen: wie man sich denn bei einer solchen Sache noch betheiligen könne, welche ja ganz in die Hände der Rationalisten gekommen sei! Es ist sehr unrecht, so zu sprechen. Sollten die Rationalisten etwa nicht annehmen, was ihnen das Vertrauen ihrer Mitbürger überwiesen hat? wozu übrigens selbst einzelne Fehlschritte der Andern mitgewirkt haben? Und soll darum der Gustav Adolph-Stiftung, dieser allgemeinen Angelegenheit aller Protestanten, auch nur Eine Hand und Ein Herz entzogen werden?"

Beruht dieses Triumphgeschrei des Rationalismus etwa auf leerer Prahlerei? — Der bekannte Altlutheraner Guerike, welcher diesen Aufsatz in der Evangelischen Kirchenzeitung mittheilt, ist mit nichten dieser Ansicht. Er legte im August vorigen Jahres folgendes, sehr bedenklich lautende Geständniß ab: „Die Altgläubigen, wird gesagt, hätten in den Gustav Adolph-Vereinen unterlegen. Es ist dieß, wenn und wo es wahr ist, die gerechte Strafe dafür, daß sie am fremden Joche mit den Ungläubigen zu ziehen unternommen haben." Er gibt zu, daß die (christusläugnenden) Lichtfreunde ihre Angelegenheit im G. A. Verein „ganz parteimäßig" getrieben haben, und räumt ein, daß diese, seit dem Rücktritte Dräseke's, in der Provinz Sachsen, „die entschiedenste und lauteste Herrschaft üben." —

Diesen Sieg bekundet nicht minder ein späterer Artikel eines Halle'schen Lokalblattes, welches die neuen Lebenszeichen des Protestantismus innerhalb jener lichtfreundlichen Verbrüderung freudig begrüßt. „Was jenes neue Lebenszeichen des Protestantismus betrifft", sagt der Halle'sche Courier vom 10. October im Bericht über die Versammlung am achten, „so wurde besonders die Nothwendigkeit anerkannt, die Versammlungen, welche durch die Gustav Adolph-Stiftung in einzelnen Gegenden veranlaßt werden, mit noch etwas Anderem auszufüllen, als mit Rechnungsablegungen und mit Erzählungen vom Nothstande bedrückter Protestanten. In jenen Versammlungen

sollen sich die Anwesenden als Protestanten fühlen lernen, und das werden sie, wenn man nicht versäumt, ihnen vor Augen zu stellen, was Katholicismus ist, und was für Güter diesem gegenüber der Protestantismus besitzt, und wenn man fleißig aus den Fundgruben der Kirchengeschichte schöpft, welche, und nicht bloß im Reformationszeitalter, so viele Kämpfer und Märtyrer für die freie Entfaltung des Evangeliums aufweiset." Das heißt, nach dem Geiste der Wahrheit gedeutet, der in dem Evangelium der protestantischen Freunde weht, man möge doch ja nicht etwa mit den Kirchlichen den materialen Zweck der Gustav Adolphs-Stiftung festhalten, sondern nur unter dessen Mantel, wie bisher in Schönebeck u. s. w. u. s. w. auch ferner in der Preußischen Provinz Sachsen sich hüllen, um einen Protestantismus zu verbreiten, der nichts als Negation des Katholicismus ist, und die Helden der Neuzeit, die für einen solchen Protestantismus kämpfen, einen Wislicenus, König, Uhlig, und wie alle die anderen Heroen des freien Geistes heißen, dem Volksbewußtseyn tief einzuverleiben.

Fassen wir zum Schluße die Resultate zusammen, die aus diesen höchst interessanten Geständnissen fließen.

Der Protestantismus hat sich, der allgemeinen Kirche Christi gegenüber, durch den Gustav Adolph-Verein zu einer neuen Einheit constituiren wollen. Ist ihm dieß gelungen? Hierauf antworten die obigen Documente. —

Die innere Zerrissenheit der außerkirchlichen Bestrebungen ist durch dieses Experiment, wie früher durch die Union, das Jerusalemer Bisthum, den Schwanenorden und andere verunglückte Experimente derselben Art, nur um so greller und schreiender an's Tageslicht getreten. — Der Schlag, der gegen die verhaßte katholische Kirche geführt ward, ist auf das eigne Haupt zurückgefallen, und auch dießmal ist, wer dem Andern eine Grube grub, selbst hineingefallen.

Allerdings haben die negativen antichristlichen Tendenzen der Zeit durch jenen Verein einen neuen Vereinigungspunkt gewonnen. — Dieß ist im Interesse Derer, die dadurch auf Ab-

wege geführt und um ihr ewiges Heil betrogen werden, tief zu beklagen. Der Kirche aber erwächst daraus der Vortheil, daß die Gegensätze sich immer schärfer herausstellen, und daß die Unmöglichkeit immer deutlicher wird, die Mitte zwischen Christus und Belial zu halten. — Es kann nicht fehlen, daß diese große Wahrheit bei dieser Gelegenheit auch vielen „frommen" Protestanten aufgehe. Und diese Scheidung des Lichtes und der Finsterniß bewirken und den Protestantismus in seine Elemente auflösen zu helfen, dieß ist der wahre Zweck, für welchen der Gustav Adolphs-Verein, ein blindes Werkzeug in der Hand der Geschichte! zu arbeiten berufen ist. Möge er denselben recht bald erreichen!

XXX.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Unterrichtswesens in Preußen.

(Aus Westphalen.)

Es bedarf für einen Katholiken keines Beweises, daß die Erziehung von religiösen Principien ausgehen und ganz durchdrungen seyn muß. Indeß die moderne Zeit hat auch diese Wahrheit in Theorie und Praxis geläugnet und bekämpft. Sie, die eine Moral ohne Gott construirte, konnte auch eine Erziehung versuchen, in welcher die Religion entweder gar keinen Platz fand, oder als Nebensache, nicht als Centrum, behandelt wurde. Fragen wir nun, in wie fern dieser Geist auf die höhern Bildungsanstalten in Preußen seinen Einfluß geübt, so ergibt sich die Antwort, daß unsere Gymnasien nicht einmal eine Erziehung überhaupt, viel weniger eine religiöse Erziehung bezwecken. Wir kennen bei uns nur Unterricht. Freilich spricht und schreibt man viel von Erziehung, ihrem Princip, von harmonischer Ausbildung des ganzen Menschen; die

[redacted]

Herren Professoren wissen bei feierlichen Gelegenheiten in hochtönenden Reden nicht genug zu rühmen, wie sehr von ihnen der ganze Mensch gebildet wird, wie viel das Herz bei ihnen gewinnt, die Religiösität befördert wird, der Charakter seine rechte Bildung bekommt u. s. w.; und das vornehme Publikum lauscht andächtig den Worten des Redners und preiset die Humanität und das Licht unsers Jahrhunderts; indeß die Schüler, welche die Sache doch am nächsten angeht, sehen sich verdutzt an, und wissen von allen diesen Einwirkungen nichts. — So nachtheilig nun dieser Mangel aller Erziehung unzweifelhaft ist; so wird er vorzüglich doch dadurch gesteigert, daß selbst der Unterricht entschieden als dem religiösen Sinne nachtheilig bezeichnet werden muß; und hierauf wollte Referent im Folgenden aufmerksam machen. Ich habe hier bloß die katholischen Gymnasien unser Provinz im Auge, wie traurig es mit dem religiösen und sittlichen Zustande der protestantischen aussieht, ist bekannt genug. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich dem Lehrerpersonal unserer Gymnasien nicht aufbürden will, was nach meiner Ansicht der verkehrten Methode zugeschrieben werden muß; im Gegentheil bin ich der Meinung, daß wir, so traurig es auch in religiöser Hinsicht mit den meisten unserer Gymnasien aussieht, es doch den vielen ausgezeichneten und vom besten Willen beseelten Lehrern zu verdanken haben, daß nicht Alles gänzlich im Argen liegt. —

Ich will nicht weitläufig darüber streiten, in wie fern die einseitige Cultivirung des abstrakten Verstandes und der todte Gedächtnißkram dem Gemüthsleben Eintrag thut, und der Religiösität, die doch beim jugendlichen Alter in der Gefühlsregion beschlossen ruht, ihre Nahrung entzieht; auch will ich die Erfahrung gar nicht geltend machen, daß unsere Jugend, indem sie Brocken aus allen Wissenschaften auswendig lernt, auch überall urtheilen zu können meint, und somit ihre vorlauten, absprechenden Urtheile auch auf das religiöse Gebiet überträgt; — noch auch ferner mich darauf berufen, daß die Schüler, indem sie in der Regel an der einseitigen Verstandesbildung, dem Phi-

lologischen Treiben und geistlosem Gedächtnißkram keine genügende Geistesnahrung finden, neue Quellen, gleichviel ob gute oder böse, sich suchen und für die Langeweile in der Schule entweder durch üppige Romane u. s. w. zu Hause sich entschädigen, oder gar durch sinnliche Vergnügen, oft der gröbsten Art, sich das ersetzen, was ihnen geistig mangelt. Alles dieses näher zu betrachten, bieten uns leider unsere Gymnasien reichliche Gelegenheit, und ich glaube, daß es die vollste Berücksichtigung verdient; indeß ich will dieß hier nicht urgiren, sondern nur einige besondere Umstände, die mir wenig beachtet scheinen, gestützt auf persönliche Erfahrung, ins Auge fassen.

Dahin rechne ich die Art und Weise, wie das Studium der alten Klassiker bei uns betrieben wird. Die ganze Methode scheint fast darauf berechnet, die Knaben über das Verhältniß zwischen dem Heidenthum und Christenthum zu verwirren, und sie in ein Labyrinth von Zweifeln zu stürzen. Alles arbeitet darauf hin, daß dem Schüler das Heidenthum im glänzendsten Lichte erscheint; und je mehr der dunkle Hintergrund des Heidenthums, auf welchem sich die hehre Lichtgestalt des Christenthums erhebt, erhellt wird, desto mehr erblasset dieses. Wie mag wohl einem Knaben zu Muthe werden, der eine gute religiöse Erziehung genossen hat, wenn ihm, sobald er in die unterste Klasse aufgenommen ist, das Christenthum in seinen Studien ganz zur Nebensache gemacht wird; wenn von 32 wöchentlichen Stunden nur 2 dem Religionsunterrichte gewidmet sind; wenn er, so wie er früher von Christus, der Herrlichkeit des Christenthums, der Finsterniß und dem Unglück des Heidenthums hörte, jetzt immer die Ueberlegenheit der alten Welt, ihre herrlichen Meisterwerke, ihre großartigen Charaktere, ihre riesigen Unternehmungen preisen hört; wenn er die Aussenseite d. h. die glänzende des Heidenthums viel liebenswürdiger geschildert findet, als die christliche Gegenwart? Allmählig kommt er dahin, wenn auch unbewußt, daß er das Glück, im Christenthum geboren zu seyn, nicht mehr zu schätzen weiß. Weiset ihn ja der Lehrer (freilich oft in der besten Absicht)

auf die herrlichen Sittenregeln der Alten, ihre tugendhaften Männer hin, und hält ihm diese als Ideale zur Nachahmung vor! Beziehen sich ja seine meisten schriftlichen Arbeiten auf die Verherrlichung der Weisheit und Tugend bei den Alten! Ist es zu verwundern, wenn ihm das Heidenthum, wenigstens in den meisten Verhältnissen, als das Ideal erscheint der wahren menschlichen Bildung. Hört er nun auch dann und wann etwas über die Vorzüge des Christenthums — die Worte verklingen, so lange er keinen Blick in das tiefe, innere Verderben, in das gränzenlose Unglück und den zerreißenden Zwiespalt, der tief nagend die ganze Heidenwelt durchwühlt, hat werfen können, so lange er an der glänzenden Aussenseite, die ihm allein aufgeschlossen wird, mit seinen Blicken hängt — und weiter bringen dieselben noch nicht. Einige Floskeln über Finsterniß des Mittelalters rc. kommen als Reserve hinzu, um seine Ansicht von dem Verhältnisse der alten zu der christlichen Welt wenigstens schwankend zu machen. Das Heidenthum, flüstert ihm der Zweifel ein, ist die Zeit des Glanzes und der Größe, der Freiheit und Fröhlichkeit, keine Fessel lastete noch auf dem Geist, kurz es ist die Zeit des Lichtes, — das christliche Mittelalter ist dagegen egyptische Finsterniß. Wenn die christliche Religion uns das Licht vom Himmel brachte, wie kann sie denn aus einer hellen, lichten Zeit, eine barbarische und finstere machen? rc. Referent kann versichern, daß solche Gedanken schon unter den Schülern der unteren Klasse bei Knaben von 14 bis 15 Jahren spuken, und nicht selten laut werden. — Lauheit und Indifferenz treten immer deutlicher hervor; bald wenn die Leidenschaften erwachen, bekommt der Funke des Zweifels Stoff, und die Flamme des Unglaubens greift zerstörend in die heiligsten Tiefen des Gemüthes. —

Aber baut nicht der Religionslehrer vor? Schwerlich können die meisten in zwei Stunden wieder gut machen, was in der ganzen Woche gefehlt wird. Dazu kommt, daß dem ganzen Geiste der Gymnasialbildung und der Beschränktheit der Zeit gemäß, auch die religiöse Bildung in der Regel nur ein

purer Religionsunterricht, oft bloß eine Gedächtniß- und Verstandessache wird, an dem deßhalb auch der skeptische Verstand der Schüler genug zu mäkeln hat.

Ein zweiter, der Skepsis und dem Unglauben Vorschub leistender Umstand liegt in dem vielen Lesen protestantischer Bücher, wozu die Schüler von der untersten Klasse an im eigentlichen Sinne angeleitet werden. Ist es nicht unverzeihlich, wenn die Schulbibliotheken katholischer Gymnasien bei weitem der Mehrzahl nach aus Schriften von Protestanten bestehen, und daß diese Knaben von 12 bis 14 Jahren in großer Masse in die Hände gegeben werden? Welche Wirkungen hieraus, namentlich bei so bewandten Umständen, hervorgehen, ist klar, wenn man die vielgerühmte, vielbesungene Toleranz der meisten Protestanten gegen Alles, was katholisch heißt, nur bedenkt. Fast in jeder Geographie, Reisebeschreibung, Jugenderzählung u. s. w. sucht der protestantische Verfasser dem Katholicismus, unter dem Siegel der Toleranz, wo nicht gar der christlichen Liebe, Seitenhiebe zu versetzen; er bildet sich aus Traditionen, die er von seinen Vätern über den Katholicismus überkommen, einen Popanz ohne Haupt und Füsse, mit dem er sich dann wacker herumtummelt; er entstellt die Geschichte der katholischen Religion, schmäht auf ihre großen Männer, belächelt und höhnt ihre heiligsten Gebräuche; oder er stellt sich als „unparteilicher Richter" über dieselbe, läßt ihr einige Anerkennung zukommen, um dann mit desto größerer Sicherheit in der Hauptsache über sie abzuurtheilen. — Ueberschätzen die Herren die Kräfte ihrer Schüler so sehr, daß sie vermeinen, der Knabe könne auf eigene Faust durch dieses rothe Meer hindurchziehen, ohne sich den Fuß zu benetzen? Freilich möchte Vielen das Faktum selbst zweifelhaft scheinen, unter andern auch, daß dem Geschichtsstudium auf katholischen Gymnasien ein protestantisches Lehrbuch zu Grunde gelegt ist — und doch ist es buchstäbliche Wahrheit. — Daß durch eine solche Einrichtung auch der schlechtesten protestantischen Literatur bei den Schülern der

Eingang geöffnet und die Bahn gebrochen wird, ergibt sich von selbst.

Welche Verwüstungen schon diese beiden Umstände in der Religiösität der Schüler anrichten können, und wirklich anrichten, ist einleuchtend, und die Beschaffenheit unserer Gymnasien gibt das sprechendste Zeugniß dafür. Selbst in die unteren Klassen dringt schon Zweifel, Indifferenz und Unglauben ein, und zwar, ohne daß die Lehrer, wie ich glaube, das Uebel oder doch die Ausdehnung desselben nur ahnen; wie ich überhaupt der Meinung bin, daß die meisten Lehrer unserer Gymnasien keine klare Einsicht haben, wie tief das Uebel bereits eingedrungen ist. Es ist eine schleichende Krankheit, die im Innern wüthet, und erst spät nach Aussen tritt, so daß der Lehrer sie gewahrt. Unterdeß treten Unsittlichkeit und Ausschweifung als unausbleibliche Folgen hervor; und bei der schärfsten Handhabung der Disciplin herrschen diese im hohen Maaße; aber im Verborgenen. Ein Kreis Gleichgesinnter weiß alle Aufsicht zu vereiteln. Alle Palliativmittel nützen hier wenig; sie bringen noch überdieß die unnatürlichste Heuchelei und Verstellung hervor; sie bewirken, daß die Lehrer selbst von dem Uebel so wenig erfahren, indem die Schuldigen aus Furcht vor den Strafen, selbst vor ihren besseren Mitschülern ihre Geheimnisse zu bewahren wissen. — Denn natürlich gilt dieses Verderben nur von einem Theile der Klasse. Der größere Theil kommt wenigstens so weit nicht, theils in Folge der früheren religiösen Erziehung, theils durch Einwirkung der Lehrer, die besser sind, als die Methode, theils durch den katholischen Sinn, der Gottlob in unserem Volke noch nicht untergegangen ist. — Indeß nur wenigen Jünglingen möchte es wohl gelingen, die volle Frische des Gemüthes und der Frömmigkeit aus diesen Stürmen des Gymnasiums zu retten. Eine gewiße Lauheit und skeptische Richtung, eine Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Formen unserer Religion, eine Dumpfheit des religiösen Gefühls findet sich mit seltenen Ausnahmen selbst bei den Besseren. Dieß ist allgemeine Klage. Und es kann nicht anders seyn, wenn der

Kampf der Gegensätze schon in die Seele des Kindes hineingeschoben und die Last, welche erst dem reiferen Alter bestimmt ist, noch unentwickelten Kräften aufgebürdet wird. Freilich muß der Mensch die Gegensätze überwinden, um zur wahren Freiheit durchzudringen; aber es kommt die Periode schon von selbst, wo er um das innere Heiligthum seiner Seele kämpfen muß; sie darf nicht beschleunigt werden. — Viele leiden an ihrem Glauben Schiffbruch, indem sie in einen Kampf verwickelt werden, dem sie noch nicht gewachsen sind, besonders wenn sie mit wankender oder schon gestürzter religiöser Ueberzeugung auf unsere protestantischen Universitäten sich begeben, und hier den ärgsten Stürmen widerstehen sollen; sie, die nirgends Halt und festen Grund finden. Den letzten Rest des Glaubens verlieren sie in sich, und rauben ihn Andern. So furchtbar dieses Uebel, so dringend ist die Forderung zur eifrigsten Gegenwirkung.

Referent hatte bloß die Absicht, *aufmerksam* zu machen auf die Uebelstände unserer Erziehung; wo Abhülfe zu finden, weiß jeder gute Katholik: *in der Kirche*. Diese frage man, „wie soll die Jugend erzogen werden?“ und sie wird die Antwort nicht schuldig bleiben.

XXXI.

Hurter und die Schaffhauser Polemik.

Es kann für irgend eine Gemeinschaft kein Ereigniß von höherer Wichtigkeit geben, als wenn eines ihrer Mitglieder, das die öffentliche Stimme und ein thatenreiches, fleckenloses Leben, als den ersten und tüchtigsten Mann bezeichnet, nun plötzlich ihre Reihen verläßt, und mit aller Milde eines der lautersten Absichten sich bewußten Herzens öffentliche Rechenschaft von diesem Schritte ablegt. Bietet das ganze bisherige Leben auch nicht

das Geringfügigste, was nur den leisesten Zweifel an der Redlichkeit und Offenheit der Gesinnung aufkommen lassen kann, weist ferner, wie bei Hurter, der wohlerworbene Ruhm eines der gediegensten Geschichtsforscher auch den Schein einer nicht sorgfältigst nach allen Seiten untersuchten, und in ihrer Nothwendigkeit aufs Klarste erkannten Handlungsweise entschieden ab, so muß ein Schritt, wie der Hurters, der über sein zeitliches und ewiges Loos entscheidet, und den er darum nach langer und reiflichster Ueberlegung gethan, auf Katholiken, wie auf Wahrheit suchende Protestanten den tiefsten Eindruck hervorbringen. Oeffentliche Blätter hatten es zur Genüge berichtet, welcher Empfang dem von Rom heimkehrenden Hurter von seinen ehemaligen Confessionsgenossen bereitet wurde, indem sie ihm eine praktische Auslegung der sogenannten protestantischen Geistesfreiheit zu geben versuchten. Hinten drein nun kommt ein Manifest der protestantischen Cantonsgeistlichkeit, verfaßt vom Licentiat Schenkel, welches „das allgemeines Aufsehen erregende Ereigniß der Rückkehr Hurters vom protestantisch-kirchlichen Standpunkt aus zu beleuchten, und den Protestanten zu zeigen versucht, welchen Mann sie verloren, den Katholiken aber, welchen sie an Hurter gewonnen haben.“

Wenn diese Blätter die Schenkelsche Schrift einer nähern Besprechung für werth erachten, so thun sie es nicht so fast wegen der ausgezeichneten Persönlichkeit, gegen welche sie gerichtet ist, denn wie der Verlauf zeigen wird, kann Hurter, freilich ganz wider Willen und Absicht des Herrn Licentiaten, auf sie als eine Apologie hinweisen, sondern weil wir in ihr ein Zeichen der Zeit erkennen, an welchem die Katholiken nicht achtlos vorübergehen dürfen. Es tritt hier nämlich, wie bei so vielen Produkten der gegenwärtigen protestantischen Literatur, der Fall ein, daß sie, obwohl jedes tiefern Gehaltes ermangelnd, doch dadurch Bedeutsamkeit erlangen, daß sie die Katholiken immer deutlicher über ihre Stellung der gegenwärtigen Entwicklung des Protestantismus gegenüber orientiren, und den katholischer Seits schon oft mit aller Schärfe geführten Beweis, daß eine innere Nothwendigkeit unaufhaltsam den Protestantismus zur vollen Negation alles Positiven hintreibe, aktenmäßig erhärten und so selber den deßwegen den Katholiken gemachten Vorwurf von Consequenzmacherei in seiner gänzlichen Nichtigkeit hinstellen. Gibt Schenkel noch überdieß zu verstehen, wie der consequente Protestantismus auch alle ächt conservativen Elemente aus der Societät ausscheide, so können wir dieß als einen gewiß sehr schätzbaren Beitrag zur Naturlehre des heutigen Protestantismus dankbarst hinnehmen. Wenn den meisten protestantischen Controversschriften oft eine gänzliche Unkenntniß, und nicht selten absichtliche Entstellung der katholischen Wahrheit zur Schuld gelegt werden muß, so macht die vorliegende Schenkelsche Schrift eine Ausnahme. Wir können hierin aber weniger ein Verdienst ihres Verfassers,

als vielmehr des Mannes, gegen welchen sie gerichtet ist, erkennen, dessen Leben ein so durchaus katholisches Gepräge an sich trägt, daß Schenkel, wenn er es nur einigermaaßen der Wahrheit getreu schildern wollte, eben hiedurch der katholischen Kirche wider seinen Willen ein glänzendes Zeugniß geben mußte. Es scheint dieß Manchem vielleicht eine sonderbare Behauptung, allein bei näherer Betrachtung ist ihre Wahrheit nicht zu verkennen. Die katholische Kirche nämlich hat, vermöge ihrer centralen Stellung, in Mitten der geistigen Schöpfung, eine Macht, deren kein geistiges Wesen sich entziehen kann; dem Einen ist sie zum Leben, dem Anderen zum Gerichte. So lange darum eine Secte die absolute Wahrheit der Kirche nicht zur völligen Unwahrheit verkehrt, ist sie noch nicht aller katholischen, d. h. christlichen Elemente entledigt, und diese letztern bilden dann die einzig positive Grundlage derselben. Je gewissenhafter nun dieses positive Element gepflegt und je weniger der centrifugalen, d. h. negativ-kritischen und destructiven Richtung, die als das eigentlich Häretische jeder Secte nothwendig innewohnt, das Uebergewicht eingeräumt wird, um so mehr wird die Trennung von der katholischen Kirche aufgehoben. In ganz entschiedener Weise mußte dieß bei Hurter hervortreten, der seine geistige Eigenthümlichkeit so treffend bezeichnet, wenn er sagt: „sein ganzes geistiges Daseyn und Wirken beruhe auf einem eminent positiven, conservativen und bauenden Princip, welches alles blos Negirende entschieden von sich ferne halte.“ So war er schon von Natur zu einem Protestanten von Grund aus verdorben, und er stand von Anfang an der Kirche näher, als er damals nur ahnen konnte, denn von des Menschen Thun allein hängt die Annahme des Heils und der Wahrheit nicht ab. Der ächt protestantische Instinct Schenkels hat an Hurter diese positiven Elemente mit großer Sicherheit getroffen, sie aber ihrem innersten Wesen nach so durchaus unprotestantisch erfunden, daß er in ihnen „einen dämonischen Zug Hurters zur römischen Kirche hin erkennt“, und nur jene Elemente, die Hurter nie besessen, weil sie den geraden Widersatz derselben bilden, als „protestantisch“ gelten läßt. Es läßt sich darum als Thema der Schenkelschen Schrift der Satz bezeichnen: Hurter war nie Protestant, sondern von Anfang seines öffentlichen Wirkens war seine Handlungsweise eine solche, die sich nur aus „seinem dämonischen Zug zur katholischen Kirche“ verstehen läßt.“

Von vorneherein bezweifelt nun Schenkel Hurters Beruf zur Theologie überhaupt, da er zu seinem ersten Examenthema die Lehre von der Trinität gewählt hatte, was „auf Gemüthlosigkeit“ hindeutet, denn, sagt er: „Die Trinität ist dem Verstande eine unermeßliche Aufgabe, für die Phantasie ein sphinxisches Räthsel, dem schlichten Christengemüth jeder Zeit nur von untergeordneter Bedeutung, und mußte darum einen Mann am meisten

aussprechen, für den das Christenthum vorzugsweise eine Angelegenheit des Verstandes und der Phantasie geblieben zu seyn scheint."

Das durchaus Unprotestantische aber in Hurters theologischer Richtung findet Schenkel in „seinem unverrückten Festhalten am orthodox-reformirten Lehrbegriff und in seinem entschiedenen Widerwillen gegen Alles, was dem Rationalismus auch nur von fern ähnlich sieht." Zum Beweis dessen führt er eine Stelle aus einer frühern liturgischen Schrift Hurters an; allein, als spreche ein Berliner Pietist aus dem Schaffhauser Münsterpfarrer, macht er dann die Schlußäußerung: „alle diese Ausdrücke verrathen so wenig die religiöse Innerlichkeit einer zartfrommen Seele, sie bringen so gar nicht aus dem verborgenen Heiligthume eines gläubigen Herzens, daß man unwillkührlich beim Lesen dieser Zeilen an eine katholische Prozession sich erinnert fühlt, bei der wirkliche Kreuze strahlen, das Blut Christi an den Fahnen abgemalt ist." „Daß diese religiöse Anschauung mit dem gerade damals im Flor stehenden Rationalismus nichts gemein haben konnte, denselben vielmehr mit tödtlichem Hasse verfolgen mußte, ist leicht begreiflich", und vollkommen wahr ist es, daß nur Prozessionsmänner den Rationalismus, dieß ächt protestantische Element, verdammen können, und nicht minder wahr, daß die Hurtersche Stabilität, „die sich kaltblütig hinter das Gegebene verschanzt, und Alles, was die neuere Wissenschaft Wahres oder Falsches, Großes oder Kleines ans Licht zog, entschieden von sich abwehrt", in ihrem tiefsten Wesen unprotestantisch ist. Vielleicht aber war Hurter Pietist, und es läßt sich ihm hierin ein protestantisches Element vindiciren. Doch Schenkel belehrt uns eines Bessern: „Diejenigen", schreibt er, „die vielleicht noch an eine gewisse Verwandtschaft der Hurterschen Geistesrichtung mit dem Pietismus geglaubt hatten, konnten sich im höchsten Grade enttäuscht sehen, als im Sommer des Jahres 1817 die bekannte Frau von Krüdener ihre Bekehrungsversuche auch im Canton Schaffhausen anstellte, gegen welche Hurter Feuer und Flamme spie, und selbst die Obrigkeit als Beschützerin des ordentlichen Lehramtes zu Gewaltschritten gegen sie zu bewegen suchte." Hurters entschiedenes Auftreten gegen das Prophetenthum dieser Weibsperson findet Schenkel mit vollem Rechte so durchaus unprotestantisch, daß er es sich wieder nur aus der schon damals katholisirenden Richtung Hurters erklären kann, der dem Protestantismus ein streng gesondertes Lehramt, bestimmte Gotteshäuser, nicht Conventikel, und feste Lehrnorm zu fordern sich vermessen konnte.

Bisher stände also fest: Hurter war nie Rationalist, eben so wenig ein Pietist, daraus zieht Schenkel den Schluß, also war er nie ein ächter Protestant. Wie aber! Hurter ist doch als ein entschiedener Vertheidiger des Heidelberger Katechismus aufgetreten, sollte er nicht hierin eine sichere

Bürgschaft einer ächt protestantischen Gesinnung abgelegt haben? Diese Frage bringt Herrn Schenkel nicht in Verlegenheit, denn, sagt er: „nie und nimmer war es das protestantische Element, für welches Hurter in Schranken getreten ist, sondern es war das aus der römisch-katholischen Kirche beibehaltene, was er den möglichen Veränderungen und Neuerungen, die bei einer Revision damit vorgenommen werden konnten, natürlicher Weise vorzog.“ Hier hat Schenkel den Nerv getroffen; das ist seinem Wesen nach „protestantisches Element“, was Protest einlegt gegen die allgemeine Kirche, gegen alles Positive und Gegebene. Hurter hat dieses ächt protestantische Bewußtseyn von Anfang an gemangelt, denn „aller Fortschritt, alle Entwicklung, alle Umformung in Glaubenssachen heißt bei ihm Zerstörung. Bei ihm ist alles Gegeben, damit auch fertig abgeschlossen, unveränderlich. Darum muß er auch die Reformatoren consequenterweise darüber verdammen, daß sie gewagt haben, das Fertige zu erneuern.“

Wie sonach Schenkel, indem er Rationalismus und Pietismus als die einzig möglichen Formen des modernen Protestantismus betrachtet, die religiöse Aus- und Abklärerei als ausschließliches Vorrecht dem Protestantismus vindicirt, so bemüht er sich auch fernerhin zu beweisen, daß politische Gleichmacherei und absolute Staatsomnipotenz nicht minder ein eigenthümlicher Vorzug seiner Confession seien.

Obwohl nämlich die Schenkelsche Schrift sich zunächst nur auf religiösem Gebiete bewegen will, so berührt sie doch auch das politische, und zwar auf eine Weise, von der wir um so weniger Umgang nehmen können, je unumwundener Schenkel eingesteht, daß mit conservativer Gesinnung in religiösen Dingen eben so nothwendig eine solche in politischen verbunden sei, als religiöser Radikalismus auch politische Gleichmacherei zur Folge habe. Um nämlich Hurters kirchliches Wirken als ehemaligen Antistes begreifen zu können, sagt Schenkel, müsse man seine ganze Weltanschauung, besonders aber seine politische Ueberzeugung in Betracht ziehen, mit welcher jenes im innigsten Zusammenhange stehe. Als die Hundstagsrevolution ihre Schwingungen nach den Schweizer Cantonen trug, „trat Hurter als der entschiedenste, man darf wohl sagen halsstarrigste Bekämpfer sowohl der Revolution, als der Reform auf. Es war sein Hauptbestreben, wenigstens die Kirche vor derselben Gefahr, in den Strudel der Umwälzung hineingezogen zu werden, zu schützen.“ Zu diesem Zwecke benützte er die Synodalreden, um seine ihm untergeordnete Geistlichkeit über ihren wahren Beruf und ihre Stellung zur Staatsgewalt aufzuklären. Hier sprach Hurter, daß „der Botschafter an Christi Statt“ vor allem die göttliche Ordnung anerkennen müsse, in welcher das Gei-

stige von oben herab sich gestaltet, als ein von Gott auferlegtes Gesetz. Nur dadurch könne er vor dem allzerstörenden Materialismus frei bleiben, wenn er entschieden dem Unterfangen entgegen trete, das, was ins Bereich der Kirche gehöre, von unten auf gestalten zu wollen. Die Botschafter Christi sind das Salz der Erde, die frei über dem Gewoge, welches der aus seiner finstern Tiefe hervorgebrochene Erdgeist veranlasse. Hören wir nun aber, wie aus Schenkel der moderne Protestantismus sich über dieß ruhmwürdige Streben Hurters vernehmen läßt: „Für so wichtig hatten sich bis dahin schwerlich Viele unserer Geistlichen gehalten, und in der That hat der Protestantismus nie daran gedacht, die Geistlichen auf eine solche, von jedem Windzuge der unteren Regionen unberührte Gletscherhöhe zu stellen. Es mußte dem größeren Theile der Schaffhauser Geistlichkeit der Begriff abhanden gekommen seyn, den der Protestantismus mit dem Begriff eines Geistlichen verbindet, sonst müßten sie dem Druck dieser Reden widerstanden haben, denn evangelisch ist der Gehalt derselben nicht. Gerade den wesentlichen Unterschied zwischen dem katholischen Clerus und der protestantischen Geistlichkeit hat Hurter hier gänzlich verwischt und aufgehoben. Der katholische Clerus steht allerdings als ein eng in sich abgeschlossener, mit besonderer Heiligkeit ausgerüsteter Stand über den Laien, und in der katholischen Kirche ist aus diesem Grunde keine Einwirkung von unten herauf auf die Gestaltung des Kirchenwesens denkbar, Alles geht dort vom Oberhaupte aus. Vom katholischen Standpunkt darum hat Hurter vollkommen Recht, zu verlangen, daß die Geistlichen alle Einwirkungen nur von oben herab empfangen, daß sie jedem Unterfangen, die Kirche von unten hinauf gestalten zu wollen, aufs Entschiedenste entgegen treten sollen. Nur vergaß Hurter, daß er, an was er freilich nicht gedacht hatte, hier zu einer protestantischen Geistlichkeit rede, und daß es ein gewagtes, leicht erfolgloses Unternehmen seyn dürfte, so unverholen auf Katholisirung einer protestantischen Geistlichkeit hinzuarbeiten. Wir Protestanten haben keinen Clerus, können und wollen keinen haben, unsere Geistlichen stehen nicht über uns, sondern neben uns, sind nicht unsere Herren, sondern unsere Brüder."

Nach diesem unumwundenen Geständniß wird es kein Leser unerwartet finden, wenn Schenkel die sarkastischen Angriffe Hurters auf die Staatsomnipotenz, die in Schaffhausen das bischöfliche Amt auszuüben, sich befugt erklärt, mit den Worten abweist: „vom katholischen Standpunkt aus möchte Hurter Recht haben, vom protestantischen aus hat er Unrecht gehabt". Ebensowenig kann es befremden, daß Schenkel jener Einrichtung das Wort redet, nach welcher in Schaffhausen die Candidaten des protestantischen Lehramts von einer Commission geprüft werden, die der Mehr-

zahl nach aus Laien besteht, denn diese Einrichtung lasse bei „reiferer Ueberlegung eine sehr schöne Deutung zu". Es sei durch sie ja vorausgesetzt, daß auch die Laien abweichende oder irrige Meinungen in Betreff der Kirchenlehre zu beurtheilen im Stande seien. Wir waren bisher der Meinung, daß nur Würtemberg so „reife Köpfe" unter seinen Kirchenräthen und Staatsdekanen zähle, nun muß es seinen Ruhm sogar mit der kleinen Schaffhauser Republik theilen, ein Beweis, wie der Radikalismus unter keiner Form seine wahre Natur verläugnet.

Wie Hurter es also wagte „die Geistlichkeit mit dem katholischen Begriff der Standesehre zu durchdringen und *das reformirte Element der Gleichheit mit ihren Gemeindegliedern* möglichst zu verdrängen, so suchte er den *Gleichheitsbegriff* unter den Geistlichen selbst zu zerstören und sich den Einfluß eines Bischofs zu sichern". Nichts weiter aber weiß Schenkel von diesem Bisthume zu sagen, als daß keiner seiner Amtsbrüder mit Hurter sich messen konnte, und Alle unter seine Einsicht sich beugten. Um sie aber gewiß katholisch zu machen, sorgte Hurter sogar für ihr leibliches Interesse. Durch seine Bemühungen wurden ihre Besoldungen erhöht. Aber kein Dank hiefür „er that es ja nur wieder nach katholischen Grundsätzen". Aber Dank dem Herrn Schenkel für sein naives Bekenntniß: „*Auch heute noch würde die Zurückgabe der geistlichen Güter in geistliche Hände eines der wirksamsten Mittel seyn, um den Protestantismus rückläufig zu machen, und einer Regierung, der an Katholisirung ihrer protestantischen Geistlichkeit gelegen wäre, könnte kein scharfsinnigerer Rath ertheilt werden, als daß sie derselben die Kirchengüter ausliefern solle*".!!

Hurter ging aber nach Schenkel noch weiter. Darin sehe man seine immer „wachsende Keckheit" daß er sogar den äußern Unterschied zwischen katholischen Priestern und reformirten Pastoren aufzuheben sich vermaß, in der er die Stellung seiner Collegen als „eine ausgesonderte" faßte und sie zur Zurückgezogenheit und geistlicher Kleidung aufforderte. „Doch bis zum Jahr 1838 war seine Keckheit noch mehr gewachsen". Er hatte sogar ein eigenes Lokal für die Synoden gewonnen, und **horribile dictu**, „bei der Eröffnungsrede schwärmt er mit gluthvoller Begeisterung für die Segnungen der mittelalterlichen Kirche und hat kein Wort der Freude über die Veränderung, welche die Reformation in seiner Vaterstadt hervorbrachte".

Bei einer Gesangbuchsrevision trat Hurters conservative Richtung eben so schroff der protestantischen: „Gesammtintelligenz" in Weg, da „wachte er ängstlich darüber, daß kein unbefugtes Einmischen von unten herauf statt

finde, denn er hat keinen Begriff von einem christlichen Volksgeiste, von einem lebendigen Antheilnehmen des Volkes an religiösen und geistigen Interessen; ihm ist es eine vermeinte Berechtigung, wenn ein Mann aus dem Volke über einen für das höhere Volksleben so wichtigen Gegenstand seine Stimme abzugeben sich unterfängt".

Doch das Allerkühnste hatte Hurter durch Einführung einer Ordinationsformel gewagt, gegen welche sich das protestantische Bewußtsein Schenkels nicht genug ereifern kann; gewiß mit Recht: „denn wir haben und wollen keinen Clerus".

So weit hat Schenkel Hurters ehemalige amtliche Wirksamkeit in Betracht gezogen, um die Protestanten zu getrösten, daß sie einen Mann verloren haben, welchen seine conservative Zähigkeit und orthodoxe Stabilität vom Anfang als unechten Sohn der Reformation ausgewiesen habe. Indem Schenkel diese beiden Eigenschaften Hurters, die ihm freilich als durchaus unprotestantisch erscheinen, als das leitende Princip Hurters nachgewiesen hat, hat er das Seinige dazu beigetragen, um Hurter als den in allen Lagen und Verhältnissen sich immer gleichen, ehrenwerthen Mann erscheinen zu lassen, der den größeren Theil seines Lebens einem edlen, hohen Zwecke, der aber als Illusion sich erwiesen, dargebracht hat. Hurter hat, wie wenige Protestanten der neuern Zeit, mit einer Kraft, mit Kenntnissen und Einsicht, die ihres Gleichen selten finden, sein Leben daran gesetzt, um dem Protestantismus ein positives Element zu erhalten und ihn vor der gänzlichen Negation seiner selbst zu erretten. Keiner seiner Gegner konnte an Willenskraft, an Tiefe und Umfang der Kenntnisse, an Tüchtigkeit der Gesinnungen und unerschöpfbarer Opferwilligkeit mit ihm sich messen, und doch haben Leute, deren Namen die Gegenwart wieder vergißt, für ihr gegentheiliges Streben unendlich mehr vermocht. Diese sind Sieger geblieben, der edle Hurter ist mit dem ganzen Gewicht seiner intellektuellen und moralischen Persönlichkeit ihnen unterlegen. So hat sich in der Rückkehr Hurters zur Kirche vor unsern Augen ein grosses Drama ausgespielt. Innerhalb der engen Grenzen des Canton Schaffhausen und der Zeit eines Menschenlebens sollte ein großer Streit ausgekämpft werden, damit das hartbelehrbare Geschlecht ein Zeichen habe. Nicht über Theorien ist der Kampf gestritten worden, sondern die große Lebensfrage fand hier ihre Lösung, daß kein menschliches Mittel jene vor gänzlicher Auflösung zu erretten vermöge, welche den Felsen des Heils verlassen haben. Denn Hurter, durch mehrjährige Verfolgung wegen seiner eminent conservativen Gesinnung von seinen ehemaligen Glaubensgenossen zum Austritt aus ihrer Gemeinschaft gleichsam gezwungen, ist zum lebendigen Beweise geworden, wie die Entwicklung des Protestantismus auf jenes Stadium gediehen sei, wo es in

unläugbarer Evidenz auch dem blödsten Auge kund werden muß, daß an eine positive Grundlegung für ihn nimmer zu denken sei. Schenkel fühlt die ungeheure Kluft, die sich so zwischen der Kirche und dem Protestantismus ausgetieft hat, sehr gut; allein den letzten positiven Rest über Bord werfend ruft er aus: „wir müssen Orthodoxie und Pietismus als gefährliche Auswüchse unsrer Kirche betrachten und zumal mit Protest die Behauptung zurückweisen, daß der Protestantismus auf dem Wege sei, in Pietismus oder Orthodoxie auszuarten, d. h. zu einer bloßen Sekte zu werden".

Die Waffen, mit welchen dieser consequente Protestantismus ficht, offenbart Schenkel, wenn er Hurter als „charakterlos" bezeichnen will. Einen tiefen Blick aber in die entsetzlichen Gräuel, zu welchen der Fanatismus Schenkels und seiner Gesinnungsverwandten fähig ist, öffnet er durch folgendes höchst bedeutsame Eingeständniß: „das Volk hat in solchen Dingen (es handelt sich von Hurters Bekehrung) einen richtigen Takt, wenn es seinen Gefühlen auch meistens ohne Takt Luft macht. Viele erklärten, Hurter diesen nun entschiedenen Feind des protestantischen Glaubens nicht mehr vor Augen sehen zu können. Man sprach davon, ihm bei seiner Ankunft, die angesagt worden, fühlbare Beweise der öffentlichen Verachtung zu geben; als endlich die Kunde erscholl, er sei da, entstanden unruhige Bewegungen und tumultuarische Auftritte. Eine Anzahl Bürger, die sonst nicht zu den ruhestörerischen gehört, aus dem bürgerlichen Mittelstande (also nicht Kinder und Fremde, wie man offiziell zu lügen sich erfrechte) vereinigten sich zu einem sogenannten Charivari, gab sich aber vorher noch das Wort, alle Schädigungen gegen Personen und Eigenthum zu unterlassen. Wurde am ersten Abend Maaß gehalten, so gestaltete sich am zweiten die Bewegung zu einem wirklichen Pöbelauflauf, der Excesse zu Folge hatte." Nun höre man wie Schenkel in offiziellem Manifest diese Schandthat entschuldiget: wer noch ein höheres Gesetz in der Menschenbrust anerkennt, als das von Juristen formulirte, im Papierschrank aufbewahrte, wird solche Bezeugungen und Offenbarungen des Volksgeistes auch da, wo sie von der richtigen Bahn ablenken und verpönt werden müssen, kaum unbedingt verdammen können!" Nochmals unsern Dank Herrn Schenkel für dieses Geständniß. Es ist schlagender als hundert katholische Zeitungsartikel. Ihr habt mit „solcher" Erhebung des religiösen Bewußtseyns gegen die „irreligiöse Hierarchie" angefangen, — soll auch damit geendet werden?! Aus solchem Munde hat auch folgendes Zeugniß doppeltes Gewicht, und ist nicht minder geeignet, die Befürchtungen aller Katholiken und wahren Patrioten in Betreff der protestantischen Schilderhebung im Schweizerbun-

nigsverein vollkommen zu rechtfertigen: „es muß, sagt Schenkel" der gesunde Lebensgeist des „Protestantismus (der in Schaffhausen so schön sich offenbaret) mit seiner religiösen Innerlichkeit (die sich in Pöbelaufläufen manifestirt) und Wahrheitstreue (die Alles läugnet) den Sieg erfechten und dadurch zugleich „die Eroberungsgelüste der römischen Kirche zurücktreiben. Besonders eine Stiftung der neuesten Zeit weckt in uns die schöne Hoffnung, daß das Morgenroth einer bessern Zukunft für den Protestantismus angebrochen sei. Der nun bald ganz Deutschland wie ein Netz durchziehende, auch die Schweiz in seinen letzten Kreislinien umspannende, protestantische Hilfsverein, der ohne Rücksicht auf die vereinzelnten protestantischen Systeme, alle über die Hauptprincipien des evangelischen Glaubens einverstandene Protestanten zu gemeinsamer (schwedischer) Liebesthat verbindet, ist sicherlich der Anfang zu einer sichtbaren protestantischen Kirche, die die Unterschiede des Lutherthums, Zwinglithums und Calvinismus in sich harmonisch zu verschmelzen im Stande seyn muß".!!! Sap. sat.

XXXII.

Briefliche Mittheilungen aus den Rheinlanden.

Wie Sie wissen, ist dermalen der Landtag hier versammelt; die Regierung hat dabei durch ihren Bevollmächtigten ihren dringenden Wunsch zu erkennen gegeben, daß keine confessionellen Discussionen und Reibungen darauf statt finden möchten. Da nun die Preßverhältnisse von Seiten der Katholiken in beschwerender Weise zur Sprache gebracht werden könnten, so ist schon dermalen die Einwirkung des Landtags auf indirekte Weise nicht zu verkennen. Einmal hat man dem Rheinischen Beobachter in Cöln, der seine schulmeisterliche, zelotische Polemik auf eine so plumpe Weise betrieb, und dabei fast mit den Blättern aller Farben — seine Schwester, die literarische Zeitung in Berlin allein ausgenommen — in Zank und Hader, zum Nachtheil der Regierung, gerieth, ein Schloß auf das Maul gelegt; er meidet das religiöse Gebiet, und wo er es betritt, sucht er, hinter der Maske der Unpartheilichkeit und Mäßigung, seine Stimme so viel wie möglich zu dämpfen *). Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung von Augsburg, der daher jüngst, in einem Augenblick, als dies subventionirte Blatt noch mit vollen Backen in die protestantische Kriegsposaune stieß, behauptete, es befasse sich nur selten mit Religiösem, scheint daher schon in Kenntniß dieser neuen, am Vorabend des Landtags getroffenen Verfügung gewesen zu seyn; er sprach, in

*) Nur in den Schweizer Angelegenheiten vergißt er zuweilen vor Jesuitenzorn, daß er ein conservatives Blatt vorstellen soll.

Erwiederung der historisch-politischen Blätter, von der Vergangenheit, meinte aber damit prophetisch offenbar die Zukunft.

Dagegen treibt die Elberfelder Zeitung ihr Unwesen fort; war sie früher mit dem Rheinischen Beobachter unzufrieden, so erklärt sie, daß sie von seiner neuesten Haltung, wegen seiner Berliner ministeriellen Connexionen, vollends Unheil ahne. Es ist ihr auch bereits mit ihrer maaßlosen, keine Schranken des Rechtes, der Sitte und des Anstandes achtenden Polemik gelungen, die Köpfe dermaßen zu erhitzen, daß die dortigen Behörden, namentlich die geistlichen, anfingen vor den Folgen zu zittern, weil sie nicht mehr für den Landfrieden gut stehen können, und als Frucht dieser täglich aufgepeitschten und aufgehetzten Leidenschaften der Volksmasse einen ähnlichen Zustand, wie in der Schweiz besorgen.

Während man aber diesem Blatte erlaubt, täglich das Heiligste der Katholiken mit giftigem Spott und Hohn anzufeinden und sie zum Abfalle von Rom aufzuwiegeln; während das Frankfurter Journal und die übrigen Blätter gleicher Tendenz in allen Wirthshäusern offen liegen dürfen, ist auf die Trierer Petition um Aufhebung des Verbotes Ihrer Blätter immer noch kein Bescheid erfolgt. Der oben erwähnte Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung bemerkte zur Beruhigung der Katholiken, sie könnten sich mit der Luxemburger Zeitung trösten, die ja für ein rheinpreußisches Blatt gelten könne, weil sie auch eine Expedition in Trier habe. Allein mit dieser Einwendung verhält es sich ohngefähr wie mit dem, was er damals von dem Rheinischen Beobachter sagte, er befasse sich nur selten mit Religiösem, da doch jede Nummer desselben vom Gegentheil zeugen konnte. Luxemburg ist für eine Zeitung die ungünstigste Lage; überdieß hat die Post eine solche Taxe *)

*) Auch die Augsburger Postzeitung muß ein höheres Porto, als andere Blätter, zahlen, was die Coblenzer zur Abfassung einer Petition an den Landtag um Abstellung dieses Mißverhältnisses veranlaßte.

auf sie gelegt, daß das Blatt bei jedem Exemplar, welches über Trier hinausging, eine so große Einbuße erlitt, daß es mit der Zunahme der Abonnenten in gleichem Maaße wäre ruinirt worden. Durch einen erhöhten Preis aber kann es mit den übrigen Blättern der Provinz, und namentlich mit der dem Radikalismus huldigenden Trierer Zeitung nicht concurriren. Was ist aber endlich für eine Zeitung eine buchhändlerische Spedition, wie die in Trier? Das ist die Wahrheit in der Behauptung jenes Correspondenten: die Luxemburger Zeitung sei wie ein rheinpreußisches Blatt anzusehen, und die Katholiken dürften sich darum nicht beklagen. Gerade umgekehrt; weil die Luxemburger Zeitung kein rheinisches Blatt ist, wandten sich die Katholiken von Trier mit einem anderen Gesuch nach Berlin, nämlich um die Concession einer eigenen Zeitung in Trier, oder was auf das Gleiche herauskommt, um die Uebersiedelung der Luxemburger Zeitung in diese Stadt der Rheinprovinz. Allein auch auf dieses längst abgegangene Gesuch ist bis dahin noch kein Bescheid erfolgt; kein Wunder, wenn daher Einige besorgen, man warte nur den Schluß des Landtags ab, um alsdann, wie früher, unter dem Vorwande des paritätischen Friedens, die Bittsteller mit einem Nein zu bescheiden, während die jenseitige Polemik, unter dem Schutze der Censur, ihr altes Unwesen forttreibt. Diese Mißverhältnisse erweisen sich so schreiend, daß die Professoren der theologischen Facultät von Bonn, auf bestimmte Facta gestützt, sich in einer Beschwerdeschrift an den Coadjutor von Cöln wandten, um seine Verwendung nachsuchend. Die Leipziger Allgemeine Zeitung hat ihre Eingabe mitgetheilt.

Seitdem hat man, wie gesagt, dem Rheinischen Beobachter offenbar mehr Zurückhaltung anempfohlen; die Subvention, welche er erhält, hätte ja auf dem Landtage zur Sprache kommen können; andererseits hat man, was ebenfalls nicht zu verkennen ist, die Censur für die Katholiken wesentlich gemildert. Ob diese Milderung aber über den Landtag hinausgeht, darüber, so wie über den Bescheid der Trierer Petition, muß die

Zukunft entscheiden. Gewiß ist es, daß sich dermalen die Rhein- und Moselzeitung einer wünschenswerthen Freiheit in Besprechung katholischer Angelegenheiten zu erfreuen hat, an die sie früher nicht denken durfte. Es ist noch nicht lange her, als ihr die Coblenzer Censur den Schluß der bekannten Adresse der Trierer Geistlichkeit strich, worin diese doch um nichts, als um eine gleichmäßigere, wahrhaft paritätische Handhabung der Censur bat, damit die Katholiken auch ihrerseits mit den Waffen des Geistes ihr gutes Recht verfechten könnten. Die Censur strich diesen Schluß; so kam die Adresse (mit Ausnahme der Luxemburger Zeitung) verstümmelt in die Welt, und nun mußten die Katholiken es sich wieder gefallen lassen, daß die Elberfelder Zeitung, das Frankfurter Journal und die ganze radikale Blutsverwandtschaft in Leipzig, Magdeburg, Bremen und Berlin ihnen den Vorwurf machten, wie sie, unfähig mit den Waffen des Geistes zu kämpfen, als feige Finsterlinge ihre Zuflucht hinter einer verschärften Censur suchten. Dieß ist gegenwärtig anders. Die Katholiken können sich nun mit aller Freimüthigkeit in den Angelegenheiten ihres Glaubens äußern, wie jede Nummer der Rhein- und Moselzeitung zeigt. Wenn übrigens jener Correspondent der Augsburger Allgemeinen gleichfalls zur Beschwichtigung der Katholiken über die verweigerte Concession einer katholischen Zeitschrift äußerte, sie hätten ja, außer der Luxemburger, noch die Rhein- und Moselzeitung, die ein rein katholisches Organ sei: so ist auch diese Behauptung nur halb wahr. Die Rhein- und Moselzeitung ist das Eigenthum eines Buchhändlers, der sie schon einmal in ganz andere Hände, als katholische, gegeben, worauf die bekannte Ballotage im Coblenzer Casino erfolgte; welche Garantie haben die Katholiken daher, daß etwas Aehnliches nicht Morgen wieder geschieht. Aber gesetzt auch den Fall, es geschehe wirklich nicht, was ist eine einzige Zeitung gegen die täglichen Angriffe von hundert feindlichen, die überall ungehindert offen liegen. Darf man in Rücksicht auf diese eine, ihnen nur halb gehörende Zeitung von Berlin aus wieder antworten: es ist kein Bedürfniß

vorhanden zur Gründung einer katholischen Zeitung, oder zur Verpflanzung der Luxemburger nach Trier, und dieß in einer Zeit, wo das Obercensurgericht den Brief von Ronge freigegeben, und Adressen und Versammlungen zur Constituirung einer neuen Kirche, aus abtrünnigen Gliedern der alten, vom Staate rechtlich anerkannten, nirgend ein Hinderniß finden.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist die eingetretene Censurerleichterung mit Dank anzuerkennen. Die Katholiken fangen auch in der That an, davon Gebrauch zu machen, und der alten, unverzeihlichen Schläfrigkeit entsagend ihre Kräfte auf dem neu geöffneten Felde zu versuchen. Ich glaube daher auch meine gegenwärtigen Mittheilungen nicht passender schließen zu können, als mit der Anführung eines solchen Falles ihrer Abwehr gegen übermüthige Insolenz.

Wie ich Ihnen in einem vorhergehenden Briefe mitgetheilt: so brachte die Elberfelder Zeitung in ihrer gewöhnlichen, weitschweifigen Manier, plumpen, wortreichen Hohnes, eine Reihe von Artikeln, in denen sie das Thema durchführte, die Katholiken seyen Schafsköpfe (— der Redacteur der Elberfelder Zeitung, ein Erbstück der Rheinischen radikalen Andenkens, ist selbst ein Katholik —), weil ihre ultramontane Religion sie geistig verkrüppelte; wenn sie daher bei Anstellung im preußischen Staatsdienste so wenig Berücksichtigung fänden, namentlich für die höheren Stellen, so sollten sie sich nicht darüber beschweren, daran sei ihre eigene geistlose Dickköpfigkeit, und ihre den Geist unterdrückende Religion Schuld; die Regierung, fern von aller confessionellen Partheilichkeit, berücksichtige sie mit vollster Gerechtigkeit, könne aber nichts dafür, daß sie es eben mit Eseln zu thun habe; seyen ja alle großen Männer Deutschlands, mit wenig Ausnahmen, Protestanten gewesen; die Katholiken dagegen hätten nicht einmal eine Sprache, wenn Luther sie ihnen nicht geschaffen, und die Wenigen unter ihren Geistlichen, die ihre Religion taliter qualiter zu vertheidigen wüßten, verdankten dieß ihrer Bildung auf preußischen Schulbänken. Da die Elberfelder Zeitung nach Weise der dortigen Fabriken ihre Arti-

kel nach der Elle fabrizirt, so wurde dieß erbauliche Thema Angesichts einer katholischen Bevölkerung, in ihren hohen Columnen ins Lange und Breite nach Herzenslust ausgesponnen, und zuletzt wurden noch alle götzendienerischen Völker des orientalischen Heidenthums in die Kampfreihen heraufbeschworen, deren Geist unter einem ähnlichen dumpfen Glaubenszwang verkümmert sei. Ein hiesiger Katholik erwiderte dieser Tage in gemessenem Tone auf diese schmeichelhaften Belehrungen eines Blattes, was täglich vorgibt, für die deutsche Eintracht zu eifern, und dabei keinen Anstand nimmt, die Hälfte der Nation für geistige Krüppel zu erklären; wir lassen diesen Artikel der Rhein- und Moselzeitung hier wörtlich folgen, als Beispiel, in welcher Weise ihrerseits die Katholiken so insolenten Aufhetzern zu begegnen wissen, und zugleich als Beleg der eingetretenen Censurerleichterung.

„Koblenz, den 20. Febr. Vor einiger Zeit wurde in einem rheinischen Blatte der Wunsch geäußert, daß in authentischer Weise das numerische Verhältniß der protestantischen höhern Staatsbeamten in Preußen festgestellt, und das deßfallsige Resultat öffentlich bekannt gemacht werden möge. Man hätte nun wohl erwarten sollen, daß insbesondere diejenigen Blätter, welche noch ganz kürzlich bei Gelegenheit der Veröffentlichung der rheinisch evangelischen Provinzialsynode in deren Klage über Verletzung des Grundsatzes der confessionellen Parität durch Bevorzugung der Katholiken (!!) in Preußen so laut eingestimmt hatten, obigen Vorschlag mit Wärme aufzunehmen, und ihn aus allen Kräften unterstützen würden. Aber siehe da, die Sache kam ganz anders! Urplötzlich verstummte das laute Klagen nach Rechtsgleichheit unter den Confessionen; jene mannhaften Kämpfer für „„Licht und Recht““, welche vorhin von Duldung und Brudersinn, von gleicher Berechtigung und Ebenbürtigkeit so viel zu sagen und zu rühmen wußten, ignorirten sofort jenen Aufruf ganz und gar, und wollten durchaus nichts mehr davon hören; als man auch katholischer Seits sich darauf zu berufen anfing. Ja, die Elberfelder Zeitung vergaß sich beim Anblick der drohenden Gefahr, welche aus statistischen Zahlen selbst für den keckſten Reganten erwächst (denn „„Zahlen beweisen!““), so weit, daß sie nunmehr den „„katholischen Brüdern““ ganz unbefangen geradezu ins Gesicht erklärte, daß fast alle hohen Staatsstellen in Preußen sich in den Händen von Protestanten befänden, es sei aber auch nichts natürlicher und billiger als dieß, da nach Ausweis der

Erfahrung die Katholiken als solche hinsichtlich ihrer geistigen Entwicklung und Capacität tief unter den Protestanten stünden; die preußische Regierung sei allerdings bei Besetzung der Stellen ungerecht gegen die Katholiken, allein die Geschichte, ja die Natur selber treffe eben jener Vorwurf der Ungerechtigkeit, indem auch sie den Katholiken die erforderliche geistige Befähigung abspreche! Der wackern Elberfelderin konnte es dabei natürlich nicht schwer fallen, als Beleg zu jener Aufstellung aus irgend einem Nekrolog berühmter Deutschen oder dem Brockhausischen Conversationslexicon eine Legion protestantischer Celebritäten ins Feld rücken zu lassen, und so den unumstößlichen Beweis zu führen, daß ein Katholik im Allgemeinen und bis zum strengen Beweis des Gegentheils unmöglich zu den Posten eines Ober-Regierungs-, Rechnungs-, Post-, Staatsraths, Präsidenten, oder gar Oberpräsidenten, Generals und Ministers für qualifizirt zu erachten sei; daß es daher eine schwere Sünde gegen den Staat bilde, einen solchen Posten einem Katholiken anzuvertrauen, so lange noch irgend ein Protestant ihn zu übernehmen sich bereit finden lasse. Wir glauben es wohl gerne, daß jeder halbwegs einsichtige Protestant, dem die betreffenden voluminösen Auseinandersetzungen der Elberf. Ztg. zu Gesicht gekommen, sich des Seufzers nicht erwehren konnte: „„Gott wolle uns gnädiglich behüten vor unsern guten Freunden!““ Einen schlechtern Dienst hätte die Elberf. Ztg. ihrer Sache offenbar nicht leisten können, als indem sie die vorliegende Frage auf dieses Gebiet versetzte, und gleichzeitig den schlagendsten Beweis für die Maaßlosigkeit und Verblendung einer Partheiwuth lieferte, welche mit dem Rechte sofort auch die Geschichte vergißt. Ja, wenn es für den Katholicismus auch kein anderes Land gäbe, als Deutschland, wenn die Weltgeschichte in der That erst mit der Reformation begänne, so dürfte dennoch die Elberf. Ztg. mit ihren großen Männern zu kurz kommen, falls sie es verkennt, daß die Geister nicht gezählt, sondern gewogen werden. Wie erbleichen doch ihre kleinen Sternlein und die Sumpfirrlichter, welche sie heraufbeschwören, vor der Geistessonne des Einen Görres! Wie pygmäenartig erscheinen alle die pfiffigen Staatspraktiker der Elberfelderin vor dem Staatsmanne Metternich! Wie überstrahlet doch der Genius eines Beethoven und eines Cornelius (um eben nur die Namen von vier katholischen Rheinländern zu nennen) die ganze heutige Kunstwelt durch die Tiefe, Fülle und Poesie ihrer Schöpfungen, welche recht eigentlich aus den Grundanschauungen des Katholicismus hervorgegangen sind! Allein die Weltgeschichte ist ja da, um die Frage zu beantworten, ob der Katholicismus als solcher die geistige Entwicklung hemme, ob er das Genie unterdrücke, oder ob er ihm nicht vielmehr erst die Flügel leihe, um die Höhe menschlicher Vollkommenheit zu erfliegen. Diese Kirche war es ja, die das mit dem Schutte der alten Welt über-

[redacted]

deckte Europa geistig wieder erschuf, und es auf die Höhe der Bildung und Gesittung erhob, welche bis heran die Geschichte nicht gekannt. Die Geistesschätze des Alterthums hat sie uns erhalten, die Wälder gelichtet, Städte, ja selbst diejenigen Universitäten gegründet, deren Wissensapparat, das Geschenk eben jener Kirche, nunmehr in bitterm Hasse gegen sie gekehrt wird. Das katholische Papstthum mit seinen hierarchischen Einrichtungen sah aus seinem Schooße alle jene großen Denker, Künstler, Feldherren und Staatsmänner, jene Dichter, Kaiser und Päpste hervorgehen, deren Herrlichkeit noch nicht erreicht ist, deren Glanz dem christlichen Mittelalter jenen geheimnißvollen Zauber verleiht. Und nicht Ein Land, nein, alle Länder, in denen der Katholicismus das ganze geistige Leben der Menschen innig durchdrungen, Deutschland und Italien, Frankreich und Spanien wetteiferten mit einander in der Größe ihrer geistigen Schöpfungen; welcher Dichterlorbeer grünt heute noch so lebensfrisch und kräftig, als der des unsterblichen Sängers des Katholicismus, Dante, eines Calderon, Lope de Vega, Cervantes (selber ein Priester)! Wohl wurden der Kirche seitdem durch die Reformation tiefe, blutige Wunden geschlagen, die Axt wurde an ihre Wurzeln gelegt, zahllose Blüthen von ihren Aesten abgestreift; der eiskalte Nordwind des Skepticismus und des Rationalismus riß manchen gesunden Zweig hinweg, — allein der Baum ward zugleich von den dürren Aesten und Schmarotzerpflanzen gereinigt, die seine Schönheit entstellt und seinen Wachsthum verkümmert hatten. Bald erholte er sich von dem Verluste durch neue Triebe und Aeste; in Deutschland aber, wo das Uebel sich am tiefsten eingefressen, siechte er am längsten, und gewann erst dann sein volles, lebendiges Bewußtseyn wieder, nachdem die eingeengten Schranken des deutschen Kaiserthums endlich ganz und gar von dem gemeinsamen Feinde gebrochen waren. Hiermit ist ein großer Wendepunkt für das geistige Leben der katholischen Kirche eingetreten; der ungeheure Raub, welcher an ihr verübt ward, ist ihr zum Segen ausgeschlagen, weil er ihr wiederum das Reich der Geister als das Erbgut anwies, welches sie künftighin einzig anzubauen habe. Allenthalben hat sie von diesem Reiche wieder Besitz ergriffen, hat herrliche Ernten schon aufzuweisen, und wir wünschen nichts sehnlicher, als daß der regste Wetteifer des Protestantismus auf diesem Gebiete entzündet werde, und jener beklagenswerthen Anarchie des Wissens und Glaubens ein Ende mache, welche nicht bloß diese oder jene Kirche, sondern die Kirche überhaupt, zusammt dem Staate, mit dem gemeinsamen Verderben bedroht. Möge die Elberfelder Zeitung noch einmal von diesem Standpunkte aus ihr Feldlager mustern und es mit dem des Katholicismus vergleichen; vielleicht zeigt sich dennoch die deutsche Ehrlichkeit stärker, als der Fanatismus der Partheiwuth! Vielleicht dürfte diese Umschau zugleich jenes Blatt zu der Anerkennung führen, daß

die ächte Größe des Menschen weniger in der Zahl der von ihm geschriebenen Bücher und der Reinheit seiner Verse, als vielmehr in dem Einflusse liegt, den er auf das Wohl von Mit- und Nachwelt ausübe; derartige Männer der That aber, welche wie Napoleon, O'Connell und Clemens August die Geschicke der Völker auf Jahrhunderte hin bestimmen, dürften wohl troß dem, daß sie Katholiken sind, große Männer genannt werden können, selbst auf die Gefahr hin, daß die Neuwieder Synode auf dieß Factum von neuem den Beweis der Zurücksetzung der Protestanten, gegenüber den Katholiken, gründen möchte. Doch wir wollen noch einmal auf unsern Ausgangspunkt zurückgehen, und der Elberfelder Zeitung einmal einräumen, daß die Katholiken in den letzten Jahrhunderten einige Dichter und Prosaiker weniger ins Feld gestellt haben, als die Protestanten; was in aller Welt kann dieß für einen Einfluß auf die Besetzung höherer Staatsämter und auf die Qualifikation der Katholiken zu denselben haben? Die Prosa der Gesetzsammlung, welche dermalen aus den protestantischen Federn fließt, und die zahllosen Erläuterungen, welche ihr sofort auf dem Fuße folgen, sprechen wenigstens nicht dafür, daß die Classicität der Sprache eine besonders starke Seite dieser protestantischen Regionen, und eine unerläßliche Bedingung bei Besetzung jener Stellen sei. Die Katholiken möchten wohl zu der Annahme ihrer gleichgroßen Befähigung um so mehr berechtigt seyn, da ein Vergleich der preußischen Büreaukratie mit der bayerischen und österreichischen Administration nicht so unbedingt zum Nachtheil der Letztern ausschlagen dürfte. Wir glauben die ernsten Fragen, welche die Elberfelder Zeitung in hoffärtiger und höchst verletzender Weise, ja mit absichtlicher Gefährdung des confessionellen Friedens behandelt hat, in angemessener Weise besprochen, oder wenigstens angedeutet zu haben; wir wollen zum Schlusse nur die Katholiken wiederholt darauf hinweisen, wie weit die Verblendung und der Haß ihrer Gegner schon gekommen seyn muß, wenn sie es in Mitten eines katholischen Volkes laut auszuposaunen wagen, die Katholiken seien allerdings unterdrückt, und alles Einflusses im Staate beraubt, allein sie verdienten es nicht anders! Erwidern wir nicht das Unrecht, dessen Häßlichkeit wir so bitter fühlen; ziehen wir nur die Lehre daraus, daß Kraft und Ausdauer Noth thut, und daß wir Vieles zurück zu erobern haben!"

[redacted]

XXXIII.

Nachtrag

zu dem Aufsatze Nro. XXII.

„Friedrich Hurter und die Allgemeine Zeitung."

In dem vorletzten Hefte Ihrer historisch-politischen Blätter, verehrter Freund, haben Sie einen Aufsatz über Friedrich Hurter und die Allgemeine Zeitung, den ich vor drei Wochen, als sich zufällig Hurter's „Geburt und Wiedergeburt" und das erste Monatsheft der Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Zeitung in meinem Hause begegnet waren, auf's Papier geworfen hatte, freundlich einen Platz gegönnt. Sie haben dadurch stillschweigend anerkannt, daß Sie die Gesinnung, worin er geschrieben, dem Geist Ihrer Zeitschrift entsprechend gefunden; nach den Redactionsgrundsätzen, die in dieser gelegentlich ausgesprochen worden, ist aber so wenig ein Anderer, als ich selbst berechtigt, daraus noch weiter zu folgern, daß die Herausgeber jede einzelne Bemerkung des aufgenommenen Aufsatzes als von ihnen selbst ausgegangen sich vollkommen aneignen; zu dieser Annahme berechtigt auch das plurale Wir nicht, dessen ich mich nach häufigem Schriftstellerbrauche bediente. Nun finde ich in der Allg. Zeitung vom 27. Februar eine Erwiderung, die von dieser Annahme ausgegangen und zum Theil dadurch zu ganz verfehlten Bemerkungen verleitet worden zu seyn scheint. Erlauben Sie mir darauf eine kurze Entgegnung, hauptsächlich um einerseits einen ungegründeten Vorwurf von Ihnen und mir abzuwenden, und andererseits gegen die Anerkennung einer Auto-

rität zu protestiren, die weder Ihnen noch mir in Anspruch zu nehmen einfallen konnte.

Die Allg. Zeitung findet es weder richtig noch aufrichtig, wenn behauptet werde, sie habe sich durch das Persönlichnehmen Hurter'scher Anzüglichkeiten getroffen bekannt, und wenn man sich die Miene gebe, als wisse man selber nicht, ob sie gemeint war, und halte dieses nur um anderer Umstände willen nicht für unwahrscheinlich; und zwar findet sie dieß so, weil ja ein Ihnen sonst befreundetes Organ (die Augsburger Postzeitung) schon früher Auszüge aus jenem Theil der Hurter'schen Schrift gegeben habe, mit der Ueberschrift: „Hurter über die gerühmte Unparteilichkeit der Allgemeinen Zeitung.“ Ich will dagegen nicht geltend machen, daß diese Ueberschrift nach einer Berichtigung der Postzeitung nicht so lautete; aber ich muß dagegen bemerken, daß ich, der Verfasser jenes Aufsatzes, die Postzeitung nur selten lese und den fraglichen Artikel bis heute noch nicht gelesen, sondern, was ich schrieb, durchaus nur nach dem Eindrucke, welchen mir die fast gleichzeitige unbefangene Lectüre der Ergänzungsblätter und des Buches von Hurter machte, geschrieben habe. Daß ich mich nun vorsichtig ausdrückte und nur als wahrscheinlich annahm, was Hurter gedacht haben möge, kann schwerlich den Vorwurf der Unaufrichtigkeit begründen. Aber hätte ich auch den Artikel der Postzeitung gekannt, so würde ich mich vielleicht anders, aber doch nicht mit zweifelloser Bestimmtheit ausgedrückt haben, da ich nicht glaube, daß die Postzeitung einen authentischen Commentar über jene Stelle besessen habe, und ihre Auffassung daher für mich keine entscheidende Autorität bildet. Aus diesem Grunde kann aber auch Sie, verehrter Freund, nicht etwa deßhalb der Vorwurf der Unaufrichtigkeit treffen, weil Sie als Herausgeber nicht eine bestimmter lautende Anmerkung zu der betreffenden Stelle meines Aufsatzes hinzugefügt haben, was ohnehin nur ganz ausnahmsweise zu geschehen pflegt.

Die Allgemeine Zeitung scheint unter denjenigen, welche im Wesentlichen dieselben Grundsätze und Interessen vertreten, eine

Solidarität vorauszusetzen, die offenbar nur auf einer übertriebenen nichtigen Vorstellung beruht. Dies zeigt sich auch darin, daß sie nachher die Erklärung, welche die historisch-politischen Blätter über den ursprünglichen Gegenstand des Streites gegeben haben sollen, als eine authentische Interpretation aufnimmt. Mir könnte es nimmermehr beikommen, dem, was ich über die vorliegende Streitsache sagte, eine solche Bedeutung beizulegen, da ich mit Herrn Dr. Hurter, den ich nur einigemal in Gesellschaft getroffen, in gar keiner Verbindung stehe; aber auch die Herausgeber dieser Zeitschrift werden es gewiß von sich abweisen, daß man dem, was in ihren Blättern über einen Gesinnungsverwandten gesagt wird, das Ansehen einer authentischen Interpretion beilege, wenn es sich nicht geradezu als solche zu erkennen gibt. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich mit allem Kopfbrechen nicht einmal herausgebracht habe, was die Allgemeine Zeitung mit dieser Bemerkung eigentlich wolle; ich kann in meinem ganzen Aufsatze nichts finden, worauf ich sie beziehen könnte, und kann mich daher des Verdachts nicht entschlagen, daß dieselbe sich hier sehr ungeschickt ausgedrückt habe, da ich mich natürlich schwer entschließe, anzunehmen, daß mir durch das wunderliche Gewebe von Phrasen, das in diesen beiden Spalten der Allgemeinen Zeitung gesponnen wird, das Licht des Verstandes ganz verfinstert sei.

In der That nämlich, ich will's nicht verbergen, ist es mir schwer geworden, mich darin zurechtzufinden, und das logische Verhältniß der ganzen Erwiderung zu meinem Aufsatze mir klar zu machen; es ist mir dabei unwillkührlich vergegenwärtigt worden, daß ich früher schon mehrmals bei Selbstvertheidigungsartikeln der Allgemeinen Zeitung gegen andere Blätter gedacht habe: si tacuisses! — Ich sage: der Abschnitt in Hurter's Buche, welcher die Ueberschrift führt: „Lüge, Richtung der Zeit", sei keine der besten Partieen desselben, weil er nicht objectiv Erlebtes erzähle, sondern nur einen mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden nicht in näherem Zusammenhang stehenden, etwas wortreichen Erguß des Unwillens über den

Geist der Lüge enthalte, der allerdings in unserer Zeit eine mächtige Rolle spiele, der also meiner Meinung nach mindestens ein kleiner Gegenstand, wenn auch nicht ein „leibhafter Kobold", seyn muß. Die Allgemeine Zeitung findet darin, mittelst eines logischen Salto mortale, das Zugeständniß, „daß das satyrische Turnier (gegen sie) ein verunglücktes, ein gegenstand- und zusammenhangloser, etwas wortreicher Erguß des Unwillens" sei! Ich beziehe obiges Urtheil auf den ganzen eilf Seiten langen Abschnitt, bemerke aber nachher insbesondere über die der Allgemeinen Zeitung empfindliche Stelle, daß sie „im Allgemeinen eine gewisse Richtung mit nicht unwahren Zügen charakterisire"; die Erwiderung läßt mich das auf die angegebene Art verdrehte Urtheil speciell über diese Stelle fällen. Ich mache (S. 270) eine unbefangene Bemerkung über die Schrift: „der Antistes Hurter und seine Amtsbrüder", und räume ein, (S. 276) daß deren Verfasser damals schon in eine schiefe Stellung gerathen war, deren Tadel man Niemanden verargen könne. Daraus leitet die Allgemeine Zeitung die Anerkennung der Stichhaltigkeit eines Vorwurfes ab, den ich in meinem Aufsatze geradezu als ungegründete Verdächtigung bekämpfe, und erlaubt sich zu diesem Zwecke den Anachronismus, den zu besprechenden Fall als Ausgangspunkt der Anklage in dieselbe Zeit zu versetzen, wie diese Schrift, während doch jener Fall acht Jahre vor seinem Uebertritt sich ereignete, diese Schrift aber jetzt kaum drei Jahre alt ist, als ob ein Zeitraum von fünf bis sechs Jahren in der Entwicklungsgeschichte eines nach Klarheit der Erkenntniß und des Glaubens ringenden, in schwierigen Verhältnissen höchst thätigen und strebsamen Mannes von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes eine Kleinigkeit wäre.

Ich weise nach, daß Hurter die Nichtannahme des von ihm eingesendeten Artikels zu Gunsten des Abts von Muri als eine Thatsache, auf die ihn der Zusammenhang führte, einfach erzählt; jeder Unbefangene wird gestehen, daß es kaum anders als durch eine besondre schonende Rücksicht für die Allgemeine Zeitung motivirt seyn könnte, wenn der Verfasser sie unerwähnt

gelassen hätte, während er manches weniger Interessante erzählt; der Cicero pro domo aber stellt deßungeachtet die Sache so dar, als ob nur eine sehr empfindliche Eigenliebe den Verfasser habe bestimmen können, dieses „Vorkommen höchst unschuldiger und gewöhnlicher Art“ zum Gegenstand einer öffentlichen Beschwerde zu machen, und deßhalb, fährt sie im gereizten Tone fort, „wird die Allgemeine Zeitung auf's Sünderstühlchen gesetzt, die Zurückweisung einer Sendung wird als bösliche Widerspänstigkeit gegen die Wahrheit gestempelt, verallgemeinert, mit rhetorischer Amplification zu einem Gemälde des Lügengeistes der Zeit verbreitet.“ Aber wohl zu bemerken, diese Amplification findet sich Seite 295 des Buches, und erst viel später, in anderm Zusammenhange, wird jenes Factum angeführt, während dort die Allgemeine Zeitung nicht ausdrücklich erwähnt war. Obwohl diese sich auch jetzt nicht getroffen bekennen will, so erregt doch gerade diese Erwiederung noch in höherm Grade den Verdacht, daß sie sich getroffen fühlt. In der That würde auch ein übermäßiger Mangel an Selbsterkenntniß dazu gehören, wenn sie im Ernste behaupten wollte, daß sie niemals gegründeten Anlaß zu dem Vorwurfe gegeben habe, unter dem Mantel der Unpartheilichkeit partheiischen Tendenzen gefröhnt zu haben, daß daher die Pfeile, welche Hurter ihr zusendet, gänzlich von ihr abprallen müßten. Daher kann ich es auch nicht für aufrichtig halten, wenn sie der Sache jetzt das Ansehen gibt, als ob Dr. Hurter nur durch jenes einzelne Factum, ohne es verrathen zu wollen, zu einem versteckten Ausfall gegen sie veranlaßt worden sei, als ob ihm nicht auch ohnedieß die Geschichte der Allgemeinen Zeitung und ihrer Redaction mehr und dringenderen Anlaß bieten könnte, derselben solche Vorwürfe zu machen. Vielmehr erkenne ich mit Bedauern und Unwillen darin eine Ungerechtigkeit gegen einen Ehrenmann; der Verstoß gegen Wahrheit und Redlichkeit, den sich die Einleitung der Ergänzungsblätter zu Schulden kommen ließ, wird dadurch nicht nur erneuert, sondern noch verstärkt. Denn das muß jeder fühlen, daß es ziemlich nahe an Niederträchtigkeit gränzen

würde, wenn Jemand nur durch einen einzeln stehenden Fall der Abweisung eines Artikels sich zu einem solchen hämischen Ausfall auf die Redaction bewogen fände, und das ist es, was die Allgemeine Zeitung klar und verständlich dem Herrn Dr. Hurter zum Vorwurfe macht. Mag dieser auch, was ich nicht weiß, bei der fraglichen Stelle seines Buches vorzugsweise oder sogar ausschließlich die Allgemeine Zeitung im Auge, und mag diese auch Anlaß gehabt haben, sie insbesondere auf sich zu beziehen, so ist doch jedenfalls dieses keine ehrenhafte und redliche Art der Vertheidigung. Sie konnte ihre Stellung und ihre Ansichten mit aller Kraft und Entschiedenheit verfechten; sie konnte, selbst angreifend, den Gegner zu widerlegen oder einer falschen Auffassung oder Uebertreibung zu überführen suchen; aber sie durfte nicht, ohne den klarsten Beweis und die vollste eigne Ueberzeugung, eine einzelne Thatsache, die, wenn auch ungenügend gerechtfertigt, doch für sich allein betrachtet, nicht bedeutend genug ist, und die dadurch verletzte „empfindliche Eigenliebe“ des Gegners als einzigen Anlaß und Grund einer „maßlosen Verdächtigung“ voll der „kränkendsten Gehässigkeiten“ darstellen, denn dabei blieb keineswegs „die innere Würde des Mannes unberührt.“

Uebrigens wiederhole ich, daß ich es nicht billigen würde, wenn mit den strengen allgemeinen Bemerkungen Hurter's „speciell über die Allgemeine Zeitung ein allgemeines Verdammungsurtheil“ gesprochen seyn sollte. Ich setze noch hinzu, daß die Redaction, selbst wenn sie bisweilen gegen das Princip der Unpartheilichkeit mehr oder minder verstößt, billig auf eine gewisse Milde des Tadels Anspruch machen könnte; denn es ist schwer, immer die richtige Mitte zu halten, und die Uebung jener Unpartheilichkeit fordert, da doch die Herausgeber auch ihre eigene Ansichten, Neigungen und Abneigungen haben mögen, gewissermaßen eine fortwährende Selbstverläugnung; diese haben zudem oft noch gegen die Anfechtungen Derjenigen, die das Streben nach Partheilosigkeit als Charakterlosigkeit verdächtigen, und eine Zeitung von solcher Tendenz als ein innerlich

[redacted]

verkehrtes Wesen anfeinden, mit Unempfindlichkeit sich zu waffnen. Aber es wäre auch zu wünschen, daß sie nicht gar so empfindlich sei, wenn ihr Verstöße gegen ihr Princip vorgehalten werden; sie sollte es duldsamer, ja dankbar aufnehmen, wenn sie auf die Bahn, die ihr vorgezeichnet ist, wieder hingewiesen wird, wo sie dieselbe zu verlassen schien oder fürchten ließ; sie sollte vor Allem lieber eine begangene Sünde bekennen, als sich gegen mehr oder minder gegründete Angriffe in einem Tone und mit Wendungen vertheidigen, die mit der ruhigen Haltung, welche sie in Mitte der Zeitereignisse zu behaupten strebt, so wie mit der erklärten Absicht, das Reich der Sophisten zu bekämpfen, nicht gut harmonirte.

Zum Schluß will ich mich nur noch gegen die Annahme verwahren, wozu der Schluß des Artikels der Allgemeinen Zeitung verleiten könnte, als ob ich es geradezu als Redactionsmaxime empfehlen möchte, zu Vertretern von katholischen Interessen vorzugsweise Protestanten zu wählen, und umgekehrt. Der erklärten Tendenz der Allgemeinen Zeitung entspricht es vollkommen, daß sie unter den tüchtigen und ehrenhaften Männern der verschiedenen Confessionen und Partheien Berichterstatter und Mitarbeiter zu gewinnen sucht, damit durch sie die verschiedenen Ansichten und Interessen gehörig vertreten werden. Aber es als Regel aufzustellen, daß für oder über katholische Interessen nur Katholiken, für protestantische nur Protestanten gehört werden sollten, und deswegen von bewährten Männern eingesendete Artikel nicht aufzunehmen, scheint mir nach wie vor „sonderbar“, und einen von Dr. Hurter zu Gunsten der Aargauischen Klöster geschriebenen Artikel, weil er ihn acht Jahre vor seinem Uebertritt schrieb, zur Aufnahme nicht geeignet zu finden, indem man zugleich andeutet, daß jetzt nach seinem Uebertritt der Grund der Weigerung nicht mehr bestehen würde, scheint mir nach wie vor „einigermaßen absurd.“ — Hiermit werde ich meinerseits die Fehde beruhen lassen.

XXXIV.

Die Lage der katholischen Kirche in Rußland.

Die nachfolgenden, etwa im October des vorigen Jahres niedergeschriebenen Notizen sind uns von einem Manne zugekommen, der die Wahrheit aus eigener, sinnlicher Anschauung kennt, und der sie sagen will. — Wir geben sie in derselben schmucklosen Form, in der sie abgefaßt wurden, und können ihre Authentie verbürgen. Das Bild, welches sich aus diesen einzelnen, zum Theil weniger bekannten Zügen ergibt, bedarf keines Commentars.

Man hat vor ohngefähr fünf Monaten unter der Hand sechs Seminarien aufgehoben, welche etwa hundert und fünfzig Seminaristen enthielten, nämlich die Seminarien zu Olyka, Kraslaw, Bialystock, Zwinogrod, Mohilew und das Hülfsseminar der Missionäre zu Wilna.

Die Diöcese Mohilew umfaßt das ganze, altrussische Reich, einen Theil der polnischen Provinzen, endlich auch ganz Sibirien und die beiden Hauptstädte Petersburg und Moskau. Sie ist jetzt ihres Seminars beraubt. Dieses Bisthum, dessen katholische Bevölkerung, durch die Verbannungen nach Sibirien im starken Wachsthum begriffen ist, hat Pfarrsprengel von ungeheurer Ausdehnung, z. B. Nerczynsk, welches zweihundert deutsche Meilen nach der einen und hundert und siebenzig nach der andern Seite hin mißt. Auch die neuerdings eroberten Provinzen und die dort vertheilten Truppen gehören dieser Diöcese an, die ihres Bischofes beraubt ist.

In der ganzen russischen Monarchie gibt es nur noch einen Diöcesanbischof, den von Luck-Zytomir, Piwnicki, und drei Bischöfe in partibus, den Fürsten Gedroic, Liwinski und Dmochowski, den Vorsteher des katholischen Collegiums zu St. Petersburg.

Alle geistlichen Angelegenheiten stehen unter dem Minister des Cultus, und insbesondere unter dem Chef des katholischen Departements, dem Staatsrath Skrypnin. Das katholische Collegium beschränkt sich meistentheils darauf, die Befehle des Ministers den Diöcesanconsistorien zu übersenden, welche die Stelle der Bischöfe vertreten. Auf diesem Wege kommen jenen auch alle Ukasen zu, die wesentliche Glaubenspunkte betreffen, wie z. B. das Verbot an jeden Priester, andere Gläubige, als ihre Pfarrkinder, Beicht zu hören, oder zu den Sacramenten zuzulassen, ausgenommen in casu mortis, oder auf Vorzeigung einer besondern Erlaubniß seines Pfarrers, oder eines andern fremden Reisepasses. Dieser Ukas besteht noch in seiner ganzen Kraft, und bietet jeden Tag neue Waffen gegen die Geistlichkeit. Seine Hauptgewalt geht dahin, jene unirten Griechen, die ihrem Glauben treu geblieben sind, der Beichte zu berauben. Daher sieht man auch, daß viele Gläubige, jedes kirchlichen Zuspruchs beraubt, und außer Stande, diese Losgerissenheit zu ertragen, sich nach mehrjährigem Zaudern in die Arme der russischen Kirche werfen. —, Auch werden nicht allein die unirten Griechen beunruhigt, sondern selbst solche lateinische Katholiken, die vor mehr als fünfzig Jahren und vor dem von der Kaiserin Katharina bewirkten Schisma in griechisch-unirten Kirchen getauft wurden, und seit jenem Zeitpunkte niemals aufgehört haben, die lateinisch-katholische Kirche zu besuchen. — Selbst solche werden in Folge der Nachforschungen, welche die schismatischen Priester in den alten Kirchenbüchern machen, tagtäglich von diesen aus der Liste der lateinischen Katholiken ausgestrichen und in ihre Register übertragen, obwohl es einen Ukas gibt, der dieses willkührliche Verfahren verbietet. Die römisch-

katholischen Pfarrer haben zu wenig Gewalt, um sich den Uebergriffen der griechischen Priester zu widersetzen, die in ihren Pfarreien wohnen. Die Nachgiebigkeit der katholischen Consistorien gegen die russischen Bischöfe ist notorisch. So hat bekanntlich der Canonicus Rawa ein besonderes Abkommen mit dem apostasirten Bischofe Zabko geschlossen, kraft dessen die russischen Consistorien nur jene lateinischen Katholiken reklamiren sollten, die griechischen Ursprungs und seit dem Jahre 1795 zum lateinischen Ritus übergegangen wären: Jene aber, die dieses schon früher gethan, sollten nicht beunruhigt werden. — Diese Abmahnung erhielt Gesetzeskraft für alle Diöcesen und Consistorien, die Kraft dessen tagtäglich zusehen müssen, wie ihre Kirchkinder von dem eifersüchtigen Popen ihnen entrissen werden, ohne daß sie dagegen reclamiren könnten. Und dennoch ist in allen Gesetzen des Reichs die Freiheit des Cultus gewährleistet. — Eben jener Canonicus Rawa ist gegenwärtig zum Administrator der Diöcese Minsk ernannt.

Die katholische Akademie ist völlig unabhängig vom Bischofe und dem Cultusminister unbedingt unterworfen. Dem Bischofe ist weder eine Einwirkung auf die Administration, noch auf die Unterrichtsmethode, noch auf die Zulassung der Seminaristen gestattet. Dieses Alles ist dem akademischen Conseil überlassen, welches seinerseits wieder vom Minister abhängt. Dieses Conseil besteht aus katholischen Professoren der Theologie, und griechisch-russischen Professoren der Philosophie und Geschichte. So sind es also gewöhnlich ein geistlicher Rector, zwei geistliche Professoren und zwei griechisch-russische Professoren, die über die Zulassung der Zöglinge und über ihre Tauglichkeit zum geistlichen Stande entscheiden. Der Professor der russischen Literatur hat keine Stimme im Rathe, eben so wenig die Supplenten der theologischen Professoren, die auch Geistliche sind. Oft geschieht es, daß Herr Kuterga, Professor der allgemeinen und russischen Geschichte an der katholischen Akademie von St. Petersburg, die Kirche und die heiligen Väter *angreift*, ohne daß ihn deshalb ein Tadel träfe. Und diese

Petersburger Akademie soll den andern vier Seminarien zum Vorbilde dienen, und man hat sie nach ihrem Muster geschaffen, trotz der Vorstellungen des Diöcesanbischofs Piwnicki und der Bischöfe in partibus, Gedroic und Lipinski. Eine Antwort auf diese Eingaben ist nicht erfolgt.

Kürzlich hat man wieder mehrere Klöster aufgehoben, so z. B. das der Carmeliter bei der unter dem Namen Ostrobromska im ganzen Lande durch ihre Wunder bekannten Muttergotteskirche zu Wilna, ferner das Kloster der Missionarien, das der Dominikaner und das der Franziskaner zu Wilna und das Dominikanerkloster zu Lukiszki.

Zugleich sind alle den Klöstern gehörende Druckereien geistlicher Bücher unterdrückt, die Pressen verkauft und der Erlös zur Verzierung der Kathedralen verwendet. Fortan darf im ganzen Bereiche der Monarchie kein geistliches Buch erscheinen, außer in der Druckerei der katholischen Akademie zu Petersburg.

Bekanntlich sind der Geistlichkeit alle ihre gewöhnlichen Einkünfte entzogen, insbesondere die liegenden Gründe, die Zehnten und alle Capitalien. Jetzt hat man ihr auch die außerordentlichen Einnahmen gestrichen, die theils daraus, daß man die den Pfarrgemeinden gehörenden Gebäude vermiethete, theils aus den jährlichen Geschenken erwuchsen, welche in der Diöcese Wilna 11000 Rubel Silber, in der Diöcese Kamieniec 1300 Rubel betrugen.

Diejenigen Mönche vom Orden des heil. Basilius, welche ihrem Glauben treu geblieben, sind in die schismatischen Klöster vertheilt. Die unirt-griechischen Weltgeistlichen werden als Diener in den russischen Kirchen verwendet. Lateinische Priester, welche den unirten Griechen die Sacramente spenden, setzen sich der Verbannung nach Sibirien aus. Der Geistliche Szczyt, eine der kräftigsten Stützen des Clerus, wurde nach Oremburg geschickt. — Fünf lateinische Priester sind nach Nerczynsk, an die Gränze von China, verbannt. Mehrere derselben sind zu Jenisesk, Irkutzk und in den sibirischen Colonien. Einer dersel-

ben, der jetzt in Tobolsk ist, war zwanzig Jahre hindurch Prior eines Klosters zu Wilna.

Es ist verboten, in den Klöstern Obere zu wählen. Sie stehen unmittelbar unter weltlichen Visitatoren, die das Consistorium ernennt. Auch ist den Klöstern die Ertheilung jedwedes religiösen Unterrichtes untersagt. Die Noviziate sind geschlossen. Selbst jene, die allen von den russischen Gesetzen geforderten Bedingungen genügten, um in die Klöster aufgenommen zu werden, die also namentlich Beweise ihres Adels und ein unabhängiges Vermögen beigebracht haben, konnten ihren Zweck doch nicht erreichen. Einige Novizen sind verjagt, andere erwarten seit Jahren schon vergebens die Erlaubniß, daß sie ihre Gelübde ablegen dürfen.

Die Erbauung von Kapellen und selbst die Ausbesserung derselben ist auf's strengste verboten; eben so die Errichtung von Kreuzen, Heiligenstatuen u. s. w.

Der Weltclerus schmachtet im äußersten Elend und muß betteln, da die von der Regierung ausgeworfenen Pensionen sehr unregelmäßig bezahlt werden.

Der härteste Schlag gegen die Religion ist der, daß man die katholischen Familien des kleinen Adels (die sogenannten Odnodworce) in Masse nach den Steppen des südlichen Rußlands, und insbesondere in das Gouvernement Jekatarinoslaw deportirt. Man führt diese Maaßregel dermalen in den Gouvernements von Podolien, Volhynien, Wilna, Kiov, Grodno u. s. w. aus. Die Odnodworce sind der zahlreichste Theil des polnisch-katholischen Adels, und wurden, weil sie keinen Grundbesitz hatten, von der russischen Regierung ihres Titels für verlustig erklärt. Mehrere Tausend sind bereits, ohne den geringsten religiösen Beistand zu genießen, deportirt. — Diese Maaßregel wird mit der äußersten Strenge vollstreckt, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Krankheit. Achtzigjährige Greise und schwache Weiber werden genöthigt, die ungeheure Reise zu Fuß zu machen, allen Unbilden des Climas ausgesetzt, und nur

mit einer elenden Geldunterstützung versehen, weshalb sie auf dem Wege betteln müssen. Keiner dieser Unglücklichen wird vorher von dem Schicksal in Kenntniß gesetzt, welches ihn erwartet. Man zwingt sie, unverzüglich abzureisen, und läßt ihnen selbst nicht die Zeit, ihren Hausrath zu verkaufen und die Sacramente zu empfangen, welche sie fortan ihr Lebelang entbehren müssen. Denn in dem Lande, in welches sie gebracht werden, gibt es keine katholischen Priester, der den Colonien dieser Verbannten zunächst wohnende Priester ist 270 Wersten (54 Lieues) davon entfernt. Und dieser ist ein Deutscher, dem die slavischen Sprachen unbekannt sind. Unter diesen Deportirten sind viele Brautpaare, die, weil sie keinen Pfarrer haben und die Zeit zum öffentlichen Aufrufe mangelt, auch nicht eingesegnet werden können. Jeder Beamte, welcher 4000 Individuen in die Verbannung expedirt, erhält einen Orden.

XXXV.

Der Würtembergische Maldonat.

Vor etwa einem Jahre hatten wir die Ehre, in diesen Blättern einige Originalitäten von dem wiedererstandenen Maldonat zu referiren, den zu besitzen die königl. Würtembergische Universität das Glück hat. Der Grund, warum wir seither nicht weitere Mittheilungen von Zeit zu Zeit machten, ist, weil es in den gegenwärtigen Tagen gar so viel zu thun, zu schreiben und zu lesen gibt; bei der Masse der politischen und anderer Fragen konnte dem großen Exegeten nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden. Doch wollen wir uns hiemit nicht entschuldigen: es ist und bleibt, was wir gethan, oder vielmehr nicht gethan haben, eine Negligenz, wir wollen es offen gestehen, wodurch wir uns eben so gegen das lesende Publikum verfehlt haben, als gegen den fraglichen Maldonat; gegen jenes durch Vorenthaltung köstlichen Genusses, gegen diesen durch Nichtverbreitung wohlverdienten Ruhmes. Mögen Beide, Publikum und Maldonat, uns verzeihen; wir wollen unsere Schuld nicht ganz, aber doch theilweise einstweilen abtragen. Nicht ganz, denn es wäre eine große Menge von Originalitäten mitzutheilen, ähnlich denen, welche vor einem Jahre dem Publikum zur Kenntniß kamen. Allein Zeit und Geschäfte drängen zu sehr, wir müssen uns kurz fassen, und nehmen deß-

halb nur das heraus, was gerade unter den gegenwärtigen Umständen das Wichtigste ist. Es ist dies nichts Geringeres, als daß der Exegese unsers Maldonat kürzlich gelungen ist, die so wichtige und vielfach debattirte Frage hinsichtlich des Rockes Christi zu Trier zur endlichen Entscheidung zu bringen.

Das ging folgendermaaßen zu: die heil. Schrift erzählt, wie Jesus seinen Jüngern, da er sie aussandte, gesagt hat: „Ihr sollet Nichts mit auf den Weg nehmen, weder Stab, noch Tasche, noch Brod, noch Geld, noch zwei Röcke sollt ihr haben, neque duas tunicas habeatis.“ Das erklärt nun unser Maldonat ungefähr so: „Christus schreibt also seinen Jüngern vor, nur Ein Kleid zu haben. Nun aber wird doch wohl er selbst dasjenige, was er seinen Jüngern vorschreibt, auch beobachtet haben. Somit hatte Christus nur Ein Kleid. Da ferner Christus nicht vermöglich war, die Nichtvermöglichen aber, die nur Ein Kleid vermochten, das Unterkleid, die Tunica trugen, so ist das Kleid, welches Christus trug, nicht das Oberkleid, die Toga, sondern das Unterkleid, die Tunica. Dieses Unterkleid aber hatte Aermel und war somit genäht. Also — ist, was in Trier vorgezeigt wird, nicht der Rock Christi.“ Der alte Maldonat meint zwar, im Hinblick auf Joh. 19, 23 f., Christus habe nicht blos die Tunica getragen, und erklärt überhaupt das neque duas tunicas habeatis etwas anders; allein das beweist nur, daß er ein Stümper ist, versteht sich im Vergleich zum neuen Maldonat. Auch Das macht Nichts, daß die Trierer ausdrücklich behaupten, ihre Reliquie sei gerade die Tunica Christi, und das eben sei ihr Unterscheidendes, daß sie ungenäht; der Würtembergische Maldonat hat entschieden, und somit basta.

Ferner erzählt die heil. Schrift von der Verklärung Christi, und dabei kommen die Worte vor: „und die Kleider wurden weiß, wie Schnee.“ Hiezu unser Maldonat: „Die Kleider Christi wurden also weiß, wie Schnee, das heißt nur

so viel: „sie wurden so weiß, als möglich." Nun hätten sie aber so weiß nicht werden können, wenn sie nicht schon vorher weiß gewesen wären. Die Kleider Christi (oder, wie wir wissen: sein einziges Kleid) waren also weiß. Nun aber ist das, was man in Trier vorzeigt, braun; folglich kann es nicht der Rock Christi seyn." Quod erat demonstrandum.

Hiemit ist ohne Zweifel die wichtige Frage für immer entschieden. Wir könnten, wie gesagt, noch viele Originalitäten von unserm originellen Professor mittheilen; aber es ist nicht nöthig, denn diese beiden, welche den Rock Christi zu Trier betreffen, genügen, den wohlverdienten Ruhm des königl. Würtembergischen Maldonat wieder auf lange hinein zu befestigen.

XXXVI.

Der deutsche Skepticismus des neunzehnten Jahrhunderts.

(Ein Sendschreiben an einen deutschen Staatsmann.)

Sie haben vollkommen Recht, mein verehrter Freund! daß „das erste und einzige Heft der Berliner Monatsschrift" eine jener Erscheinungen unserer Zeit ist, aus denen wir Neues lernen können. Hier tritt die Negation, die Läugnung, die Zersetzung alles Bestehenden in Staat und Religion mit einer Offenheit und Aufrichtigkeit hervor, die Alles weit hinter sich läßt, was Deutschland, ja was die Welt in diesem Fache je erlebt und gesehen hat. Diese jungen, fast noch namenlosen Schriftsteller (Meyen, Märker, Stirner, Schmidt u. s. w. u. s. w.) haben den Muth, das letzte Wort, den tiefsten Gedanken ihrer Seele, das Geheimniß ihrer Schule ohne Rücksicht, ohne Scham, ohne Reticenz, wie ohne Hehl und Hinterhalt offen auszusprechen. — Alles, was die Welt bisher als Radikalismus kennen gelernt, ist, hiermit verglichen, armseliges Stümperwerk. Der Antichrist würde sich dereinst vergebliche Mühe geben, diese „junge Kritik" in offener Verneinung der ewigen Ideen des Guten und Wahren noch überbieten zu wollen. — In prakti-

scher Hinsicht wird also jeder „vernünftige Mensch“ beim ersten Blick auf diese Geständnisse sehr bald mit sich im Reinen seyn. „Der Kampf, den wir führen“, sagt die Einleitung, „gilt dem Bestehenden, man muß dieß der immer bereiten, offiziösen Bemäntelungssucht deutlich sagen, allem Bestehenden, dem Bestehenden überhaupt.“ — Das Recht einer absoluten Kritik, einer Kritik ohne Voraussetzungen und Rücksichten in Anspruch nehmend, erklären sie: „daß sie einen Zersetzungsproceß aller bestehenden Verhältnisse beabsichtigen.“ — „Um dieß aber im Bereiche und unter den Augen der Gewalt selbst thun zu können, mußten wir freilich unser letztes Wort zurückhalten, wir durften nicht sagen, wie es mit unserer Kritik beschaffen, wie sie rein negativ und destructiv sei, und daß der Kampf allem Bestehenden gelte. Unsere Angriffe durften nicht auf das Ganze, sondern immer nur auf einzelne Theile des Bestehenden gerichtet seyn. Indessen war auch das Letztere schon der Mühe werth; durften wir auch nicht dem Staat als solchen, dem Staat seinem Wesen und Begriffe nach zu Leibe gehen, und ihn als Manifestation der Unfreiheit darstellen, so kamen wir doch zu demselben Resultate, wenn wir alle bestehenden Staatsformen und vorhandenen Verfassungen, als dem Begriffe der allgemeinen Freiheit nicht entsprechend darstellten, durften wir auch nicht direct mit dem Atheismus hervortreten, so konnten wir doch den Versuch machen, die einzelnen Stufen des religiösen Bewußtseyns in sich zu zersetzen.“

Natürlich wird die unermeßliche Mehrheit der deutschen Leser keinen Anstand nehmen, diese Opposition als tollhauswürdige Verrücktheit abzufertigen. — Dagegen wäre nun freilich nicht viel zu sagen, wenn nicht dieselben gescheuten Leute oft gleichzeitig mit innigster Herzensfreude ihren Heine läsen, für Börne's politische Briefe schwärmten, begeistert einstimmten in den Königsberger Skandal, und überhaupt in jedem speciellen Falle dem teuflischen Hohne gegen alles Ehrwürdige und Heilige aus ganzer Seele ihren wiehernden Beifall schenkten, oder nach Gelegenheit der Umstände auch, wie etwa die saubere

Berliner literarische Zeitung, gegen alles Katholische mitthäten, sobald sie meinen, sich ohne eigne sonderliche Gefahr populär machen zu können. — Diese ehrlichen Leute nun sind mir jedesmal ungemein kläglich vorgekommen, wenn sie gegenüber solchen Erscheinungen, wie die Monatsschrift, vor den Extremen warnten, und ganz ernsthaft versicherten: man dürfte zwar rationalistisch-liberal seyn, — aber allzuviel sei ungesund. — Diese Philisterhaftigkeit, — der die preußisch-loyale Presse sammt und sonders verfallen ist, — kann, wie natürlich, jeder ernste, tüchtige Mensch nur herzlich verachten. — Ich gestehe Ihnen, daß gerade dieses Gefühl des tiefen Ekels an der Halbheit und Falschheit der „Loyalen" die Ursache ist, warum ich mich, der „Monatsschrift" gegenüber, mit den bannalen Phrasen von Verrücktheit u. dgl. nicht begnügen kann. Allerdings fasse auch ich diese Opposition als geistige Krankheit und als Extrem der sittlichen Verirrung. Aber jede Krankheit, die geistige wie die körperliche, muß ihre Krise machen, wenn Genesung eintreten soll. Schleicht das Uebel matt dahin, ohne sich auf die Spitze zu treiben, bleibt es im Körper stecken, ohne durch seine volle Entwickelung sich selbst gleichsam ad absurdum zu führen, so kann unmöglich eine tüchtige Reaction der gesunden Elemente eintreten. Dann müssen wir auch die Hoffnung der Heilung aufgeben. Aber in dieser Negation liegt allerdings eine Krise. Das Geschwür ist aufgegangen, der innere Kern des Irrthums fängt an, entschiedener wie je zuvor in der Geschichte an den Tag zu treten. Nun schälen sich die Gegensätze aus ihren Umhüllungen und Schleiern heraus, — und eine Scheidung und Sichtung der Geister bereitet sich immer augenscheinlicher vor. Es ist, als ob Licht und Finsterniß nicht mehr grau ineinander fließen, sondern, scharf gezeichnet, einander gegenüber treten wollten. Und hierauf hinzuarbeiten, ist die specielle Sendung, welche auch die junge, antichristliche Literatur von der Vorsehung empfangen hat. Die Halbheit, die nicht müde wird, auf beiden Seiten zu hinken; die Heuchelei, die sich über sich selbst nicht klar werden will; die Unredlichkeit, welche sich und

Andere über die wahre und eigentliche Stellung der Fragen täuschen möchte; die Feigheit, die nicht aus dem Nebel der Unbestimmtheit hervortreten mag, weil sie die letzte, große Entscheidung fürchtet, — diese sollen jetzt ihr Ende erreichen. — Das junge, neuhegel'sche Deutschland ist berufen, an einem unehrlichen, sich zwischen Christus und Belial mattherzig durch die Jahrhunderte windenden Irrsal Scharfrichterdienste zu thun. So wie der alte Protestantismus in der modernen Philosophie untergegangen ist, — so soll jetzt auch der Neuprotestantismus, jenes trübe Gemisch aus unzusammenhängenden Reminiscenzen der Secte, vermischt mit after-christlicher Sentimentalität und pantheistischer Skepsis, wählen zwischen der Rückkehr zur alten Kirche und der Fortbildung in die consequente, mit Absicht und Bewußtseyn getriebene Negation. — Alles, was hierzu führt, was diese Wahl der Zeit nahe legt, ist aber ein wahrer Fortschritt, und insofern können auch wir in unserm Sinne dem Fortschritte huldigen und uns über den Fortschritt freuen.

Sie sehen aus dem Bisherigen, daß ich nicht zu Jenen gehöre, welche von der neueren, consequent negativen Geistesrichtung als von einem zufälligen, momentanen Unfug einiger jungen Menschen keine tiefere Kenntniß nehmen, oder selbige als individuellen Wahnsinn einiger wenigen Gelehrten geringschätzen. Eben so wenig ist hier mit fruchtlosem Jammern ausgerichtet, und am allerwenigsten mit polizeilichen Vorkehrungen oder Urtheilssprüchen des Obercensurgerichtes. — Die materielle Macht ist im heutigen Deutschland schon wegen dessen politischer Getrenntheit schwerlich darauf eingerichtet, irgend einer Geistesrichtung Herr zu werden und ihr Stillschweigen zu gebieten. So hat das junge Deutschland, dem abwechselnd geschmeichelt, und dann wieder der Untergang geschworen wurde, durch diesen wechselvollen Kampf mit der Gewalt nur an Popularität gewonnen. — Was ist dabei zu thun? Wir müssen uns schon darein ergeben, die Existenz dieser verneinenden Geister als Factum anzuerkennen, wie wir auch manches Andere anerkannt haben. — So wäre es also wohl am gerathensten, statt aller Entrüstung, uns über

das: woher? und wohin? dieser negativen Bestrebungen klar zu werden, um ihre Stellung, ja! ihre relative Berechtigung und ihren Beruf in der Zeit! zu begreifen.

Dieselbe Anschauungsweise, welche die jungdeutsche und antichristliche Kritik für die reine Erfindung einiger Tollhäusler und Bösewichter erklärt, — pflegt gewöhnlich darüber mit sich ganz einig zu seyn, daß sie den ältern, quasichristlichen Protestantismus gleichsam als ein Ding an sich setzt, und ihm eine lebensfähige, selbstständige Existenz beimißt. — Nachdem selbiger sich der alten Kirche gegenüber auf seine eigene Hand gesetzt, sei Alles schön und gut gewesen. Es sei schlechterdings nicht einzusehen, warum sich denn nicht Jeder bei solchem Zustande der Dinge habe beruhigen können. — Da sei denn plötzlich der böse Hegel gekommen, der so barbarisches und unverständliches Deutsch geschrieben, und nach ihm die Hegel'schen Jünger, die nur gar zu verständlich schrieben. — Die hätten Alles durcheinander geworfen, den christlichen Glauben in seinen Grundfesten erschüttert, und eben dadurch, — was höchlich zu beklagen! — sogar den Protestantismus bei Freund und Feind in übeln Geruch gebracht. — Darum auf sie, Polizei! mit Spießen und Stangen. Also im Wesentlichen z. B. Wolfgang Menzel, dem es an Fähigkeit und Geschick, die Wahrheit zu sagen, gar nicht gebrechen würde, wenn nur der Wille, sie zu sehen, vorhanden wäre.

Diese eben geschilderte Ansicht, wie hoher Protection sie sich auch erfreuen möge, kann ich, leider! nicht umhin, für eben so unwahr, als über allen Ausdruck flach zu halten. Sie scheint mir mehr der Ausdruck einer, aus purer Verlegenheit hervorgegangenen, freiwilligen Verblendung, als bloßer Unwissenheit. — Das eben ist der wahre Fortschritt der Zeit, daß wir in allen Dingen, durch Anwendung der historisch-genetischen Methode, ihren Ursprung und innern nothwendigen Zusammenhang erkennen. — Von diesem Standpunkte aus angesehen, ist die neueste Gestaltung der Philosophie eben

kein vom blauen Himmel herunter gefallener Mondstein. Der atheistische Nihilismus der Gegenwart ist auch nicht ein bloßes Produkt subjectiver Verrücktheit, sondern er ist das letzte Glied einer langen Kette, das nothwendige Resultat einer ganzen Reihe von Vordersätzen. Er ist freilich ein Extrem, aber dieß mußte nach unabänderlichen Naturgesetzen des Denkens eintreten, sobald einmal eine gewisse Bahn betreten war, — gerade so, wie der Stein, wenn er seinen Höhepunkt erreicht hat, seine Bahn in dieser bestimmten Krümmung rückwärts zur Erde nimmt. — Denn der individuelle Wille ist allerdings frei; — aber die Geschichte der Ideen, der Verlauf der geistigen Richtungen hat seinen naturnothwendigen Proceß, den keine Macht auf Erden rückgängig machen oder wenden kann. In der Geschichte muß jede Saat zur Erndte reifen. — Und diesen Proceß klar zu überschauen, die Geschichte der neuern Philosophie rückwärts bis auf ihren Anfangspunkt zu verfolgen, nachzuweisen, wie jede dieser Entwicklungsstufen, nachdem diese Bahn einmal betreten war, nothwendig aus der andern folgen mußte, — das ist die interessante, welthistorische Seite der Geschichte der Philosophie, von Cartesius bis Hegel, und das gerade ist die große, wissenschaftliche Aufgabe für unsere Gegenwart. Faßt man diese einzelnen sogenannten Systeme dagegen als willkührliche Träume, als seltsame Lucubrationen, als isolirte Punkte, ohne innern Zusammenhang, ohne nothwendige Beziehung zu einander, so fällt die Möglichkeit, sie zu verstehen, weg, und hiermit die Einsicht in ihre tiefere Bedeutung und relative Berechtigung als Werkzeuge in den Händen der Vorsehung. Dann muß dieses ganze philosophische Treiben, dem, der ohne Schlüssel dazu völlig außer dem Zusammenhange steht, allerdings als reiner Wahnsinn und als sinnloses Abrakadabra vorkommen. Von diesem Standpunkte aus kann man die fatalen Gegner dann freilich verlachen, oder wenn man es vorzieht, sich über ihre Narrheit ärgern, ihre Gottlosigkeit, — die ich im geringsten nicht in Abrede stellen will! — beweinen oder anklagen, — aber man kann ihren Standpunkt nicht be-

[redacted]

greifen, und ist außer Stande, sie auf ihrem eigenen Gebiete zu bekriegen.

Fragen wir nach der Tendenz dieser neuhegel'schen Kritik, so kann über die praktische Seite derselben kein Mißverständniß obwalten. Die Schule selbst spricht sich hierüber in ihrem „einzigen und letzten" Monatshefte klar und ohne Umschweife aus. Wer sie durchweg negativ, zerstörend, antichristlich, atheistisch nennt, thut ihr, nach ihren eigenen Worten, kein Unrecht. Im Gegentheil! sie rühmt sich dessen. Nun ist leicht einzusehen, daß diese Sproße, auf der Leiter der modernen Philosophie, allerdings die letzte ist, daß nach ihr keine andere, noch kühnere mehr kommen kann. Die Frage ist nur, wo war der Anfangspunkt? Und diese Frage ist gerade die entscheidende, und dieß zwar, weil eben die neuere Philosophie nicht, wie die Unkenntniß wähnt, ein wildes, tolles Durcheinander, sondern ein sehr wohlgeordneter, dialectischer Proceß ist, der sich nach ewigen, nothwendigen, logischen Gesetzen fortbewegt hat, und an dessen letztem Ausgangspunkte heute der junge Nihilismus steht, wie ihn uns die besagte Berliner Schule mit so anerkennungswerther Naivetät vorführt.

Ueber jenen Anfangspunkt der neueren Philosophie muß ich mir zunächst einige allgemeinere und weiter ausholende Bemerkungen erlauben. — Was soll überhaupt die Philosophie? Diese Frage wird heute selten klar aufgeworfen, noch seltener klar beantwortet. — Die Philosophie soll kein müßiges Spiel des Geistes, kein leeres Wortgefecht seyn, — sie ist der Versuch, die Räthsel des Daseyns zu lösen, — von denen sich der denkende Mensch umgeben sieht. Als solche hat sie einen legitimen Anspruch, mit dem sie gehört werden muß, und der in der That, so lange die Welt steht, hervorgetreten ist und hervortreten wird. — Diese Aufgabe hat die Religion (die christliche, von der unfehlbaren Kirche gelehrte nämlich, denn jede andere verdient diesen Namen überhaupt nicht, oder ist nur ein Bruchstück des allgemeinen und ewigen Glaubens der Kirche!) vollständig und genügend gelöst. Auf diese Kirche stützte

sich also die christliche Philosophie, welche nicht etwa die Wahrheit erfinden, wohl aber den Gläubigen im Besitze der dem Menschengeschlechte gewordenen Offenbarung auch auf spekulativem Wege sichern, den Zweifel von ihm abwehren, denselben überwinden, und die natürliche Vernunft und ihre rechtmäßigen Forderungen, mit dem Ausspruche der unfehlbaren Kirche versöhnend, durch ihre Thätigkeit ebenfalls Gott auf Erden verherrlichen will.

Mit dem Abfall eines Theiles der europäischen Menschheit von dem Glauben der Kirche, büßte die christliche Philosophie ihre Basis ein. Die Spekulation sucht jetzt die Lösung derselben großen Fragen, welche die Menschheit zu allen Zeiten interessirten; aber sie sucht sie außerhalb der göttlichen Offenbarung. Sie will hier einen Boden finden, von welchem aus sie das Christenthum entweder ignoriren, oder mit Erfolg bekämpfen, den Menschengeist von dem Gesetze Gottes emancipiren, das göttliche Gebäude der Kirche zerstören kann. — Natürlich ist hier von der geistigen Strömung, nicht von den Absichten und Privatzwecken der Individuen die Rede. Im Ganzen und Großen steht aber fest, daß das moderne, spekulative Denken, nachdem es die Basis des kirchlich-christlichen Glaubens verlassen, und sich auf eigene Hand gesetzt hatte, kraft der ewigen Naturgesetze des Geistes immer weiter von dem allgemeinen Ziele der Wahrheit, welches der in der Kirche lebende Christus ist, und immer tiefer abwärts in die Nacht des Verderbens gerathen mußte. Die neuern, rationalistischen und pantheistischen Systeme sind also nicht etwa, wie Menzel und einzelne „Loyale" meinen, bloße wunderliche Sprünge und kuriose Absonderlichkeiten einzelner Professoren, sondern nothwendige Stationen und unerläßliche Durchgangspunkte auf der Bahn des Irrthums, der auch sein Geschick vollenden muß.

Begonnen hat diese Bewegung mit dem Kampfe gegen die Kirche. — Dieß ist in neuester Zeit von einigen Verfechtern des protestantisch-quasi-christlichen Staats geläugnet worden, weil diese der Meinung waren, daß die jüngsten philosophischen

Früchte, vom Baume der protestirenden Erkenntniß, dem Stamme und der Wurzel eben nicht zur Ehre gereichten. Ich muß daher mit wenigen Worten etwaige Mißverständnisse beseitigen, und unnützes Gerede abschneiden. In Luthers (des Pseudomystikers) Wirksamkeit ist auch nicht die leiseste Spur einer spekulativen Thätigkeit zu entdecken. Im Gegentheil: der Reformator hatte seinen dialektischen Standpunkt auf der Absurdität genommen, d. h. auf dem rohen, willkührlich blinden Widerspruche mit sich selbst, wo bekanntlich die Möglichkeit des Philosophirens mit dem regelrechten Denken überhaupt aufhört. — Die Anschuldigung: mit Absicht und Bewußtseyn Stifter einer philosophischen Schule geworden zu seyn, wäre also in der That eine augenfällige Ungerechtigkeit. Allein hier ist nicht von der Absicht des Individuums, von dem die Trennung ausging, sondern von der Wirkung seines Werkes die Rede. Der Protestantismus wurde der Träger und die Grundlage der neuern Philosophie im oben angedeuteten Sinne. Dieß steht unläugbar fest. Nur auf dem Grunde und Boden der neuen Kirche war jener philosophische Entwicklungsproceß möglich, und umgekehrt: dieser mußte vor sich gehen, nachdem der Bruch mit der Kirche geschehen war. Dieß aber begab sich in folgender Weise. Mit der Reformation, die den Begriff einer unfehlbaren Kirche verloren hatte, war ein consequentes, positiv-christliches System in der Theologie unmöglich geworden, und hiermit wieder die Möglichkeit einer Philosophie des positiven Christenthums (im Sinne des Mittelalters) abgeschnitten. Die protestantische Orthodoxie litt an der unheilbaren Richtigkeit ihrer innern Widersprüche. Indem sie einerseits den Begriff ihrer christlichen Freiheit und die Emancipation der Bibelforschung an die Spitze ihrer Protestation gegen die alte Kirche stellte, und andererseits den Glauben der neuen Gemeinde doch wieder in Symbole zwängen wollte, deren nächste Quelle das Belieben der geistlichen oder weltlichen Machthaber war, konnte eine solche Inconsequenz den Widerspruch des gesunden Menschenverstandes nicht aushalten. Von Philosophie, d. h. von Recht-

fertigung des bestehenden Zustandes vor den Ansprüchen des denkenden Geistes, konnte begreiflicherweise auf dem Standpunkte dieser Orthodoxie nicht die Rede seyn. — Luther schon hatte sich im richtigen Gefühl jener Stellung mit der äußersten Härte gegen das consequente Denken verwahrt, und die Vernunft des Teufels H. gescholten; nach seinem Tode reichten die Machtsprüche der Pastoren den Zwangsbefehlen des Staates die Hand, um jedes anmaßliche Eindringen der Philosophie in die Gränzen der Theologie zurückzuweisen. Zwischen beiden sollte fortan kein Commercium seyn.

Lange konnte freilich dieser unnatürliche Zustand nicht dauern. — Wo die äußere Gewalt nachließ (wie in England), trat der menschliche Geist wieder in seine Rechte, und die Vernunft begann, auch unter der Herrschaft des Protestantismus, wie zu jeder Zeit, nach Lösung der Räthsel, nach Beseitigung der Widersprüche zu ringen. — Standen nun die natürliche Vernunft und das, im protestantischen Systeme durch Nichts gerechtfertigte Symbol einander unvermittelt gegenüber, — so war der Kampf gegen die Macht der neuen Glaubensregeln unvermeidlich, die der „evangelischen Freiheit" nothwendig als Usurpation erscheinen mußten. In Folge dieses Processes setzte sich also die Vernunft des natürlichen Menschen in den Besitz der Auslegung der heiligen Schrift, und fing in allmähligen, langsamen Uebergängen an, die Ruine der katholischen Kirchenlehre, welche der Protestantismus als sein Symbol gerettet und aufbewahrt hatte, nach den Ansprüchen des göttlichen Verstandes zurecht zu legen, dem ja die Sache begreiflich gemacht werden sollte! — Nach dem Organ, welches hierbei diente, hieß dieses Verfahren: Rationalismus; das Resultat der Bemühung war die Ausscheidung des Wunders, als des für die Vernunft Unbegreiflichen aus dem Christenthume. Da aber der Mittelpunkt aller Wunder die Menschwerdung Gottes ist, so blieb begreiflicherweise nach Beendigung dieses chemischen Processes nichts übrig, als das caput mortuum eines unglaublich nüchternen Deismus, — der sich zum Rationalismus verhält,

wie das Product zum Werkzeuge. — Die Periode endlich, während welcher diese Arbeit zu Stande gebracht wurde, nennt sich, wie die Verrichtung selbst, Aufklärung.

Allein die spekulative Vernunft konnte sich auch bei dem also gewonnenen, entchristlichten Deismus nicht beruhigen, der, nach Ausscheidung der christlichen Elemente, nicht minder voll von Widersprüchen und unlösbaren Räthseln war, wie vorher die quasichristliche Orthodoxie des Protestantismus. — Die Geschichte lehrt, daß von diesem deistischen Standpunkte aus, durch eine Reihe der stachlichsten spekulativen Fragen hindurch, die der bloße Deist nicht lösen kann, ein glatter und abschüssiger Weg fast unmerklich hinüber in den Pantheismus führt. — In dieser Richtung hatten denn auch die Deisten des vorigen Jahrhunderts, wie man die Hand umkehrt, ihren persönlichen Gott verloren, sie wußten selbst kaum wie. — Die Geschichte dieses dialectischen Processes ist eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der neuern Philosophie; ich kann mich jedoch darauf aus Gründen, die in Raum und Zeit liegen, für diesesmal nicht näher einlassen. Nur so viel will ich hier bemerken, daß mir nichts begreiflicher scheint, als daß der Deismus, nachdem er das Christenthum abgestreift hatte, ohne Rettung zu einem Systeme kommen mußte, in welchem, wie einst ein Hegelianer, in heiterer Weinlaune, zu mir äußerte, daß „der Teufel nichts ist, als Gott, der sich maskirt hat." Ich gestehe Ihnen ganz offenherzig, daß es mir eben so unerklärlich ist, wie ein geistvoller Mensch Christ seyn kann, ohne katholisch zu werden, als es schwer hält, zu glauben, daß ein denkender Mann längere Zeit hindurch Deist bleiben kann, ohne in den Pantheismus zu fallen, vorausgesetzt, daß er nicht vorzieht, Christ zu werden. Sehen wir nun, was in der Entwicklungsgeschichte der modernen Philosophie weiter aus dem Pantheismus geworden ist.

Der große Prophet des rationalistischen Pantheismus war Hegel. — Er hat die getheilten Bächlein der pantheistischen Tendenzen und Velleitäten unserer Zeit in einem großen Strome

zusammengefangen. — Sein berühmter Satz: Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, — hat auf diesem Grunde und Boden einen ganz guten Sinn. — Alles, was ist, ist Gott; — es gibt eben kein Böses, es gibt keine Unvernunft, es gibt aber auch keinen von der Welt unterschiedenen Gott, und keinen unsterblichen Geist, wie es keine Tugend an sich, kein ewig Wahres und Gutes, und überhaupt nichts Ewiges gibt. Daher sagt auch die „junge Kritik" (Berliner Monatsschrift S. 226) vollkommen im Geiste dieses Systems: „Es gibt keine absolute Wahrheit. Jede Zeit, jede Epoche der Geschichte, hat ihre Wahrheit, und diese kommt durch die Denkkraft der Individuen an's Licht." Das Gesetz der Erscheinung, — und außer der Erscheinung ist eben Nichts, — ist nämlich das Werden, wo sich im rastlosen Processe Seyn und Nichtseyn begegnen. Da also jedes Ding zugleich seine nichtige und vergängliche Seite an sich trägt, so folgt daraus beiläufig, daß jede Erscheinung das ist, was sie ist, und zugleich das, was sie nicht ist, oder was auf dasselbe hinausläuft: daß Alles zugleich wahr ist und nicht wahr. — Die Natur wird aber, indem sie in den Gedanken eingeht, Begriff, und der Begriff setzt sich wieder um in die Natur. — Erscheinung und Begriff sind also gleichmäßig nothwendig, und setzen sich gegenseitig voraus, — nur ist der Begriff in diesem Processe des Werdens die höchste vollendete Stufe. — Und da der Begriff sich selbst nur im denkenden Menschengeiste begreift, — so kann man allerdings sagen, daß nach der Lehre Hegel's das Höchste, d. h. Gott sich im Menschen bewußt wird, oder was dasselbe ist, daß es keinen andern Gott außer dem denkenden Menschengeiste gibt.

An diese kurze Skizze der Hegel'schen Philosophie, — in welcher eben nur die höchste und letzte dialectische Vollendung des Pantheismus zu Tage tritt, — schließt sich die einfache Frage: welche Stellung nahm diese Lehre zur Gesellschaft, in welches Verhältniß trat sie, da von einer Kirche im Protestantismus ohnehin nicht mehr die Rede war, zum Positiven im Staat?

Wenn Sie meiner eben mitgetheilten Auseinandersetzung einige Aufmerksamkeit schenken wollen, so wird es ihnen nicht entgehen, daß sich auf dem politischen Gebiete, in Kraft eben dieser Lehre, nicht mehr und nicht weniger als Alles behaupten läßt. Es kömmt nur darauf an, welcher „dialectische Moment" als der „vernünftige" hingestellt wird. Das Unterliegende, das Schwächere, das in Berlin ungern Gesehene wird gewöhnlich in den Darstellungen Hegel's das „Aufgehobene", und somit „in seinem abgeschmackten Beharren" auf einem „abgestorbenen Daseyn" das „Unvernünftige", schlechthin zu „Beseitigende" genannt. Seine Prozedur war außerdem einfach die: daß er den Kern seiner Lehre in eine ausdrucksweise Hülle, welche nicht nur Viele täuschte, sondern es möglich machte, lästigen Kritikern mit unübertrefflicher Sicherheit zu Gemüthe zu führen, daß die spekulative Philosophie für sie eben nicht in der Welt sei. Zugleich gab Hegel seiner Lehre von der Gottheit des Menschen eine Wendung, die ihn nicht nur vor allen Angriffen der Polizei sicher stellte, sondern ihn bekanntlich sogar noch überaus wohlgelitten vor den hohen Staatsbehörden machte. — Wurde nämlich gelehrt: daß der Begriff, als Hegel'scher Gott, in jedem Einzelnen Fleisch werde, so konnte dieß, wie männiglich einsieht, bedenkliche Folgen haben. — Hegel schob also dem Individuum, — durch eines seiner dialectischen Kunststücke, die ihn nichts kosteten, als einige Widersprüche mit sich selbst, den Staat unter, und dieser war fortan, nach Zerstörung alles und jedes Positiven, der praktisch absolute Gott, dem sich alle Kniee beugen sollten. Hegel rühmte ausdrücklich an diesem seinem Staate, daß er seit der Reformation sich in das Erbe der Kirche gesetzt habe, was eben nur durch die Trennung und Spaltung des christlichen Glaubens möglich geworden sei. Dem Ministerium Altenstein konnte aber begreiflicherweise für seinen Bedarf nichts erwünschter kommen, als der spekulative Beweis, daß das so sei, und von Vernunft wegen so seyn müsse. Hegel ward dadurch der preußische Staatsphilosoph im eminenten

Sinne, und seine Lehre zwölf Jahre hindurch das Evangelium des Intelligenzstaates.

Allein auch über diese Erscheinung übte das Gesetz des Werdens seine Macht. Mit andern Worten: es konnte nicht immer so bleiben. Der preußische Staat und die Schule kamen auseinander, als jener stehen bleiben, diese ihn fortschreiten machen wollte. — Da trennte sich der Kreis der Hegelianer; ein Theil beharrte in der Anbetung des Staates, wie er ist, — ein anderer zog jetzt ehrlich die Consequenzen aus Hegel's Lehre, die der Meister aus guten Gründen unterschlagen hatte. — Dieser hatte mit dem Staatsbegriffe die Kirche zertrümmert, und auf den Ruinen alles Positiven war allein der Staatsgötze stehen geblieben. — Die junge Kritik dagegen richtete, unstreitig consequent, das Geschütz des absoluten Begriffs, aus Rache für das Stillstehen der Regierung, nun auch gegen den Staat. — Nicht dieser sollte mehr nach Hegel's unbegründeter Behauptung der verkörperte Begriff, die sichtbar gewordene Vernunft oder Gott seyn, — sondern das Denken, die Vernunft, das Selbstbewußtseyn als solches, mit einem Worte: das Individuum wurde im Namen des Begriffs, angethan mit den Waffen der absoluten Kritik, auch gegen diese letzte und einzige Autorität, in die Schranken geführt. — In der That: war einmal das Denken souverain, war es wirklich der Punkt, wo Gott sich selbst erkennt, so war nicht abzusehen, warum dieser Gott vor dem Bestehenden im Staate oder sonst vor irgend einer Schranke von Sitte, Recht, Tugend und Gesetz scheu zurückweichen sollte. — Dieß war und ist aber freilich der berühmte Krieg Aller gegen Alle.

Ich bin Ihnen mit dieser langen Auseinandersetzung nur deshalb beschwerlich gefallen, um einerseits den historischen Schlüssel zur Berliner Monatsschrift, und andererseits den Beweis für die aufgestellte Behauptung zu liefern, daß die „junge Kritik" eben nur der höchste Gipfel eines weit verzweigten Baumes ist, den Luther als zartes Reis in dem Augenblick pflanzte, als er die Thesen an die Wittenberger Schloßkirche schlug.

Erst nach den eben vorausgeschickten Bemerkungen verstehen wir die junge Kritik, wenn sie wörtlich Folgendes sagt: „Fragt man uns, und es ist nicht das erstemal, daß diese Frage uns vorgelegt wird, was wir mit solchen Ansichten ausrichten gedachten, so können wir darauf nur antworten, daß wir eben nichts ausrichten wollen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie die Fragenden meinen. Wir wollten aber nicht praktisch seyn, wir machten keinen Anspruch auf den Ruhm politischer faiseurs. Unsere Absicht war, weder unreife Resultate zu verbreiten, noch unsere eigene Klugheit als maßgebend für Andere hinzustellen; wir wollten nichts ausrichten, nichts „machen", sondern, im Gegentheile, gegen alles „Machen" protestiren. Unsere Absicht bestand darin, jede Tradition zu ächten, jede Autorität abzuwerfen, und es konnte uns daher nicht einfallen, uns selbst zur Tradition verknöchern, oder uns als Autorität aufwerfen zu wollen, wir wollten freie, wahre, absolute Selbstbestimmung, und es konnte uns daher nicht in den Sinn kommen, Andere bestimmen zu wollen; höchstens konnten wir sie auffordern, die Kraft der Selbstbestimmung in sich selber zu suchen und zu entwickeln. Mögen die praktischen Leute über diese Resultatlosigkeit lächeln, mögen sie uns noch so oft vorwerfen, daß wir in's Blaue hinein agiren, oder ein unerreichbares Ziel verfolgen, sie sollen uns nicht dahin bringen, daß wir durch die Frage, was sie denn mit aller ihrer Klugheit ausgerichtet haben? ihnen eine grausame Beschämung bereiten. Wenn es uns wirklich um wahre Freiheit zu thun war, und wenn wir diese für uns selbst in der allgemeinen Freiheit suchten, so können wir aber keinen andern Weg einschlagen. Jeder sei Souverain, Jeder sei Staat, Jeder sei sein Gesetz, das ist die absolute Forderung. Mag die Erfüllung derselben möglich, oder unmöglich seyn, nahe oder ferne liegen, das zu entscheiden, ist nicht unsere Sache, da wir keine Wahrscheinlichkeitsrechnungen anstellen, und nur zu fragen haben, was vernünftig ist. Genug für uns, daß diese Forderung unerläßlich ist, wenn von wahrer Freiheit die Rede

seyn soll, und daß es ohne sie nur eine Fortsetzung der bisherigen Geschichte, also nur einen Wechsel der Gewalt geben kann, womit uns sehr wenig gethan zu seyn scheint."

Sie hatten ganz Recht, mein werthester Freund! wenn Sie zwischen dieser Berufung auf die absolute Forderung der Vernunft und dem christlichen Glauben in so fern eine Analogie fanden, als beide, der Christ und der Hegel'sche Kritiker, ein geistiges Interesse als das Höchste und Absolute erkennen, welchem gegenüber äußere, unwesentliche Nebenumstände, irdische Folgen, eigner Vortheil oder Schaden u. dgl., als gar nicht der Rede werth, auch nicht in Betracht kommen. — Diese Aehnlichkeit gebe ich freilich zu. Im Uebrigen dürften beiderlei Standpunkte nicht sowohl nebeneinanderstehende Analogien, als einander gegenüberstehende, sich ausschließende und feindlich abstoßende Pole seyn. — Der Christ will aller menschlichen Obrigkeit unterthan, jedes gesellige Verhältniß mit dem Geiste der Liebe durchdringen und heiligen; der Glaube verspricht der Menschheit den Frieden auf Erden, und jenseits das Reich der Himmel; — die junge Kritik, welche das „Jenseits" läugnet und verhöhnt, will dagegen Alles, was zwischen Himmel und Erde besteht, „zersetzen". Die nahe liegende Frage: was dann weiter werden soll? weiß sie, ihrer eigenen feierlichen Erklärung nach, nicht zu beantworten. — Schärfer läßt sich der Gegensatz zwischen ihr und dem Christenthum schwerlich in Worte fassen. Uebrigens würde man der „jungen Kritik" Unrecht thun, wenn man auch nur einen Augenblick dem Verdachte Raum gäbe, als wolle sie die Welt über ihr wahres Verhältniß zum Christenthum täuschen. — Sie verschmäht in dieser Hinsicht das heuchlerische Spiel mit doppelsinnigen Worten, worin ihr Meister noch so stark war, und wirft dem Christenthume, — nicht der katholischen Kirche, oder etwa dem Pietismus, der Orthodoxie, oder wie die sonstigen Euphemismen heißen, sondern dem Christenthume sans phrase, — den Handschuh in's Gesicht. — Das religiöse, wie überhaupt alles

edlere, menschliche Gefühl wird zur Sentimentalität gestempelt, um unter diesem Namen unbarmherzig verhöhnt zu werden.

„Der Kritiker untersucht die religiösen Erzählungen des Christenthums, er betrachtet das Wesen der Religion überhaupt: er behauptet, daß jene Erzählungen unhistorisch, daß dieses Wesen ein beschränktes sei; er will die Menschen zu Atheisten machen, weil sie erst dann frei seyen. Was thut der Sentimentale? Ohne sich genau auf die einzelnen Untersuchungen des Kritikers einzulassen, meint er, es seyen doch recht hohe Gedanken im Christenthum, recht herzergreifende Erzählungen fänden sich in den Evangelien."

Und nun die unmittelbare Anwendung hiervon auf die Politik. „Die Sentimentalen sind die größten Hindernisse des Fortschrittes. Denn wie der Fortschritt, der vollständige Fortschritt nur möglich ist, wenn eine eben so vollständige Aufhebung des Alten vor sich gegangen, so kommt das sentimentale Bewußtseyn immer, um seine rührende Anhänglichkeit an das Alte auszusprechen, um eine Versöhnung zwischen ihm und dem Neuen zu versuchen. Man hat sich ja so lange in den alten Zuständen wohl gefühlt: warum die große Menge aus einer schönen Ruhe aufwecken, warum die Rechte so Vieler verletzen? Zumal, da man ja doch nie sicher seyn kann, ob man was Besseres erreichen wird. Gibt es im Grunde ein schöneres Verhältniß, als das zwischen dem Könige und seinem Volke? Hier der unaufhörliche Eifer für das Wohl des Ganzen, die Liebe zu vertrauensvollen Unterthanen, der Stolz, von Millionen geachtet, verehrt zu werden. Dort eine allgemeine und rührende Anhänglichkeit, wie der Kinder zu ihrem Vater, die Ueberzeugung, sicher unter einer wohlwollenden Regierung schlafen zu können. Gibt es, frägt der Sentimentale begeistert, gibt es ein reineres Verhältniß? Und das wollt ihr trüben? Laßt ab von dem verbrecherischen Wahne, ein rechtes und gutes Volk je von der Treue abwenden zu können."

„Hat nun der Sentimentale auf der andern Seite auch eine gewisse Ahnung vom Volksrecht; gefällt er sich in den Re-

densarten, es sei doch gut, wenn die Staatssachen öffentlich betrieben würden, daß das Volk von ihnen erfahre; so wird er in seinem Streben, kein Recht zu verletzen, nichts Altes vergehen zu lassen, eine ganz eigene Verfassung machen: das ist die constitutionelle."

„Wir sehen, die Sentimentalität ist eine starke und herrschende Macht: wir sehen aber auch, daß wir nicht eher frei werden können, als bis wir uns von ihr frei gemacht haben. Der Sentimentale hat einen zitternden Blick, eine erregte Vorstellung, während der freie Mann kalt und fest seyn muß: der Sentimentale sieht nur auf sich und auf Persönlichkeiten, während der freie Mann nur die Sachen und die Zustände im Auge hat. So ist der Sentimentale außer sich, daß in Revolutionen Blut fließt, er bedauert Ludwig XVI., weil er im Grunde ein sehr guter Mensch gewesen sei; die historische Nothwendigkeit ist ihm ein unbekanntes, grausames, abstractes Wesen. Der Sentimentale will einen Fortschritt, ohne Rechts- und Gesetzverletzung, einen Fortschritt auf der Grundlage des Bestehenden: der freie Mann aber sieht ein, daß ein ächter Fortschritt sich auch gegen verjährte Rechte, gegen drückende Gesetze, gegen das Bestehende richte."

Ueberhaupt wird hier das Ziel dieser kritischen Bewegung sehr richtig und scharf bezeichnet. „Dieser Radikalismus setzt Religion, Politik und Philosophie mit einander in die engste Beziehung, und suchte in der Einigung ihrer Freiheit auch die Freiheit des Staates. Nicht die Herrschaft der Kirche, sondern das Christenthum und die Religion überhaupt wurden der Gegenstand der Kritik, und aus diesem dialectischen Processe ging die Freiheit des Selbstbewußtseyns als Princip hervor, nachdem der Proceß nachgewiesen war, durch welchen die Religion aus dem religiösen, seiner selbst noch nicht bewußten, Gefühl entstanden war. Nicht gegen die Monarchie und gegen das Königthum richtete sich ferner die freie Bewegung, sondern der Staat überhaupt wurde von ihr erfaßt, und an diesen die Forderung gestellt, daß er die Stätte des freien Selbstbewußtseyns

werde, und sich von jeder Tradition, jedem historischen Unrecht loslöse, jeder Aristokratie und jedem Ständeunterschiede entsage, und seinen Inhalt und sein Wesen in der freien Association und in der Idee der Gemeinde finde."

Ist die pantheistische Kritik in der eben bezeichneten Weise mit Christenthum, Staat und Glauben fertig geworden, ist sie bei dem reinen Individualismus, als der höchsten und letzten Staffel des Protestantismus, angelangt, so sollte man glauben, sie habe hiemit ihr letztes Ziel erreicht. Mit nichten! jetzt kömmt es nur noch darauf an, den Menschen von seiner eigentlich „unfreien Seite", dem Gewissen, zu erlösen, und als Probe dessen, was das heutige Deutschland in diesem Fache zu leisten fähig ist, und wie weit es bereits selbst die neueste französische Presse hinter sich gelassen hat, empfehle ich nochmals Ihrer Aufmerksamkeit das, was die Monatsschrift über E. Sue's Mysteres de Paris sagt. — Hätte der Dichter, dessen Stärke bekanntlich die Schilderung des schmutzigsten Lasters ist, es sich jemals träumen lassen, von Berlin aus wegen seiner zimpferlichen und philiströsen Tugendhaftigkeit verlacht und ausgehöhnt zu werden? Hören wir die junge Kritik:

„Seyd ihr nicht Alle damit einverstanden, daß es nichts Größeres und Edleres geben könne, als die Verherrlichung des Guten, und habt ihr wohl etwas Anderes an euch zu tadeln und zu bereuen, als daß ihr nur allzu oft noch vom Wege des Guten abweicht und „„sündiget?"" Fällt es Einem von Euch jemals ein, zu fragen, ob das Gute wohl werth sei, daß man darnach strebe, und ob das Gute wirklich dasjenige sei, was der Mensch durch sein Leben zu verwirklichen suchen müsse? Ihr zweifelt eben so wenig daran, als die Lasterhaften und Gottvergessenen etwas Gründliches dagegen einzuwenden wissen, wenn sie auch noch so viel dagegen — sündigen."

„Ihr, die Ihr die Sünder bekehren und bessern wollt, Ihr seid ja selbst unbekehrbar und unverbesserlich. Ihr laßt den Zweifel gar nicht an Euch kommen, ob das Gute nicht eben ein — leerer Wahn sei, und wenn Ihr auch eingestehen müßt,

daß Ihr selbst es, gleich den Philosophen, die auch nur „„Liebhaber der Weisheit““ bleiben, niemals erreicht, meint Ihr doch, die Sünder müßten zum Guten vermocht und dahin gebracht werden, „„gut zu thun.““ Ihr wollt die Sünder bekehren von der Lust am Bösen; möchtet Ihr Euch nicht selbst von der Lust am Guten bekehren? Fragt Euch nicht, was das Gute sei, sondern ob es überhaupt sei, oder wollt ihr durchaus wissen, was es sei, so fragt euch zu allererst, *ob es nicht eure, — Einbildung* sei.“

Dann zur Kritik des Romans übergehend, heißt es: „Fleur de Marie (Marien-Blume), oder wie wir sie schlechtweg nennen wollen, Marie, das Kind seiner ersten Liebe, von dessen Existenz Rudolph keine Ahnung hat, ist in Haft, unter den gräßlichen Händen der Eule (Chouette) und in andern traurigen Verhältnissen zu einem blühenden Mädchen aufgewachsen, und muß endlich, von Armuth gepreßt und von Kupplerinnen beschwätzt, sich entschließen, das Gewerbe eines Freudenmädchens zu ergreifen. Noch unergriffen von der Lust an dieser Lebensweise, wird sie befleckt, ohne sich selbst zu beflecken: sie ist unbetheiligt und noch keine Sklavin der Begierde, die ihrem Stande erst die rechte Bekräftigung geben würde. So findet sie Rudolph, und was das Laster an ihr nicht zu leisten vermocht hatte, das versucht jetzt die Tugend: *sie versucht, das arme Kind, das eine Beute des Lasters zu werden droht, zur Tugend zu führen.* Rudolph bietet alle Versprechungen und Verlockungen auf, durch die er die leicht erregbare Phantasie des Mädchens zu bestechen hoffen darf. Sie, die mitten in einem taumelnden Lasterleben nicht „gefallen“ war, sie widersteht den einschmeichelnden Verheißungen des Tugendwerbers nicht und — fällt. Doch möchte sie immerhin fallen, wenn sie sich nur wieder erhöbe. Wie aber soll ein E. Sue, der Dichter des tugendreichen und liberalen Bürgerwesens, sie zu einer weiteren Erhebung kommen lassen!“

„Auch nicht eine Person findet sich in dem ganzen Romane, die man einen *selbstgeschaffenen* Menschen nennen könnte, eb-

[redacted]

nen Menschen, der, rücksichtslos sowohl gegen seine Triebe, als gegen den Antrieb eines Glaubens (Glaube an Tugend, Sittlichkeit u. s. w. und Glaube an das Laster), sich kraft der eigenen schöpferischen Allmacht selbst erschüfe."

„Als Mensch ohne Entwicklung und Selbstschöpfung erfährt er (der tugendhafte Fürst des Romans) nur die harten Schicksale, welche der Dienst der Tugend ihren Gläubigen bereitet: er macht nur theologische Erfahrungen, keine menschlichen. Oder unterwirft er jemals den Herrn, welchem er dient, der Kritik, und fällt es ihm auch nur einmal ein, die Ideen der Sittlichkeit, Religiosität, Ehrlichkeit u. s. w., für deren Dienst er wirbt, nach ihrem Kern zu fragen? An ihnen steht ihm, als an festen Grenzen, der Verstand still, und jede weitere Erfahrung, jede Erlösung und Befreiung von diesem absoluten Herren ist dem, von diesem Punkte an vorurtheilvollen Fürsten unmöglich. So scharfsinnig er sich erweisen mag, als sittlicher Mensch, so durchaus geistlos ist er im Urtheil über den Menschen, ein treues Abbild seines tugendpriesterlichen, armseligen Dichters."

„Kein Wunder, daß die Mysterien so großen Anklang fanden. Die sittliche Welt empfängt ja an ihnen die gelungenste Ausgeburt der Philisterhaftigkeit, das getreue Abbild ihrer eigenen Menschenfreundlichkeit, das volle Echo derselben Klagen, in welche auch sie ausbricht, die gleiche Reformsucht in Dingen, an denen so wenig mehr zu reformiren ist, als am Türkenthum. Mahmud II. war nicht der einzige wohlwollende und unnütze Reformator unserer Zeit; der gesammte Liberalismus — und wer wäre heute nicht, er stehe hoch oder niedrig, liberal! — veredelt unter großen Hoffnungen ein Türkenthum. „„Unsere Zeit ist krank!"" so redet, betrübten Blicks, der Freund den Freund an, und alsbald machen beide einen botanischen Streifzug, um unter den lieblichen Kräutern des Landes das „„rechte Heilmittel"" zu suchen."

„Ihr Freunde, Eure Zeit ist nicht krank, sie ist abgelebt; darum quält sie nicht mit Heilversuchen, sondern erleichtert ihr

letztes Stündlein durch Beschleunigung, und laßt sie — genesen kann sie nicht mehr — laßt sie sterben."

„Ueberall Mängel, Gebrechen!" „das räumt ihr selbst ein, und heget ihr etwa noch Zweifel, so schlagt die Mysterien auf, um das ganze Elend der Gebrechlichkeit anzuschauen. Versucht's einmal, das Türkenthum zu „„reformiren."" Indem ihr hofft, es zu heilen, werdet ihr's — zersetzen. Es hat keine Mängel, so wenig als ein Greis, als Greis, deren hat. Freilich geht dem Greise die Kraftfülle der Jugend ab, aber er wäre eben nicht Greis, wenn er sie hätte, und wer diesem „„Mangel"" des Greisenalters abhelfen wollte, der wäre ein wohlmeinender Reformator, wie Mahmud II. und unsere Liberalen. Der Greis geht der Auflösung entgegen, ihr aber möchtet ihn verjüngen, sein schlotterndes Gebein wieder straff ziehen. Nicht krank ist unsere Zeit, um geheilt zu werden, sondern alt ist sie, und ihr Stündlein hat geschlagen."

Allerdings! wider diesen tiefen Lebensüberdruß gibt es kein irdisches Heilmittel mehr. Dieses Geschlecht hat sein letztes Lebenskapital bis auf den letzten Brosamen vergeudet, woher soll ihm die Lust zum längern Leben kommen? Wollen wir uns aber wundern über diesen Abgrund der Verneinung, dem ein Theil der deutschen Jugend ohne Rettung verfallen scheint? — Ist Deutschland erst seit heute und gestern von diesen Dämonen des Zweifels angepackt? Hören wir die Wortführer der pantheistischen Skepsis selbst über den Weg, den sie zurückgelegt haben.

„Deutschland hat, es ist wahr, seit der Reformation nichts für seine politische, aber desto mehr für seine geistige Freiheit gethan, es hat an dem Princip des Protestantismus, welches ihm die Unabhängigkeit von jeder religiösen Tradition sicherte, festgehalten, dasselbe bis zur Aufklärung gesteigert, und aus dieser das Princip der reinen Vernunft, der freien Philosophie gewonnen, welches kein anderes Recht anerkennt, als das der Idee." Vollkommen einverstanden. Und eben daraus ergibt sich

auch die Antwort auf die Frage: warum Deutschland in der Entwicklung der Skepsis England, und namentlich Frankreich so weit überholt hat.

„Frankreich und England kennen nur die nationale, die beschränkte Freiheit, Deutschland kennt den vollen Begriff der Freiheit. Frankreich und England sind religiös unfrei, und darum auch politisch nicht vollkommen frei. Deutschland hat seine Bildung zur Freiheit mit der Befreiung von der Herrschaft der Tradition und des Dogmas begonnen, und sich dadurch fähig gemacht, auch die politische Freiheit rein und unabhängig von jeder Tradition, jedem historischen Rechte, in sich aufzunehmen.“

„Frankreich ist dieß, trotz seiner Revolution, nicht gelungen; die Revolution ist vielmehr daran gescheitert, daß das Volk nicht gebildet genug war, den allgemeinen Begriff der Freiheit, welcher von den Führern desselben ins Leben gerufen wurde, auch festzuhalten. Trotz seiner Begeisterung, trotz seiner wirklichen Aufopferung für die allgemeine Freiheit, fiel es doch wieder einem Alleinherrscher in die Hände, und sah ruhig den Clerus und die Aristokratie, ja selbst das alte Königthum wieder ihren Einzug halten, und der Katholicismus gelangte zu seiner alten Herrschaft über die Gemüther. So rächte es sich an Frankreich, daß es einst Deutschlands Protestantismus verschmäht und von sich gestoßen hatte; nun zeigt es sich, daß, wer religiös nicht frei ist, es auch politisch nicht ist. Die „„Mehrzahl der Franzosen““ war noch katholisch, vom Dogma abhängig, und daher auch in der Politik dem Dogma unterworfen, zur Republik unfähig.“

„Die Reformation konnte in Frankreich gehemmt werden, weil sie nicht diese Ursprünglichkeit in dem Volksgeist hatte, und wir haben gesehen, wie Frankreich selbst darum von der Geschichte gestraft wurde; der philosophische Radikalismus Deutschlands aber kann nicht gehemmt werden, denn er ist das freie Produkt des Protestantismus, des **Eigensten, was Deutschland besitzt.**“

Wollen wir hiergegen geltend machen, daß in diesem Augenblicke die Gewalt in Preußen mit diesem consequenten Geiste der Verneinung, wo er mit offenem Visir hervortritt und ehrlich sich als das, was er ist, kund gibt, in einem harten Kampfe begriffen scheint, so wird umgekehrt die junge Kritik frech genug seyn, zu antworten: sie hoffe, daß nächstens, wie man es schon öfter erlebt, wieder eine Aussöhnung erfolgen werde, zum gemeinsamen Kriegszuge gegen Rom! Denn: „die neue Bewegung ist ein Produkt der deutschen Philosophie, welche fast seit einem Jahrhundert in Preußen ihren Sitz hat, und von dem Staate selbst als Führerin aller Wissenschaften in die Hauptstadt eingeführt worden ist. Alle die Männer, von denen die geistige Bewegung der letzten Zeit ausgegangen ist, sind entweder geborne Preußen, oder haben die Richtung, der sie angehören, sich aus Berlin geholt; sie haben Anhänger in ganz Deutschland, der Geist der Presse ist von ihnen influirt, wie will also der Staat diese Bewegung, welche bald hier, bald dort sich Bahn bricht, und unausgesetzt in seinem Innern wirkt und schafft, hemmen?"

Ach, das Alles ist leider nur zu wahr! Der Keim des Todes sitzt tief im Herzen der „loyal"-protestantischen Parthei und ihrer Presse, und es ist nicht bloß das Uebergewicht an dialektischem Talent auf der Seite ihrer Gegner, nicht bloß das größere Maaß von Freimuth und Aufrichtigkeit bei den Negativen, welches in jenem Kampfe mit der Regierungspresse den Sieg zu ihren Gunsten entscheidet, — sondern vor Allem jenes Element von Skepsis, welches, wie ein moralisches Quecksilber, von einer liederlichen Jugend her den Vertheidigern des sogenannten Bestehenden selbst in den Gliedern steckt. — Daran geht jene „Loyalität" auch allenthalben, wo sie hervortritt, so schmählich zu Grunde. — Sie kokettirt, getheilten Herzens, herüber und hinüber, mit der Bejahung und Verneinung, während ihre Gegner mit einer Entschiedenheit (wie nicht leicht Jemand seit der bekannten, unglücklichen Schlacht der Ur-Opposition gegen den streitbaren Erzengel) das Panier der Negation ohne

Halbheit, ohne Zagen, ohne Achselträgerei ergriffen haben. Darin liegt ihre Stärke, und der Grund der kläglichen Positur der Vertheidiger des protestantisch Positiven!

Soll ich zum Schluße meine Ansicht über die providentielle Bedeutung dieser Skepsis in unserer Zeit kurz zusammenfassen, so läßt sich dieselbe unter folgenden einfachen Gesichtspunkt stellen.

Die Skepsis ist überhaupt das in der Philosophie und Religion, was das Scheidewasser in der Chemie. Sie zerstört das unächte Metall, aber das Gold läßt sie unangefochten.

Ich kann mir eine ehrliche Skepsis denken, die nichts anerkennt, wodurch sie sich nicht befriedigt fühlt. Diese will, wie St. Christophorus, nur dem Stärksten dienen. Insoweit also die neuhegel'sche Verneinung die getünchten Gräber des schein-christlichen Indifferentismus aufdeckt, der sich, wie lucus a non lucendo loyal nennt, insofern sie das Falsche, das Unwahre, den innern Widerspruch an den Thatsachen, wie an den Behauptungen jenes protestantisch-frommen Treibens nachweist, — und jene schielende, protestantisch-christliche Staatsidee „mit dem Richtschwerte des Gedankens abthut“, erfüllt sie wirklich einen höhern, providentiellen Beruf.

Ob dieselbe junge Kritik aber, der Wahrheit gegenüber, im guten Glauben sei, dürfte eine, nach der Verschiedenheit der Individuen verschieden zu beantwortende Frage seyn. — Hier hängt Alles davon ab: ob diese negative Richtung die katholische Kirche kennt; ob die Polemik den wirklichen, christlichen Glauben, oder bloß dessen häretische Verzerrung im Auge hat; ob sie nach ihrer Verneinung noch eine Hoffnung auf ein höheres, ihr noch unbekanntes Positives lebendig in sich erhalten, oder ein für allemal mit sich abgeschlossen hat, und eben die Verneinung als das Höchste und Letzte gibt.

Diese Frage ist in keiner Weise in Bausch und Bogen, sondern nur mit Rücksicht auf die Individuen und ihre einzelnen Aeußerungen zu beantworten. — Die Gränze läßt sich hier ziemlich bestimmt ziehen. — Wir können die kecken Angriffe auf das Positive in sehr vielen Fällen damit entschuldigen, daß

die moderne Kritik dasselbe eben nur in seiner Abschwächung, vielfach legirt mit Selbstsucht und Aberwitz und durch wirre Phantasterei zur Karikatur entstellt, kennen lernte. — Empört sich aber dieselbe Negation auch gegen die ursprüngliche Stimme des Gewissens, — ist auch diese ihr nicht mehr heilig, beschmutzt sie das rein menschliche, sittliche Bewußtseyn durch ihren Spott, stellt sie mit giftigem Hohne dessen einfache Aussprüche auf den Kopf (wie z. B. in den Aufsätzen über die Mysteres de Paris), glaubt sie also, genau genommen, nicht mehr an sich selbst, so hat sie selbst den Faden der Ariadne zerrissen, und der Rückweg aus dem Labyrinthe ist für sie, ohne ein Wunder, auf immer verloren. Hier hört die menschliche Verirrung auf, und das satanische Element ragt nackt und kühn in unsere alltägliche Welt hinein. Sollen wir hierüber jammern? — Mit nichten! Der Menschheit ist dann die Wahl geboten zwischen dem rechten Ja und dem vollendeten, bewußten Nein! — Wo diese Frage recht klar und einfach gestellt ist, da hat wenigstens die Kirche die Entscheidung nicht zu fürchten, denn sie hat die Mittel, dem Pyrrhonismus auch wissenschaftlich zu begegnen; sie stellt der auf die Spitze getriebenen Negation die volle und ganze Position entgegen, und die junge Kritik würde sich sehr wundern, wenn sie auch nur einen Augenblick inne zu werden vermöchte, wie tüchtig sie, wider ihren Willen und ohne es zu ahnen, für die Ehre Gottes und seine Kirche arbeitet! — Wohl aber haben Jene alle Ursache sich dieser Krisis zu erwehren, die eine auf Täuschung und Halbheit beruhende, durch und durch faule Mitte zwischen Wahrheit und Lüge heute noch um jeden Preis festhalten wollen. Lassen wir, mein verehrter Freund! diese Todten ihre Todten begraben.

XXXVII.

Die kirchenrechtlichen Streitfragen der Gegenwart in Frankreich.

Es gehört mit zu den bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten der französischen Nationalität, daß jede Frage, die in den bewegten Wellen der Zeit auftaucht, sei es innerhalb der Gränzen des Staates oder der Kirche, oder beiden zugleich angehörend, unmittelbar auf das Gebiet des praktischen Lebens hinübergezogen, und dort allerdings nach ihrer Bedeutung und ihren Folgen möglichst allseitig verhandelt und ausgebeutet wird. Erst später, und nicht jedesmal mit der gehörigen Ruhe und Tiefe, wendet sich die Untersuchung zu den innersten und letzten Gründen einer obschwebenden Streitsache, um sie etwa auch aprioristisch aufzufassen und zu beurtheilen. Frankreich bleibt daher immer die trefflichste Schule des Lebens, wogegen es uns Deutschen den Ruhm unverkümmert lassen wird, die Schule der Schulen zu seyn.

Die neuesten Vorgänge auf dem Gebiete der Kirchen- und Rechtsgeschichte Frankreichs überzeugen uns durch ihren Entwicklungsgang vollkommen von der Wahrheit dieser Beobachtung. Seit mehreren Monaten nimmt das gesammte Europa, mit gespannter Aufmerksamkeit, an dem Kampfe Theil, welchen die Kirche Frankreichs gegen den Staat um die Freiheit des Unterrichtes mit dem Aufgebote der besten Kräfte streitet. Die Verhandlungen entwickelten sich in Adressen und parlamentarischen Reden, wie die Forderungen der flüchtigen Stunden und der momentane Angriff sie hervorriefen, in ungewöhnlichem Glanze, in hinreißender Rhetorik; allein eben so sehr müssen wir bei der Prüfung der wenigen wissenschaftlichen Abhandlungen über dieselbe Angelegenheit uns gestehen, daß secundäre Erörterungen oft den Hauptpunkt der Entscheidung in den Hintergrund drängen, oder geradezu vergessen machen. Oder, um ein Beispiel anzuführen, ist man nicht erst im jüngsten Stadium des Unterrichtsstreites darauf zurückgekommen, statt aller Citate über den Atheismus der Universität Paris, und langer Deductionen über Natur- und Familienrechte, einfach auf den staats-



rechtlichen Standpunkt sich zu beschränken, und mit Berufung auf die Charte der Juliusregierung juridisch zu fordern, was man durch Beweise metaphysischer und moralischer Natur fruchtlos ihr abzugewinnen suchte?

Gerade aber durch die eben bezeichnete Wendung der Dinge hat auch der Staat sich veranlaßt gefunden, eine andere Form des Angriffes wie der Vertheidigung zu wählen. Es war ein Rechtsprincip, mit welchem gewaffnet jetzt der Episcopat den Anmaßungen der weltlichen Gewalt die Stirne bot, und so diese nöthigte, nach ähnlicher Schutz- und Trutzwehr sich umzusehen. *Dupin's* Manuel du droit canon, schon im vorigen Herbste ausgegeben, gewann jetzt eine kaum geahnete Bedeutung. Sprachen die Bischöfe nunmehr von der Freiheit, welche die Charte von 1830 der Kirche gewährt habe, so eilten Staatsräthe und Minister hoffnungsfreudig zu Dupin's jüngst eröffnetem Arsenale, wo der verrostete Kriegsbedarf des Gallicanismus neben den etwas blankern Waffen der organischen Artikel reichlich aufgespeichert lag. Was daraus erfolgte, des Cardinal-Erzbischofes *Bonald* vollkommen sachgemäßer Schritt und dessen Verurtheilung durch den Staatsrath, haben die Blätter des Tages berichtet; wir sind aber jedenfalls noch weit von einem definitiven Abschluß der Sache entfernt.

Die Unterrichtsfrage selbst ist deutscher Seits mit der wünschenswerthesten Gründlichkeit erörtert worden, wenn auch noch nicht alle Differenz der Ansichten über das positive Ende ihrer Entwicklung ausgeglichen scheint; dagegen dürfte es der Aufgabe der historisch-politischen Blätter zweifelsohne entsprechen, durch eine, dem gegenwärtigen Stadium des kirchlichen Streites angemessene Untersuchung, auch die deutschen Katholiken in den Stand einer selbstständigen Beurtheilung der Sachlage zu setzen. Wir glauben dieß am ehesten durch einen Blick auf die *Rechtsgeschichte der Kirche Frankreichs*, vorzüglich in ihrem *Verhältnisse zum Staate* aufgefaßt, hier zu erreichen. Das eigentlich Innere und Specielle der Unterrichtsfrage konnte hiebei füglich außer aller Berücksichtigung gelassen werden.

Es hat sich aber seit ungefähr *sechs* Jahren, also lange noch vor der Universitätspolemik, im Innern der französischen Kirche selbst ein Streit erhoben, dessen erste Gründe sich mit der Unterrichtsfrage auf die nämlichen rechtshistorischen Fundamente zurückbeziehen, nämlich auf die organischen Artikel und die napoleonischen Institutionen überhaupt; ein Streit, dessen gegenwärtige Verzweigungen auch bereits im Guten, wie im Schlimmen mit dem Kampfe über die Freiheit des Unterrichtes sich verschlungen haben. Dem *Wesen* nach ein *Kampf des ältern Rechtes gegen ein neues*, der *Form* nach ein *Erheben der Untern gegen die Obern*, des *secundären Clerus gegen die Bischöfe*, reduciren sich die hieher gehörigen Objecte, auf *die Rechtsfrage der Inamo-*



vibilität und der kirchlichen Rechtspflege. Eine zahlreiche Literatur, die darüber angewachsen, mehrere ernsthafte Proceduren, welche dadurch veranlaßt wurden, zeugen von der hohen Wichtigkeit der Sache. Der Streit beginnt seit längerer Zeit von denBöswilligen zum Hasse gegen die Bischöfe ausgebeutet zu werden, während andererseits diese selbst sich gezwungen sehen, im Fortschritt der Unterrichtsfrage gegen den Staat auf Rechtsprincipien zurückzugehen, welche sie in den Argumentationen des secundären Clerus verpönt hatten.

Hier und da haben deutsche Blätter, namentlich einige nicht unbedeutende katholische Kirchenzeitungen, dieser Angelegenheit Erwähnung gethan; leider aber mit ganzer Unkenntniß der Thatsachen, nur aus zufälligen Notizen französischer Journale schöpfend. Auch diese innere Sreitfrage in der Kirche Frankreichs, die nicht ohne hohes Interesse für das Allgemeine des kirchlichen Lebens seyn dürfte, soll, so weit es der Zweck dieser Zeitschrift gestattet, im Zusammenhange mit den gesammten gegenwärtigen Rechtszuständen nach ihrem thatsächlichen und literarisch-historischen Inhalte dargelegt werden. Ein näheres Eingehen in die Vergleichung der actuellen, kirchlichen Disciplin Frankreichs mit dem Buchstaben und dem Geiste des canonischen Rechtes behalten wir einer besondern Denkschrift auf, welcher wir vorliegende Aufschlüsse als Präliminarien, und für einen größern Lesekreis berechnet, vorausschicken.

I.

Napoleon und das Concordat von 1801, mit Rückblick auf frühere Rechtszustände. — Die Charte von 1830.

Ein Jahrhundert nach der Aufstellung der Declaration gallicanischer Freiheiten war eben dahingegangen, da pochten die Schläge des nahenden Gerichtes, die Vorläufer des revolutionären Terrorismus an die Pforten der Palläste und an die Schwellen des Heiligthums. Es hatte dort unter Ludwig XIV. ruhmreichem Scepter der französische Episcopat, selbst auf die Gefahr hin, die zartesten Bande der kirchlichen Einheit, die Achtung und die Liebe gegen den Stuhl Petri zu verletzen, einen möglichst engen Bund mit der Staatsgewalt eingegangen. Eine auf sehr unsichere Gründe gestützte Ueberzeugung, doch stark genug, auch höchstbegabte Geister, wie de Marca und Bossuet, zu befangen, suchte durch Anschluß der kirchlichen Gewalten an die Krone und das Parlament ein unberufenes Eingreifen der römischen Curie in Angelegenheiten des gallicanischen Kirchenthums für immer abzuwehren, und damit das National-Bewußtseyn auch in geistiger Beziehung zu erhöhen. Mochte die Meinung gut seyn, klug

war sie wenigstens nicht; und ein möglicher Gewinn um gewissen, großen Verlust erkauft. Fenelons ernste Warnung verklang ungehört! Die Declaration von 1682, wenn gleich in Vorgängen früherer Jahrhunderte vorausbedingt, verflocht ihre ungesegneten Wirkungen tief in das innere und äußere Leben der Kirche Frankreichs, und zur Stunde ist deren Resultat nicht geschlossen, noch auch zu ermessen. Den Sansculoten der Revolution aber war die enge Allianz des Clerus mit der Dynastie ein willkommener Ausgangspunkt, das Volk zum Hasse gegen Kirche und Hierarchie aufzustacheln: als „Aristocraten" und „Fürstenknechte" sollte der Todesstreich mit König und Adel auch den Priester treffen.

Daß die Kirche mit der legitimen Dynastie sich zur Märtyrin weihte, das lag in dem göttlichen Berufe, dem sie beide dienten; daß aber neben dem gestürzten Throne auch die gallicanische Kirche, trotz des allen Institutionen des Herrn innewohnenden, unsterblichen Principes sich ein Jahrzehent im Staube krümmte, unfähig im Angesichte ihrer Dränger sich zu erheben; das fällt denen zur Last, welche, einst der Nationaleitelkeit und selbstgenügendem Stolze nachgebend, das Schicksal der Kirche zu nahe an das des Staates gefesselt hatten; und zu selbem Zwecke systematisch in den Gemüthern das großartige Bewußtseyn des Katholicismus, unter engherzigen Vorurtheilen, verkümmern ließen.

Von der Wahrheit dieser Bemerkung überzeugt uns ein Blick wie auf die Versuche, noch während der Revolutionsepoche das zerfallene Kirchenwesen Frankreichs wieder herzustellen, so auf die Personen, welche sich an dieser Aufgabe damals betheiligten. Wir sprechen hier nicht von jenen Unglückseligen aus den Reihen des Clerus, welche bei jenen Prüfungen der Kirche in die Fußstapfen des Verräthers Christi traten — erinnern wir uns an die Namen Gobel, Lebon, Schneider u. A., allein, wie kam es, daß Männer von ausgezeichneten Gaben und an sich würdiger Gesinnung, wie Gregoire von Blois und manche andere der beeideten Priester und Prälaten, mit so irrigem Gewissen sich über ihre Handlungsweise beruhigten, und eben so irrige Maßregeln zum vermeintlichen Heile der Religion in Vorschlag brachten? Es gehörte allerdings Muth dazu, unter dem Toben der Revolution an Rettung und Schutz des Heiligthums zu denken, und Gregoire hat Recht, es zu rühmen, wie der constitutionelle Clerus in einem Zeitraume von 1791 bis 1801, mitten unter Blut und Gräuel, gerade unter den Augen der Atheisten und Terroristen gegen achtzig größere und kleinere Synoden versammelt habe, um der Noth der gallicanischen Kirche zu Hülfe zu kommen.

Allein, warum blieb dieß Bemühen ohne Segen? Darum, weil der Grund aller Stärkung des Glaubens und des kirchlichen Lebens, die Gemeinschaft mit dem Stuhle des Apostels, den der Herr zur Stärkung sei-

ner Brüder eingeweiht hatte, absichtlich verschmäht wurde. Enthalten ja gerade die ersten Beschlüsse der zwei wichtigern, sogenannten Nationalsynoden von 1797 bis 1801 ausdrücklich entschiedene Ablehnung des römisch-katholischen Elementes in der Kirche des Herrn. „Ihr gehört nicht zu denen", hatte Gregoire die im National-Concil von 1801 versammelten, constitutionellen Bischöfe angeredet, — „die von Bullen und Breven sprechen, anstatt vom Evangelium, und die dreihundert Meilen von hier eine Entscheidung suchen, ob sie thun sollen, was Jesus Christus ihnen befohlen hat, nämlich gehorsam seyn den Gesetzen ihres Staates*) u. s. w." Eine derartige Weisheit datirte sich nicht erst von den Theorien des josephinischen und jacobinischen Zeitalters her; aus dem Siècle glorieux Ludwigs XIV. und Bossuet's hatten die „Väter des Nationalconcils" das ganze Kapital des Gallicanischen Erbes, sammt den, trotz aller bittern Erfahrung, reichlich angewachsenen Zinsen gerettet und zur Verfügung gehabt. Gerade aber, als die Hülfsbedürftigkeit der Kirche, wie die Unberathenheit vorgeblicher Helfer am Culminationspunkte angelangt war, erschien mit Napoleon Buonaparte eine unerwartete Wendung der Dinge. Vor seinen Füßen lag seit den letzten Monden des achtzehnten Jahrhunderts die Herrschaft über Frankreich; auch die trostesarme Kirche sah auf ihn, der schon als Retter des Vaterlandes begrüßt war, mit hoffenden aber auch sorgetrüben Blicken. Napoleon erkannte die Nothwendigkeit, so schnell wie möglich die Religion in dem seiner Gewalt anvertrauten Staate aus ihrer Gesunkenheit zu erheben. Wie weit er hierin persönlicher Ueberzeugung oder einzig der Politik folgte, wollen wir nicht berechnen; gewiß aber ist, daß Napoleon als Italiener, als Krieger und Diplomat weit über den kleinlichen Interessen des Gallicanismus stand, obwohl auch er sie zur rechten Stunde zu benutzen wußte.

Nur in der Wiedervereinigung der Kirche Frankreichs mit Rom, und dadurch mit allen Lebenskreisen des Katholicismus, ersah Buonaparte die Möglichkeit ihrer Erneuerung und die Bürgschaft ihres Fortbestandes. Nicht ohne Kampf hatte sich diese so wahre und segensreiche Idee in dem ruhmdurstigen Gemüthe des Kriegers festgehalten gegen manche schwere Versuchung. Im Conseil wie im Umgange der Vertrauten war dem Allgewaltigen so oft der lockende Plan nahegelegt worden, den eigenthümlichen Stand der Dinge und die Willfährigkeit der Prälaten zu benützen, um aus der Nationalkirche ein souveraines Patriarchat zu bilden, oder gründlicher noch, dieß einstige, allerchristlichste Frankreich zu protestantisiren, um mit der Hand, die den Feldherrnstab aller Armeen führte, auch die herrenlos

*) Grégoire discours pour l'ouvert. du Conc. Nation. 1801 Par. p. 31.

hingeschleiften Zügel der geistlichen Macht aufzugreifen, auf daß er als Kaiser-Papst keine Gewalt sonst auf Erde über sich erkenne *). Napoleon widerstand. Noch gelüstete ihn nicht, wie später, nach der traurigen Glorie Heinrichs VIII. und Peter des Czaren.

Unmittelbar nach dem Siege bei Marengo (14. Juni 1800) knüpfte Buonaparte die Unterhandlungen über ein Concordat mit Rom an. Cacault, einer der edelmüthigsten Charaktere, an denen jene an großen so reiche Periode nur zu arm ist, wurde zum Agenten der französischen Republik und Vermittler des Concordates in Rom ernannt. „Unterhandeln Sie", sprach Napoleon zu ihm bei der Abschieds-Audienz, „mit dem Papste, als befehligte er über zweimalhundert Tausend Bayonette. Sie wissen, daß ich meine Ehre darein setze, eher der Retter des heiligen Stuhles, als sein Zerstörer zu werden." Noch wurde im Staatsrathe zu Paris die Zulässigkeit eines Concordates discutirt, als bereits dessen Präliminarien zwischen Cardinal Gonsalvi und Cacault geschlossen waren. Der militärische Ungestüm Buonapartes hatte die Verhandlungen über alle Form beschleunigt, und fast hatte ihm die lange Weile die Idee einer gallicanischen Kirche wieder nahe geführt. „Wenn der Papst nicht zu Ende kömmt, so machen wir eine gallicanische Kirche" (si le pape ne veut pas en finir *nous ferons une église gallicane*), hatte er in inhaltsschwerer Rede im Juli 1800 im Staatsrathe aufgepocht. Doch die Angelegenheit war beendet. Cardinal Gonsalvi überreichte im August die vom 16. Juli 1801 gezeichnete Urkunde des Concordates den Staatsbehörden der Republik.

Ehe wir uns aber mit den Erfolgen des Concordates für die französische Kirche näher beschäftigen, wird ein Rückblick auf die Rechtsverhältnisse zwischen Kirche und Staat und die darauf bezüglichen Verträge früherer Jahrhunderte uns eine sichere Basis für die Beurtheilung jener hochwichtigen Acte und der in ihr gegründeten, canonischen Fragen der Gegenwart gewähren.

---

*) Im Jahre 1800 sprach der Staatsrath Thibaudeau zu Napoleon im Garten zu Malmaison: Sire! vous voyez, que nous sommes bien autrement placés que ne l'étaient l'Angleterre et l'Allemagne et *les temps de la reforme n'avaient point un Buonaparte*. Dans la situation actuelle des esprits Vous n'avez qu'un mot à dire et le papisme est ruiné *et la France s'est fait protestante*. Thibaud. mém. sur le consulat. Par. 1827. Näheres hierüber bei Grégoire essai historique sur la liberté de l'Eglise, und zerstreut in Las Casas und Napoleons Memoiren.



Bis auf den Einbruch der Franken erscheint Gallien in der byzantinischen Kanzleisprache als Diöcese des römischen Kaiserreiches, und theilt somit besonders in jenen Bezirken, welche noch nicht der Herrschaft deutscher Stämme unterworfen waren, jene allgemeine Form kirchlicher Verfassung, welche seit Constantin und Theodosius aus der Vereinigung weltlicher und geistlicher Gesetzgebung, als Nomocanon, sich entwickelt hatte. Die Eroberung Galliens durch die Franken brachte in alle Verhältnisse dieser weit umfassenden Provinzen die tiefgehendste Veränderung im Kirchen- und Staatshaushalte. Römisches Gesetz, römische Ordnung widerstrebte durchweg dem Geiste wie den Gewohnheiten der neuen Eroberer. Selbst in den einstigen burgundischen und westgothischen Reichen, in welchen germanische Institutionen mit römischer Verfassung sich vermischt hatten, wurde diese mit jenen aufgelöst, und fränkischer Sitte und Satzung unterthan. Als einzige solide Grundlage für den Aufbau eines franko-gallischen Reiches erschien die Lehens-Verfassung, von Urzeit unter den fränkischen Stämmen heimisch, und auch im südlichen Gallien schon früher durch Gothen und Burgunder begründet. Was von römischer Bildung übrigte, beschränkte sich auf Reste der Municipalverfassung größerer Städte; vorzüglich aber war es der Clerus, dessen geheiligte Rechte mit dem zur Schmach gewordenen Namen „Römer" keineswegs vernichtet wurden. Im Gegentheile gewann die Hierarchie unter den ersten Frankenkönigen eine außerordentliche Bedeutsamkeit für die gesammte politische und bürgerliche Ordnung des Reiches.

Das offene Land mit seinen großen Domänen fügte sich unter die Lehensherrlichkeit des Eroberers; dagegen aber konnte dieses Rechtssystem auf die größern Städte des Reiches keine Anwendung erlangen. Die königliche Autorität stand zu ferne, und war zu wenig central geordnet, um auf Verfassung und Gerichtsbarkeit der Municipien unmittelbar einzuwirken. Die Magistrate und Senate in denselben regierten im Innern wie völlig unabhängig, und legten dazumal den Grund zu dem im südlichen Gallien, wie in der Lombardei später so mächtigen, patricischen Städteadel. Hier das Lehenssystem mit seiner Gewehr wie seiner Frohne wenigst einigermaßen zu repräsentiren, war nur durch die Bischöfe und Metropoliten möglich, die in den Hauptstädten des Reiches residirend, durch ihre geistliche Macht und den inneren historischen Zusammenhang ihrer Stellung mit den einstigen römischen Institutionen, den Municipien einerseits im höchsten Grade imponirten, andererseits eben so sehr deren Rechte und Freiheiten zu schützen bemüht waren. Diesen geistlichen Machthabern übertrugen daher gerne die fränkischen Könige Lehensherrlichkeit, Gerichtsbarkeit und Immunitäten in ihren Residenzen, so daß der Bischof und die Stadt, die er gleichsam zu Lehen überkommen, sohin mit Aus-

nahme der Steuern, als Lehenszinses, als souverain zu betrachten schienen *). Zeigt sich das Verdienst des Clerus um die Aufrechthaltung der socialen Ordnung im franko-gallischen Reiche mithin in so hoher Bedeutung, daß demselben die Rechte der Seigneurie durch freie Uebertragung Seitens der Könige zukamen, so sprachen diese selbst seit der Bekehrung Clodwig's nicht minderes Verdienst um die Kirche für sich an. Sie hatten, wie behauptet wurde, mehr für die Erhaltung des Christenthums gethan, denn seinerseits der erste der christlichen Kaiser Konstantinus; sie hatten in den colonisirten Provinzen, zumal im mittlern und südlichen Frankreich, die Kirchen und ihre Institute gerettet, sie mit Gütern und Freiheiten reich begabt; im Norden und Westen hatten sie unter den Heiden das Christenthum begründet, und zur Befestigung desselben Klöster und Bisthümer aufgerichtet, die wieder durch Burgen und Vogteien beschirmt wurden. Ein gegenseitiges Bedürfniß verband somit Kirche und Staat in jenen Epochen der primitiven Gestaltung christlich-germanischer Reiche zu Schutz und Trutz. Es bestand eine Concordanz der Gewalten, hervorgerufen und bewahrt, so lange die Noth der Verhältnisse beiderseits dieselbe blieb. Wenn die Könige, wie wir gesehen, den Einfluß des Clerus nach Kräften erweiterten, so bezeugten hinwiederum der römische Stuhl und die Bischöfe des Reichs auch ihren Dank und ihre Hochachtung gegen dieselben durch Wort und That **).

Gerade aber jene Vorrechte, welche den Bischöfen des Landes zu Theil wurden, wie jene Dankbarkeit, welche die Hierarchie den Königen schuldete und zollte, konnten unter dem Wechsel der Verhältnisse die Concordanz in eine Confusion der Gewalten verwandeln. Bei dem großen Einflüße, welchen der Clerus auf die Magistratur und Rechtspflege in den Städten, parallel mit den Lehensherren der Flecken und Ruraldomänen, ausübten, lag es den Königen und Großen nahe, sich auch um die Wahl der Prälaten, der Bischöfe und Aebte des Nähern anzunehmen. Daher kämpfen die gallischen Synoden des sechsten und siebenten Jahrhunderts auf das Entschiedenste gegen die drohende Beeinträchtigung der Wahlfreiheit, ohne jedoch hindern zu können, daß bereits Clotar II. das Bestätigungsrecht für

---

*) Thierry A. recits des temps Meroving. T. I. c. 5. p. 260 sq.

**) Daher Gregor der Große an den König der Franken: quanto ceteros homines regia dignitas antecedit, tanto ceterarum gentium regno regni Vestri culmen excedit (epp. l. IV. 6.) — Remigius von Rheims nennt den Clodwig praecellentissimum regem, qui erat non solum praedicator fidei catholicae, sed defensor; regionum praesulem, patriae custodem, gentium triumphatorem.

jegliche Wahl usurpirte. Erst der königlichen Genehmigung folgte die canonische Institution. Bei dem ausgebreiteten geistlichen und weltlichen Gerichtsbanne, welchen Bischöfe und Prälaten ausübten, bei der ungemeinen Wichtigkeit ihres Amtes in den größern und kleinern Municipien, in denen sie selbst unmittelbare Fiscalrechte besaßen, wird es erklärbar, warum selbst Päpste, darunter Gregor der Große, die Confirmation der Gewählten durch den König nicht blos für zulässig, sondern selbst für billig anerkannten, und nicht selten in Form des Privilegiums Ernennungsrechte demselben verliehen *).

Die Capitularien Karls des Großen geben Zeugniß, wie hohe Ehrfurcht dieser gegen die Rechte und Freiheiten der Kirche hegte. Seine Verordnungen, wie sein Beispiel, wirkten in den Karolingern und Kapetingern fort; gelüstete es aber je einen Machthaber, die Wahlfreiheit in einem oder andern Falle anzutasten, dann trafen sie in den großen Rechtsgelehrten und Kirchenfürsten, an welchen während des Mittelalters die französische Kirche reicher war, als jede ihrer Schwestern im Abendlande, an einem Hincmar von Rheims, Jonas von Orleans, Hugo von Paris, Florus von Lyon, Fulbert und Ivo von Chartres u. A. den entschiedensten und wohlgerüstetsten Widerstand.— Strenges Festhalten an den kirchlichen Canonen, dem Gesetze und den Gewohnheiten der Väter, und damit steter Einklang mit der Disciplin der übrigen Kirchen des katholischen Erdkreises — dieß waren die beiden Cardinalpunkte, in welchen Theorie und Praxis der ältern Canonisten Frankreichs bis auf die Zeiten des Schisma von Avignon und Basel hin, sich sicher und ununterbrochen bewegte. In der That bewahrte sich in Frankreich das alte Recht der Kirche am längsten in ursprünglichster Form. Noch am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lag in den meisten Diöcesen die Wahl der Bischöfe in den vereinten Stimmen des Clerus und der Gemeinde der Kathedrale. Als diese ausgedehnteren Wahlcollegien sich in Folge der Zeit allenthalben in den engern Kreis der Domstifte beschränkten, blieb auch bei diesen Corporationen das Hauptbemühen, jede Beeinträchtigung der Wahlen durch die weltliche Gewalt ferne zu halten. Die große Bedeutung, welche die Prälaten unter den ersten Merowingern im politischen und bürgerlichen Leben inne gehabt, war durch eine concentrirtere Staatsverfassung längst gemindert, selbst zum Theil vollkommen paralysirt worden; das Confirmationsrecht der Könige aber bestand nach wie vor, und ward dadurch erweitert, daß Capitel und Convente dem Hofe unmittelbar die Erledigung

*) Greg. Magn. epp. L. II. 10.

einer Dignität anzeigen, und um die königliche Vergunst durch canonische Wahl sie zu besetzen nachsuchen mußten *).

Bereits aber am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts äußert sich zuerst eine freilich durch betrübende Umstände hervorgerufene Opposition gegen die römische Curie. Zum erstenmale waren auf der Synode zu Bourges, 1226, Reservate für Rom begehrt worden; doch an der Festigkeit der Procuratoren der Domstifte scheiterte dieser erste Versuch. Es ist aus der Kirchengeschichte bekannt, wie namentlich unter Einwirkung der Kreuzzüge und zunehmender Verarmung des heiligen Stuhles, trotz solchen ursprünglichen Widerstrebens, dennoch im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts in Form von Bitten, Commenden, Reservaten und Mandaten das Besetzungsrecht einer Menge von Dignitäten und Beneficien an die Curie überging. Solchen Eingriffen zu begegnen, rief der französische Clerus das seit drei Dynastien der Krone anhaftende Schutzrecht der Landeskirche an, und veranlaßte Ludwig den Heiligen zur Aufstellung der „pragmatischen Sanction" von 1268. Diese Acte, obschon nur bestimmt, das uralte Recht zu schirmen vor Neuerungen und Uebergriffen **), gab gleichwohl einen bedeutungsvollen Anstoß zu jener centrifugalen Tendenz der französischen Kirche, welche später zum „Gallicanismus" sich fortgestaltete. Es würde Unrecht seyn, die Sanction des heiligen Ludwig als Concorbat zu bezeichnen; dagegen konnte der neueste Biograph des großen, gekrönten Heiligen sie mit vollem Fuge als die früheste Grundlage der dort zum erstenmale also genannten „Freiheiten der gallicanischen Kirche" betrachten ***). Ein hoher Ruhm, wenn nicht so bittere Folgen sich daran gereiht hätten! Rief nicht in unsern Tagen einer der edelsten Söhne Frankreichs und der Kirche, in Mitte der Repräsentanten der Nation, mit Schmerz und Entrüstung aus: „Weg doch mit diesen Freiheiten der gallicanischen Kirche, die man jederzeit gegen die Freiheit der Kirche aufbot!"

Einem Ludwig dem Heiligen folgte ein Enkel, Philipp der Schöne. Sein Angedenken ist das des Mörders der schönern Zeit des Mittel-

---

*) Thomass. de discipl. eccl. T. II. l. 2. cap. 23. (Venet. 1730.)

**) „Nous voulons, que les promotions, collations, provisions et dispositions des prélatures, dignités et aultres benefices et offices ecclesiastiques de nostre royaume, *se fassent suivant la disposition du droict commun des sacrés conciles et les ordonnances des anciens pères de l'Eglise.*" Sanct. Pragm. art. 4.

***) Histoire de Saint-Louis par Marq. de Villeneuve-Trans. T. III. p. 363.

alters, dessen Treue und Liebe er in den Abgründen einer hinterlistigen, despotischen Politik begrub. Das Vertrauen, mit welchem der Clerus seinem Ahnherrn entgegen gekommen war, belohnte der Enkel durch Vernichtung aller politischen und socialen Rechte und Freiheiten dieses sonst so mächtigen Standes der Nation. Philipp IV. entriß den Geistlichen allen Antheil an der Rechtspflege, und schloß sie vom Zutritt zu den Parlamenten aus. An die Stelle der alten Rechte und des Herkommens der einzelnen Stände, des Clerus wie der Lehens- und Municipalverfassung, trat mit eiserner Consequenz das römische Juristenrecht; die Herrschaft der Legisten, wie Plasian, Nogaret und Marigni *). Von nun an schwebte über dem Haupte der Prälaten jenes ränkevolle Spiel der Politik, das bald durch offene Gewalt, bald wieder durch schmeichelnde List, vorgeblich um National- und Standesprivilegien und Freiheiten zu beschützen, die Hierarchie Frankreichs immer mehr der ältern Rechtstradition entfrembete, und gegen den Mittelpunkt der kirchlichen Einheit in feindseliger Spannung erhielt, bis sie willfährig genug ward, vor dem täuschenden Spiegelbild gallicanischer Freiheiten vollends den Nacken unter die Despotie des Staates zu beugen.

Unter dem Einflusse der königlichen Advokaten, welche die Uebergriffe der Curie zum Verdachte gegen Rom überhaupt auszubeuten wußten, entstand die neue pragmatische Sanction von Bourges (1438). Der französische Episcopat adoptirte die berüchtigten Canonen der ein und zwanzigsten und drei und zwanzigsten Sitzung des Concils von Basel, jener Synode, die ohnedieß mehr als zu viel von der Autorität der Pariser Advokaten und Hoftheologen gelenkt worden war. Alle päpstlichen Reservate, mit Ausnahme der bereits ins Corpus Juris aufgenommenen, wurden annullirt; gerade aber jenen Canon der Basler Väter, welcher jede Vergewaltigung durch weltliche Fürsten mit großem Banne belegte, änderte schmiegsam, nach den vom Cabinete ertheilten Weisungen, die Synode von Bourges dahin ab: daß es den Fürsten und Laien, welche deren Stelle verträten, erlaubt seyn solle, bei den Wahlberechtigten und Collatoren einer Pfründe bittweise für einen Candidaten (per preces personam gratam) sich zu verwenden. Die Erfahrung hat gelehrt, was Bitten der Mächtigen in der Kirche vermögen! Binnen wenigen Jahrzehnten war in Folge dieser Connivenz kaum ein Schatten der alten Wahlfreiheit mehr übrig, und die Capitel erhoben nur den zum Bi-

---

*) Treffend ist das Wortspiel eines neuern Historikers: Aux prêtres, aux chevaliers succèdent les légistes: *après la foi, la loi*.

schof, welchen als genehme Person der Hof bezeichnet und bittweise empfohlen hatte *).

So hatten Eifersucht, Unklugheit und Schwäche die Freiheit, die sie gegen zufällige Eingriffe verwandter, geistlicher Macht zu schützen sich berufen glaubten, für immer an eine fremde, noch gewaltigere Hand überantwortet! Die Sanction von Bourges, das eigentliche Werk der französischen Prälaten und Doctoren, hatte den Uebergang zu dem nachmals so mit Wehklagen aufgenommenem Concordate Papst Leo X., mit König Franz I., nicht blos angebahnt, sondern selbst nothwendig gemacht. Es lag im Interesse Roms und der Kirche, eine Macht, welche nun einmal unvermeidlich praktisch ausgeübt wurde, wenigstens durch Concessionen auf eine rechtliche Basis zurückzuführen, und den letzten Rest der Suprematie dadurch aufrecht zu erhalten. Das Concordat Franz I. bildete die Grundlage des neuen Napoleonischen, und nimmt darum unsere nähere Berücksichtigung mit Recht in Anspruch **).

Durch zwei Bullen vom 17. September und 10. December 1516 wurde auf Antrag des Königs die pragmatische Sanction abgeschafft (à laquelle le roy Françoys a voullu renoncer de franc et prompt couraige). Dem jedesmaligen König von Frankreich (au roy de France *qui lors sera*) wird das Recht zugestanden, die Bischöfe des Reiches zu ernennen. Der Papst behält sich die canonische Institution mit vorausgehender Bestätigung unmittelbar selbst vor. Zu einem Bisthume kann der König jeden Cleriker ernennen, der sieben und zwanzig Jahre alt, Doctor der beiden Rechte oder auch nur des Einen, und Licentiat oder Magister der Theologie ist, und die erforderlichen canonischen Eigenschaften besitzt (en toutes aultres choses ydoyne). Die Promotion desselben muß an einer anerkannten Universität geschehen seyn (promeu en université fameux). Ist der Ernannte nicht also befähigt, so weist der Papst ihn ab, und der König hat innerhalb drei Monaten, vom Datum der Recusation, ein anderes Subject vorzuschlagen; erscheint auch dieses als untauglich, so devolvirt die Ernennung an den römischen Stuhl.

---

*) Electiones capitulorum ambitu fiebant, eisque persaepe vim inferebant Regum preces a Pragmatica Sanctione approbatae. Adeo ut Guilielmus Benedicti, celeberrimus illa aetate jurisconsultus, affirmet preces illas habuisse et habere debuisse vim imperii apud Canonicos electores (de Marca de concord. T. V. c. 9. n. 13.)

**) Text des Concordates, herausgegeben bei Baucé in Paris 1817; auszugsweise nach Original-Handschriften in Artaud histoire des Pape Pie VII. T. I. p. 108.

Außer diesen Hauptbestimmungen enthält die Bulle des Concordates einige minder wichtige Clauseln. Einmal im Laufe seines Pontificates darf jeder Papst einen Candidaten **in forma mandati** für ein Bisthum in Frankreich und der Dauphiné ernennen; ein dreijähriger, unangefochtener Besitz einer Prälatur und Dignität, die nicht gewaltsam oder verbrecherisch erlangt wurde, gilt als friedlicher Besitz (**possesseur paisible**); unzüchtige Cleriker werden suspendirt und sind aller kirchlichen Würden für immer unfähig; die Bischöfe aber sollen ihrerseits ermahnt seyn, Censuren und Interdicte nicht leichtsinnig und unverhörter Dinge zu verhängen (**de ne pas interdire légièr**). Die Annaten wurden vom Könige bestätigt.

Nicht leicht erregte eine kirchenrechtliche Acte so außerordentliche Opposition, als das Concordat Leo X. Ganz Frankreich war in Bewegung. Die Bischöfe, die sich das eigene Wegwerfen ihrer Rechte an den Hof und die Parlamente so gerne verziehen, protestirten in endlosen Provincial-Synoden, als habe Rom sie verrathen. Die Universitäten eiferten gegen den Einbruch in die canonischen Institutionen, sie, die doch selbst des Wassers genug zur Fluth getragen. Die Parlamente ihrerseits zankten über die Annaten. „Von jeher", so sprachen Episcopat und Universitäten, „habe in der Kirche wie Ein Glaube, so Ein Recht bestanden; die Einheit der abendländischen Christenheit sei in Gefahr, wenn jede Nation und jede Provinz ihr eigenes canonisches Recht gesondert haben wolle (sie vergaßen hierbei, daß sie durch den schon damals vielgebrauchten Titel: „„gallicanische Kirche"", selbst ein derartiges schiefes Element in ihr Bewußtseyn aufgenommen hatten); vor allem müsse die Gleichförmigkeit in der Kirchendisciplin mit den übrigen Nationen aufrecht erhalten werden". — So wurde, als die Frucht früherer leichtfertiger Bestrebungen zur Reife kam, dieselbe mit Schrecken zurückgewiesen, und jetzt erst auf Grundsätze zurückgegangen, welche leichter zu behaupten, als wieder zu gewinnen waren; ein treues Vorbild zu den Folgen der Declaration von 1682, die dem heutigen Episcopate Frankreichs das nämliche sind, was das Concordat Franz I. dem des sechszehnten Jahrhunderts. Die Aufregung war so groß, daß der Hof wirklich daran ging, die Bestimmungen des Concordats zu mildern.

Karl der Neunte versuchte durch das königliche Edict von Orleans ein Gleichgewicht zwischen Nominations- und Wahlrechten herzustellen. Es sollten nach diesem Edicte die Erzbischöfe von den Bischöfen der Provinz, im Vereine mit dem Kapitel der betreffenden Metropolitankirche, gewählt werden. Den Bischof wählen der Erzbischof mit den Consuffraganen und den Kanonikern der erledigten Kathedrale; außer diesen haben im Wahlcollegium, als Ausschuß des Adels und der Bürgerschaft des Bisthums, zwölf Adeliche und zwölf Patricier zu votiren. Die Wähler bringen dann drei sonst canonisch qualificirte Candidaten in Antrag, aus

denen der König die ihm genehmste Person erkürt und zum Bischofe ernennt. Eine so abentheuerliche Combination, wie diese Wahlreform von den gleichzeitigen Juristen angesehen wurde, konnte unmöglich im praktischen Leben sich erhalten. Noch Karl IX. widerrief das Orleans'sche Edict durch die Ordonance von Blois, und die Ausübung des Concordates Franz I. fand immer geringern Widerstand. Gleichwohl dauerten in vielen Diöcesen Frankreichs die um Aufhebung des Concordates damals eingeführten Gebete bis auf die Revolutionszeit fort. Die Decrete des Concils von Trient brachten keine Veränderung in der Stipulation zwischen Staat und Kirche, indem sich dieselben in Bezug auf Wiederbesetzung erledigter Kathedralen und Prälaturen einzig über die canonischen Eigenschaften der Consecranden, nicht aber über Art und Form der Erhebung bestimmend aussprachen *).

Es war geschehen. Die gallicanische Kirche, so stolz auf ihren Ruhm, wie ihre Privilegien, hatte unter allen Kirchen des Abendlandes am frühesten und vollendetsten die canonische Wahlfreiheit eingebüßt, während Deutschland durch das Concordat von 1448 und durch kaiserliche Briefe dieselbe für alle Bisthümer, Abteien und Priorate aufs neue bestätigt erhielt. Selbst die griechische Kirche rettete aus den namenlosen Leiden der Türkenherrschaft, diesen letzten Nerv ihrer hierarchischen Ordnung. Muhammed II. gab dem Patriarchen von Konstantinopel die Wahlrechte und die Unabhängigkeit der Synoden mit der Großmuth eines glücklichen Eroberers zurück. Wenn nun in einem spätern Jahrhunderte der gallicanische Clerus jene ungeheuere, aber selbst verschuldete Einbuße an seinen ältern Rechten durch Declarationen von Freiheiten und Privilegien gegen die Autorität des heiligen Stuhles zu ersetzen wähnte, so verfing er sich damit in die Schlingen einer unheilvollen Verblendung. Die vier Artikel von 1682, welche Bossuet und Fleury als den Ruhm ihrer Kirche vertheidigten, sind im neunzehnten Jahrhunderte der Stachel im Herzen der wahren Freunde der katholischen Kirche; im Munde ihrer gallsüchtigen Gegner, auf den Lippen eines Isambert und Dupin aber heißen sie gerade heute noch: „Das Palladium der Religion, des Thrones und der Nationalität!" —

Doch kehren wir nun zu Napoleon und seinem Concordate zurück.

Vielfach war in den Conferenzen zu Rom und Paris das Concordat Franz I. zu Rathe gezogen worden. Eine Vergleichung desselben mit dem Napoleonischen überzeugt uns in der That, wie bestimmend es auf die Stipulation von 1801 eingewirkt habe. Wir wählen indeß aus den sieb-

*) Conc. Trid. sess. XXII. de reform. c. 3. sess. XXIV. de ref. c. 1.

hn Artikeln des Concordates hier nur diejenigen aus, auf welche die chtsfragen der Gegenwart sich unmittelbar basiren.

Die Revolution hatte das **ancien régime** auch im Clerus bis auf inge Spuren von Grund aus umgeworfen und die einstigen Würdenträ- der französischen Kirche theils dem heiligen Stuhle (constitutioneller rus), theils der Republik (Emigranten) gegenüber in schweres Mißver- ltniß gesetzt. Aus diesem Grunde und auf Anbringen der republikanischen gierung gab Pius VII. mit betrübtem Herzen das bisher Unerhörte zu. r Artikel 2 löste den alten Diöcesanverband auf, und ordnete durch den pstlichen Stuhl, im Einklange mit dem Gouvernement, eine neue Cir- nscription der französischen Diöcesen an. Die Rechte der gestürzten nastie erbten auf das Consulat. Der erste Consul der Republik er- nnt für dieses Mal, wie für alle Zukunft, die Erzbischöfe und Bischöfe Reiches; der Papst ertheilt, wie früher, die canonische Institution rt. 3. 4.). Die Bischöfe können ein Kapitel an ihrer Kathe- ale haben und ein Seminar, ohne daß die Regierung verbunden ist, e zu dotiren (Art. 11). Stiftungen zu Gunsten der Kirchen werden lattet (Art. 15). Die Bischöfe nehmen eine neue Umschreibung der farreien ihrer Diöcesen vor und ernennen auf dieselben; das Gou- nement behält sich die Genehmigung vor *). Den Pfarrern und Bischö- , deren Pfarreien und Diöcesen in der Circumscription begriffen sind, ert die Regierung ein entsprechendes Auskommen (**traitement conve- ble**) zu (Art. 14).

Dieß sind die Hauptparagraphen einer Acte, welche eine neue Epoche der Geschichte der Kirche Frankreichs bedingt. Rom hatte für den Frie- der Gläubigen und die Herstellung der Religion in den weiten Gebie- , die Napoleon nach Kurzem „seine Staaten" nannte, das Aeußerste han. Es hatte, wie der Papst in einer merkwürdigen Note vom 30. vember 1801 sich ausdrückt, Alles zugegeben, was nicht geradezu un- glich war, und das Wesen des vom Herrn anvertrauten Glaubenspfan- verletzte **). Indeß den machiavellistischen Lenkern der jungen Republik ügten diese heroischen Opfer nicht. Durch eine kühne Treulosigkeit ganz

*) Art. 9. Les évêques feront une nouvelle *circonscription* des *paroisses* de leurs diocèses, qui n'aura d'effet qu'après le consentement du gouvernement. — Art. 10. *Les evêques nommeront aux cures.*

**) Sa Sainteté, ferme dans le projet de faire en ce cas extraordinaire, pour assurer l'avantage de la religion et pour être agréable au premier consul, *tout ce que ne lui est pas impossible*, s'est déterminée à transgresser des règles si universelles etc.

eigenthümlicher Art sollten die Zugeständnisse, welche Rom dem Staate gegeben, in Ungebühr ausgedehnt werden, um, nach Entfernung aller Verwahrungsmittel, die gallicanische Kirche zur wehrlosen Sklavin der Kabinetsjustiz und Bureaukratie zu machen. Trotz aller Einsprache des römischen Stuhles wurden mehrere constitutionelle Bischöfe und Priester auf Bisthümer ernannt; neun Monate verzögerte sich die Publication des Concordates, bis sie endlich am 12. April 1802 erfolgte, aber von Napoleons organischen Artikeln begleitet.

Der Geist, der diese organischen Artikel eingab, die Tendenz, welche selben innewohnte, beides ist Niemanden mehr fremd, der nur einigermaßen die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts durchforscht hat. Die Religions-Edicte Kaiser Joseph II., Napoleons organische Artikel, die den verschiedenen Landrechten größerer und kleinerer europäischer Staaten von nun an stets angehängten Beilagen und Ordonnanzen über das Recht des Staates circa sacra; sie alle athmen Einen Geist, bilden Eine Familie, deren Urstamm bis weit an die Wiege der atheistischen Politik zurückgeht. In Frankreich war den Grundsätzen der absoluten Souveränität des Staates, wie wir schon oben es dargelegt haben, auf mehrfache Weise vorgearbeitet worden.

Ein ganz enger und folgerichtiger Zusammenhang der gallicanischen Freiheiten mit den organischen Artikeln kann nimmer geleugnet werden. Unter andern spricht eine Depesche des Cultministers M. Portalis an den Kaiser, als Rapport über die Reclamationen und Forderungen Pius VII. gegen die dem Concordate angehängten Erlasse, diese Wahrheit mit aller nur wünschenswerthesten Bündigkeit aus. *)

So traf der Schlag, mit welchem, wie Matthieu Petitdidier sich ausdrückt, Frankreich den Papst an seiner empfindlichsten Seite (les parties les plus sensibles) hatte treffen wollen, mit aller Schwere auf die gallicanische Kirche selbst zurück. Ein mahnendes Beispiel für die Hierarchie in alle Zeit, wenn es noch einmal sie gelüsten sollte, ohne den Felsengrund Petri sich ein gesondertes Haus zu bauen!

Jenen Tendenzen von 1682 hatte der Jansenismus zu Einem Werke, zur Zerstörung nämlich der Unabhängigkeit geistlicher Autorität, die Bruderhand geboten. Der Streit der Appellanten riß zu den gefährlich-

*) „Il se n'agissait de rien moins que d'attaquer les quartre articles de l'assemblée du Clergé de France en 1682, et de renverser toute la sage économie des articles organiques qui n'ont fait *que rappéler nos franchises et nos libertés*.“ (Rapport du M. Portalis à l'Empr. Janv. 1805.)

[redacted]

sten Grundsätzen fort und der kalte Hohn des schroffen Jansenismus kochte sie zu Gift gegen Rom. Durch Apostaten wie Lanjuinais wurde dann mittelst des den Jansenisten so nahe verwandten Calvinismus die Brücke zu dem Ingrimme der Encyklopädisten gegen Kirche und christliche Ordnung vermittelt, und so hatten die Urheber der organischen Artikel in der That sich keineswegs über Mangel an Lehrmeistern, weder an Theologen, noch an Philosophen, zu beklagen. Bernier, damals Pfarrer, dann später Bischof von Orleans (derselbe, welchen der damalige Kur-Erzkanzler des heiligen römischen Reiches zum Legaten a latere für Deutschland begehrte) war als Kanonist sachkundiger Redakteur der napoleonischen Artikel.

Nicht mit Unrecht wird nun behauptet, daß vorzüglich diesen Edikten der weltlichen Macht und keineswegs dem Conkordate Pius VII. die Umgestaltung der innern kirchlichen Zustände, jene Form der jetzigen hierarchischen Ordnung in der französischen Kirche zugeschrieben werden müsse, welche, wie wir bald sehen werden, dieselbe allerdings als eine höchst außergewöhnliche und von der canonischen Verfassung aller übrigen Kirchen des Abendlandes in sehr wichtigen Punkten verschiedene charakterisirt. —

Das Religions-Edikt unter dem Namen „Articles organiques de la convention du 26 messidor an IX“ umfaßt in vier Titeln, die wieder in Sectionen zerfallen, die Beziehungen des Staates zum Real- und Personal-Rechte der Kirche. Die Paragraphen des Titel I „über die allgemeinen Beziehungen der Kirche zu den Rechten und der Polizei des Staates“ zeigen in der klarsten Fassung die Bestimmung, jede freie Bewegung der Kirche nach ihrem eigenthümlichen Organismus für immer unmöglich, dagegen deren gesammtes Leben vom absoluten Willen des Staates abhängig zu machen.

Keine Bullen oder Breven des heiligen Stuhles dürfen veröffentlicht werden, ohne Autorisation der Regierung. Kein Nuntius oder wer sonst in ähnlicher Art als apostolischer Kommissär in Frankreich erschiene, kann Functionen in Angelegenheiten der gallicanischen Kirche ausüben ohne dieselbe Genehmhaltung des Staates. Die Beschlüsse auswärtiger Synoden, selbst die allgemeiner Concilien können nicht publicirt werden, ohne daß die Regierung sie einer Prüfung unterworfen habe.*) (Art. 1, 2, 3). — So sorgte denn

*) Es lohnt der Mühe, den Paragraph selbst kennen zu lernen: Les decrets des synodes étrangers, mêmes ceux des conciles généraux, ne pourront être publiés en France avant que le gouvernement en ait examiné la

unerwartet der napoleonische Staat für die Unabhängigkeit der gallicanischen Kirche vom apostolischen Stuhle auf die gründlichste und nachhaltigste Weise. Aber auch auf die innere Friedigung und Ruhe derselben Kirche hat die neue Gesetzgebung Bedacht genommen. „Kein National- oder Metropolitan-Concil, keine Diöcesan-Synode, keine berathende Versammlung findet Statt ohne Erlaubniß der Regierung (Art. 4);" dagegen gilt fast für alle nur möglichen Fälle der kirchlichen Gerichtspflege als einziger Appellhof der „Recours an den Staatsrath," freilich nur *au Cas d'abus!* (Art. 6). — Der zweite Titel umfaßt des Nähern das Personal-Recht (**des Ministres**) und gerade in ihm liegt das meiste Material zu den weitschichtigen, aber ernsten Streitfragen, welche gegenwärtig im Clerus von Frankreich verhandelt werden. Wir halten uns vorerst an die allgemeinen Bestimmungen, nur mit Andeutung der bezüglichen Folgerungen uns begnügend. „Der katholische Cult findet seine Ausübung unter Leitung der Erzbischöfe und Bischöfe in den Diöcesen und der **Pfarrer** (curés) in ihren **Pfarreien** (paroisses) (Art. 9)." Die Erzbischöfe und Bischöfe **können** mit Genehmigung der Regierung in ihren Kathedralen Kapitel und Seminarien errichten." (Art. 9, 10). Wie umgestaltend dieser Artikel auf die frühere Diöcesan-Verfassung eingewirkt habe, werden wir später erörtern. Die kirchliche Jurisdiction, welche sonst in der Officialité, dem geistlichen Rathskollegium des Bischofs, sich beschloß, fällt unmittelbar an den Bischof anheim, „der sich zwei, als Erzbischof drei Generalvicare ernennen kann." *) (Art. 21). „Alle übrigen geistlichen Institute sind unterdrückt" (Art. 11). Diese einfache Formel hob das gesammte *ancien régime* der kirchlichen Rechtspflege, die canonische Proceßform, den Zug der Instanzen in Appellationen u. s. w. mit einem Male auf. Vollkommen gegen das canonische Recht, wie gegen alle gesunden Begriffe von geistlicher Jurisdiction dehnt Art. 36 die „Jurisdiction der General-Vikare auch nach dem Tode ihres Ordinarius bis zum Eintreten des Successors" aus — eine Bestimmung, die nach schwierigen Unterhand-

---

forme, leur conformité avec les lois, droits et franchises de la République francaise etc.

*) Dazu die Clausel: „il les choisiront parmi les prêtres ayant les qualités requises pour être evéques." Die Zahl der Generalvicare wird nicht so genau beschränkt; Msgr. Affre von Paris hat gewöhnlich für die laufenden Geschäfte 12 Generalvicare.

ungen erst durch ein Decret vom 28. Februar 1810 abgeändert wurde. Während der Sedisvacanz versieht der Metropolit oder in dessen Ermanglung der Senior der Suffraganen die Leitung in der erledigten Diöcese (Art. 36).

Die Umgestaltung, die über den Kreis des höhern Klerus hin sich erstreckte, sollte auch den untergeordneten, den Pfarr- und Seelsorgs-Klerus treffen. Die organischen Artikel wollen in jedem „Friedensgerichte" mindestens „Eine Pfarrei" etabliren (Art. 60); die übrige Zahl der Pfarreien sollen als Succursalen durch „Hülfsgeistliche (desservans)" versehen werden (Art. 31). Darauf begründet sich der merkwürdige Unterschied zwischen den Kantons-Pfarrern und Hülfs-Pfarrern, deren nähere Rechtsverhältnisse wir dann später ausführlicher erörtern werden. Nach den organischen Artikeln kömmt die Ernennung der Pfarrer dem Bischofe zu, und diese stehen unmittelbar unter seinem Befehle; dagegen üben die Desservans ihr Amt unter der Oberaufsicht der Kantons-Pfarrer." *) Desservans werden ebenso wie die Vicare (Kapläne) vom Bischofe approbirt und sind durch ihn zu amoviren" (Art. 31). Da nach dem vierten Titel „über die Circumscription der Diöcesen und Pfarreien und der Kirchenfabrik" von den Subsistenzmitteln des Klerus nur insofern die Rede ist, als sie in activem Dienste sich befinden, so hat die Vollmacht des Widerrufes, welche sowohl Translation als Deposition einschließt, allerdings die ausgedehnteste Wirkung auf das materielle Weh und Wohl des Desservant. Heute im Genusse eines sicheren Jahres-Gehaltes, beherbergt im wohlerhaltnen Pfarrhause, kann er morgen durch ein Mandat des Bischofes oder Generalvicars, das ihm ohne Motive beizufügen, einfach seine Entlassung ankündigt, wie auf die offene Straße mit der Aussicht auf das Loos des Bettlers gesetzt seyn. Die Institution des königlichen oder bischöflichen Tischtitels ist als Recht mit der Einführung der neuen Ordnung untergegangen. Daß dieß die betrübendste Seite in dem jetzigen kirchlichen Regime Frankreichs sei, wird auch von den entschiedensten Vertheidigern des Etat actuel der bischöflichen Gerechtsamen wie Boyen und Richandeau zugestanden; die Gründe aber, welche zur Milderung dieses Verfahrens beigebracht werden, zerfallen vor der Strenge, mit welcher das canonische Recht jeder Zeit die Würde des Priesters vor Entehrung geschützt hat. Wir werden nicht ermangeln, in der Folge uns weiter über den Ge-

*) Art. 30. Les curés séront immediament soumis aux evêques dans l'exercise de leur fonctions. Art. 31. Les desservans exerceront leur ministère sous la surveillance et la direction de curés.

genstand zu verbreiten. Aus der Skizze, welche wir so eben entworfen, läßt sich aber vor aller tieferen Untersuchung auf den ersten Blick ermessen, wie sehr die kirchliche Verfassung der gallicanischen Kirche unter dem Einflusse der organischen Artikel gelitten habe. Wir sagen mit gutem Bedachte, gelitten — denn, um schon jetzt unsere innigste und gegründetste Ueberzeugung auszusprechen, wir glauben nimmer, daß ein wahres Heil der Kirche Frankreichs und ein gesicherter Fortbestand ihrer Rechte und ächten Freiheiten aus dem starren Festhalten an einem durch fremde Gewalt der Kirche aufgedrungenen Verfassungs-Systeme, für fernere Zukunft erwartet werden könne. Lacordaire hat in seiner treffenden Weise dieß System „eine Vergiftung der Kirche in den organischen Artikeln“ genannt!

Ehe wir jedoch auf eine weitere Skizze der in den organischen Artikeln gegründeten einzelnen Rechtsfragen eingehen, dürfte die Beantwortung von zwei Vorfragen a) was wollte Napoleon durch die organischen Artikel als Staatszweck erreichen, und b) welche Aufnahme erfuhren dieselben beim römischen Stuhle, als etwaige Basis ihrer Rechtsgültigkeit, ein helles Licht auf Alles noch zu Erörternde werfen.

Man hatte am 8. April 1802 das Concordat Pius VII. unmittelbar mit den organischen Artikeln publicirt, um die Idioten glauben zu machen, das Ganze sei aus Einem Gusse Folge der Stipulationen mit Rom; den näher Eingeweihten aber zum sprechendsten Zeugniß, daß eine andere Macht sich nicht mehr blos neben, sondern ungescheut über der bis jetzt als höchsten verehrten Autorität auf Erden sich geltend mache. Der Geist des Despotismus hatte den Geist der Revolution überlebt, und täuschend ließ er sich zuvor von den Repräsentanten der Republik die wehrlose Kirche ausliefern, um dann auch den Staat mit seinen eisernen Armen zu umklammern. Wir haben im Allgemeinen diese absoluten Tendenzen in ihrem historischen Fortschritte kennen gelernt; um speciell Buonapartes Ideen zu durchschauen, genügt es, einige charaktervolle Berichte der Zeitgenossen zu vernehmen.

In der Sitzung des gesetzgebenden Corps vom 15. Germinal d. J. X. (5. April 1802) sprach der Cultminister Portalis buchstäblich folgendermaßen sich aus: „Durch die organischen Artikel der Culte beschwichtigt man alle Aufregung, endet alle Ungewißheit, hilft man jedem Uebelstande, unterdrückt alleBöswilligkeit; man schließt alle Herzen zusammen, man unterjocht die Gewissen selbst“ (on subjugue les consciences mêmes).“ Was diese letzte Phrase bedeute, erklärt uns Jauffert, der Secretär des Ministers Portalis, offenherziger. Napoleon, sagt er, wollte, daß die unermeßlich größere Mehrheit des Klerus in einer Lage sei, die ihm gestattete, sie zu beseitigen, wenn

politische Interessen es forderten." In der Hand des obersten Chefs des Staates war durch das Concordat das Besetzungsrecht auf alle Bisthümer des Reiches; neben nur dreitausend Kantons-Pfarrern, die allein in sechzig Diöcesen noch canonische Rechte besaßen, waren und sind aber gegen dreißigtausend Desservants, vor dem Staate wenigstens ganz unbedingt rechtlos der freien Verfügung, wir dürfen in diesem Zusammenhange sagen, der Willkür der vom Staats-Oberhaupte ernannten Prälaten anheimgegeben, mithin consequent gehandelt, die kirchliche Existenz der Mehrzahl des Klerus, ohne Form und Recht, in letzter Instanz von dem Chef des Staates abhängig. Das ist militärische, aber nicht kirchliche Verfassung. *) Die Waffe der neuen Kirchendisciplin, welche Napoleon zum erstenmale durch das Concil von Fontainebleau gegen den Papst in Thätigkeit setzte, wenn gleich von höherer Hand aufgehalten nicht mit dem gewünschten Erfolge, liegt noch blank und scharf in den Arsenalen der Staatsgesetze; nur der Heros mangelt, sie aufs Neue zur Verwundung der Kirche zu schwingen. **)

Sind wir über die erste unserer Vorfragen nun im Klaren, so erscheint die zweite, noch wichtigere, über das Verhältniß Rom's zur neuen Disciplin der organischen Artikel allerdings schwieriger zu lösen. Gewiß und durch die unbestreitbarsten diplomatischen und historischen Urkunden erwiesen bleibt es, daß Rom in der Beifügung der Artikel zum Concordat geradezu einen Umsturz dieses so feierlichen Vertrages selbst und ein treuloses Einschmuggeln von Neuerungen erkannte, welche der heilige Stuhl nie gewußt und nie gebilligt hatte. Die Protestationen des Oberhauptes der Kirche gegen die organischen Artikel begannen daher bereits sechs Wochen nach deren Publication und ziehen sich durch alle Unterhandlungen bis auf das neue Concordat der Restauration fort. — Es frägt sich hiebei nur, ob die päpstliche Autorität die organischen Artikel als solche oder nur einzelne aus denselben durch ausdrückliche Reprobation ihrer gesetzlichen Gültigkeit entkleidet habe? Die dem gegenwärtigen Zustande der Dinge befreundeten französischen Canonisten wie Lequeux, Bouvier und Richaudeau nehmen unbedingt das Letztere an; wogegen ihre zahlreichen

---

*) Pacca bemerkte in selbem Sinne zu Pius: „Der erste Consul betrachtet Euere Heiligkeit als den Generalissimus seiner Priesterarmee (le son armée presbyterienne), die Kardinal-Erzbischöfe als Brigade-Chefs und Divisionsgenerale ꝛc." (Pacca mém. T. I.)

**) Schon im Jänner 1811 hatte eine von Napoleon insinuirte Depesche an den gefangenen Papst versichert: „que Sa Majesté est assez *puissante* pour faire ce qu'ont fait ses prédecesseurs et *deposer un Pape*."

Antagonisten den organischen Artikeln jeden Valor in der Kirche überhaupt absprechen. Leider sind die hieher gehörigen Actenstücke zu umfassend, um sie alle zur Bildung eines Urtheils dem Leser selbst zu unterstellen; wir wollen indeß dennoch, bevor wir eine Ueberzeugung aussprechen, einiges Bezeichnende anführen.

In einer Allocution an die Kardinäle am 24. Mai 1802 gehalten, und hervorgerufen durch die Schritte der französischen Republik gegen die Kirche beklagt sich Pius VII. laut und ernstlich über die Publikation von Artikeln, die man dem Concordate beigegeben, ohne daß der heilige Stuhl sie gekannt. Noch schärfer und deutlicher erklärt sich bald darauf eine Note des Cardinallegaten Caprara an Talleyrand, damals Minister des Aeußern, im speciellen Auftrage des Oberhauptes der Kirche erlassen. Wir theilen den Text dieses merkwürdigen Documentes im Auszuge mit. *) Aus Capraras Depesche läßt sich unbestreitbar wenigstens folgendes entnehmen, daß Rom erstens den Artikeln die Rechtsgültigkeit im Allgemeinen wegen Nichtcompetenz des Gesetzgebers, d. i. der weltlichen Macht, wie wegen Ueberschreitung und Widerspruch derselben gegen die Bestimmungen des Concordates abgesprochen habe; zweitens neben dem Allgemeinen die einzelnen Artikel noch besondern Recriminationen unterwerfen zu müssen glaubte.

Die Bezeichnung der organischen Artikel im Ganzen als Destruction des Concordates findet sich in mehreren Erlassen, welche unmittelbar vom Papste ausgingen. In dem berühmten Breve Pius VII. an den Kaiser

*) Mgr. je suis chargé de réclamer contre cette partie de la loi du 18 germinal, que l'on a designée sous le nom *d'articles organiques*. — La qualification qu'on donne à ces articles paraitrait d'abord supposer qu'ils ne sont pas que la suite naturelle et l'explication du concordat religieux. Cependant, il est de fait qu'ils n'ont point été concerté avec le saint Siège; qu'ils ont une extension plus grand que le concordat, et qu'ils etablissent en France un code ecclesiastique sans le concours du Saint-Siège. Comment sa Sainteté pourrait-elle *admêttre* n'ayant pas même invitée à les examines? Ce code a pour objet la doctrine, les moeurs, la *discipline* du Clergé, les droits et les devoirs des evêques, ceux de ministres inferieurs, leur relation avec le Saint-Siège et le mode d'exercice de leur jurisdiction. *Donc tout cela tient aux droits imprèscriptibles de l'Eglise.* Sa Sainteté n'a pu voir qu'avec extrême douleur qu'en negligeant de suivre ces principes, la puissance civil a voulu regler, decider, transformer en loi des articles qui intéressent essentiellement les moeurs, la discipline, les droits, l'instruction et la jurisdiction ecclesiastique. — *Que sera-ce si nous examinons chacun de ces articles en particulier?*

Napoleon vom 27. März 1808, wie in seiner Instruktion an die Bischöfe Italiens vom selben Jahre nennt er sie unumwunden: **Les lois organiques destructives du Concordat.** Wer die Formen des römischen Curialstyles in ihrer vollen Bedeutung kennt, wird das Gewicht der Ausdrücke „**condemnat expresse et reprobat**“ nicht zu gering anschlagen. Und gerade diese Terminen gebraucht die Erklärung, welche im Namen des heiligen Vaters, Kardinal Pacca an den französischen Minister-Residenten wie an das gesammte diplomatische Korps in Betreff der organischen Artikel erließ, zu einer Stunde, wo die Schaar der fränkischen Häscher bereits zur Gefangennehmung des Papstes gerüstet stand. „**Le saint Père déclare n'avoir pas connu les dites lois et les condamna expressement. Quoiqu'on ait voulu accrediter les articles organiques, comme faisant partie du concordat, en le publiant conjointement et sous la même date, ces articles, malgré cela, ont toujours *été reprouvées et condamnées par le Saint-Père.***“ Sollten diese wenigen, aber diplomatisch gesicherten Erweise nicht genügen, auch den Widerstrebendsten zu überzeugen, daß die organischen Artikel im Ganzen und Allgemeinen ausdrücklich vom Oberhaupte der Kirche verurtheilt, durchaus keine positive Rechtsgültigkeit besitzen, und wenn sie noch de facto bestehen, von der Kirche nur aus Noth der Umstände tolerirt werden, nie und nimmer aber unter irgend einer Form von Präscription oder Autorisation anerkannt worden seyen?

Es war aber nicht der Papst allein, welcher gegen die organischen Artikel reclamirte; auch der Klerus Frankreichs betrachtete dieselben als ein unrechtmäßig aufgebürdetes Joch. Ein Erheben des Episcopates zum Schutze des Rechtes war unter Napoleons Scepter aus klaren Gründen nicht denkbar. Mit dankbarer Freude begrüßte daher der französische Klerus den Artikel 3 der neuen Convention von 1817, zwischen Pius VII. und Ludwig XVIII. geschlossen, welcher die organischen Artikel abrogirte, insoweit sie der Lehre und den Gesetzen der Kirche entgegen sind. *) Der Artikel 1 aber hatte den Stand der kirchlichen Verfassung nach dem Concordat, Leo X. und Franz I. für die neue Convention zu Grunde gelegt (**Le Concordat passé entre le Souverain Pontife Leo X. et le roi de France François I. est retabli**). Alle durch die dem napoleonischen Concordate beigefügte Bulle unterdrückten bischöflichen Sitze sollen wieder hergestellt und durch neue Circumscription die Gränzen

---

*) „Les articles dits organiques qui furent fait *a l'insu* de sa Saintété et publiés *sans son aveu*, sont abrogés en ce qu'ils ont de contraire à la doctrine et aux lois de l'Eglise.“ (Convent. de 1817. Art. 3.)

zwischen den ältern und jüngern Bisthümern ausgemittelt werden. Die Zahl der Bisthümer sollte mithin von 50 auf 130 erhöht und deren Dotation auf Grundbesitz radicirt werden.

Bekanntlich fand die Ausführung der neuen Convention an den Kammern von $18\frac{17}{18}$ einen unüberwindlichen Widerstand. Die kaum erblühten Hoffnungen entschwanden, und bereits am 30. Mai 1819 legte der gesammte Episcopat Frankreichs, die Kardinal-Erzbischöfe an der Spitze, durch eine Collectiv-Eingabe ihre wehmüthigen Klagen vor dem Throne des Papstes nieder. Nachdem jene Denkschrift bereits mit in den Streit über die Fragen der Gegenwart gezogen wurde, so ist uns nothwendig, die hieher gehörigen Sätze derselben richtig aufzufassen. Kurz, aber erhebend, sagen die Bischöfe, sei die Freude über das neue Concordat unter allem Clerus gewesen; eine glückliche Zukunft habe sich der Kirche dargeboten. „Die alten Bande zwischen Frankreich und dem heiligen Stuhle seyen von Neuem fest geknüpft geworden. Die Artikel, welche der Lehre und den Gesetzen der Kirche entgegen, ohne Wissen des heiligen Vaters verfaßt, und ohne sein Gutheißen veröffentlicht worden, seyen abgeschafft worden." *) Doch diese tröstenden Hoffnungen lagen zernichtet, fährt die Denkschrift fort, durch den Widerspruch, der ringsher gegen das neue Concordat sich erhoben, und der Zustand der Kirche Frankreichs gestalte sich darum von Tag zu Tag bejammernswerther. Anstatt dieser Kirche eine feste und entsprechende Gestaltung (**un état ferme et convenable**) zu gewähren, lasse man sie in einem provisorischen Zustande, derselbe wenn nicht am Rande des Unterganges, doch immer in einer peinlichen und demüthigenden Ungewißheit halte unter dem Joche jener organischen Artikel, welche dem Glauben und dem Gesetze der Kirche zuwider seyen, gegen die der heilige Stuhl so oft reclamirte, deren Abschaffung im letzten Concordate stipulirt worden. —

Indeß dauert der provisorische, ungewisse Zustand der Kirchenangelegenheiten Frankreichs bis zur Stunde fort, auf einer Basis, die alles kirchenrechtlichen Valors vollkommen ermangelt, noch mühsam festgehalten. Vor dem strengen canonischen Recht vermag daher keine einzige blos durch die organischen Artikel eingeführte Institution in der Kirche eine legale Existenz nachzuweisen; weder das Gewohnheitsrecht noch der stillschweigende Consens können nach den gegebenen Aufschlüssen hiefür angerufen werden. Wollte man aber excipiren, es habe nach Art. 3 des Concordates von

*) „Les articles *contraires à la doctrine et aux lois ecclesiastiques*, qui avaient été faits *à l'insu* de Votre Saintété et publiés *sans son aveu*, *sont abrogés*.

[redacted]

1817 der Papst nur jene aus den organischen Artikeln reprobirt, welche dem Glauben und den Gesetzen der Kirche entgegen seyen, so kann mit gutem Fuge unter Beziehung auf die oben angeführten diplomatischen Beweise von 1802 bis 1808 replicirt werden: Nicht die einzelnen Artikel allein seyen der Abrogation anheimgefallen, weil den Gesetzen der Kirche zuwider, sondern indirekt seyen alle verurtheilt aus dem Gebrechen der Incompetenz. Das hat der Papst deutlich genug durch die Ausdrücke „faits à son insu" und „publiés sans son aveu" bezeichnet. Es war gegen das Gesetz der Kirche, daß die Regierung sich anmaßte, der Kirche organische Gesetze zu geben. **Constitutio Laicorum ecclesiam non adstringit.**

Würde aber dennoch die Frage aufgeworfen werden müssen, welche einzelne unter den Artikeln Napoleons als der kirchlichen Ordnung zuwider zu erachten seyen, so gibt der Art. 1 des Concordates von 1817 die gesicherte Norm an die Hand. Alles, was an der durch den doppelseitigen Vertrag des Staates und der Kirche unter Leo X. garantirten Disciplin durch Neuerungen außer dem Concordate Pius VII. geändert worden ist, ist wesentlich **widerrechtlich** eingeführt, und besitzt auch in seiner jetzigen Existenz keine Legalisation durch etwa nachfolgende Zugeständnisse oder Praescriptionen.

Ist damit, wie uns dünkt, unwidersprechlich nachgewiesen, daß der jetzige Zustand der Disciplin und des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat in Frankreich vor dem Forum des canonischen Rechtes sich nie legitimiren könne, so ist uns gestattet, noch einen Schritt weiter zu gehen, um auch den Mangel einer staatsrechtlichen Grundlage an dieser Gestaltung geistlicher Verfassung darzuthun. Die Charte nämlich von 1830, das Staats-Grundgesetz des gegenwärtigen Frankreichs, hat das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, wie es die Constitution von 1814 festgestellt, in den wesentlichsten Punkten geändert. War in der Verfassung von 1814 noch die römisch-katholische Kirche als Staats-Religion proclamirt, so wurde dieser Artikel durch die neue Charte unterdrückt und volle Religionsfreiheit mit absoluter Gleichheit und Schutzrechten statuirt. *) Die Kirche ging dadurch ihrer Würde, ihrer Suprematie neben der Krone verlustig; allein diese Einbuße der hohen Stellung, welche wie wir gesehen oft mit zu kostbaren Opfern gewahrt werden mußte, schien durch die vollkommenste Unabhängigkeit und Freiheit ersetzt. Mit allen übrigen Kirchengemeinschaften, mit den Secten, mit den Juden

---

*) Art. 5. Chacun professe sa religion avec une égale liberté, et obtient pour son culte la même protection.

und den philosophischen Schulen in Bezug auf Anordnung, Uebung und Wahrung ihrer eigenthümlichen Institutionen gleichgestellt, sollte die katholische Kirche von jeder Einmischung der Staatsgewalt von nun an gleich jenen genannten Corporationen sich nach eigenen Gesetzen in vollster Unabhängigkeit regieren. So war nach dem Sinne der Charte von 1830 das gesammte frühere Verhältniß der Kirche zum Staate aufgehoben, und auf ein völlig neues Princip eine andere Ordnung der Dinge gegründet.

Und dennoch sehen wir trotz aller zugeschwornen Freiheit die Kirche Frankreichs vom Staate sklavisch gekettet, wie kaum unter der absolutistischen Autokratie. Die Kirche, welcher durch die Charte volle Unabhängigkeit gewährt ist, steht unter einem Cultminister, der morgen, wenn ihr wollt, ein Jude oder Atheist seyn kann, der aber dennoch die christ-katholischen Bisthümer nach seinem Ermessen besetzt, bei dem die Bestätigung für alle kirchlichen Dignitäten eingeholt werden muß. Ein Staat, der sich ausdrücklich aller religiösen Principe entäußert hat, usurpirt die Befugnisse eines obersten Gerichtshofes in Sachen des Klerus; fällt in geheimen Tribunalen Urtheil und Straffentenzen über geistliche Acte der Bischöfe und Priester, nach Gesetzen, welche die Kirche nicht kennt oder wie Henrions Strafgesetzbuch längst geradezu condemnirt hat; eine Commission des Staatsrathes richtet ohne Anwalt des Beklagten und straft Eingriffe in Rechte, welche dem heutigen französischen Staatswesen so wenig eigen sind, wie die Feudalrechte eines normännischen Barons einem Ritter der Ehrenlegion. Wer sollte nicht staunen, eben jetzt den Erzbischof von Lyon vom Staatsrathe Louis Philipps wegen Nichtachtung der gallicanischen Artikel condemnirt zu sehen? Während nach der Charte von 1830 die Wortsdiener der reformirten Gemeinden, wann und wo sie wollen, zur Berathung ihrer kirchlichen Angelegenheiten sich versammeln, ertheilt der Cultminister dem Erzbischofe von Paris officielle Verweise, daß er gegen den §. 4 der organischen Artikel es gewagt, eine von fünf Bischöfen unterzeichnete Collectiv-Eingabe, ohne Autorisation der Regierung, einzureichen. Der Kampf um die Freiheit des Unterrichtes hat die Theilnahme der gesammten, gebildeten Welt auf sich gezogen; er ist in umfassender Bedeutung ein Kampf der Kirche gegen die illegitime Knechtung durch den Staat im Allgemeinen. Mit den Grundgesetzen von 1830 ist die Freiheit des Unterrichtes garantirt; mag auch erst der Zusatzartikel 67 ein Gesetz hierüber in Aussicht stellen, das noch nicht gegeben ward; das Principielle ersetzt die einzelnen Ordonnanzen.

Die Macht der Umstände hat bereits die entschiedensten Prälaten, einen Kardinal Bonald, die Bischöfe von Chartres, Rhodez und Langres zur Einsicht erhoben, daß die Freiheit des Unterrichtes nicht durch religiöse und philosophische Beweise als vernunftgemäß dargethan, noch weniger als

Gnade erflehet werden müsse; sie haben angefangen, dieselbe als Recht mit Berufung auf die Charte zu fordern, welche der Kirche volle Freiheit zusagt und auf welche Alle gleiche Ansprüche besitzen. *)

Wir nähern uns hier jenen, wie wir in der Einleitung erwähnt haben, mit der Unterrichtsfrage im Guten, wie im Schlimmen so nahe verknüpften Rechtshändeln im Innern des clericalischen Verbandes selbst; Streitfragen, über welche, soweit uns bekannt, bis jetzt weder ein politisches, noch religiöses deutsches Journal gründliche Erörterung gegeben hat. Die gegenwärtige Gestalt der französischen Kirchendisciplin, abweichend, wie wir gesehen haben, von der aller übrigen Kirchen des Abendlandes, ist durchweg auf die organischen Artikel Napoleons basirt. Wir haben nachgewiesen, daß diesen Gesetzen weder eine canonische, noch eine staatsrechtliche Legitimität innewohne. Nach dem Geständnisse des französischen Episcopates ist daher die gegenwärtige Verfassung ihrer Kirchen eine provisorische, tolerirte, precäre und höchst gefährdete. In der Unterrichtsfrage hat der Episcopat angefangen, sich gegen die organischen Artikel zu erklären, und die garantirte Freiheit der Charte anzurufen; wird dieser Angriff auf halbem Wege stehen bleiben dürfen oder werden Frankreichs Bischöfe dem Beispiele ihrer hohen Mitbrüder in Belgien folgend, endlich die ganze und volle Freiheit der Kirche in Anspruch nehmen? —

Wir werden die Wichtigkeit dieser Fragen in ihrem ganzen Umfange

---

*) Unter den Prälaten, welche am consequentesten und freimüthigsten die Lage der Kirche beurtheilen, zählt vor Allen Msg. Auguste Sibour, Bischof von Digne. Wir theilen zur Probe einige Stellen aus einem durch die Journale veröffentlichten Briefe dieses Prälaten an den Erzbischof von Paris mit: Les articles organiques, sagt Msg. Sibour, n'ont jamais été une veritable loi; et puis, que eussent-ils été une veritable loi sous les règimes précedents, ils ne devraient pas être considerés tels sous le régime actuel. On les garde au moins comme une sorte d'instrument de guerre. Assoupis pendant la paix dans cet arsenal de l'Empire, ou il y a assez de fer pour enchainer au besoin toutes nos libertés, ils se reveilleront menaçant quand on voudra. — *Les destinées de l'Eglise seront donc compromises en France, tant que cette legislation de l'an X subsistera de fait, si non de droit; c'est à dire tant que la liberté religieuse, proclamée par l'art 5 de la Charte, ne sera pas pour nous une realité.* C'est le devoir des Catholiques et en particulier des *evêques*, de demander que cette legislation soit modifieé.

Wir werden später erkennen, welche Bedeutung diese Worte für den Clerus aus dem Munde eines Bischofes haben.

einsehen, wenn wir uns nach dieser motivirten Darstellung der äussern Verhältnisse der Kirche zu Frankreichs gegenwärtiger Staatslage, zu den im Innern des Klerus beschlossenen Zuständen und Fragen des Kirchenrechtes hinwenden.

XXXVIII.

Kirchliche Tonkunst.

Wie jede Wissenschaft und Kunst nur dann ihre höchste Bedeutung erhält, wenn sie zur Verherrlichung Gottes dient, so gilt dieß ganz vorzüglich von der Musik. Keine andere Kunst ist, gleich ihr, so sehr im Stande, die Gefühle des Menschen auszudrücken, sie anzuregen und zu steigern; sie kann es zum Guten, wie zum Bösen. Die heiligste Feier der Kirche wird auf würdige Weise unter melodischem Gesange begangen, und bei den wildesten Orgien hilft die Musik dazu, den Menschen unter das Thier zu erniedrigen. Es ist eine gewaltige, zauberische Kraft, welche der Musik innewohnt; und besänftigte Orpheus mit seiner Lyra die Thiere des Waldes, daß sie um ihn sich lagerten, so will um so mehr die Kirche, indem sie ihrem Bräutigam den Jubel- und Lobgesang anstimmt, das Herz des nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen von aller Leidenschaft befreien und zu dem Herrn es emporziehen. Soll daher die Musik nicht nachtheilig auf den Menschen einwirken, soll sie nicht seine Leidenschaften entflammen, so bedarf auch sie des Zügels, wenigstens darf sie, ohne jenen wahrhaft kirchlichen Charakter anzunehmen, nicht in das Heiligthum eindringen. Zu den vielen Verunehrungen, welche die Kirche Gottes durch die Menschen hat erfahren müssen, ist nicht die kleinste die, daß man dieselben Melodien, welche ganz weltlichen, ja oft verruchten Zwecken gedient haben, auch in die Kirche eingeführt hat. Mag

[redacted]

man es auch mit einer guten Absicht entschuldigen, so ist es doch ein schaudererregender Gedanke, wenn man, wie es noch in Frankreich geschieht, die Gläubigen unter dem Absingen eines Liedes nach der Melodie der Marseillaise, oder des ça ira, ça ira zum Altare treten und den Leib des Herrn empfangen läßt. Sind wir so weit in Deutschland noch nicht gekommen, — obschon man sich erinnert, daß auch in einer deutschen Kirche einmal der Segen mit dem Sanctissimum, unter dem Aufspielen einer Melodie aus einer Raymund'schen Posse ertheilt wurde, — so hat man doch die Pforten des Heiligthums gewiß nicht genug gegen den Andrang der weltlichen Musik geschlossen, sondern im Gegentheil, man hat ihr Thor und Thür geöffnet. Wer wollte es verkennen, daß im Allgemeinen unsere Figuralmusik sehr ausgeartet ist; wie wohltönend erklingt — wenn anders der Priester in seiner Stimme von der Natur begünstigt ist — der einfache liturgische Gesang; welch einen Contrast bildet oft, nach der lärmenden Musik von Geigen, Trompeten und Pauken, die herrliche und doch sanft tönende Präfation; aber nur auf kurze Zeit wird der Seele diese Ruhe gegönnt, denn mit dem Sanctus erdröhnt von Neuem jene rauschende Musik, durch die man weit öfter an ein kriegerisches Feldlager und an das Theater erinnert wird, als an das Haus des Herrn. Es wäre wahrlich der Würde unseres Gottesdienstes weit mehr entsprechend, wenn ein größeres Gewicht auf den einfachen Gregorianischen Kirchengesang und auf den Choral, diese gewaltige, der Kirche von Luther entrissene Waffe, gelegt würde. Unter diesen Umständen ist es gewiß als eine sehr erfreuliche Erscheinung zu bezeichnen, daß ein Virtuos des Orgelspieles, der zugleich ein tüchtig durchgebildeter Liturgiker ist, Joseph Maria Homeyer aus Duderstadt in Hannover, in Verbindung mit seinem Vater, dem Organisten B. Homeyer, an der St. Cyriacuskirche daselbst, es unternommen hat, den kirchlichen Altar- und Responsoriengesang, nach der römischen Singweise, in einem ausführlichen Werke darzustellen. Diese verdienstvolle Arbeit, für welche sich ganz besonders der ver-

storbene hochwürdige Herr Generalvicar Drücke zu Paderborn interessirte, liegt bereits zu einem großen Theile gedruckt vor uns. Das Werk, aus hundert und dreizehn Bogen bestehend, enthält im Einzelnen: sämmtliche Gloria, Credo, Praefationes (solenniter et ferialiter), Pater noster, Ite Missa und Benedicamus, die Benedictiones mit dem Sanctissimum, die Versiculi und Responsoria, Te Deum und die an hohen Festen üblichen Hymnen, so wie die Frohnleichnams-, Charfreitags- und Charsamstags-Liturgie, in verschiedenen Tonarten vierstimmig bearbeitet *). Diesem Bestandtheile sind sechs und neunzig Bogen gewidmet, die übrigen siebzehn enthalten die Vorrede, Erklärungen der alten Kirchentonarten, Tonzeichen, Behandlung derselben und Register. — Der Verfasser, auch sonst schon als Componist rühmlichst bekannt **), würde gewiß der Kirche einen großen Dienst, und den Liebhabern geistlicher Musik einen rechten Gefallen erweisen, wenn er den reichen Schatz der älteren Kirchenhymnen, so wie der deutschen Choräle, den er den seinigen nennen kann, durch eine neue, gründliche Bearbeitung zugänglich machte, während ihn andererseits seine gediegenen liturgischen Kenntnisse ganz dazu qualificiren, dem sehr fühlbaren Bedürfnisse eines Layendirectoriums, wie man es in andern Ländern hat, auch für Deutschland abzuhelfen.

Zu gleicher Zeit erlauben wir uns auf eine andre in dieses Gebiet gehörende literarische Erscheinung aufmerksam zu

---

*) Der vollständige Titel lautet: der Altar- und Responsorien-Gesang der katholischen Kirche nach römischer Singweise, vierstimmig nach den in der alten Tonschrift dargestellten, und mit ihrem Texte versehenen Ur-Melodien bearbeitet, nebst einer Erklärung der alten Tonzeichen, so wie auch über den richtigen Vortrag des Altar- und Resposoriengesanges. Mit Genehmigung der hochw. bischöflichen Vicariate zu Hildesheim und Paderborn. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. Zu beziehen durch die Buchhandlungen in Leipzig (Breitkopf und Härtl), Sondershausen und Göttingen.

**) Neuerdings erschien von ihm ein Salve Regina in lydischer Tonart.

machen, welche im Manuskripte vor uns liegt. Es ist dieß eine „Musikalische Mystik oder Religiös-metaphysische Blicke in die Tonwelt nebst einem dadurch veranlaßten, ganz neuen, höchst einfachen und das praktische Studium der musikalischen Composition ungemein erleichternden Systeme der Tonkunst.“ Das veranlassende Motiv zur Ausarbeitung dieser nicht umfangreichen Schrift war der Gedanke, daß das große Bereich der Tonwelt nicht bloß etwas für sich Isolirtes seyn könne, sondern daß in demselben eine Analogie mit der Gottheit und der ganzen Schöpfung liege. Diese Betrachtung bildet den Inhalt einer einleitenden Abhandlung, an welche sich dann im ersten Theile die Tonlehre und im zweiten die Ton-Verbindungslehre anschließt, welche im Einzelnen die Lehre von der Harmonie und von der Melodie darstellt. Der Verfasser dieses Werkes, dessen Lecture in der That ein vielfaches Interesse gewährt, ist ein großes musikalisches Genie, welches in der Einsamkeit einer Klosterzelle verborgen lebt oder vielmehr verborgen lebte, denn jetzt kommt wohl nicht leicht mehr ein Fremder, der sich für Musik interessirt, nach dem herrlichen Salzburg, ohne den Pater Peter im dortigen Franziskanerkloster aufzusuchen, um ihn so wie das merkwürdige neue Instrument, welches derselbe erfunden hat, kennen zu lernen. Diesem hat er den Namen Pansymphonikon gegeben, und wir hatten Gelegenheit, ihn mehrmals auf demselben spielen zu hören. Indem wir uns einer eigenen näheren Beschreibung, die vielleicht bei der Liebe und Achtung, die wir dem würdigen Priester zollen, partheiisch scheinen könnte, enthalten, begnügen wir uns damit, einen Artikel aus der in Carlsruhe erscheinenden Zeitschrift für Deutschlands Musik-Vereine und Dilettanten (Jahrgang 1844), welche einen bewährten Tonkünstler zum Autor hat, mitzutheilen:

„Ein neu erfundenes musikalisches Instrument. In Salzburg lebt ein Priester des Franziskaner-Ordens, Namens Peter Singer, geboren zu Häselgehr im Lechthale in Tirol, am 18. Juli 1810 (über dessen Lebensverhältnisse Staffler's Statistik von Ti-

vol Näheres mittheilet) ein ausgezeichnet wissenschaftlich gebildeter Mann, dessen ungewöhnliches Musiktalent seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit jener Kunstverständigen auf sich gelenkt hat, welche den von der Welt zurückgezogenen, höchst verehrungswürdigen Mann, und seine wahrhaft staunungswürdigen Leistungen kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Als fruchtbarer, gründlicher und genialer Componist — seines Standes wegen nur in kleinerem Kreise bekannt — verdient er alle Beachtung; ebenso als Theoretiker und vorzüglicher Organist, wovon sich Referent mehreremale mit tiefergriffenem Gemüthe überzeugte. In der Stille seiner Zelle, welche zu besuchen mir öfters gestattet war, huldigt der liebenswürdige gemüthliche Mann der Tonkunst und erzeugt Werke, die hohe Genialität und reiche Phantasie beurkunden, was jeder Kundige zugestehen wird, der den verehrungswürdigen Pater Magister (so wird er nach seiner Function genannt) phantasiren hört, und das wundervolle Gewebe seiner meisterhaften harmonischen Wendungen in ihrer großen Mannigfaltigkeit verfolgt; wobei die solide Fertigkeit und das Moderne seiner Ideen und Spielart die meiste Bewunderung erregen." —

„Ein einfaches Pianoforte konnte diesem Geiste nicht genügen; ein anderes Instrument hatte er aber nicht in seiner bescheidenen Zelle. Langjährigem Nachsinnen ist es endlich gelungen, das weiter unten näher beschriebene Instrument zu erfinden, und — welch Riesenwerk! — ohne die dem gewöhnlichsten Schreiner zu Gebote stehenden Werkzeuge und Utensilien, ohne Hilfe und Berathung, in seinen vier Wänden selbst zu verfertigen!" —

„Ich hörte — ehe es noch gänzlich vollendet gewesen — das Instrument und war im höchsten Grade überrascht über die Verschiedenheit der hier gebotenen Effektmittel; halte es darum für Pflicht, auf die jedenfalls höchst anziehende Erfindung aufmerksam zu machen, wenn ich auch die in sichtlicher Begeisterung abgefaßte, mir eingesandte Beschreibung eines Freundes nicht gerade in allen Theilen unbedingt wörtlich adoptiren könnte."

F. S. Gassner.

„*Pansymphonicon*,

ein möglichst vollständiges Tasteninstrument — im Umfange von 6½ Oktaven mit 2 Claviaturen und 16 Registern oder wesentlichen Veränderungen, die zu unzähligen Combinationen verwendbar sind, wo bei jeder einzelnen Combination der Ton vom pianissimo bis zum fortissimo nach Belieben des Spielers gesteigert werden kann, eine Eigenschaft, die dem Instrumente, abgesehen von seinen übrigen Vollkommenheiten, einen eigenen Werth gibt."

„In seiner ganzen Vollständigkeit tönen bei einer einzigen Taste 10 singende Stimmen und 9 Saitenklänge, welches dem Instrumente einen Vollklang gibt, den ein großes Orchester kaum zu bewirken im Stande ist, obwohl in intensiver Hinsicht das letztere mehr Lärm macht. Da dieses so volltönende Instrument nur von einem einzigen Spieler behandelt wird, so ergibt sich daraus eine absolute Präcision, die bei einem großen Orchester, auch bei den besten Individuen, kaum möglich ist.“

„Der Toncharakter hat ganz etwas Originelles, und kann durch keine Analogie mit jedem andern Instrumente demjenigen, der es nie hörte, genau geschildert werden. Um jedoch die Sache in Etwas zu erklären, mögen folgende Andeutungen dienen. Die Contratöne haben gleichsam die Quintessenz von dem Zusammenspiele des Violon, Bombardons und Contrafagottes und eines majestätischen Orgelpedals, — die höhern Baßtöne den combinirten Ton eines Violoncelles, Fagotts, Bassethorns, die Mitteltöne (die angenehmsten) den Charakter von Horn, Clarinett, sanfter Violinen und sanfter Maschinentrompeten; — die hohen Töne eine Mischung von Flöte, Clarinetten und sanfteren Orgelregistern (Violin).“

„Durch die verschiedenen Register-Combinationen läßt sich darauf sowohl eine vollständige Harmonie von Blechinstrumenten, als auch eine mit Holzinstrumenten gemischte Feldmusik, so wie überhaupt ein ganzes Orchester möglichst getreu nachahmen. Dieses Instrument hat auch den Charakter einer 16füßigen Orgel. — Manche Register-Combinationen geben auch eine Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme, wie es nicht leicht bei einem andern Instrumente der Fall ist. — Nebst dem kann alles dieses wieder mit einem so vollständigen Saitenspiele von einem einzigen Spieler in gewisser Hinsicht in vermehrtem Grade geleistet werden, als von zweien, die vierhändige Stücke spielen, weil bei dem Anspiele einer einzigen Taste drei Oktaven Saitenklänge zugleich tönen (die jedoch auch einfach gebraucht werden können, wie bei einem gewöhnlichen Pianoforte). Hier diene übrigens die Bemerkung, daß das Saitenspiel auch ganz allein für sich, außer aller innern Verbindung mit den singenden Stimmen, beliebig gebraucht werden kann.“

„Diese Saitenklänge, gepaart mit den singenden Tönen, geben eine Mischung, wovon man nicht leicht etwas Aehnliches hört; und da es ohnehin das erste Princip der Tonkunst ist, daß je größere Mannigfaltigkeit zur Einheit der Harmonie erhoben wird, desto größer auch die resultirenden ästhetischen Effekte sind, so erscheinen hier die Extreme, nämlich die singenden und klingenden Stimmen geeinigt.“

„Uebrigens lassen sich auf diesem Instrumente die Galanterie-Stücke

eben so, wie die im gebundenen Style vortragen, gleichwie sanfte und zarte Melodien, so auch heftige und rauschende Tonstücke."

„Aus Allem erhellet, daß es ein wahres Pansymphonikon ist." —

W . . . s.

Wir besuchten den P. Peter in der Gesellschaft ausgezeichneter Musikkenner, nachdem das Instrument längst vollendet war, die ohne sich von irgend einer Begeisterung hinreissen zu lassen, die unbedingteste Anerkennung aussprachen und unabhängig von der vorhin mitgetheilten Beschreibung, die nämlichen Punkte lobpreisend hervorhoben, welche sie als charakteristisch an diesem Instrumente bezeichneten. Im gegenwärtigen Augenblicke ist P. Peter mit der Anfertigung eines zweiten Pansymphonikons beschäftigt, welches noch vollkommener als das erste zu werden verheißt. —

XXXIX.

Die Restauration in Frankreich und der Zeitgeist.

Der Fürst von Polignac hat aus tiefer Abgeschiedenheit, aus seinem einsamen Schloße im bayerischen Niederlande, seine Stimme erhoben *), ruhig und feierlich, um sein Zeugniß abzulegen vor dem Richterstuhle der Geschichte. Aber die Ruhe, die ihn umgibt, der Friede, der in seinem Innern herrscht, draußen bestehen sie nicht. Die Leidenschaften, deren Wogen den Fürsten einst von seiner hohen Stelle schleuderten, sie toben

*) Sieh dessen Schrift: Etudes historiques, politiques et morales sur l'état de la société européenne, vers le milieu du dixneuviéme siècle. Par le Prince de Polignac. Paris 1845. 441 S. 8.

noch; die alten Wunden bluten noch, und alle alten Empfindlichkeiten sind noch lebendig. Welche Aufnahme konnte unter solchen Umständen der Fürst sich für sein Buch versprechen?

In Frankreich ist es von allen Seiten als ein unwillkommenes, mit mehr oder weniger Mißfallen, empfangen worden: die Besten haben geschwiegen; für sie ist die Zeit, zu reden, noch nicht gekommen. Die Anderen, die im Verfasser ihr Schlachtopfer erblickten, haben darin nur Anlaß gefunden, ihren alten Haß und ihre alten Anklagen von neuem zu ergießen. Die Legitimisten, denen er als Sühnopfer gedient, haben ihre Mißbilligung über ihn nur noch lauter ausrufen zu müssen geglaubt. Das konnte nicht anders seyn.

In Deutschland hat das Buch auf eine unparteiischere Würdigung Anspruch. Auch wir sind zwar bei den Dingen, die es bespricht, tief betheiligt; und der Zeitraum von fünfzehn Jahren, der seit jenen Ereignissen abgelaufen, ist eine zu geringe Frist, um schon mit vollkommener Unbefangenheit über den Gang der Begebenheiten und die Theilnahme dabei mit vollkommener Unbefangenheit absprechen zu können. Ist ja das Spiel noch nicht abgelaufen, und hängt doch von dem Ausgange desselben unser Aller Wohl, Wehe und das Schicksel dessen, was uns das Theuerste ist, unverkennbar ab. Aber wir stehen dem Schauplatze der Ereignisse ferner; für uns ist der Augenblick des Handelns noch nicht gekommen; die Gelegenheit zu ruhiger, besonnener Belehrung aus der Vergangenheit desto kostbarer. Wir wollen es also versuchen, aus dem Buche mit möglichster Unbefangenheit all den Nutzen zu ziehen, den es uns gewähren kann.

Vor Allem sei dem Verfasser sein Recht gegönnt. Er zeigt sich darin als ein durch und durch aufrichtiger und edler, überdieß aber als ein fein gebildeter und vielseitig unterrichteter Mann. Er, der schwer und tief Getroffene, der Hartgekränkte, er hat für Niemanden ein bitteres Wort. Höchstens, daß gegen Chateaubriand, der zuerst in die Reihen der Royalisten Spaltung gebracht und dem Anscheine nach ihre Niederlage her-

beigeführt hat, eine gereizte Empfindlichkeit durchbricht. Wider Ludwig Philipp und sein Haus wird nur indirecte, in einer Note, die Beschuldigung des Undanks gegen Karl X. vorgebracht, die des Verrathes nirgend ausgesprochen. Ja so zart ist Polignac's Verfahren, daß er da, wo Philipp Egalité's Namen sich unter seine Feder drängt, denselben nicht einmal hinschreibt. Wohl weiset er die große Verschwörung nach, mit der sich ja seither die Helden der Revolution selber gebrüstet haben; aber sein Rechtssinn ist so groß und lebendig, daß er die Gelegenheit nicht versäumt, Casimir Perrier von der thätigen Theilnahme daran freizusprechen, und das Gute anzuerkennen, was diese Verschwörung selbst zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung nach dem Sturze der legitimen Regierung auf allen Punkten Frankreichs geleistet hat. Guizot läßt er die Gerechtigkeit widerfahren, daß er auch bei der Reise nach Gent nur sein Princip zu vertreten gesucht habe. Wo er ein gutes Zeugniß geben, edlen Charakteren ein Denkmal errichten kann, da thut er es mit Herzensergießung. So für den Herzog von Montmorency, den er, im Lichte der edelsten Ritterlichkeit, verklärt uns dargestellt. So für Colaincourt, den er von der Theilnahme an dem Morde des Herzogs von Enghien vollkommen rein wäscht, und als einen guten Christen, der im Frieden der Kirche gestorben, uns achten heißt.

Seine Ueberzeugung, daß Karl X. in seinem Rechte gehandelt, da er nach dem Artikel 14 der Charte die für Frankreichs Sicherheit unerläßlichen Ordonanzen erlassen, spricht er auch jetzt nicht bloß mit unerschütterlicher Zuversicht aus, sondern unterstützt sie auch mit Gründen, die vor den Augen der Geschichte einst ihre Würdigung finden werden. Er zeigt — und das ist auf seinem Standpunkte wohl unstreitbar — daß auf dem legalen Wege, mit den Kammern, wie das damalige Wahlgesetz sie lieferte, und mit der Presse, die das Volk nicht einen Augenblick zur Besinnung kommen ließ, die Regierung unmöglich fortgeführt werden konnte. Er beruft sich darauf, daß Karls X. Regierungsrecht nicht aus der Charte, sondern

die Charte vielmehr aus des Königs Machtvollkommenheit geflossen war; und weiset nach, daß die dictatorische Gewalt, mit der ja auch in Republiken das souveraine Volk zu Zeiten sich über den Buchstaben des Gesetzes zu erheben genöthigt ist, nicht nur von Ludwig XVIII. selbst in Kraft des Artikels 14 zu wiederholten Malen geübt, sondern auch bei Gelegenheit der Ordonnanz vom 6. März 1815, nach Napoleons Landung bei Frejus, von den beiden Kammern mit feierlichem Danke war anerkannt worden *).

Was die Ursachen der Niederlage im Kampfe der Julitage anbelangt, so mußte Jedermann darauf gefaßt seyn, von dem fürstlichen Verfasser nichts Neues zu erfahren. Die Macht, die er in Bereitschaft hatte, wäre hinreichend gewesen, den Aufruhr zu bezwingen; der Abfall der Truppen ist an dem Mißlingen Schuld. Ob dieser Abfall nicht zu verhindern gewesen wäre, wenn man, mit hinlänglicher Kenntniß der Mannschaften, die rechten Truppen ausgewählt, den herbeigezogenen einen beliebteren Führer gegeben, sie im Kampfe nicht im Hunger und Durste und dem Ungemach aller Art bloß gestellt hätte, das darf man den Fürsten nicht fragen.

Wozu auch diese Frage, selbst wenn er ein Kriegsmann gewesen, und nicht erst seit wenig Tagen an der Spitze des Kriegsministeriums gestanden wäre? Ist es doch ein unverkenn-

*) S. 284. Zur Zeit, als Ludwig XVIII. die Ordonanz vom 6. März erließ, waren die beiden Kammern versammelt. Wiederholten Gebrauch von dieser außerordentlichen Gewalt, durch Ordonanzen von der Verfassung abzugehen, machte Ludwig XVIII. durch die Ordonanzen vom Monat Juni 1815 und vom Monat September 1816, wodurch gegen die Artikel 4, 15, 18, 36, 38, 40, 48, 62 der Charte ein Angeklagter seinen natürlichen Richtern entzogen, eine Steuer ohne Zustimmung der Kammern ausgeschrieben, gegen mehrere Franzosen, ohne richterliches Erkenntniß, die Verbannung ausgesprochen, die gesetzliche Zahl der Deputirten in der Wahlkammer vermehrt, und mit den Bedingungen der Wählbarkeit und des Wahlrechtes eine wesentliche Veränderung vorgenommen wurde.

bares Verhängniß, daß von 1815 an die Restauration nach dem Abgrunde hintrieb! Was war der Grund dieses Verhängnisses? müssen wir fragen.

Auch Fürst Polignac stellt sich die Frage, und mehr sogar, um sich und Anderen diese Frage zu beantworten, als um seine persönliche Sache vor den Zeitgenossen zu verfechten, hat er sein Buch geschrieben. Aber seine Antwort kann uns freilich nicht befriedigen. Fürst Polignac sucht ganz richtig den Grund der ganzen Revolution in der tiefen Unsittlichkeit und empörenden Glaubenslosigkeit, die sich seit Ludwigs XIV. Zeiten in immer höherem Grade des Hofes, des Adels und zuletzt eines großen Theiles des französischen Volkes bemächtigt hatte. Das Scheitern der Restauration glaubt er darum folgerichtig dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß dieselbe nicht gleich Anfangs auf religöser Grundlage aufgerichtet, und durch den vorherrschenden Einfluß der natürlichen Vertreter und Bewahrer sittlicher Ordnung gestützt und gestärkt wurde. Darum hat er, als er die Charte beschwören sollte, an dem darin allen Religionen zugesicherten gleichheitlichen Schutze, wie an einer ruchlosen Gottlosigkeit Anstoß genommen. Darum verlangt er (S. 385) heute noch für eine dauerhafte Staatsverfassung vor Allem einen einflußreichen und geachteten Clerus; eine starke und mächtige Aristokratie; eine fest constituirte Bürgerschaft und mächtige, freie Körperschaften aller Art. Daß dieß nicht die Wünsche eines Absolutisten sind, wird Jedermann zugeben. Ob aber ihre Erfüllung heut zu Tage möglich oder ob sie, so weit sie möglich, geeignet wäre, wirklich die Herrschaft der Religion und der Sittlichkeit in Frankreich zu fördern, und eine dauernde Verfassung des Staates dort zu begründen, das ist eine andere Frage.

Wir glauben es nicht. Vor Allem spricht die Erfahrung dagegen; denn Frankreich hat Alles gehabt, was Fürst Polignac begehrt; und hat dieß Alles die Revolution nicht abzuhalten vermocht, so würde es noch weniger sie zu heilen, die Ursachen derselben zu beseitigen im Stande seyn. Freilich wollten

Fürst Polignac und seine Meinungsgenossen diese Institute der alten Zeit — ob mit oder ohne Modificationen, ist gleichviel — wieder hergestellt, die Fehler aber und Mißbräuche, wodurch sie entstellt und untergraben worden, vermieden wissen; allein darin verkannten sie eben ihre Zeit, und bauten auf Voraussetzungen, die außer ihren edlen Gemüthern in der Welt nirgend mehr vorhanden waren. Sie waren, bei aller praktischen Tüchtigkeit, die sie sonst, auch in den schwierigsten Fragen der Politik bewiesen, Idealisten, die nothwendig an der kalten Nüchternheit der Gegenwart zu Schanden werden mußten. Die Wenigen aber aus ihnen, die nicht an diesem Gebrechen des Idealismus litten, die standen unter ihrer Zeit, waren schlechter als die Schlechten, weil sie die höchsten Ideale des menschlichen Strebens auf Erden nur zu schnöder Absichtlichkeit mißbrauchten. Diese wurden gehaßt, jene verlacht, beide Theile zusammen am Ende mit allgemeinem Widerwillen zurückgestoßen. Es war der Fehler der Zeit und gereicht ihr nicht zum Lobe, daß sie solches gethan; aber wie sie war, so mußte man sie nehmen, und so taugte sie nicht für die Institutionen, welche die Royalisten ihr zudachten.

Ein einflußreicher, geachteter Clerus vorerst läßt sich nicht schaffen. Was das restaurirte Königthum dem Clerus hätte geben können, Reichthümer und Einfluß auf die Regierung, das hatte ihn eben früher untergraben und zu dem Zustande der Dinge geführt, daß jetzt fast überall die Achtung des Clerus im umgekehrten Verhältnisse seiner Reichthümer, und seine Geltung beim Volke zum Besten der Religion im umgekehrten Verhältnisse seines Einflusses auf die Regierung erscheint. Eine starke und mächtige Aristokratie! Was macht die Aristokratie stark? Ihr Geist und ihre Tugend. Was macht sie mächtig? Ihre Stärke und ihr Vermögen. Nun wäre aber das, was ihr Vermögen hätte heben und sichern sollen, das Gesetz der Substitutionen, d. h. der Fideicommisse, in Frankreich gerade das sicherste Mittel gewesen, ihre wahre Stärke auf immer zu untergraben. Die Substitutionen im Geiste der früheren, besseren

Zeit waren, dem Gesetze der Natur gemäß, Anstalten zur Erhaltung der Kraft und des Glanzes der ganzen Familie. Der Egoismus der späteren Zeit hat sie zu einer naturwidrigen Einrichtung gemacht, welche die Söhne adelicher Häuser entweder zu übermüthigen Praßern oder zu hungerigen Abentheurern stempelte. Wenn der Reiche, fein Gebildete, mit einem alten Namen Gezierte den Uebrigen sittlich nur gleich steht, so huldigt ihm von selber Alles, und der gemeine Fant, der, auf seine Menschenrechte pochend, sich ihm zur Seite stellen möchte, wird gar bald, auch ohne Gesetz, an die rechte Stelle sich gesetzt sehen. Einen entarteten Adel aber kann nichts besser züchtigen, als die Erhebung der unteren Stände. Substitutionen, die ihm die äußere Ueberlegenheit sicherten, ohne daß es der inneren Vorzüge bedürfte, wären in Frankreich sein größtes Verderben. Sie wären ein Unglück für die ganze Nation.

Mächtige, freie Körperschaften creirt man auch nicht nach Gefallen; sie kann nur die Kraft des religiösen Bewußtseyns erzeugen und tragen. Denn ihr Bestehen und Wirken hängt davon ab, daß das einzelne Glied den geweihten, heilig gehaltenen Beruf der Gesammtheit hoch über sein Leben und seine Sonderinteressen setze. Diese Weihe kann nur die Religion ihnen geben und sie nur kann die Sitten erzeugen, die sie stark machen. Wo aber Corporationen aus früherer Zeit ohne den Geist, der sie geschaffen, fortbestehen, da sind sie nichts als Verschwörungen des Egoismus gegen das gemeine Beste und eine Pest der Gesellschaft.

So müssen wir es dann als eine besondere Wirkung der göttlichen Gnade ansehen, daß die Vorsehung Frankreich und die Welt vor den Einrichtungen bewahrt hat, mit welchen der edle Fürst und seine Partei in bester Meinung jenem Lande hatten aufhelfen wollen.

Was aber den Punkt des Religionsschutzes und der Cultusfreiheit anbelangt, hinsichtlich dessen die zarte Gewissenhaf-

tigkeit des Fürsten so rührend sich offenbarte, so hat es damit dieselbe Bewandtniß. Was er als die heiligste Pflicht seines Königs gegen Gott und die Kirche und als die erste Bedingung des Heiles für Frankreich betrachtete, daß die katholische Religion als die allein wahre gesetzlich anerkannt und ausschließlich unter den Schutz des königlichen Scepters gestellt würde, das wäre zum Verderben der Kirche und des Staates zugleich unfehlbar ausgeschlagen. Die Unterstützung der Religionsgebote durch die Gesetze des Staates kann ein Volk vor dem Abfall bewahren, dem gefallenen aber wieder aufhelfen, das kann sie durchaus nicht. Ist der Glauben einmal im Volke gewichen, dann erzeugt diese vermeintliche Unterstützung der Kirche durch die Staatsgewalt nur Heuchelei auf der einen und verbissenen Widerstand auf der andern Seite. Gerade die edelsten Gemüther werden dem Glauben dann am schnellsten entfrembet, von den Wegen zur Wahrheit am weitesten zurückgeschreckt. Einer Staatsreligion gegenüber glaubt Jeder bald Alles gethan zu haben, wenn er, wie der Staat und mit dem Staate, nur der Kirche und dem Gottesdienst den gehörigen Respekt erweiset. Von einer ungläubigen Regierung ausgeübt, ist solcher Schutz weit mehr eine Verhöhnung, als eine Ehre, die Gott erwiesen wird, und er führt, was höher als alles Andere anzuschlagen, fast nothwendig zur Knechtung und Corruption der Kirche. Wir erkennen es als die heilsamste Folge göttlicher Zulassungen an, daß dieser ausschließliche Staatsschutz jetzt fast überall zur Unmöglichkeit geworden ist. Denn die Vermischung beider Gewalten, die Christus geschieden hat, liegt dabei zu nahe, und der stets wiederkehrende Hang zu dieser Vermischung, die darauf ausgeht, die göttliche Gewalt der Kirche zu einer irdischen zu machen, die irdische des Staates aber zu vergöttern, dünkt uns in der Christenheit völlig das zu seyn, was bei den Juden der stets wiederkehrende Hang zum Götzendienste war. *) So danken wir denn Gott

*) Nur von der Vermischung, nicht von dem freundlichen Zusammen=

abermals für das, was Fürst Polignac als die erste Quelle alles Unheils ansieht.

Es thut uns leid, einem so edlen Manne, den wir so innig verehren, und durch sein Buch noch mehr zu verehren lernten, mit unseren politischen Ansichten so schroff gegenübertreten zu müssen. Aber wir glauben, die Wahrheit nicht bloß ihm, wir glauben sie unserer Zeit überhaupt und ihr Bekenntniß vor Allem auch uns selber schuldig zu seyn. Mag seyn, daß wir uns irren! Das können wir wenigstens versichern, daß wir diese unsere Ansicht nicht aus angeerbtem Hasse gegen die alte Zeit geschöpft, nicht mit dem Blute unserer Väter überkommen haben. Auch Schreiber dieses hat die Restauration als die Morgenröthe einer besseren Zeit begrüßt und Jahre lang alle die Täuschungen gehegt, in welchen die edelsten Geister damals befangen waren. Aber fern der Gewalt und dem Einfluß, war es ihm vergönnt, mit unbewölktem Auge die folgenden Ereignisse zu betrachten, und frei von jedem persönlichen Interesse sie mit ruhigem Gemüthe zu erwägen. So ist er zu der Ueberzeugung gekommen, daß die wahre praktische Belehrung, die wir aus den Ereignissen unserer Zeit zu schöpfen haben, keine andere ist, als daß wir durchaus die entgegengesetzten Wege von denen einschlagen müssen, auf welchen uns das Verderben gekommen. Wir würden darum, woferne wir in gleichen Zuständen wie die französischen lebten, jede Bevorrechtung wie eine böse Versuchung zurückweisen; und jede äußere, mechanische Sonderung und Sichtung der in ein wahres geistiges Chaos zusammengerüttelten Elemente der Gesellschaft als eine gefährliche, ja verderbliche Hemmung alles Fortschrittes zum Besseren betrachten. Von Innen heraus muß der Gemeingeist Ersatz schaffen für die conservativen Einrichtungen früherer Zei-

---

wirken beider Gewalten; nur von einer Zeit der Trübung des religiösen Bewußtseyns, nicht von dem normalen Zustande der menschlichen Gesellschaft ist hier die Rede.

ten, die nur als der Ausdruck einer nun entschwundenen Gesinnung Bedeutung und Werth hatten. Auf anderem Wege ist nimmer zu helfen.

XL.

Literatur.

Die Psalmen. Uebersetzt und erklärt für Verständniß und Betrachtung von Peter Schegg, Docent der Theologie am königlichen Lyceum in Freising. Erster Band. Erste Lieferung. München, 1845. Lentner (Keck). 320 S. in 8.

Der Psalmendichter macht wiederholt den Vorsatz, Gott den Herrn zu lobpreisen unter den Völkern (z. B. Psalm 56, 10. Psalm 107, 4.), er hofft also, daß seine Lieder ein Gemeingut aller Nationen werde. Diese Hoffnung ist durch zahlreiche Uebersetzungen, namentlich aber durch die kirchliche Version und deren Einführung in den Chorgesang verwirklicht. Aber wenn nicht dem lateinischen Texte eine Deutung zur Seite steht, wird das vom heiligen Sänger aus lebendiger Empfindung gesprochene Lob Gottes an tausend Stellen in Dunkelheit und Verwirrung begraben bleiben; und diese Deutung zu unternehmen, kann Niemand wagen, der nicht außer der Kenntniß der Originalsprache der Psalmen eine Kunde der historischen, ja auch der geographischen Verhältnisse besitzt, unter welchen diese Lieder entstanden. Vor Allem aber muß ein tüchtiger Erklärer der Psalmen das menschliche Herz mit all jenen Tugenden, Kräften, Gebrechen und Kämpfen kennen, aus welchen und für welche diese Lieder gesungen sind, und es müssen

ihm die Pfade des geistigen Lebens wohl bekannt seyn, auf welchen die heilige Poesie wandelt. Der Verfasser der vorliegenden Erklärung, welche fünf und zwanzig Psalmen, also den sechsten Theil des ganzen Psalteriums umfaßt, hat, wie uns scheint, den Beweis geliefert, daß ihm keine dieser Eigenschaften fehle. Vor Allem tritt in seinem Buche eine Wärme und Innigkeit des Gefühles hervor, wodurch manche für todt geachtete Worte des Psalters neues Leben erhalten, und ein Tiefsinn, der vielfältig überraschende Anschauungen eröffnet. Nirgends ist Flickwerk; alles ist aus Einem Guß, aus wahrem Erlebniß und gründlichem Studium hervorquellend. Man höre z. B. die Deutung der zwei Verse im achtzehnten Psalm:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Die Veste verkündet das Werk seiner Hände.“

„Der erhabene Gesang unsers Propheten ist ein Erguß stiller, nächtlicher Betrachtung. Rings um ihn liegt die Erde in Ruhe, die Nacht hat ihren Mantel um sie gehüllt, und sie in Schlummer gewiegt. Nur er wacht. Am dunkelblauen Himmel sieht sein Auge die leuchtenden Sternbilder wie Heerden schweigend vorüberziehen. Für ihn aber schweigen sie nicht, für ihn sind sie nicht stumm; sie reden laut an sein Herz, sie reden von der Sonne, der sie entgegengehen, vom wahren Tage, nach dem auch sie seufzen, auf welchen keine Nacht und Finsterniß mehr folgen wird — vom Tage des Heils, der Erlösung aus der Nacht der Sünde und der Qual sehnlicher Erwartung. Dieser Sonnentag (Sonntag) ist die Ehre Gottes, der Tag, welchen der Herr gemacht hat. Ihn verkünden die Himmel, an sie ist seine Ankunft geschrieben mit leuchtenden Zügen von Gottes Finger, und David liest sie mit zitternder Bewegung seines sehnsüchtigen Gemüthes. Dieser Sonnentag ist das Werk der göttlichen Hände, das einzige, das erhabenste. Die Sterne des Himmels sind dessen Herolde, sein Sphärengang dessen Verkündung. Allerdings verkündet die ruhige, leuchtende Pracht der Sterne, ihre unveränderliche Schönheit über den Ruinen

dieses Erdenkörpers an und für sich überhaupt die Ehre und Größe Gottes, der sie geschaffen ohne jene specielle Beziehung auf den Tag der Erlösung. Allein dem betrachtenden Gemüthe drängt sich gerade hier die Frage auf: Woher jene Verschiedenheit? Dort oben die Ruhe, hier steter Wechsel; dort oben jene unveränderliche Schönheit, jener Friede, hier Trümmer, ewiger Krieg. Woher diese Zerrissenheit? Wer löst diese Frage? Nur Jesus Christus. Die Heiligen des alten Bundes ganz besonders mußte diese Stille und Ruhe, dieser Sabath, die Klarheit und Gleichförmigkeit, dieser Friede, den sie hoch über sich am Himmelszelte hinschweben sahen, an Den erinnern, welcher auch ihnen diese Güter bringen sollte, welcher ihnen verheißen war. Doch nicht bloß die Stille und Feier der Nacht verkündet jenen Tag des Heiles, die Ehre Gottes, das Werk seiner Hände; die ganze Schöpfung weist auf dasselbe Werk, führt dieselbe Sprache."

„Ein Tag entströmt das Wort dem andern,
Und Nacht auf Nacht die Kunde meldet."

„Welches Wort, welche Kunde? Die vom Erlöser, vom Sonntage, von der Ehre Gottes. Unendlich groß war die Sehnsucht der heiligen Väter nach dem Messias. In ihrem glühenden Verlangen riefen sie Himmel und Erde an, ihnen den Erlöser zu geben. Nie hätten sie eine Sprache direkt an Himmel und Erde richten können, wenn sie nicht Alles an ihn erinnert, von ihm gesprochen hätte, wenn sie nicht Tag und Nacht dasselbe Eine Wort vom Erlöser gehört hätten. So aber konnten sie in Wahrheit sagen: „„Ihr Himmel, die ihr Tag und Nacht die große Verheißung verkündet, thauet ihn herab! Er wandelt in eurer Mitte, thauet ihn in unser Herz! Du Erde, die in jedem Blümlein vom Erlöser zeuget, sprosse ihn hervor, er ruhet (nach seiner heiligen Menschheit) in deinem Schooße."" Alles führte ja wirklich diese Eine Sprache; und daß sie dieselbe wohl verstanden, dafür zeuget ihre Sehnsucht, ihr Verlangen, ihr ganzes Leben im Glauben und Harren."

Trotzdem aber, daß Hr. Schegg die Psalmen vorzüglich für das innere Leben deutet, hat er seine wissenschaftliche Interpretenpflicht nicht versäumt; namentlich beleuchtet er die unter den Exegeten seit Agellius fast ganz vernachläßigte Diction der griechischen Version, aus der die lateinische stammt, oft sehr glücklich. Auch für die Erklärung des Hebräischen sind hinlängliche Notizen gegeben. Allerdings sollte öfters die Gränze der ursprünglichen jüdischen und der späteren christlichen Auffassung der Psalmen, welcher Hr. Schegg sich vorzüglich zuwendet, genauer gezogen seyn; aber dessenungeachtet bleibt diese exegetische Arbeit ein Werk, welches vorzüglich und unbedingt empfohlen werden kann. Sowohl wer die Psalmen wissenschaftlich studiren will, als wer überhaupt eine nährende, erhebende, die Seele erquickende Lectüre sucht, wird in dieser Arbeit seine Wünsche befriedigt sehen. Wir wünschen derselben einen gleichmäßigen, glücklichen Fortgang. Wie wir vernehmen, so ist bereits auch die zweite Abtheilung des ersten Bandes fertig geworden, so daß vom ganzen Psalter das erste Drittel uns erklärt vorläge.

XLI.

Bettina von Arnim und Clemens Brentano.

Es wird sich nicht leicht in der Literaturgeschichte ein zweites Beispiel finden von einem Geschwisterpaar, das, gleich ausgezeichnet durch Geistesgaben, bei der größten Aehnlichkeit, doch wieder eine so große Verschiedenheit in seiner Physiognomie gezeigt hätte, wie Bettina und ihr Bruder Clemens. Das Verhängniß, welches über ihnen waltete, ließ sie im Beginne, wie zwei verwandte Sterne, eng verbundene Bahnen in inniger Berührung durchlaufen; allein im Umschwunge der Zeit söhnte sich das nicht aus, was sie von einander schied, noch stärkte und vollendete sich das, was sie einte; umgekehrt, beide bildeten gerade die Verschiedenheit aus, ihre Bahnen liefen immer weiter auseinander, und so standen sie sich zuletzt, fast auf den entgegengesetzten Polen des geistigen Gebietes, entfremdet gegenüber.

Die Schwester hat die Zeugnisse jener frühesten Jugendverbindung, ihren Briefwechsel mit dem Bruder, aufbewahrt, und angefangen, ihn mit dem ersten Bande ihres Frühlingskranzes in einem größeren Kreise mitzutheilen.

Das Bedürfniß, eine befreundete Seele zu haben, mit der er sich vorzugsweise beschäftigte, lag tief in Clemens Brentano's Natur, und es trat in dem Maaße, wie sich die erste

jugendliche Flatterhaftigkeit beruhigte, um so entschiedener hervor, und begleitete ihn bis zum Abend seines Lebens. Dem Reichthum an Gedanken, die seinem Innern entstiegen, dem Drange der Empfindungen, die sein unruhiges Herz bewegten, mußte er durch Mittheilungen Luft machen. Auf diese Weise waren es verschiedene Seelen, die ihm auf seinen Lebenswegen begegneten, und die in den verschiedenen Epochen Jahre lang beinahe ausschließlich all sein Dichten und Trachten in Anspruch nahmen. Mit ihnen sich zu verständigen, die Anlagen, die er in ihnen zu entdecken glaubte, zu entwickeln; sie zu dem Ziele hinzuführen, das ihm als das höchste erschien, darauf wandte er nun alle Kraft seines reichen Geistes; mit dem treuesten, unermüdlichen, ja mit leidenschaftlichem, ungestümen und reizbaren Eifer trieb er dieß Bildungs- und Bekehrungswerk. Mit diesen, die ihm so am Herzen lagen, unterhielt er dann einen lebhaften Briefwechsel, der von seiner anhänglichen, ja eifersüchtigen Freundschaft, seiner liebevollen, selbst ängstlichen Sorge, seiner thätigen Theilnahme vollgültiges Zeugniß gibt. Mehrere solcher Briefwechsel von unglaublichem Umfange — darunter Briefe von vierzig bis fünfzig Druckseiten — sind mir theilweise zu Gesicht gekommen, und man kann mit voller Wahrheit sagen, daß er auf diese Weise einen großen, wenn nicht den größten Theil seines Genies, der Welt verborgen, in den Schooß der Freundschaft niederlegte. Diese Briefe enthalten nicht selten die köstlichsten Perlen seines Geistes und Herzens, und es wäre gewiß der größte Verlust, wenn sie in dem engen Kreise, für den sie ursprünglich bestimmt waren, der Vergessenheit anheim fallen sollten, während sich aus ihnen, — mit Hinweglassung aller Persönlichkeiten, und alles dessen, was dem flüchtigen Augenblick und seiner Stimmung angehört, — ein Denkmal errichten ließe, was dem Dahingeschiedenen sicherlich zur Ehre, und den Lesern zum Frommen gereichen würde. Wie seine Schwester daher auch bezeugt, so schrieb er ihr schon im Jahre 1805 von Heidelberg: „Liebes Kind, bewahre meine Briefe; lasse sie nicht verloren gehen; sie sind

das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben; ich will sie einstens wieder lesen, und in ihnen in ein geschlossenes Paradies zurückkehren."

Bettina nun hat diese Briefe aufbewahrt, und wir sehen daraus, daß sie eine der ersten jener Blumen war, deren sorgsame Pflege ihm in früher Jugend so sehr am Herzen lag; später traten andere an ihre Stelle. In der Kindheit meist von ihm getrennt, hat sie selbst den Eindruck beschrieben, den das erste Zusammentreffen mit dem erwachsenen Bruder auf sie gemacht. „Es schwärmen mir", schrieb sie ihm zwei Jahre später darüber, „Gedanken im Kopf, wie soll ich dir sagen? — Schmetterlinge sind's, ich muß ihnen nachjagen; aber dazwischen jagt's mich selbst wie einen Schmetterling davon, und die Bohnen in meinem Gartenbeet muß ich erst am Bindfaden hinaufschlängeln. Und will ich mir davon laufen, dann kribbelt's mir im Kopf und in den Füßen; ich kann nicht sitzen bleiben; es fällt mir das dummste Zeug ein. Meine alte Puppe vor zwei Jahren! Heut hat's mich geplagt, ich mußte sie wieder einmal betrachten, mit der ich mich zum letztenmal unterhalten hatte, als Du zum erstenmal hieher kamst, Clemente! Du weißt noch, wie ich sie geschwind unter den Tisch warf, als Du hereintratst, und ich sah Dich an und kannte Dich nicht, und hielt Dich für einen fremden Mann, der mir aber so wohl gefiel mit seiner blendenden Stirne, und Dein schwarz Haar so dicht und so weich, und Du setztest Dich auf den Stuhl und nahmst mich auf einmal in Deine zwei Arme und sagtest: weißt Du, wer ich bin? ich bin der Clemens! Und da klammerte ich mich an Dich; aber gleich darauf hattest Du die Puppe unter dem Tisch hervorgeholt und mir in den Arm gelegt; ich wollte aber die nicht mehr, ich wollte nur Dich. Ach! das war eine große Wendung in meinem Schicksal, gleich demselben Augenblick, wie ich statt der Puppe Dich umhalste." (Frühlingskranz I. S. 47.)

Da die Briefe hienach fast an die Kindheit der Schwester

reichen und dem blühenden Jünglingsalter des Dichters angehören: so sind sie der frische Hauch der Jugend. Der Entwicklung zweier Naturen, wie diese Geschwister, zu folgen und in ihre vertraulichen Mittheilungen Einsicht zu erhalten, muß in jeder Hinsicht höchst anziehend und belehrend seyn; zugleich wird sich in ihnen auch wieder die Zeit spiegeln. Die Schwester hatte die Puppe fallen lassen und sich dem Bruder in die Arme geworfen; er hatte ihr außerordentliches Talent erkannt, und wollte etwas Großes aus ihr bilden. Haben wir ihn bisher als satyrischen Dramatiker, romantischen Romanschreiber und Singspieldichter kennen gelernt: so erscheint er uns jetzt als liebender Mentor, der seine Schwester zur leuchtenden Höhe der Unsterblichkeit hinanführen möchte. Seine pädagogischen Bemühungen sind in dem Briefwechsel mit Bettina niedergelegt.

Nun aber ergeht die Frage: wie ist es um die Aechtheit dieses Briefwechsels bestellt? Bildet er ein authentisches Document historischer Wahrheit? Hat die Herausgeberin, außer der Hinweglassung solcher Stellen, die, persönlichen und unwesentlichen Inhaltes, sich für das größere Publikum nicht eigneten, an dem wirklich Mitgetheilten nichts geändert und nichts später Gemachtes hinzugesetzt? Wir wollen in diese wichtige Frage, der sich jedes historische Zeugniß vor seinem Gebrauch unterwerfen muß, näher eingehen.

Ueber Herausgabe von Briefen hat uns Frau von Arnim ihre Ansicht in ihrem Briefwechsel mit der Günderode selbst mitgetheilt: dort nämlich von dem Briefwechsel ihres Großvaters, La Roche, sprechend, den ihre Großmama, Sophie, besaß, sagt sie: „Ich hätte lieber den Briefwechsel (des Großvaters) gehabt. Ich glaub, zu so Etwas hätt' ich Verstand, es einzuleiten und zu bereichern für den Druck. Da wollt ich wohl noch viel hinzufügen; mir kömmt immer nur der Verstand, wenn ich von Andern angeregt werde; von selbst fällt mir nichts ein. Aber wenn ich von Andern Großes, Lebendiges wahrnehme, so fällt mir gleich Alles dazu ein,

als sei ich aus dem Traume geweckt; vielleicht könnt ich hiedurch dem Clemens ein Genüge leisten, der mich zu so Manchem aufgefordert hat, was mich ganz todt läßt. Erfinden kann ich gar nichts. Aber ich weiß gewiß, wenn ich diese Briefe des Großpapa durchläse, es würde mir Alles einleuchten, was dazu gehört. Ich weiß noch so viel von ihm, und die Großmama würde mir noch Manches erzählen; ich habe sie noch nie ordentlich ausgefragt." (Günderode II. 54.)

Wie Frau von Arnim nun diese Bearbeitung und namentlich die Zusätze versteht, hat sie in ihren Briefen mit Göthe und der Günderode gezeigt; es sind ihr darin so viele Anachronismen und Verstöße gegen die Geschichte nachgewiesen worden, daß es keinem Zweifel unterliegt: sie behandelte diese Herausgabe wie ein Werk freier Dichtung, und nicht der historischen Treue. Die Briefe, die sie wirklich besaß, dienten ihr, wie sie in der angeführten Stelle selbst bemerkt, vorzüglich zur Anregung; es war das Thema, welches sie, nach ihren Erinnerungen und ihrer gegenwärtigen Empfindungsweise, variirte und weiter ausführte, Wahrheit und Dichtung eng mit einander verbindend und verwebend. Sie setzte hinzu, was ihr eben beim Durchlesen einfiel.

Es fragt sich also: hat sie bei der Herausgabe des Briefwechsels mit dem Bruder nach den gleichen Grundsätzen verfahren, oder hat sie dieß ihr Erbtheil als ein heiliges geachtet und es unverändert den Lesern hingegeben. Sie selbst spricht sich nicht darüber aus; die Kritik muß also die Briefe selbst darüber befragen.

Hier muß es nun zuerst auffallen, daß die Herausgeberin alle Daten der Briefe, und in der Regel auch den Ort ihrer Ausstellung getilgt hat, man wird versucht, zu glauben, sie habe dadurch ähnlichen chronologischen Untersuchungen der historischen Kritik, wie bei ihren frühern Büchern, ausweichen wollen, und darum Alles in einen unbestimmten, mythischen Nebelduft, ohne Zeit und Ort, eingehüllt. Fassen wir die Briefe jedoch näher ins Auge, so ergibt sich, daß sie in einem fort-

laufenden, inneren Zusammenhange stehen; nicht minder halten die Jahreszeiten ihren regelmäßigen Verlauf, und wir können darnach genau den Zeitraum berechnen, welchen sie umfassen. Wir wollen daher die in ihnen selbst enthaltenen Angaben hier übersichtlich zusammenstellen.

Clemens beginnt den Briefwechsel offenbar von Marburg aus im Winter; er war eben in Offenbach gewesen; er sagt ihr nochmal Lebewohl; vor dem Abschied hatte er lange Winterwege zu ihr über die Schneefelder im Schneegestöber gemacht; (S. 7) zu Ostern will er kommen. „Zu Ostern willst Du kommen", schreibt sie, „heute haben wir den 22. März. Nein! es sind beinahe noch vier Wochen." Der Frühling ist nicht mehr zu läugnen, die Reben weinen. (S. 7.) Sie findet das erste Veilchen-Sträußchen; in demselben Brief jedoch, dessen Nachschrift vom 25. März ist, erfahren wir seltsamer Weise, daß die Sonne schon um vier Uhr aufgeht. Er dagegen klagt über die Schneedecken im rauhen Hessenlande; doch naht auch hier der Frühling. Die Apfelreiser, die sie am Barbara-Tage in's Wasser gestellt, blühen jetzt im Mai.

Aber welchem Jahre gehört dieser Frühling an? Endlich erhalten wir (S. 27) eine bestimmte Hindeutung; die Großmama bringt nämlich einen Brief von Lavater hervor, von welchem es heißt, er sei vor drei Jahren gestorben. Da dieser Tod in das Jahr 1801 fällt: so ständen wir im Frühling des Jahres 1804. Clemens, geboren am 8. Sept. 1778, stand damals in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, Bettina, geboren am 4. April 1785, im neunzehnten.

„Die Frühlingssonne hatte Blumen und Kräuter in sich verliebt gemacht"; Clemens macht einen Ausflug nach Göttingen. Nun erinnert ihn Bettina, wie sie ihn vor zwei Jahren zum erstenmal, und ihre Puppe zum letztenmal gesehen. Dieß wäre also im Jahre 1802 gewesen, im siebenzehnten Jahre ihres Alters *). Der Frühling schreitet vor. Im hohen Gras

*) Auffallend ist hier eine Angabe der Großmama Sophie La Roche.

liegend, hört sie den Lerchen zu; die Linden blühen; Clemens dagegen singt an den blühenden Ufern des Rheins, zu Rüdesheim, seine Abendlieder zur Guitarre." Hier aber, Seite 67, ist ihr einmal eine Jahrszahl entschlüpft; es wird nämlich ausdrücklich der Frühling des Jahrs 1804 genannt, was mit unserer obigen Berechnung vollkommen übereinstimmt. Von Rüdesheim geht Clemens nach Mainz und wieder zurück in's Rheingau, er lauscht der Natur ihre Frühlingslieder ab, verliebt sich in die Walpurgis, die junge Wirthstochter, begeistert sich für die abentheuerliche Gestalt der de Gachet, einer französischen Emigrantin, und beschließt, nach Jena zu gehen. Nun folgt der Sommer, der Südwind weht, die Sohlen brennen, Sommerscenen werden beschrieben. Es wird Herbst; mit den Blumen ist es aus; die letzten Astern verblühen, (S. 106) das Jahr neigt sich seinem Ende zu; die letzten Blumen hat der Reif getödtet; es beginnen die Tanzübungen für das Neujahrsfest. Die Birnen werden abgethan, Kartoffelernte gehalten. Erst am 19. November, das heißt auf Bettina's Namenstag, soll Clemens wieder in Marburg seyn, heute aber ist der vierte. Der Winter tritt nun ein; Savigny sitzt zu Marburg tief in Studien; der Ofen raucht; Clemens erinnert die Schwester, daß sie ihm vor einem halben Jahr von Lavater geschrieben. Ein neuer Beweis, wie die Briefe in wirklicher oder künstlicher Folge sich auf einander beziehen. Sie beschreibt nun (S. 134) das Ballet des Neujahrstages, nothwendig der von 1805. Hiemit wäre das erste Jahr dieses Briefwechsels geschlossen.

Nun schweigt sie einmal sechs Wochen; abermals ruft sie

Diese machte bekanntlich im Jahre 1799 ihre letzte Reise zu dem Freund ihrer Jugend, Wieland. In der Beschreibung, die sie davon herausgegeben, erzählt sie, wie sie auf der Rückreise ihren Enkel Clemens mit seiner Guitarre, der den Kutscher in Verwunderung gesetzt, mitgenommen. Beide kehrten im Herbst 1799 nach Frankfurt zurück, und dort findet sie die vierzehnjährige Enkelin Bettina, die Clavier spielt.

ihm die junge Jüdin ins Gedächtniß, von der sie ihm im vorigen Jahre geschrieben; der Winter rüstet sich zum Abzug; die Pflanzen werden begossen; der Landmann ackert (S. 187); eine Hyazinthe blüht; die schwarzen Schwalben durchjauchzen heute zum erstenmal das reine Himmelsblau, es ist der siebente Mai, „geh in den Wald, lausch der Nachtigall“, so schreibt sie von Offenbach; er erwiedert ihr mit einer Frühlingsaussicht von Marburg. Sie fährt fort: „Sonntag, Himmelsbläue — unendliche, kräftige, vom Sonnenfeuer durchglüht, — die Orangen warfen all ihre Blüthen herunter, — da hab ich gelegen im Boskett und alle Blüthen aufgefressen; konnt nichts mehr zu Mittag essen.“ — Es folgt eine seltsame Botanik in demselben Briefe; es werden uns zugleich eine Moosrose, Vergißmeinnicht und ein Maiblumenstrauß angeboten, und doch ist es erst im folgenden Brief der 14. Mai, „und meine Ranunkeln sind noch nicht offen!“ (S. 227) Clemens kündigt nun an, er werde in vierzehn Tagen, zum 1. Juni, nach Frankfurt kommen. Es folgen hierauf die Briefe seiner Rheinreise, die er mit Arnim gemacht, nachdem er sich acht Tage in Frankfurt aufgehalten. Hier leidet sein Herz auf's Neue, indem er Benediktchen in Coblenz wieder sieht; sie erscheint hier, also im Sommer 1805, als die Braut seines einzigen Freundes *). Bettina hält dem Unglücklichen mit spöttischem Lächeln seine Flatterhaftigkeit vor, im vorigen Jahre sei es mit der Walburgis eben so gewesen. Der junge Troubadour geht von hier nach Düsseldorf, wo er dem Kapellmeister Ritter eine Oper dichtet für Neujahr, und von einer andern Heldin, seiner wankelmüthigen Minna, träumt. Noch ist es Sommer; er geht durch die Aehrenfelder; bald ist sein Namenstag (23. November). Nach mehreren Briefen aus Düsseldorf folgt plötzlich einer von eben dorther, worin es seltsamer Weise heißt: „Ich bin seit gestern hier aus Jena.“

---

*) Hiemit in auffallendem Widerspruche steht, daß Benediktchen schon seit dem November 1803 verheirathet war.

(S. 309.) Unterdessen geht die Natur ruhig ihren Gang, die Spinnen ziehen ihre herbstlichen Gewebe; über Münster reist er nach Marburg zurück, den zweiten oder dritten Januar denkt er dort zu seyn. Hiemit wäre also das zweite Jahr geschlossen, und das von 1806 beginnt.

Erwartung des kommenden Frühlings; schöner Frost; für den 19. März, den Geburtstag einer Freundin, wird ein Fest bereitet; bald können die Hecken die Veilchen nicht mehr verbergen. Hier wird zum erstenmal (S. 360) der Name seiner künftigen Frau, der Sophie Mereau, genannt. Er sieht die Schwester in Frankfurt; eilt nach Weimar; beschreibt ihr von hieher den Wonnemonat an der Ilm.

Das wäre also Alles richtig, und wir stünden hier im Mai 1806. Allein es folgt hier eine zweite chronologische Angabe, die alles über den Haufen wirft. Clemens findet nämlich den Hof und die Weimarer Gesellschaft in höchster Trauer über den Tod Herders; gelangweilt durch das viele Salbadern; über diesen Verlust sucht sich sein satyrischer Geist zu rächen, und so malt er die empfindsame Gesellschaft mit schwarzer Kohle an die weiße Wand vor Göthes Garten, der in den Park führt, und schreibt dazu die Verse:

„Herder ist von uns gegangen,
Göthe sieht ihm traurig nach;
Wieland trocknet seine Wangen
Und Amaliens Herze brach.“

Nun aber fällt Herders Tod nicht in das Jahr 1806, sondern 1803; dieß beweist wohl, daß die Briefe in einen unwillkührlichen Zusammenhang zu einander gesetzt sind; daß solche älteren Datums den jüngern nachgesetzt wurden, und daß also die hier folgenden Briefe aus Weimar nicht dem Frühling und Sommer 1806, sondern 1803 angehören, und mithin älter sind, als jener, worin sie im Anfange des Buches von dem Frühling 1804 spricht. Der Verlauf der Jahreszeiten ist also gleichfalls ein künstlicher. Eine volle Bestätigung dieser Behauptungen gibt ein späterer Brief beinahe am Schluße des

ganzen Bandes. Der Sommer schreitet nämlich voran; der Granatbaum ist voll Knospen, der Lavendel blüht; das Verhältniß zur Sophie Mereau wird inniger, den Winter soll sie mit ihm nach Marburg gehen und sein Weib werden; in Lauchstädt sieht er das neue Stück von Göthe, die Eugenie. Nach allem diesen folgt nun ein Brief, der einzige von allen, der sein Datum auf der Stirne gerettet hat, und dieses Datum ist, in Uebereinstimmung mit Herders Todesjahr, der 23. Juli 1803 (S. 422). Es ist der Tag, an welchem der Bildhauer Tieck die Büste von Clemens begonnen, welche noch existirt. Bettina reist nun ins Schlangenbad, wo sie mit der Churfürstin von Hessen und Nikolaus Vogt und dem Herzog August von Gotha zusammentrifft *). Sophie Mereau sucht in Dresden Zerstreuung, während Clemens nach Marburg geht. Mariahimmelfahrt (15. Aug.) ist das letzte Datum dicht am Schluße des Bandes.

Aus dem Angeführten geht zur Genüge, wie mir scheint, hervor, daß auch dieser Briefwechsel keinen völlig historischen Charakter trägt, sondern gleichfalls Wahrheit und Dichtung mischt. Es sind wirkliche Briefe mit Rückerinnerungen in Briefform untermischt. Das Bild, welches sie uns entwerfen, könnte indessen doch immerhin ein getreues seyn, wenn dem Mitgetheilten auch im Einzelnen die wörtliche Treue mangelte. So fand denn auch Clemens selbst, wenn ich mich recht erinnere, sein Bild in dem ungleich mythischeren Briefwechsel mit der Günderode im Ganzen seinen eigenen Erinnerungen aus jener Zeit entsprechend. Allein wir befinden uns auf diese Weise doch immer auf einem unsicheren Boden, und die Briefe können im Einzelnen keinen Anspruch mehr auf unbedingte Glaubwürdigkeit, als wirklichen, unmittelbaren Ausdruck der Empfindungen des Augenblicks, machen. Dem Eindrucke übrigens nach, den

*) Es ist dieß ohne Zweifel dieselbe Badreise nach Schlangenbad, womit der Briefwechsel Bettina's an die Günderode beginnt, hier heißt es aber Briefe von 1804 bis 1806.

der Frühlingskranz **nicht allein** auf uns, sondern auch auf andere seiner Freunde gemacht hat, möchten vorzüglich die Briefe der Bettina gar mancherlei Zusätze aus neuester Zeit erhalten haben, da sie diese als das freie, unbedingte Eigenthum ihrer Dichtung ansah; mit größerer Scheu dagegen behandelt sie wohl die Briefe des Bruders, und wir haben in ihnen selbst keinen Grund gefunden, warum wir, mit Vorbehalt jenes künstlich hineingebrachten Zusammenhanges und ihrer willkührlichen Reihenfolge, ihre Aechtheit im Ganzen und Großen bezweifeln sollten, wenn wir auch keineswegs jedes einzelne Wort darin beschwören möchten.

Welches Bild hat uns nun die Schwester von dem gemeinsamen Jugendleben, aus ihren Briefen und Erinnerungen, zusammengewebt? Nicht mit Unrecht nennt sie ihre Schrift einen Frühlingskranz; es ist ja ein Frühlingsbild, das sich vor unserer Seele entfaltet; die heiteren, hoffnungsfrohen, bunten Fahnen des Frühlings wehen festlich über Wald und Flur. Da schreibt sie: „Eine grüne Wiese mit tausend goldenen Blumen, die all auf ihren feinen Stielen im Abendschein wanken, und ein Clemens, der über die grüne Wiese so stolz am Ufer vom stolzen Rhein hingeht, und fährt so rasch über die Saiten und singt so feurig und weich seine Liebe“ *). Und wieder schreibt er der Schwester: „Ein Mädchen, wie Du so alt, in der Dämerung sitzend unter einem Blüthenbaum, und ein Knabe, wie ich, so wie wir Beide bei einander saßen am Weg, das grüne Feld hinter uns und der ferne Fluß und die Schaafheerde, die an uns vorüberzog, die eine Staubwolke machte, was die Abendröthe ein wenig verdeckte, weißt Du's noch **)?“

So werden diese Bilder von dem Frühlingssonnenlichte der Jugend und ihrer Hoffnung beschienen; der Morgenthau des jungen Tages glänzt noch auf den Wiesen; Frühlingslüfte spielen mit den zitternden Blättern des Birkenhaines; Veilchen duf-

---

*) Frühlingskranz Seite 61.

**) Ebendaselbst Seite 133.

ten unter dem letzten dürren Winterlaub am Rande des rieselnden Baches; die Schwalben sind dem neuen Gaste vorangeeilt; die Maiblume erhebt sich, ihn mit ihren Glocken einzuläuten, und die Lerche steigt in die reine, lichterfüllte Bläue, ihr Tedeum zu singen; tief unter ihr aber ruht die neuergrünte Erde, eben vom Schlummer erwacht; ein ahnungsvolles, vielverheißendes Schweigen ist noch darüber ausgebreitet.

In Mitte dieses Frühlingsplanes sitzt die Schwester, Kränze windend, und der Bruder singt ihr, als jugendlicher Troubadur, seine Lieder vor. Bald lauscht sie ihm, bald horcht sie auf den Schlag der Nachtigall, bald wirft sie blanke Kieselsteine in den Bach, oder spricht mit Kräutern und Blumen, oder lockt mit ihren Rosen und Nelken die vorübersummenden Bienen; und dann hält sie ein Zwiegespräch mit ihrem Bilde im Wasser, um endlich wieder auf die Lieder und belehrenden Worte des Bruders zu hören. Und sie klingen voll brüderlicher Liebe, „so innig, so herzlich“, wie sie selbst gesteht, als wäre ich eine Blumenknospe, die auf seinem Stamme wüchse, und der Stamm treibt sorglich alle Kräfte dahin, daß sie sich aufthue“ *); und weiter, „deine Gefühle spielen auf der Schalmei, und begleitet der Witz mit dem Triangel dazu **); du bist mein Maithau, von dem man wächst und gedeiht ***); und voll ist die Brust von der Fülle, die Du mir spendest, daß ich auch, wie die Rosenknospen, angeschwellt bin, und möchte aufbrechen, dem Licht, und gar keine andre Rechenschaft mehr geben, als den Duft, den, gleich der Rose, meine Seele aushaucht, weil Du sie, wie die Sonne, wärmst und reizest †).“

Also Bettina, er aber sieht seine liebevolle Mühe belohnt und jubelt: „Die Hoffnung auf eine köstliche Ernte macht mich

*) Günderode II. Theil, Seite 109.
**) Frühlingskranz I. Seite 176.
***) Ebendaselbst I. S. 179.
†) Ebendaselbst I. S. 40.

so ungeduldig; ich sehe Alles hervorsprießen und zur Blüthe sich drängen in Dir, und kann es kaum erwarten, daß es der Wahrheit und Schönheit zu Gunsten reife" *). — Gott will's so haben, daß wir uns lieben und einander belehren sollen; ich sehe es in allen Dingen, und gebe mich dem offen hin **). — „Es ist ein großes Erbarmen von ihm, daß er uns alles in einander gegeben hat, und wir dürfen nicht stolz darauf seyn, denn es ist nur Gott, den man liebt, den Gott im Menschen, und je schärfer und tiefer wir blicken, je mehr erkennen wir ihn, und je ruhiger und einfacher wird die Liebe" ***). — Und wieder lautet seine liebreiche Lehre: „Wolltest Du dich dem eigentlichen Wesen der Kunst und Poesie hingeben, so würdest Du Ruhe, Friede und Glück genießen, ohne Dich den Andern zu entziehen; Du würdest als wahr empfinden, was ich Dich immer gelehrt habe, daß nur der Mensch kann geliebt werden, insofern er ein wahrer und reiner Spiegel des Ewigen und Göttlichen wird †)." — „Allen Wesen, die mit einem edlen Durst nach dem Ewigen um sich blicken, denen gestaltet sich das Unsichtbare; die Kunst und ihr stiller, einziger Tempel ist ein reines, unschuldiges und stolzes Herz" ††). — „Weil Du nun mein guter Engel bist, so mußt Du auch dein Amt mit Treue verwalten; mein guter Engel muß immer heiter seyn und meiner mit Hoffnung und Segen gedenken, und mich strafen mit Worten und mich anmahnen, daß ich mein Ziel nicht aus den Augen lasse; Du mußt mit deiner Lebensfreude die meine anfachen; Du mußt meinem Enthusiasmus die Flügel lösen, mit deinem Ernst, mit deiner Güte und Wahrheit. Willst Du das †††)?"

---

*) Frühlingskranz I. S. 114.
**) Ebendaselbst I. S. 216.
***) Ebd. I. S. 219.
†) Ebd. I. S. 351.
††) Ebd. I. S. 58.
†††) Ebd. I. S. 44.

Allein die Freude des Bruders war zu voreilig; die Schwester ist ein Quecksilber, eine leidenschaftliche, unruhevoll von tausend Empfindungen bewegte Seele, die taugt gar wenig zu diesem wechselseitigen Unterricht; soll sie zuhören, gleich nehmen die Gedanken Reißaus, und sind mit den Siebenmeilenstiefeln über Land und Meer davongerannt; armer Clemente! deine Geduld wird auf harte Proben gestellt; du glaubst, deine geliebte Bettina horche noch auf deine Zusprüche, und merkest nicht, daß sie vielleicht einem Eichhorn nachlauert, das in den Aesten der nahen Weide muthwillig hin- und herspringt; hopps, da ist auch sie auf den Beinen, läßt den angefangenen Kranz fallen, und wie der Blitz sitzt sie oben auf dem Baume. Aber auch das Eichhörnchen ist bald vergessen; sie schaukelt sich auf den schwanken Aesten der Weide nach dem Takte einer Grille, die im Grase zirpt; der Saum ihres Kleides wird auf- und abfahrend von den Wellen des vorüber rieselnden Baches benetzt; den einen ihrer rothen Pantoffeln wirft sie spielend den vorbeischießenden Forellen zu. Da dünkt sie sich eine Nixe, die dem Krystallhause der Tiefe entstiegen, und ihr nasses Lockenhaar in der Sonne aufringelt. Bald aber langweilt sie Grille, Weide und Wasser; wie der Wind, Wellen und Wolken wechselt, so wechseln ihre Launen; Anderes ist ihr durch den Sinn gefahren; ein schwarzes, windschnelles Araberroß hat sie sich mit der Wünschelruthe ihres bilderreichen Geistes herbeigezaubert, und wie sie auf dem Baume sitzt, mit nassem Kleide, mit aufgeringeltem Haare und einem Pantoffel, springt sie auf den Rücken des edlen Thieres; angstvoll und zitternd steht der Bruder da; sie wirft ihm lächelnd noch den andern Pantoffel zu, und fort geht es in sausendem Galopp das Thal hinauf, über Flur und Haide, über geackertes und ungeackertes Land, den Bergen zu. Schon liegt die blühende Schäferlandschaft weit hinter ihr; von Fels zu Fels springt das schaumweiße Roß, durch den dunklen Tann fliegt es dahin, die Dornen zerreißen ihr Kleid; über donnernde Wasserfälle setzt es mit einem Sprunge über nachtschwarze Klüfte und Abgründe, zwischen Steinwän-

den durch, wo die Lawinen hinabstürzen; da flieht die Gemse, die am salzigen Gestein geleckt, erschrocken vor der ruhestörenden Reiterin; der Adler verläßt kreischend sein Nest; sie aber treibt das müde Roß immer höher die höchsten Spitze hinan, bis es blutend und keuchend unter ihr niederstürzt. Jetzt wirft sie einen Blick rückwärts, dort sieht sie in der Tiefe den Bruder mit seiner Guitarre neben dem halbvollendeten Kranze stehen, er ruft ihr klagend hinan: „Wehe! mir ist, als stehe ich auf einem vulkanischen Boden, wo die verwitterte Lava von der schaffenden Natur, üppig begrünt, hervorbricht in Flammen und verzehrt es wieder. Und hier und da liegen Brandstätten unter dem ewig blauen Himmel. Was nützt mein guter Wille, meine Stimme, mein Wort? Wie könnte das diesen Boden erschüttern, in dem ein innerliches Wirken verborgene Wege schleicht, und dann jeder Gewalt unerreichbar plötzlich das begonnene Gepflegte zerstörend aufflammt. — Weißt Du, was Du sprichst? — Nein! denn ich kann Dir den Muth nicht zutrauen, Dich Nationen und Jahrtausenden gegenüber zu stellen, und denen Hohn zu sprechen. Das thust Du aber; blind, wie Du bist, springst Du über Abgründe, und immer glücklich fühlst Du den Boden unter deinen Füßen. Man sagt, der Blitz erschlage keinen Schlafenden, darum soll man während dem Gewitter keinen Schlafenden stören. Ich frage mich, ob Du schläfst, ob Du träumst, und dann meine ich, das Gewitter bist Du selber; es rollen Ideen donnernd in deinem Geist, die aneinander zerschmettern; und vor meinen Augen sinkt in die tiefste Spalte, die plötzlich gähnt, was eben noch meine Hoffnung war, was ich mit demselben süßen Willen hütete, wie Du deine Blumen und Kräuter *)." Doch die Schwester achtet nicht auf seinen Ruf; das müde Roß läßt sie liegen; auf den Flügeln des Sturmes schwingt sie sich frei in die Lüfte, stürmt sie hoch hinan zu den schwarzen Gewitterwolken des Himmels; fessellos, führerlos, ziellos kreist sie dort, von unbe-

*) Frühlingskranz I. S. 146.

friedigter, unverstandener Sehnsucht getrieben, in den unbegränzten Räumen des Empyräums; eine Wallkurie möchte sie die Loose des Schicksals werfen, und die Welt aus ihren Fugen und Angeln heben; Blitze möchte sie schleudern, und die Rosse der Sonne lenken. Auf einer Donnerwolke ruhend dichtet sie dort oben an dem Buche ihrer „absonderlichen und verwirrlichen Gedanken", das sind Gewaltsgedanken, Revolutionsgedanken, Unsterblichkeitsgedanken, Kunstgedanken, Religionsstiftungsgedanken, und Gott weiß was für Gedanken, die in wilder Begeisterung, wie die Böcke in ihrem aufgeregten Innern, mit den Hörnern aufeinander losrennen. Freiheit, schrankenlose, sich selbst genügende Freiheit aber ist es vor Allem, wonach ihre müd gejagte Seele schmachtet und lechzet; tief unter sich, gleich den Nebeln der Erde, sieht sie Sitte und Gesetz, und verachtenden Stolz auf der Stirne ruft sie dem Bruder, und Allen, die daran halten, von ihrer schwindelnden Wolkenhöhe zu: „Von dem Feuer eines kühnen Pferdes träumt euch nichts. Eben so wenig von der Wahrheit, die ein so lustiger und rascher Gaul ist, der über Stock und Stein hinaus setzt, und ums Ziel siegend herum sich tummelt. Und da schreien die Leute über den Tollkühnen, der wie wahnsinnig über die Barriere sprengt, verbotene Wege reitet durch die gefahrvollen, brausenden Wellen hinauf zum steilsten Ufer, gleich wird er verunglücken! Die Feigen wissen nicht, daß die tollkühnen Sätze abgemessen sind nach ewigen Gesetzen der Begeisterung; sie sind gewagt; aber in ihrem Wagen liegt ihr Gelingen. Wär ich König, ich würde die Welt untertauchen, und sie gereinigt aus den Zeitenwogen hervorgehen lassen. Was ich sage, sei es Frevel, o so ist mir dieser Frevel lieb. Wo war je ein Gebet stolz genug, daß ich gern es nachgesprochen hätte *)? — Immer hoch! immer frei! immer stolz **)! — Ein freudiges Durchrauschen aller Lebensadern! der Muth, frei zu schweben über aller Gemeinheit! Der ungehemmte Lebens-

*) Frühlingskranz I. S. 96.
**) Ebd. I. S. 123.

athem, von dem das volle Herz getragen wird! Ein freies Auftreten auf den Gott geschaffenen Boden der Erde; überall hin blitzen meine klugen Augen, und jagen die Nachtvögel aus ihrem Versteck *). — Licht! was ist das? — ist's das, was wir mit dem dunkeln Blick unseres Auges auffangen? — was uns den Vorhang wegzieht der Nacht, und Flur und Wälder zeigt im Schmuck der Farben? — ja, das ist's, aber wo ist sein Ende? — Es erleuchtet die Unendlichkeit in die Ewigkeit hinein. O was ist in der Ewigkeit möglich. — Die offene Pforte, aus der die Schöpfungskraft niederwallt, ein voller, unversiegbarer Strom! — Das Lichtelement, — der Alles umfangende Schooß dessen, was der Geist begreift. — Dieß Begreifen ist ein Lichtschöpfen; das ist der Gedanke. — Denken ist einen Leib annehmen, das ist Wirklichwerden! — Wer aber dieß Wirklichwerden erzeugt, der ist eine erschaffende Kraft! Diese Kraft ist die Unsterblichkeit im Menschen, wer sie übt, der kann nicht vergehen; was aber nicht in ihr liegt, das ist Asche, die niederfällt, wie der Schnee niederfällt von der Himmelsfeste. Und ich frage mich, was für ein Werk in der Schöpfung soll ich doch vornehmen, damit ich meine Unsterblichkeit feste, und sie durch die Ewigkeit strahle; denn alles Thun ist nur Selbsterhaltung, und was ich nicht belebe mit meinem Geist, in dem bin ich gestorben; aber den Tod soll ich bezwingen, das ist die Aufgabe der Unsterblichkeit **).

Der Bruder, der für das Leben der Schwachen auf der schwindelnden Wolkenhöhe, wohin der wilde Sturm ihrer Begeisterung sie getragen, zittert, beschwört sie, von der Hand freundschaftlicher, brüderlicher Liebe sich leiten zu lassen; mit sträubendem, zurückstoßendem Stolze erwidert sie: „Was ist Freundschaft"? — eine, die höchsten Seelenkräfte verzehrende Schmarozerpflanze. Ich soll doch mein eigen werden; dieß ist doch der Wille meines Ichs, denn sonst wäre ich umsonst; das

*) Frühlingskranz I. S. 143 u. 86.
**) Ebd. I. S. 400.

eine, was mich eigenthümlich aus dem Gesammtseyn herausbildet, das ist der Adel des freien Willens in mir; anders kann ichs nicht ausdrücken. — Sich dem Begriff und Willen eines Andern unterwerfen, der auch kein Selbstseyn hat — denn sonst würde dieser Wille nicht die Geistesnatur des Freundes zu seinem Heerd wählen, sondern in sich selber aufflammen — das ist Verzichten auf diesen Adel des freien Willens. — Held seyn, ist nicht befreundet seyn, selbst seyn, ist Held seyn; das will ich seyn. Wer selbst ist, der muß die Welt bewegen, das will ich. Dieß helle Selbstseyn soll nicht verdunkelt werden durch den Schatten der Freundschaft; ich brauch das nicht, ich kann den Sonnenbrand vertragen, und Freundschaft ist Brudermord. — Ich hab zu fechten mit meinen Gedanken; sie fahren gleich auf, und wollen immer recht haben *). — Meine Seele ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum nach einer innern Tanzmusik, die nur ich höre und die andern nicht. Alle schreien, ich soll ruhig werden und Du auch, aber vor Tanzlust hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wäre, dann wär's aus mit mir. Das gelob ich vor dir, daß ich mich nicht will zügeln lassen; ich will auf das Etwas vertrauen, was so jubelt in mir; denn am Ende ist's nichts anders, als das Gefühl der Eigenmacht. Man nennt das eine schlechte Seite die Eigenmacht. Es ist ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt **). Nein! wie ich Dir hier noch einmal sage, das Leben flieht die Wüste des Todes; aber dem Tod eine Macht zuschreiben über das Leben, das ist Unsinn. Es ist aber noch eben so dumm, irgend eine Macht anzuerkennen über uns, als nur das Leben selbst; und leg Dirs zurecht, wie Du willst, ich kanns nicht weiter ausdrücken; ich kann nur sagen, was auch in der Welt für Polizei der Seele herrscht, ich folg' ihr nicht; ich stürze mich als brausender Lebensstrom in die Tiefe, wohin mich's lockt. Ich! Ich! Ich! —

---

*) Frühlingskranz I. S. 173.

**) Ebd. I. S. 82.

Ich greife um mich mit meinen Fluthen; ich eile in stolzen Wogen durch die Triften; ich durchziehe euch ihr Haiden; dort kommen die Berge, die Welt ist rund; mir ist jedes Thal, die Höhe ist mir zu durchbrausen beliebt.

In dieser Trunkenheit des vergötterten Ichs, in diesem hochfahrenden Stolze, der es verschmäht, in gläubiger, liebevoller und hoffnungsfroher Demuth höherer Leitung sich anzuvertrauen, stürmt sie ruhelos ihre pfadlose Bahn dahin; mit titanischer Kraft möchte sie den Himmel erstürmen; denn ihr stolzes Ich verschmäht es, als ein schwaches, sündiges Geschöpf, als ein verirrtes Kind bei dem liebenden Vater um Einlaß zu bitten; mit ihrer stolzen Stirn rennt sie, in blinder Begeisterung, wider die diamantene Pforte, die das geheimnißvolle, ehrfurchtgebietende Reich der unsichtbaren Mächte, den Himmel und die Ewigkeit beschließt: da prallt sie zurück; sie stürzt hinab aus dem Revier der Wolken auf den harten Erdboden; sie erwacht aus ihren hochfliegenden Träumen, und findet sich wieder zwischen Veilchen und Gänseblümchen an der Seite ihres besorgten Bruders. Da bricht sie in die mißmuthige Klage aus: „Wehe! all mein Heldenthum ist ein erträumtes! Und das erschreckt mich oft, daß ich im Lande der Phantasie mir eine große Rolle auserwählt habe, die ich zwar ohne Gefahr spiele, die aber nicht die Wirklichkeit berührt. Wie mach ich's, daß ich aus dieser Verbannung des Wirklichen erlöst werde; dann wäre ich nicht mehr traurig, wenn es mir deutlich würde, was ich will, kann und soll! — Clemens! ich bin dumm, daß ich solche Gewaltsgedanken habe, und sage mir oft: das ist Dichtung; Du willst aber nicht blos aus feuriger Einbildungskraft Dich selbst erdenken, wie Du seyn möchtest, sondern Du willst selbst seyn."

Das ist, in einem Bilde ausgedrückt, das Verhältniß, welches in jener Jugendzeit zwischen den beiden, so reich begabten Geschwistern bestand; die herrlichste Kraft, die sich gegen alles leitende Gesetz sträubt, reibt sich, in friedelosem Jagen nach einer falschen Freiheit, selbst auf, und bringt es nicht weiter,

als zu einer Frage, auf welche sie sich keine Antwort zu geben weiß. Hier bewährt sich die Wahrheit jener Worte, die Clemens, im Rückblick auf seine Jugend, mit wehmuthvollem Ernste gesprochen: „Ach! ich dachte schon vor vielen Jahren, was wir doch hätten alle werden können! so gut, so fromm, so hülfreich und trostreich für einander, und ein Heil aller Nebenmenschen. O wir hätten wohl heilend und heilig werden können. Wir hatten Alles dazu, und was ist aus uns geworden? — Der Grund der Zerstörung lag darin, daß man alle diese köstlichen Gottes-Erzstufen nicht mit religiöser Andacht und Weihung umgeben, und vor der gegenseitigen Zerstörung gewahrt hatte. O mein Kind! wir hatten nichts genährt, als die Phantasie, und sie hatte uns theils wieder aufgefressen.“

(Fortsetzung folgt.)



XLII.

Zeitläufte.

Unter allen Erzeugnissen der katholischen Presse in Frankreich verdient der Correspondent (welcher zu Paris am 10. und 25. jedes Monats erscheint) am meisten die Beachtung und Aufmerksamkeit deutscher Leser. Hier ist geistige Tiefe, und was noch mehr gilt: nüchterne Besonnenheit und ruhiger, klarer Blick in Gegenwart und Vergangenheit. Mitarbeiter an dieser Zeitschrift ist unter mehreren andern großen Talenten der jüngern Generation Graf Champagny, der Geschichtschreiber der „Cäsaren". Dieser hat sich beim Beginne des Jahres über die gegenwärtige moralische und kirchliche Lage Frankreichs in einem Artikel ausgesprochen, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlichst empfehlen. — Während die meisten französischen Schriftsteller, auch sonst redliche Katholiken! — sich in Beziehung auf den Zustand ihres Landes von den wunderlichsten Illusionen beherrschen lassen, und auf diese fußend, Schilderungen entwerfen, welche das, der dortigen Landesart unkundige, katholische Publikum in Deutschland gemeinhin zum nicht geringen Schaden der Sache Gottes buchstäblich und für baare Münze nimmt, — hat Franz von Champagny statt in den Wolken auf der Erde, statt auf der Ueberschätzung der französischen Nationalität in einer tiefchristlichen und ächtkatholischen Anschauungsweise des Weltlaufs, seinen Standpunkt genommen. Wir erlauben uns in dem Nachfolgenden die Aufmerksamkeit unserer Leser auf mehrere der dort ausgesprochenen Ansichten zu

lenken, und an diese einige Bemerkungen zu knüpfen. Der Vergleich mit deutschen Verhältnissen liegt nahe genug, da das Meiste von dem, was Champagny seinen französischen Lesern an's Herz legt, auch im katholischen Deutschlande bestens erwogen zu werden verdient.

Im Wesentlichen ist, nach der Auffassung dieses Schriftstellers, die Lage der guten, d. h. der kirchlichen Sache in Frankreich dieselbe, wie sie aller Orten ist, und wie sie zu allen Zeiten war und seyn wird. Der Irrthum: daß eine triumphirende Kirche, ein tausendjähriges, messianisches Reich auf Erden möglich, ein Zustand unangefochtener, ruhiger Herrschaft über die Welt, ein Leben voll ungetrübter Heiterkeit ohne Kampf und Leiden den Schülern und Nachfolgern Christi in diesem Prüfungsstande beschieden oder zuträglich sei, datirt bekanntlich schon aus jenen Zeiten, wo der Herr in Knechtesgestalt auf Erden wandelte. — Die Jünger waren vor der Ausgießung des heiligen Geistes nicht ganz frei von solchen Wünschen, und wir Alle sind bis auf den heutigen Tag nur zu geneigt, an einen irdischen Sieg, an einen äußeren Triumph, an eine stabile Sabbatruhe der Kirche auf Erden zu glauben. Dieses tausendjährige Reich suchen wir dann entweder rückwärts im Mittelalter, oder vorwärts in irgend einer Periode der Geschichte, die noch kommen soll. Inzwischen aber ist und bleibt die Kirche in dieser Zeitlichkeit, was sie von Anfang gewesen: die streitende. Heute, wie vor achtzehnhundert Jahren, ist sie „das Lamm unter den Wölfen", und hat nichts für sich, als die Verheißung: daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. — Der Triumph wird freilich nicht ausbleiben, aber er beginnt erst an dem Tage, wo Christus wiederkommen wird in seiner Herrlichkeit zum Gericht. Bis dahin wird es, weil der Schüler nicht über den Meister seyn kann, allen wahren Christen auf Erden in ihrem Verhältnisse zur Welt nicht besser gehen, als dem Herrn und seinen Aposteln, und auch heute noch ist uns kein anderes Zeichen gegeben, in dem wir siegen könnten, als das Kreuz. Ein solches trägt auch die Kirche in jedem Lande,

und in jedem Lande thut die Schaar der gläubigen Katholiken wohl und recht daran, ihr besonderes Kirchenkreuz, weil es die Versehung ihnen auferlegte, mit Liebe zu umfassen, und es ohne Ungeduld zu tragen, so lange es Gott gefällt. — Die heilige Pflicht jedes Gläubigen: die Freiheit der Kirche gegen Tyrannei und ungerechte Gewalt aus allen Kräften und mit jeder erlaubten Waffe zu verfechten, ist durch das eben Gesagte im geringsten nicht geschwächt, sondern es sollte dadurch nur die große Wahrheit hervorgehoben werden: daß denen, die getreu befunden werden in diesem Kampfe, die Krone des Lebens versprochen ist, auch wenn ihrer Anstrengung und Treue der sichtbare, handgreifliche, irdische Sieg nicht auf dem Fuße folgt.

Auch in Frankreich ist der jetzige Sturm nichts als das Wiederaufleben jener Kirchenverfolgung, die im Jahre 1825 unter dem Ministerium Villéle, mit der bekannten Denuntiation des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten begann, und mit der Plünderung von St. Germain Auxerrois im Frühjahre 1831 ihren Wendepunkt erreicht hatte. Damals wie heute suchte der Haß gegen das Christenthum sich hinter einer heuchlerischen, aber bis zur Albernheit plumpen Maske zu verbergen. Die politische Opposition affectirte eine kindische Furcht vor Rom, vor den Jesuiten, vor der Priesterparthei, die mit unerhörten und unglaublichen Attentaten gegen das französische Volk schwanger gehe, und wenn man ihr nicht bald ein Ziel setze, das Kind im Mutterleibe nicht schonen werde. Was noch unglaublicher klingt, aber nichts als strenge, buchstäbliche Wahrheit ist: der Radikalismus schwärmte für die unumschränkte Monarchie. — Das Königthum könne in seiner absoluten Gewalt und Herrlichkeit durch das Wiedererwachen einer kirchlichen Richtung des Volkes beeinträchtigt werden, die legale Ordnung sei durch die Geistlichkeit gefährdet. Legale Ordnung aber nannte man das stupide Festhalten an einer kirchenfeindlichen Gesetzgebung aus der despotischen Periode der alten Monarchie, das eiserne Beharren bei einer Jurisprudenz, die unter ganz andern Verhältnissen und Voraussetzungen entstanden, zur neuen Freiheit

des Repräsentativsystems und dessen Institutionen, wie die Faust auf's Auge paßte. — Diese legale Ordnung, so hieß es, sei in Gefahr, wenn die Geistlichkeit der kleinlichen Plackereien der Gesetzesmenschen überhoben, und die Staatsgewalt nicht länger zur Unterdrückung der Kirche mißbraucht würde. Leider war die legitime Regierung schwach genug, die Komödie für Wahrheit, den Eifer derer, die sich ihr zu Bundesgenossen aufdrängten, für ehrliche Ueberzeugung zu nehmen. Fünf Jahre darauf fielen ihr freilich die Schuppen von den Augen, denn der Thron stürzte unter den Steinwürfen derselben Fanatiker der legalen Ordnung zusammen, die eben noch im Kampfe zwischen Staat und Kirche bis zur Verrücktheit für die Allmacht der Regierung geschwärmt hatten. — „Man muß“, sagt Champagny, „in den Gewürzläden, wo sie vermodern, heute die Journale jener Zeit nachlesen, um sich einen Begriff zu machen, welch ein Held man war, wenn man einen Priester insultirt hatte, und welche Bürgerkrone der Constitutionel den patriotischen Gassenbuben zuerkannte, welche die Missionäre mit Steinwürfen verfolgten. „„Legale Ordnung““ war eins der großen Worte jener Zeit. Natürlich war nichts legal, als ein Faustschlag gegen die Priesterparthei, oder ein Steinwurf zu Gunsten der gallikanischen Kirche. Und wenn zufällig ein Gensdarm gegen diese freisinnige Jugend einschritt, dann war er es, der die legale Ordnung störte, dann sündigte er gegen die Charte, dann verletzte er die Freiheit des Cultus. Der Held aber wurde ein Märtyrer, und der Constitutionel vom nächsten Morgen vergoß eine Thräne über diese herrliche Jugend, die der Charte von 1814 eben so ergeben, wie den vier Artikeln von 1682, unwürdiger Weise auf die Wache gebracht sei, weil sie im Namen der religiösen Toleranz einen Missionsprediger gemißhandelt hatte.“ — Ach, warum ist unsere Generation verurtheilt, dasselbe Stück, nur in eine andere Sprache übersetzt, im Laufe so weniger Jahre noch einmal aufführen zu sehen! Damals war es doch noch wenigstens die Restauration, welche bekanntlich nichts gelernt und nichts vergessen hatte, die sich in so

plumper Weise von den Feinden aller socialen Ordnung äffen ließ. Sie hatte doch wenigstens noch nicht das naheliegende Warnungsexempel ihres eigenen Sturzes vor Augen; auch war der Constitutionel damals zuverläßig kein ministerielles Organ, und in jedem Falle vertrat er eine, wenn auch irregeleitete Parthei. — Aber was soll man dazu sagen, wenn heute der Rheinische Beobachter, der gar kein Publikum und bloß officielle Leser hat, vom Rheinischen Volke aber, welches er in die Schule nehmen soll, nur verlacht und verspottet wird, — wenn dieser bloß von einer Regierungssubvention lebende und mithin, sie mag wollen oder nicht, eine Regierung vertretende, Rheinische Beobachter heute offen und ungescheut die rothe Mütze aufpflanzt, das gute Recht der conservativen Schweizercantone mit Füßen tritt, die dortigen Katholiken tagtäglich mit Koth bewirft, und sich, da er beim Liberalismus nur verdientes Mißtrauen und reichliche Verachtung gefunden, nun wenigstens demselben Radicalismus anbinden will, der im Waadtlande bereits sein: „Nieder mit den ehrlichen Leuten!" brüllt. Diese Politik hat kein Recht, über Polignac die Achseln zu zucken, denn so weit hat sich die Restauration selbst in den Zeiten ihrer größten, geistigen Verlassenheit nicht weggeworfen. Schauerliches Exempel, wohin das lange, fortgesetzte Bestreben führt: vor der Wahrheit die Augen zu schließen *)!

---

*) Der Rheinische Beobachter legt in der Beilage zu seiner Num. 70 vom 11. März 1845 das offene Geständniß ab: daß, „wenn es je so weit kommen sollte, was der Allgütige verhüten möge, daß es nur noch Radikale und Jesuiten gäbe", dann wüßte er, der Rheinische Beobachter, der bisher noch keine Jakobiner Mütze gesehen, in der That nicht, was er thäte. Die Radikalen seyen allerdings böse Maikäfer, die den Fruchtbaum der Kultur so kahl fräßen, daß er jammervoll dastehe. Allein das gedungene und bezahlte Regierungsblatt tröstet sich: „wenn sie sich müde gesummt und satt gefressen", fielen sie in Betäubung, und dann komme ein Cromwell, oder Napoleon, oder Narvaez, kehre sie zusammen und werfe sie den Hühnern vor, aber die Jesuiten u. s. w. u. s. w. — Gegen

Nachdem das schwache und unehrliche Preisgeben der Kirche im Jahre 1828 der ältern Dynastie in den Julitagen 1830 seine Früchte getragen, und der revolutionäre Haß gegen das Christenthum in der Fastnacht des Jahrs 1831 sein Müthchen gekühlt hatte, trat, wie es nach ähnlichen Crisen zu geschehen pflegt, eine rückläufige Bewegung ein. Gerade dadurch, daß die Revolution einen so glänzenden Sieg erfochten, hatte sie Alle, die etwas zu verlieren hatten, scheu gemacht, und dadurch sich selbst auf geraume Zeit einen Zügel angelegt. Der Kirche war hieraus der indirecte Vortheil einer beinahe dreizehnjährigen Waffenruhe erwachsen. Ludwig Philipp wollte eine neue Dynastie gründen, dazu bedurfte er (wie Napoleon) Ruhe und Ordnung, und folglich der Kirche. Die Revolution auf der Straße und in den Kammern unterdrücken, — die Monarchie mit den Formen des Repräsentativstaats in Einklang setzen, die Licenz der Presse zügeln, die geheimen Gesellschaften in Zaum halten, den unvermeidlichen Ausbruch eines neuen Sklavenkrieges (der Proletarier gegen die Besitzenden) länger hinausschieben, — und dennoch gleichzeitig die Kirche bekämpfen, oder sie in ihrem eigenen Innern revolutioniren wollen, — dieser hirnwüthige Ungedanke, mit dem man sich heute in gewissen, norddeutschen Ländern trägt, hätte in dem Kopfe eines alten Praktikers keinen Platz gefunden, und die Geschichte ist dem Könige der Franzosen das Zeugniß schuldig, daß solche Chimären ihm zu allen Zeiten fremd gewesen sind. Jedenfalls ist es Thatsache, daß die Kirche seit der Julirevolution und durch das Wegfallen einer gebrechlichen und zweideutigen Stütze mehr gewon-

---

diesen „conservativen“ Calcul ist nur zweierlei einzuwenden. Eine Politik, die durch solche Presse um Popularität betteln lassen muß, ist höchstens noch der Heuchelei eines Cromwell fähig, aber einen Narvaez, geschweige denn einen Napoleon, bringt sie nimmermehr zu Stande. Und außerdem dürften, wenn es erst an's Zusammenkehren geht, die Reste dieses „conservativen Protestantismus“ zugleich mit den radikalen Maikäfern, die sich an ihm satt gefressen, den Hühnern vorgeworfen werden.

nen als verloren hatte, wenn gleich auch dieser Zustand keine Rosen ohne Dornen bot, und vor Allem, wie der Augenschein zeigte, nicht von Dauer war. Bis zu dem Gedanken einer auf sich selbst ruhenden Freiheit der Kirche konnte sich auch die jetzige Regierung, und leider! selbst ein großer Theil der Geistlichkeit nicht erschwingen. — Daß auf allen Seiten und auch von denen, welche mit redlichem Willen und großem Talent die Sache der Wahrheit vertheidigten, kraft einer, dem französischen Charakter anklebenden Neigung zur Ungeduld und Uebertreibung, große Fehler begangen sind, ist schwer zu läugnen. Vergessen wir andererseits auch nicht, daß in allen diesen Vorgängen viel providentielle, durch menschliche Vorsorge nicht abwendbare Fügung liegt. — War damals, — das Daseyn gewisser, einmal vorhandener Uebelstände vorausgesetzt! — die Julirevolution zum Besten der Kirchenfreiheit nothwendig, und waltet hierüber bei allen tiefer blickenden Katholiken heute nicht leicht mehr ein Zweifel ob: so werden wir vielleicht schon nach wenigen Jahren dasselbe von der im Jahre 1843 erfolgten, neuen Schilderhebung des Voltairismus sagen, wenn gleich zu wünschen wäre, daß diese nicht durch sehr unzeitige Schritte mancher sonst höchst talentvoller Wortführer der katholischen Sache, wenigstens theilweise veranlaßt seyn möchte.

Dieser Sturm gegen die Kirche dauert heute noch fort, und es ist unmöglich, vorauszusagen, welche Ergebnisse er herbeiführen wird. Die Taktik der Gegner ist heute im Wesentlichen dieselbe, wie im Jahre 1825. Wie damals heucheln auch jetzt die Leute, die an keinen Gott glauben, den tiefsten Respect vor der Kirche. Nur dem „Ultramontanismus" und „Jesuitismus" gelte der Zorn; ultramontan ist freilich das katholische Priesterthum, jesuitisch die Beichte, wie kürzlich noch Michelet, einer der unwissendsten, aber auch der keckſten jener Kämpen, unwiderleglich dargethan hat. — Rechnet man dazu noch die heuchlerisch zärtliche Besorgniß für den Staat, die bei dieser Schule sehr unbefangen mit dem rohesten Communismus, mit einer kaum noch verhüllten Polemik gegen das Eigenthum

Hand in Hand geht, — so hat man einen genügenden Begriff von dem, worum es sich bei diesem Feldzuge handelt. Sehr richtig bemerkt Champagny, daß diese (erheuchelte oder aufrichtige) Furcht vor der Kirche unwillkührlich ein gewichtiges Zeugniß für die Macht der Wahrheit ablegt. Haben denn die Wortführer des neuen Lichtes nicht seit Voltaire's Tagen die katholische Sache unausgesetzt für überwunden, verbraucht, todtkrank, von allen Aerzten aufgegeben, sterbend, in den letzten Zügen liegend, ja gestorben und begraben ausgerufen? Haben sie nicht einen ganzen Leichenconduct von Metaphern bei ihrer Bestattung aufgeboten? und trotz aller jener blutigen oder unblutigen Verfolgungen durch Hinterlist, Gewalt, despotische Gesetze und antichristliche Literatur, welche seit 1793 an der Kirche gerüttelt haben, ist diese heute noch immer dieselbe, die sie zu allen Zeiten war. Denn in diesem Augenblicke gebärdet sich eben jene antichristliche Aufklärung, als wenn ihr eigenes Leben fortwährend an einem Faden hinge, und heute nocht ruft sie die freiheitsmörderische Artillerie der revolutionären Gesetzgebung zu ihrem eigenen Schutze auf, und dieß zwar unter der ausdrücklichen Erklärung, daß sie ohne diesen Staatsschutz nicht leben könne. „Wißt Ihr auch“, ruft Champagny diesen Helden des legalen Despotismus zu, „wißt Ihr auch, daß Ihr durch dieß Verfahren einen mächtigen Beweis zu unsern Gunsten liefert? und daß Ihr eben dadurch wider Euren Willen der immerwährenden Dauer, der Lebensfähigkeit, der Unsterblichkeit, mit einem Worte der Göttlichkeit unserer Kirche Eure Huldigung darbringt? Weit entfernt, zu Grunde zu gehen, lebt sie von Eurem Hasse und von Euren Siegen. Wie würdet Ihr erschrecken, wenn ich Euch die Geschichte vor Augen halten und zeigen wollte, daß sie in allen Jahrhunderten ähnliche Niederlagen erlitt und ähnliche Triumphe erfocht, und daß die Momente der Erhebung und der Erniedrigung in unserer Geschichte immer dicht aneinander gränzen. Gregor VII. starb im Exil, aber Gregor VII. hatte dem stolzen Heinrich IV. die Kirchenbuße zu Canossa auferlegt. Alexander III. wurde zwei- oder

dreimal aus Rom verjagt, aber derselbe Alexander III. sah einen Kaiser zu seinen Füßen. Pius VI. starb gefangen, arm, gemißhandelt. Aber Pius VII. versöhnte drei oder vier Jahre später Frankreich mit der Kirche, und reiste von Rom nach Paris, indem er zur Rechten und Linken Millionen Menschen segnete, die am Wege knieeten. Und seinerseits wurde Pius VII. zu Fontainebleau gefangen gehalten. Aber dieß geschah, damit er den Umsturz von 1814 erleben und dem verbannten Napoleon verzeihen konnte. So ist auch die Geistlichkeit 1828 und 1831 besiegt, aber im Jahre 1842 fing man wieder an, sie zu fürchten. 1831 wurde die Kirche beleidigt. Was wird 1851 geschehen? Gehen wir nicht weiter. Die Feinde der Kirche könnten in den Träumen ihrer wahnsinnigen Angst einen Enkel Ludwig Philipps, wie Friedrich II., einem künftigen Gregor IX. den Steigbügel halten sehen."

Ziehen wir heute die Parallele zwischen 1825 und 1845, so finden wir: daß dermalen in manchem Betracht die Lage der Kirche in Frankreich ungünstiger, in anderer Hinsicht aber wieder bei weitem günstiger ist. Daß Viele, die aus der revolutionären Zeit eine christliche Erinnerung in die Gegenwart herüber gerettet hatten, mittlerweile weggestorben sind, ist eben so gewiß, als daß zwei der damaligen Vorkämpfer der Sache Gottes ihrer Fahne untreu geworden, und heute entweder, wie Lamartine, einem trüben und wunderlichen Pseudomysticismus zugefallen sind, oder, wie Lamennais, den christlichen Glauben verloren, und sich an die Spitze der Feinde der Kirche gestellt haben. Nicht minder steht es fest, daß der Voltairismus sowohl in der ältern Form des bloßen Hohnes gegen die Religion, als in der neuern, scheinbar tiefsinnigern des popularisirten Pantheismus, seit den letzten zwanzig Jahren bei weitem tiefer in die untern Volksklassen eingedrungen ist, wo er den Vorbereitungen zu jener großen communistischen Revolution, an deren Schwelle wir stehen, die Hand reicht. Suchte sich die antichristliche Partei vor zwanzig Jahren noch in ein ernstes, wissenschaftliches Gewand zu stecken, bediente sie sich einer ver-

meintlichen Wissenschaft, oder einer leider! nur zu reellen Jurisprudenz als eines geeigneten Mittels für ihre Zwecke, suchte sie damals noch durch Raisonnement auf den Verstand zu wirken, — so hat sie diese Taktik heute aufgegeben. Sie überspringt den Verstand und geht unmittelbar durch die Phantasie an die Leidenschaften und an die Sinnlichkeit. — Deshalb hat sie, mit richtiger Kenntniß unsers Zeitalters und darum mit ungeheuerm Erfolg, den Roman zu Hülfe gerufen, dem sich die antikatholische Geschichtschreibung schon lange angenähert hatte, und in den sie heute völlig hineingeschlüpft ist. Ohne Zweifel wird der Antichristianismus auch fernerhin auf diesem Gebiete noch große Siege erfechten, so lange bis der furchtbare Ernst, an dessen Schwelle wir stehen, die Afterpoesie überbieten, und die europäische Welt aus ihren phantastischen Träumen aufrütteln wird.

In so fern ist also die Lage der Kirche freilich ungünstiger geworden. Dafür ist ihr aber auch auf der andern Seite der nothwendige Fortschritt der Zeit in viel bedeutenderem Maaße zu Hülfe gekommen. Lesen heute die intelligenten Klassen Voltaire und Diderot nicht mehr, die vor zwanzig Jahren für viele, selbst durch Rang und Bildung höher gestellte Individuen ein Evangelium waren, so läßt sich mit Gewißheit voraussagen, daß nach zwanzig Jahren auch der Proletarier dieser Speise überdrüßig seyn wird. Gab es im Jahre 1825 wirklich noch eine, wenn auch spärliche Klasse von Menschen, die, in den Traditionen der Parlamente versteinert, wirklich noch in einer Art von gutem Glauben katholisch bleiben wollten, und dennoch im gallicanischen Sinne Opposition gegen Rom machen zu dürfen glaubten, so ist dieses Geschlecht ebenfalls ausgestorben. Es gibt im katholischen Frankreich nur noch Katholiken und Feinde des Christenthums. Wollen heute noch Manche der letztern eine Art gallicanischer Maske festhalten, so fallen sie jeden Augenblick aus der Rolle, und fangen selbst den Beschränktesten nicht mehr in ihren Schlingen. — Der relativ gute Glaube, die auf unverschuldeter Unwissenheit beruhende

Ehrlichkeit dieser mittlern Nuance hat aufgehört. — Es kann Ungläubige geben, die sich stellen wollen, als stünden sie heute noch auf der Stufe von 1682, aber es gibt heute keine Gallicaner mehr, die wirklich noch Christen wären. Michelet und Quinet täuschen sich selbst nicht einmal, geschweige denn Andere. Die innere dialektische Fortbildung der Sache des Widerspruchs macht es heute unmöglich, noch einen christlichen Schein zu retten. Man kann zu diesem Zwecke noch eine Phraseologie aufbieten, die nicht in unser Zeitalter paßt; aber gleich guckt der Pferdefuß hervor, und es wird Niemand mehr die Feldzeichen und die Lager verwechseln. — Dieß ist für die katholische Sache ein großer Vortheil und jedenfalls die Hauptsache. —

Aber noch größer ist der Gewinn, den diese in Frankreich daraus gezogen, daß diese Allianz zwischen ihr und der Staatsgewalt zu Grabe gegangen ist. Eine tiefere historische Forschung führt überhaupt zu dem Resultate, daß der überwiegend größte Theil der Leiden, welche die Kirche in Frankreich zu erdulden hatte, aus ihrer falschen Stellung zur weltlichen Macht herrührte. Gestützt auf den weltlichen Arm, vergaß ein großer Theil der Bischöfe und Priester, leider! nur zu oft des Herrn, ihres Gottes, und übernahm sich, auf den Staatsschutz vertrauend, in Hoffart und Herrschsucht, während umgekehrt die Krone in der Regel Gottes Ehre ihre geringste Sorge seyn ließ, und sich der Kirche eben auch nur als eines Mittels für ihre Zwecke bedienen wollte. Dieser einfache Gesichtspunkt erklärt sehr Vieles, was in Frankreich seit dreihundert Jahren geschehen und nicht geschehen ist. So machte auch im Jahre 1825 eine in ihrer Wurzel ungläubige Gewalt, der die Kirche für nichts, als für eine raffinirte Polizeianstalt galt, Proselyten für die katholische Sache, oder ward wenigstens beschuldigt, daß sie die Ertheilung der Stellen vom Glauben abhängig mache, und von denen, die sich um ein Amt bewarben, einen Beichtzettel fordere. Daß in der Centnerlast dieses Vorwurfs auch wieder bloß ein Quentlein Wahrheit steckte, braucht

kaum erwähnt zu werden. — Aber selbst abgesehen hievon, überwog der Nachtheil, den die Kirche aus der Staatskunst ärndtete, bei weitem jeden, auch den größtmöglichsten Vortheil. Mochte auch hier und da Jemand durch eine Stelle oder für eine Stelle bekehrt seyn, so gab es nichts destoweniger in der Beamtenwelt die meisten starken Geister. Der Unglaube that sich hier im geringsten keine Gewalt an. Aber er ging in Uniform zur Frohnleichnamsprozession, und der Voltairismus galt in Folge dessen für die natürliche Religion jedes unabhängigen Mannes. Dafür fiel der ganze politische Haß, der auf der Restauration ruhte, auf die Kirche. Und als die Regierung inne ward, daß umgekehrt die Staatsgewalt solidarisch an der Feindschaft tragen mußte, welche der Unglaube zu allen Zeiten gegen den Glauben hegte, da beeilte sie sich durch die Ordonnanzen von 1828, ihre Bundesgenossin so feierlich und förmlich fallen zu lassen, als möglich! — Nachher ist es dann, Gottlob! anders geworden, und Champagny sagt sehr richtig, daß der Mensch, der heute zum Altare tritt, oder am Beichtstuhle niederknieet, menschlich gesprochen, nichts dabei gewinnt, es sei denn Zwietracht und Verfolgung. Er läuft gerade nicht Gefahr, seine Stelle als Beamter zu verlieren, aber gewinnt wahrlich auch keine Aussicht, eine solche zu bekommen, wenn er sie nicht schon hat. „Wir können“, fährt er fort, „es rühmend sagen: wenn in unsern Kirchen heute eben so viel und noch mehr Gläubige sind, als im Jahre 1825, wenn es dermalen eben so zahlreiche und noch zahlreichere Beichten und Communionen gibt, als damals, so ist in dieser ganzen Schaar auch nicht eine Seele, die ein persönliches Interesse dorthin geführt hätte. Es gibt keinen Einzigen, der nicht ganz und völlig Christ wäre, und unter den Millionen Gläubigen, aus denen das katholische Frankreich besteht, gibt es, das können wir wohl mit Sicherheit sagen, nicht einen einzigen Heuchler.“

Eine weitere Folge dieses günstigern Standes der Dinge ist es, daß heute in Frankreich, wie in andern Ländern, die Katholiken zu antworten wagen, und daß das bekannte Vorur-

theil: die Ungläubigen allein hätten Geist, die Katholiken seyen einfältige Tröpfe, zur Zeit wenigstens einen großen Stoß erlitten hat. Unter Karl X. hatte die katholische Sache, da Maistre und Chateaubriand bekanntlich einer frühern Periode angehören, keine öffentlichen Vertheidiger von Namen und Gewicht, den einzigen Lamennais abgerechnet. — Die zu gutem Zwecke von obscuren Verfassern geschriebenen kleinen Broschüren ohne Talent und ohne Anklang im Publikum, circulirten gleichsam nur innerhalb der Familie der Gläubigen. Heute ist das anders geworden. Die Katholiken schreiben, sie werden gelesen, sie sind populär. Mag immerhin den katholischen Schriftstellern noch eine gewisse Kampffertigkeit, eine gewisse Strategie, eine nothwendige Kenntniß der in der Polemik üblichen kleinen Kriegslisten abgehen, die ihre Gegner im Laufe jener langen Jahre erworben haben, wo sie allein auf der Arena standen; — heute ist wenigstens so viel gewiß, daß die Katholiken ein Publikum haben, und daß ein Kampf eröffnet ist. Ja, was noch mehr ist, die katholische Sache hat heute einen bedeutenden Buchhandel zu ihrem Gebote, und der „ewige Jude" hat demselben eben so wenig Eintrag gethan, wie die Bannstrahlen gegen die Jesuiten *). Diese ganze Bewegung ist aus dem

*) Champagny sagt in dieser Beziehung etwas auch in Deutschland höchst Beherzigenswerthes. „Ich wüßte nicht, daß man seit zwanzig Jahren die Encyklopädie wieder aufgelegt hätte. Aber zweimal, wenn ich nicht irre, hat man seitdem eine viel bändereichere Encyklopädie, zu niedrigem Preise, für eine Unzahl von Lesern gedruckt: die Kirchenväter nämlich. Mehrere derselben, haben außerdem noch eine, zwei, ja drei Ausgaben erlebt. 1825 wurde aller Schmutz des achtzehnten Jahrhunderts wieder gedruckt. Die ganze Schule, ohne daß einer fehlte, lebte wieder auf. Dupuy, Helvetius, Parny, und was weiß ich wie viel andere, erschienen wieder in kleinen Bändchen, die leicht zu kaufen, leicht zu verbergen, leicht zu lesen waren. Heute liegen Helvetius, Dupuy und die Uebrigen bei den Tröblern. Der Buchhandel kann sich nur damit helfen, daß er die Heiligen, die Kirchenväter, die katholischen Schriftsteller wieder druckt. Dieß sind dicke Bände, die man schwer kauft, schwer hand-

ziemlich engen Kreise einer bestimmten Kameradschaft hervorgegangen, und hat in Frankreich auf die öffentliche Meinung der ganzen Bevölkerung nur einen verhältnißmäßig geringen Einfluß gehabt. Jedenfalls war der Lärm größer, als der Wiederhall.

So ist also das Resultat einer unpartheiischen Vergleichung zwischen 1825, und heute kein anderes, als daß seit zwanzig Jahren das Böse, aber auch das Gute gewachsen ist. Erwägt man, daß es dermalen, in Frankreich wie anderswo, schon einen hohen Grad von Muth und Charakterstärke voraussetzt, sich offen zur katholischen Sache zu bekennen; erwägt man ferner, daß hiermit kein Vortheil, sondern im öffentlichen, mehr aber noch im Privatleben ein Martyrium verbunden ist, und daß auf der andern Seite weder Geist noch Selbstaufopferung dazu gehört, sich von dem breiten Strome des Unglaubens treiben zu lassen, so muß man, auch ohne einer excentrischen Auffassung der französischen Verhältnisse Raum zu geben, dennoch einräumen: daß die Kirche, wenn sie seit jener Zeit nichts destoweniger Gläubige und eifrige Vertheidiger in großer Anzahl gewann, unermeßliche Fortschritte gemacht hat.

Wie entschieden Champagny auch der Kirche ergeben seyn möge, so verwechselt er dennoch nicht die katholische Sache und die Katholiken. Weit entfernt, die Begeisterung für die

---

habt, schwer liest. Dennoch gehen sie ab. Ihrerseits ist auch diese ganze Schule wieder erschienen, und ich wüßte nicht einen katholischen Schriftsteller von Bedeutung, der seit zehn Jahren nicht neu aufgelegt wäre." — Daß dieß „Modesache" sei, ist ein oft gehörter, aber ganz leerer Einwand. Die illustrirten Ausgaben der Bibel und der Nachfolge Christi würden eben nicht Mode seyn, wenn nicht ein ganz ernster Geschmack für die Bibel und Thomas von Kempen vorhanden wäre. — Und wenn die Summe des H. Thomas v. Aquin heute neu aufgelegt wird, während Rousseau wenig und Condorcet gar nicht mehr gelesen wird, so beweist dieß eben, daß sich der Geschmack geändert hat. — Das Wort Modesache ist eben nur ein anderer Ausdruck für dieses Factum.

erstere auf die Leistungen der letztern zu übertragen, ist er von einer, unsern deutschen Landsleuten leider nur allzu nahe liegenden Selbstüberschätzung weit entfernt. Wohl wissend, daß nur die Sache Gottes unüberwindlich ist, täuscht er sich nicht über die Schwäche unserer Vertheidigung. — „Die Katholiken von 1844", sagt er, „gleichen nur allzusehr den Katholiken von 1825. Ich zweifle bedeutend, ob ihre Politik seit dieser Zeit große Fortschritte gemacht habe. Es ist noch immer dieselbe lärmende und emphatische Phrase, derselbe verwegene Angriff und die nämliche schüchterne Vertheidigung, derselbe übereilte Rückzug; bei den Einen unkluge Hitze, bei den Andern furchtsame Mäßigung, bei noch Andern systematische Unthätigkeit.— Spricht man mir von einer katholischen Parthei, so suche ich dieselbe vergebens. — Die Hierarchie der Kirche, wie sich von selbst versteht, bei Seite gesetzt, sehe ich nur acht bis zehn Generale, die auf's Gerathewohl gegen den Feind losgehen, und alle zugleich ihre Soldaten befehligen, die ihnen nicht folgen. Zwischen beiden Zeitpunkten gibt es nur einen einzigen, aber wesentlichen Unterschied: wir können heute nicht mehr auf die Gewalt rechnen. Was man uns auch sage, wir werden nicht mehr zu Herrn Martin (du Nord) klagen gehen; wir werden ihn nicht bitten, daß er in der nächsten Kammersitzung uns an unsern Gegnern räche. Es ist nothwendig, daß wir uns selbst vertheidigen und, — Dank sei es dieser Nothwendigkeit! — wir vertheidigen uns."

„Ueberhaupt", setzt er an einem andern Orte, recht aus unserer Seele hinzu: „die Partheien wissen niemals genug, wie vielen Dank sie ihren Gegnern schuldig sind."

Wir werden den hier entwickelten Ansichten in einem spätern Artikel eine Beleuchtung unserer deutschen Zustände gegenüberstellen. Hier wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser nur noch auf die Art und Weise lenken, wie Champagny das Verhältniß der katholischen Sache zu dem politischen Treiben in Frankreich faßt. Gerade in der gegenwärtigen Krise in

Deutschland ist es doppelt wünschenswerth, daß unsere katholischen Landsleute diese Stimme hören, und sich mit dieser Gesinnung tief durchdringen, um falsche Schritte, zu welchen sie gedrängt werden könnten, nicht zu thun, und falsche Hoffnungen nicht aufkommen zu lassen.

Bekanntlich hat ein als großer Redner und aufrichtiger Vertheidiger der katholischen Sache berühmter Mann die Nothwendigkeit: daß die Katholiken eine politische Parthei bilden müßten, als unbestrittene Voraussetzung angenommen. Hiervon ausgehend, hat er das Banner dieser Parthei in der französischen Pairskammer aufgepflanzt, aber nicht die von ihm gehofften Resultate erreicht, trotz seines überwiegenden Talents und seiner edlen Gesinnung. — Champagny theilt jene Grundansicht nicht. Er hält es für eine Täuschung, zu glauben: daß die Katholiken in ihrer politischen Wirksamkeit unwiderstehlich seyn würden, wenn sie sich nur als politische Parthei constituirten, was sie gegenwärtig bekanntlich keineswegs sind. Daß der Christ das Recht, ja die Pflicht habe, seinen Glauben mit allen den Mitteln zu vertheidigen, welche das weltliche Gesetz ihm bietet, — dieß bezweifelt auch Champagny im geringsten nicht. — Aber unaufhörlich ruft er den katholischen Franzosen zu: vertraut auf die Kraft Eurer Sache, nicht auf die Politik. „Ich nehme", sagt er, die Formen der Regierung an, die aus unserer fünfzigjährigen Revolution hervorgegangen sind, und ich glaube, daß die meisten Katholiken sie mit mir annehmen. Aber wir nehmen sie an als Institutionen; als Ideen machen wir sie nicht zu den unserigen *). Die politischen Formen von 1814 und 1830 scheinen uns, wie alle politischen Formen der Welt, in moralischer, vernünftiger, christlicher Hinsicht annehmbar. Aber moralisch, vernünftig, christ-

*) Dieß ist der Unterschied zwischen Champagny und andern Vertheidigern der katholischen Sache, namentlich in der Pairskammer, welche mit Begeisterung von den Ideen von 1789 sprechen.

lich gesprochen, bestreiten wir das, was man die Principien von 1789 nennt, und stoßen sie nöthigenfalls weit von uns. Die einen sind ein, der bürgerlichen Gesellschaft gegebenes Gehäuse, in welchem Gerechtigkeit und Glaube wohnen können, und welches selbst gewissen legitimen Rechten eine besondere Garantie gewährt. Die andern scheinen mir ein eitles Gemengsel von absoluten, falschen und gefährlichen Ideen, die aus dem Heidenthum, der Encyklopädie und Rousseau's Schriften geboren, kraft ihres Ursprunges und ihrer Grundlage augenscheinlich antichristlich sind. Was wir Katholiken nun unserm Jahrhundert schuldig sind, das ist, wie mir scheint, nicht, daß wir unsere Herzen an alle die Ideen hängen, welche heute die Volksmassen leiten, nicht, daß wir unsere Vernunft vor den politischen Theorien erniedrigen, aus denen die herrschenden Institutionen consequenter oder inconsequenter Weise hervorgegangen sind. Nein! wir sollen diese Institutionen annehmen, wie eine menschliche Thatsache, wie eine nothwendige Thatsache, wie eine, christlicherweise zuläßige Thatsache, wie das gemeine Recht der Gesellschaft, wie ein Gesetz, was wir beobachten, wenn es uns eine Last auferlegt, und dessen Wohlthat wir anzurufen ein Recht haben, sobald es uns einen Vortheil sichert." Aber bilden wir uns auch andererseits nicht ein, daß die constitutionellen Principien eine absolute Wahrheit seyen, oder daß sie eine verborgene Kraft hätten, vermittelst welcher sie uns mit der Zeit nothwendig zu unserm Rechte verhelfen müßten. — Vergessen wir nie, daß jene Majorität von Wählern oder Deputirten, welche die Gewalt in ihren Händen hat, oder sie in Zukunft noch in ihren Händen haben wird, ebenfalls aus Menschen mit menschlichen Leidenschaften und Irrthümern besteht. — Noch ist Frankreich weit von jener rechtlichen Denkweise entfernt, von welcher England im vorigen Jahre bei dem Processe von O'Connell ein so merkwürdiges Beispiel gab. Gestehen wir uns, daß diese Gerechtigkeit, welche über den andern richtet, wie sie selbst gerichtet zu werden wünscht, nicht in den Formen, sondern im Volkscharakter liegt.

Champagny erwartet wenig oder gar nichts von den constitutionellen Kämpfen der Gegenwart. „Wir hoffen", sagt er, „weniger einen nahen Sieg, als daß wir, wenn auch erst in einer entferntern Zukunft, neue Kräfte gewinnen: weniger, daß wir durch einen Kampf, als daß wir durch Widerstand und Ausdauer einen Erfolg herbeiführen werden. Zu allen Zeiten hat die Kirche meistens nur Siege dieser Art erfochten. Auch jetzt werden wir weniger einen officiellen, legalen, positiven, parlamentarischen Triumph erleben, wie dieß z. B. ein billiges Gesetz über den öffentlichen Unterricht oder eine Reform der organischen Artikel wäre, sondern geistige und moralische Siege, die einzigen, welche die Kirche zuletzt als wirkliche Siege achtet. Wir hoffen weniger eine Eroberung auf dem Gebiete der öffentlichen Gewalt, als auf dem der Gewissen der Einzelnen. Die Kirche legt wenig Gewicht auf die Gewalten und desto mehr auf die Menschen. Wir aber haben mehr Vertrauen auf die katholische Kirche, als auf eine katholische Parthei.

So geringen Werth hiernach Champagny, vom katholischen Gesichtspunkte aus, auf den constitutionellen Apparat der modernen Repräsentativstaaten legt, so große Bedeutung hat für ihn die Preßfreiheit. Das Recht, zu schreiben, sagt er, hat das französische Volk schnell begriffen und sich zu eigen gemacht. — Dieses Recht ist dort unter allen constitutionellen Rechten dasjenige, welches nicht bestritten wird, und dessen Ausübung auch nicht gehemmt oder vereitelt werden kann. Wendet sich die Kirche an die Vernunft und an das Herz, wünscht sie die Discussion, ruft sie dieselbe herbei, so ist ihr dieses Recht ohne allen Zweifel das nützlichste unter allen. Im Gegentheil könnte der katholische Glaube, wenn überhaupt, so nur durch Stillschweigen erstickt werden, wie Kaiser Julian dieß bekanntlich wohl begriffen hatte. „Schreiben und sprechen ist das Leben der Kirche und ihre Kraft seit ihren ersten Tagen, ihre wahre Waffe in den Zeiten ihrer Macht und ihrer Geltung, ihr einziges menschliches Vertheidigungsmittel in den Ta-

gen ihrer Leiden und ihres Schmerzes. — Um sich politischer Waffen zu bedienen, bedarf man einer Vereinbarung, eines Bündnisses; man muß eine Parthei seyn. — Der Presse kann ein einzelner Mensch sich bedienen, ohne andere Einheit als jene, welche unser Glaube uns gewährt, ohne andere Verabredung als die, welche kraft der blosen Thatsache: daß wir katholisch sind, in unsern Seelen liegt, kann Jeder von uns an diesem Kampfe seinen Antheil nehmen, und ohne daß man von irgend Jemand ein Paßwort zu erhalten braucht, kann das Glaubensbekenntniß der Kirche unser Leitstern, unser Anführer und unsere Fahne seyn. — Unser einziger und höchster Zweck aber soll und darf hierbei kein anderer seyn: als Christen zu machen. — Diesen sollen wir durch die Presse, und jeder einzelne von uns, soll ihn durch das bei weitem unscheinbarere, aber unendlich viel wirksamere Mittel der mündlichen Mittheilung in jedem Kreise unsers Lebens verfolgen, in den die Versehung uns setzt. — Die Vertheidigung des Christenthums durch die Presse ist aber heute die größte, die wichtigste, die nothwendigste Aufgabe, die es jemals gegeben hat. Nachdem das achtzehnte Jahrhundert alle Wissenschaften gegen die Kirche aufgerufen hat, muß heute auch die Kirche ihre Waffen auf dem Gebiete aller Wissenschaften suchen, und die christliche Apologetik muß sich bis in die Mathematik und in die Naturwissenschaft erstrecken, wie sie sich bereits früher auf dem Boden der Philosophie und Geschichte bewegte. — Heute, wo diese Bewegung kaum erst begonnen hat, ist bereits die Erneuerung aller Wissenschaften im christlichen Sinne in Aussicht gestellt. Aber wie unendlich viel ist noch zu thun! — Die antichristlichen Theorien sind zerstört, aber die christliche Lehre ist auf den einzelnen wissenschaftlichen Gebieten noch nicht wieder hergestellt. Vergessen wir nicht: daß die katholische Presse, abgesehen von den Kämpfen des Tages, hauptsächlich für diesen Zweck wirksam seyn kann und soll, und daß sie um so tiefer eingreift, je mehr sie dessen eingedenk ist. Welches auch ihr

nächstes und unmittelbares Ziel seyn möge, sie hat der Welt immer eine ewige und absolute Wahrheit zu verkünden.

Champagny schließt diese Erörterungen mit einem tief christlichen Gedanken. Wie auch, sagt er, jeder Einzelne von uns für die Sache Gottes kämpfen möge, — erinnern wir uns, daß Gott es ist, der den Sieg gibt, und daß er ihn gibt, wie er will. Vielleicht denkt keiner von uns Allen auch nur im Traume daran, durch welche Mittel die Vorsehung den Sieg der Kirche herbeiführen, welche Ergebnisse dieser nach sich ziehen, und welche Lage sich daraus für Alle (Kirche, Staat, Priester und Staatsbürger) entwickeln wird. Vielleicht werden wir auf dem Boden, wo wir kämpfen, unterliegen, und dort Sieger seyn, wo wir nicht kämpfen. So führt uns die Vorsehung. Wenn man die Kirchengeschichte liest, sieht man, daß in jedem Erfolge, den die Kirche erlebte, etwas Unvorhergesehenes, Uebernatürliches, Uebermenschliches lag. So will es Gott, damit sich kein Mensch rühme: er habe die heilige Arche gerettet. Die Geschichte der Kirche lehrt uns den Erfolg erwarten, aber niemals vorherzusagen, was dieß für ein Erfolg seyn wird.



XLIII.

Briefliche Mittheilungen aus den Rheinlanden.

er Rheinische Beobachter. — Seine erneute confessionelle Polemik. — Seine Aussöhnung mit der Elberfelder Zeitung. — Immer wieder die alte Jacobiner Mütze. — Seine Subvention. — Die Beschwerde der Trierer und die Verhandlung auf dem Landtag. — Seine Lehre von den beiden revolutionären Parteien, dem Ultramontanism und Nationalism. — Seine vergebliche Vertretung des conservativ-protestantischen Princips und Preußens. — Seine Stellung in der Schweizer Frage. — Das republikanische Pandämonium. — Die Giftblüthe des schweizer radikalen Journalism. — Der antijesuitische Fanatism und Siegwart Müller. — Die Revolution in der Waadt und ihre Beschönigung im Rheinischen Beobachter. — Mißbilligung der englischen Note. — Mittheilungen über den Orden der Jesuiten. — Die Bohnenstangen. — Die Nachrichten des Rheinischen Beobachters aus Bayern. — Schluß.

Wenn ich Ihnen in einer meiner frühern Mittheilungen eren Abdruck in diesen Blättern durch einen Zufall verspätet urd) schrieb, der Rheinische Beobachter habe, seit der Zusam-nberufung des Rheinischen Landtages, in den confessionellen agen eine minder feindselige Stellung angenommen (sei dieß in aus eigener Klugheit geschehen, oder weil ihm hiezu die eisung aus Berlin gekommen), so muß ich nun leider einge-hen, daß ich mich durch die Haltung einiger Nummern täu-ien ließ; der Rheinische Beobachter ist seitdem gehässiger, lei-nschaftlicher und beleidigender gegen die Katholiken, denn je, fgetreten.

Dieß ist so wahr, daß die Elberfelder Zeitung, welche sich kanntlich die religiöse Wühlerei, unter dem Schirm der Cen-

sur, mit der schamlosesten Frechheit, zum Acker und Pflug erwählt hat, sich gedrungen fühlte, dem Rheinischen Beobachter, zum Scandal aller Rechtlichgesinnten, ihren Dank und ihr Wohlgefallen für seine wackere Hülfe in dem antikirchlichen Landsturme auszusprechen. Und doch ist es noch nicht lange her, da nannte noch der Rheinische Beobachter dieß maaßlose Schmähblatt von Elberfeld eine Schmach der evangelischen Metropole der Rheinprovinz; seinem rauflustigen, scandalsüchtigen Redacteur ward der Vorwurf, daß er nur Stänkerei und Abonnenten suche. Die Elberfelder Zeitung ihrerseits klopfte unablässig dem redigirenden Professor zu Cöln den pedantischen Doctormantel aus, ihn mit Spott und Hohn überhäufend; einen Sancho Pansa nannte sie ihn, der, auf dem Rücken liegend, in der Sonne der ministeriellen Gnade seines feisten Wanstes pflege, und mit unvergleichlicher Gemüthsruhe täglich seine Prügel von Rechts und Links hinnehme, ohne auch nur ein Lebenszeichen von sich zu geben. Sie verzweifelte gänzlich daran, aus diesem phlegmatischen Schulmeister einen Bundesgenossen für ihre confessionelle Hetzjagd gegen die ihr von der Censur preisgegebenen Katholiken herausprügeln zu können.

Der Beobachter schwieg zu diesen Verhöhnungen des Raufbolden an der Wupper, bis ihm endlich die Sache doch zu arg wurde. Die Unverschämtheit, daß ein Blatt, welches ihn zur Belustigung frivoler Spötter täglich schonungslos verhöhnte, nichts destoweniger in Gemeinschaft mit der trockenen Allgemeinen Preußischen Zeitung seine Correspondenzartikel nachdruckte, ohne ihn auch nur mit einem Buchstaben als Quelle zu nennen; dieß brachte endlich seine Geduld zum Reißen. Daher richtete er denn um Neujahr ein Distichon an den Redacteur der Elberfelder Zeitung, Dr. Rave, dessen Inhalt dahin lautete: möge der Strohrenommist an der Wupper ihn immerhin wie ein Gimpel schmähen und lästern, nicht aber zugleich wie ein Rabe bestehlen.

Die nach jedem Scandal heißhungerige Elberfelder Zei-

tung blieb dem Beobachter die Antwort nicht schuldig; sie erklärte ihm, alle Rücksichten, die ein Blatt seinem Publikum schuldig ist, außer Acht lassend, erst dann habe sie den Beobachter als Repressalie zu bestehlen angefangen, als sie ihn selbst beim Abdruck eines Hirtenbriefes der evangelischen Synode und des Elberfelder Glaubensbekenntnisses auf dem Diebstahl ertappt, und die Entdeckung gemacht, daß er die lithographirten Mittheilungen des Brüsseler Bureau, welche an verschiedene Redactionen ergingen, für eigene Correspondenzartikel ausgegeben. Dabei machte sie sich wieder in ihrer gewohnten, pöbelhaften, breiten, wortreichen Manier, wohlfeilen Witzes, über den Professor lustig, der ihr Vorlesungen über den guten Ton halten wolle, und dessen Blatt selbst kein Muster sei, womit es die Elberfelder Zeitung, was burschikose Renommisterei betreffe, noch wohl aufnehmen könne.

Professor Bercht, der Redacteur einer quasiofficiellen Zeitung, der ohne Zweifel merkte, daß in einem solchen Hader über wechselseitigen Diebstahl keine Ehre für ihn aufzuheben sei, nahm die Recriminationen des Schmähblattes in der alten Weise schweigend hin; dagegen richtete er mit verdoppeltem Eifer seine Batterien gegen die Katholiken, welche er, wie gewöhnlich, unter dem Deckmantel der Jesuiten und Ultramontanen, auf die kränkendste Weise angriff. Da standen dann natürlich die historisch-politischen Blätter in erster Reihe; es folgten Anklagen und Verdächtigungen der bayerischen Regierung als einer, die jesuitischen und ultramontanen Tendenzen der Verfolgung und Bedrückung nachhange; es erschienen eine Reihe von Original-Correspondenzartikeln aus der Schweiz gegen die Jesuiten und die Regierung von Luzern, welche dem Frankfurter Journal und der Elberfelder Zeitung Ehre gemacht hätten; endlich sagte der Beobachter sich auch in einem langen und heftigen deutschen Correspondenzartikel von der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung los, weil in ihr kein freier, evangelischer Geist der Fortentwicklung, sondern ein pharisäisch-ultramontan-jesuitischer herrsche.

Das war natürlich süßer Weihrauchduft für die Nase der Elberfelder Zeitung, sie eben noch die Schmach der evangelischen Metropole der Rheinlande genannt, vergaß großmüthig des alten Zwistes und legte ihren Dank zu Füßen des Professors Bercht für seine Verdienste um die gemeinsame Sache, namentlich in Betreff der bayerischen Bedrückungen.

Da nun die Katholiken und insbesondere die historisch-politischen Blätter die Kosten dieser rühmlichen Aussöhnung tragen sollen: so wird man es nicht unbillig finden, wenn wir dem feindlichen Ritter einmal in die Augen unter das Visir blicken, um unsere Rechnung mit dem Rheinischen Beobachter abzuschließen.

Vorher sei uns eine Bemerkung gestattet. In den vier oder fünf Artikeln, in welchen der Rheinische Beobachter seinem Zorne gegen die historisch-politischen Blätter Luft macht, kömmt er immer und immer wieder in direkten oder indirekten Anspielungen auf den Vorwurf zurück: Görres sei einmal ein Jacobiner gewesen. Daß der unerfahrene Jüngling sich von einer Bewegung hinreißen ließ, die eine ganze Welt aus ihren Angeln erhob, das rechneten ihm diese Pharisäer von jeher zur unverzeihlichen Sünde an. Auch hierin steht der Beobachter würdig der Elberfelder Zeitung zur Seite, die nicht leicht den Namen Görres aussprechen kann, ohne ein großes Kreuz vor diesem Jacobiner der ersten französischen Revolution zu machen und ihn an die Zeiten der Republik zu erinnern. Was soll man aber zu einer solchen armseligen Polemik sagen, die, statt in ehrlichem offenen Kampfe auf den lebenden Gegner loszugehen, sich eine alte Strohpuppe aufstellt und daran zum Ritter wird. Görres hat ihnen längst gesagt: was wollt ihr mit eueren Vorwürfen, sind ja die Sünden meiner Jugend die Tugenden eueres Alters! allein was hindert sie nicht, immer wieder auf den alten Vorwurf zurück zu kommen. Sind das aber euere Lehren von der Entwickelung, daß ihr es dem Menschen zum Verbrechen macht, wenn er sich durch die Erfahrungen einer großen und vielbewegten Zeit belehren läßt, und nicht

dort versteinert und verknöchert stehen bleibt, wo die unreife Begeisterung seiner Jugend begonnen. Wollte Gott, auch ihr hättet nicht nutzlos in der Schule der Erfahrung gesessen, dann wäre uns ohne Zweifel diese widerwärtige und traurige Fehde erspart. Jedenfalls aber kann nichts seltsamer seyn, als ein solcher Vorwurf in dem Munde eines Professors der Geschichte oder Pädagogik, der sich eigens in der Stadt der heiligen drei Könige mit seinem Blatte niederließ, um den katholischen Rheinländern auf Staatskosten die Augen über das Prinzip historischer Fortentwicklung zu öffnen. Doch dieß Thema ist zu abgeschmackt, als daß ich darüber noch ein Wort verlieren möchte.

Nr. 55. 24. Februar läßt sich der Rheinische Beobachter in einem Artikel, den er von Berlin datirt, unter Anderm in Bezug auf meine früheren Bemerkungen über seine Tendenz also vernehmen:

„In Prag wird ein Bild Christi gezeigt, von dem man sagt, Niemand könne es mit festem Auge ansehen, der ein böses Gewissen habe. Es ist der Moment gewählt, wo der Herr spricht: Nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen u. s. w. Ob die Münchener historischen Politiker, welche die angeführten Beschuldigungen gegen den Rheinischen Beobachter oder eigentlich gegen die Preußische Regierung ausgelassen haben, wohl die Stirn hätten, das Prager Bild anzuschauen? Wer ihre Werke betrachtet, die sie vom sechsten Jahre der Republik an bis auf den heutigen Tag vollbracht haben, wird kaum zweifeln können, daß sie jesuitisch-gläubig genug dazu sind."

An eben dieses Prager Bild fand kurze Zeit darauf die Rhein- und Moselzeitung Gelegenheit, den Beobachter zu erinnern, als er einen Artikel über den Inhalt des vierten Heftes der historisch-politischen Blätter enthielt, worin er sich die gröbsten Entstellungen und Verfälschungen zu Schulden kommen ließ und ein Verfahren beobachtete, was er ein jesuitisches zu nennen pflegt. Stelle für Stelle wies ihm das Koblenzer Blatt dieß nach. „Die Polemik," [illegible]n dabei seine Worte, „mit welcher selbst Blätter, deren H[illegible]er sich allen Ernstes „„ehrlich"" nennen und welche auf die Autorität Schlossers hin von sich aussagen, daß sie nur für verständige Leute geschrieben seyen, die gedachten Münchener Blätter bekämpfen, liefert ei-

Das war natürlich süßer Weihrauchduft für die Nase der Elberfelder Zeitung, sie eben noch die Schmach der evangelischen Metropole der Rheinlande genannt, vergaß großmüthig des alten Zwistes und legte ihren Dank zu Füßen des Professors Bercht für seine Verdienste um die gemeinsame Sache, namentlich in Betreff der bayerischen Bedrückungen.

Da nun die Katholiken und insbesondere die historisch-politischen Blätter die Kosten dieser rühmlichen Aussöhnung tragen sollen: so wird man es nicht unbillig finden, wenn wir dem feindlichen Ritter einmal in die Augen unter das Visir blicken, um unsere Rechnung mit dem Rheinischen Beobachter abzuschließen.

Vorher sei uns eine Bemerkung gestattet. In den vier oder fünf Artikeln, in welchen der Rheinische Beobachter seinem Zorne gegen die historisch-politischen Blätter Luft macht, kömmt er immer und immer wieder in direkten oder indirekten Anspielungen auf den Vorwurf zurück: Görres sei einmal ein Jacobiner gewesen. Daß der unerfahrene Jüngling sich von einer Bewegung hinreißen ließ, die eine ganze Welt aus ihren Angeln erhob, das rechneten ihm diese Pharisäer von jeher zur unverzeihlichen Sünde an. Auch hierin steht der Beobachter würdig der Elberfelder Zeitung zur Seite, die nicht leicht den Namen Görres aussprechen kann, ohne ein großes Kreuz vor diesem Jacobiner der ersten französischen Revolution zu machen und ihn an die Zeiten der Republik zu erinnern. Was soll man aber zu einer solchen armseligen Polemik sagen, die, statt in ehrlichem offenen Kampfe auf den lebenden Gegner loszugehen, sich eine alte Strohpuppe aufstellt und daran zum Ritter wird. Görres hat ihnen längst gesagt: was wollt ihr mit eueren Vorwürfen, sind ja die Sünden meiner Jugend die Tugenden eueres Alters! allein was hindert sie nicht, immer wieder auf den alten Vorwurf zurück zu kommen. Sind das aber euere Lehren von der Entwickelung, daß ihr es dem Menschen zum Verbrechen macht, wenn er sich durch die Erfahrungen einer großen und vielbewegten Zeit belehren läßt, und nicht

dort versteinert und verknöchert stehen bleibt, wo die unreife Begeisterung seiner Jugend begonnen. Wollte Gott, auch ihr hättet nicht nutzlos in der Schule der Erfahrung gesessen, dann wäre uns ohne Zweifel diese widerwärtige und traurige Fehde erspart. Jedenfalls aber kann nichts seltsamer seyn, als ein solcher Vorwurf in dem Munde eines Professors der Geschichte oder Pädagogik, der sich eigens in der Stadt der heiligen drei Könige mit seinem Blatte niederließ, um den katholischen Rheinländern auf Staatskosten die Augen über das Prinzip historischer Fortentwicklung zu öffnen. Doch dieß Thema ist zu abgeschmackt, als daß ich darüber noch ein Wort verlieren möchte.

Nr. 55. 24. Februar läßt sich der Rheinische Beobachter in einem Artikel, den er von Berlin datirt, unter Anderm in Bezug auf meine früheren Bemerkungen über seine Tendenz also vernehmen:

„In Prag wird ein Bild Christi gezeigt, von dem man sagt, Niemand könne es mit festem Auge ansehen, der ein böses Gewissen habe. Es ist der Moment gewählt, wo der Herr spricht: Nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen u. s. w. Ob die Münchener historischen Politiker, welche die angeführten Beschuldigungen gegen den Rheinischen Beobachter oder eigentlich gegen die Preußische Regierung ausgelassen haben, wohl die Stirn hätten, das Prager Bild anzuschauen? Wer ihre Werke betrachtet, die sie vom sechsten Jahre der Republik an bis auf den heutigen Tag vollbracht haben, wird kaum zweifeln können, daß sie jesuitisch-gläubig genug dazu sind."

An eben dieses Prager Bild fand kurze Zeit darauf die Rhein- und Moselzeitung Gelegenheit, den Beobachter zu erinnern, als er einen Artikel über den Inhalt des vierten Heftes der historisch-politischen Blätter enthielt, worin er sich die gröbsten Entstellungen und Verfälschungen zu Schulden kommen ließ und ein Verfahren beobachtete, was er ein jesuitisches zu nennen pflegt. Stelle für Stelle wies ihm das Koblenzer Blatt dieß nach. „Die Polemik," s[illegible]n dabei seine Worte, „mit welcher selbst Blätter, deren H[illegible]er sich allen Ernstes „„ehrlich"" nennen und welche auf die Autorität Schlossers hin von sich aussagen, daß sie nur für verständige Leute geschrieben seyen, die gedachten Münchener Blätter bekämpfen, liefert ei-

nen erschreckenden Beweis gänzlicher Verläugnung selbst literarischer Gerechtigkeitsliebe. „Wir finden uns," fährt die Rhein- und Moselzeitung fort, „zu dieser starken Beschuldigung durch die vom Main 10. März datirte Correspondenz des Rheinischen Beobachters veranlaßt, indem diese das vierte Heft des XV. Bandes der historisch-politischen Blätter besprechend, mit Albernheiten beginnt, was an und für sich wenig zu sagen hätte, sodann aber, zu Entstellung und Erfindungen vorschreitend, mit durchaus unwahren Gehässigkeiten endigt und endlich die Leser auffordert, aus diesem Gewebe von Unwahrheiten einen Schluß auf den in den historisch-politischen Blättern herrschenden Geist, auf ihr Streben im Gebiet der geschichtlichen Politik zu machen." Die Rhein- und Moselzeitung schloß, nachdem sie dieß nachgewiesen, alsdann mit der Frage: „ob der Rheinische Beobachter, welcher in dieser Weise die Münchener historisch-politischen Blätter, denen der Eintritt in die Rheinprovinz untersagt ist, während er sorgenfrei zu Köln seine Beobachtungen anstellt, seinem Publikum vorführt, wohl die Stirne hätte, das Prager Bild anzuschauen!"

Der Rheinische Beobachter fand es für gut, diese mit Belegen begleitete Anklage seiner unehrlichen Kampfweise schweigend hinzunehmen. Dafür wollen wir ihm aber über die Beschuldigungen, die er uns in verschiedenen Artikeln macht, Rede und Antwort geben. Wir hatten gesagt, erst kürzlich habe er bei seiner offenkundigen zelotischen Tendenz einen Redaktionsgehülfen mit einem Staatsgehalte im Betrage von 500 Thaler erhalten. Hiezu macht er die folgende Bemerkung: „Das ist's vermuthlich, was die Augsburger Allgemeine Zeitung „„eine bestimmt formulirte Ankla[illegible]nnt. Wir nennen dergleichen etwas deutscher und ein[illegible]niederträchtige Lügen." Dieß fordert unserer Seits eine nähere Erklärung.

Der Rheinische Beobachter wird nicht leicht in der Rhein-

provinz einen Menschen finden, der nicht die Ueberzeugung theilte, daß sein Blatt zur Verbreitung sogenannter guter Gesinnung von der Regierung in der Rheinprovinz gegründet sei und von ihr aus Staatsmitteln Unterstützung erhalte. Notorisch ist, daß Dr. Bercht von dem Ministerium Eichhorn nach Bonn zuerst als Professor der Geschichte und später der Pädagogik berufen wurde, in der doppelten Absicht zu lehren und die neue Zeitung zu redigiren; daß er hier den Titel eines Professors und einen Staatsgehalt erhielt. Erst als sich fand, daß Köln in jeder Hinsicht sich zum Sitze der Redaction mehr eigne, wurde Professor Bercht hierhin versetzt, indem man sich von ihm für den ihm gewährten Staatsgehalt größere Vortheile als Redacteur denn als Professor versprach. Dieß sind Facta, welche der Redacteur des Rheinischen Beobachters wohl nicht in Abrede stellen wird. Wie hoch sich nun sein Gehalt beläuft und ob und wie viel er sonst noch speziell für seine Redaction erhalte, darüber schwebt allerdings ein mystisches Dunkel; indessen haben mir Männer aus einer Quelle, die nicht wohl einen Zweifel gestattet, versichert, daß Dr. Bercht im Ganzen die Summe von 4000 Thaler erhalte. Ist die Angabe von den 500 Thalern jenes Gehülfen unrichtig, so sind wir jedenfalls sehr unschuldig daran, denn auch sie kam aus einer Quelle, welche dem Rheinischen Beobachter befreundeter ist, als er vielleicht glaubt. Zudem hat Professor Bercht selbst erklärt, er werde nicht 4000, sondern 20,000 Thaler annehmen, vorausgesetzt, daß die Regierung ihn nach seiner freien Ueberzeugung die Interessen des Staates vertreten lasse. Vielleicht sind auch die 500 Thaler jenes Gehülfen, des Herrn Balster's, in die erwähnten 4000 Thaler einzurechnen, indem sie nicht unmittelbar von Berlin ausgezahlt werden. Jedenfalls aber ist hier nicht abzusehen, wie von „niederträchtigen Lügen" die Rede seyn könne. Allein Anstand und Mäßigung darf man überhaupt nicht in diesem Blatte eines Schülers von Schlosser suchen; mit Recht nannte daher auch

die Augsburger Allgemeine Zeitung seine Polemik eine ungeschlachte, frivole und dünkelvolle; während er sich in einer Kampfweise gefällt, die ihm das Lob der Elberfelder Zeitung zuzieht, verräth er anderer Seits eine so nervenschwache Susceptibilität, daß er es den historisch-politischen Blättern ernstlich zum Vorwurfe machte, als sie von einer Meute von Schimpfreden sprachen, welche man gegen den Bischof Arnoldi und die friedlichen Pilger von Trier losgelassen. Es kränkte sein Zartgefühl mit so wenig Ehrerbietung von Schimpfworten reden zu hören, eine Delicatesse, die an die evangelische Großmuth jener Verfolger erinnert, die die Hartgeschlagenen und Mißhandelten im Tone des Vorwurfs anfahren: was klagst du Fanatiker, weißt du nicht, daß dich das Evangelium lehrt, auch die andere Wange hinzuhalten?

Uebrigens wollen wir gern glauben, daß alle jene gehässigen Vorurtheile, welche der Rheinische Beobachter gegen die Katholiken zur Schau trägt, in der Ueberzeugung des Professor Bercht begründet sind; nur dagegen haben wir Klage erhoben, daß das Ministerium die öffentlichen Gelder dazu verwende, ein den Katholiken so feindseliges Blatt mit einem Staatsgehalte zu unterstützen. Ob Dr. Bercht so oder so viel empfängt, ist uns ziemlich gleichgültig; allein daß man in einem paritätischen Staate diesen Gebrauch von den Staatsmitteln macht und auf eine so kränkende Weise Parthei in dem confessionellen Kampfe nimmt, dieß ist es, worüber sich die Katholiken und, wie uns scheint, mit Fug und Recht beschweren.

Hat das Ministerium aber an der Gründung dieses polemischen Blattes keinen Antheil gehabt, oder mißbilligt es die Weise, in welcher sein Redacteur die ihm gewährte Unterstützung mißbraucht: so sage es sich öffentlich davon los; dieß wird nicht wenig zur Beruhigung der Gemüther beitragen und Niemand wird bereitwilliger eine solche Erklärung aufnehmen, als diese Blätter. Veranlassung hiezu hat ihm nicht gefehlt; ist ja das Blatt schon wiederholt der Gegenstand der öffentli-

chen Beschwerde der Katholiken geworden. Haben ja einer Seits die Bürger von Trier in einer Petition, deren Inhalt der Mainzer Katholik veröffentlicht hat, die Concession einer katholischen Zeitung nachgesucht, weil die Interessen ihrer Kirche wehrlos den Angriffen des Beobachters ausgesetzt seyen. Anderer Seits ist aber diese feindliche Haltung des Beobachters und seine Subvention wiederholt auf dem Landtage in sehr ernster Weise zur Sprache gekommen. Wir dürfen uns in dieser Beziehung nur auf den Theil der Verhandlungen berufen, welcher bereits in preußischen Blättern zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Der Rheinische Beobachter selbst hat die seine Subvention betreffende Stelle, ohne irgend direct oder indirect eine Berichtigung nachzuschicken, abgedruckt. Veranlassung hiezu ward dem Landtag zunächst bei Besprechung der Beschwerde rheinischer Katholiken über die Nichtbesetzung des katholischen Lehrstuhles der Philosophie an der Universität Bonn. Der hierhin gehörige Passus der Verhandlungen lautet nach dem **Rheinischen Beobachter** also:

„Zur Begründung einer Beschwerde,“ sprach der Referent, nachdem er das Referat vorgetragen, „[illegible] er sich noch Folgendes zu bemerken: es fehle nicht an Behauptung[illegible]atholiken seien in ihren Angelegenheiten bevorzugt; die vorliege[illegible]che beweise, daß dies nicht immer der Fall sei. Die einzige Professur, welche den Katholiken nach der Stiftungsurkunde der Universität Bonn ausdrücklich und gesetzlich zustehe, sei ihnen seit sechs Jahren vorenthalten worden. Noch in der letzten Zeit sei ein Competent abgewiesen worden, unter dem Vorwande, daß keine Mittel vorhanden seien. Dagegen seien aber Mittel vorhanden, sieben Professoren für die Geschichte zu besolden, worunter freilich nur ein Katholik,*) **und einen achten Professor mit einem angeblichen Gehalte von 800 Rthlr., den Rheinischen Beobachter in Köln redigiren zu lassen.** In Preußen gäbe es nur zwei paritätische Universitäten, Breslau und Bonn; indessen sei die als paritätisch erklärte Hochschule in

*) Die Elberfelder Zeitung fügt hier die [illegible]ichtigung bei, daß ein zweiter gleichfalls Katholik sei.

Bonn, was das Professorat=Personal anbelange, nichts weniger als paritätisch. Wenn man die beiden theologischen Facultäten ausnehme, so bestehe gegenwärtig das folgende Verhältniß für ordentliche und außerordentliche Professoren:

Juristische	Facultät:	3	Katholiken,	6	Evangelische,
Medizinische	„	2	„	7	„
Philosophische	„	6	„	25	„

auf 11 Katholiken kämen demnach 38 Evangelische. Referent verwahrte sich hierbei gegen die Absicht, confessionelle Streitigkeiten hervorzurufen, indem er nur den gerechten und billigen Sinn der Versammlung überzeugen wolle, in welchem Umfange die Grundsätze der Parität verletzt seien. In der Urkunde heiße es nach §. 6: „„Es solle ein academischer Gottesdienst für jede der beiden Confessionen besonders stattfinden, und für die evangelische dazu die Kapelle des Schlosses in Bonn eingerichtet werden, für die katholische Confession aber dem academischen Gottesdienst der Mitgebrauch einer der dortigen katholischen Kirchen ausgewirkt werden.“ „Er freue sich aufrichtig, daß für die Evangelischen diese königliche Ordre von Anfang an erfüllt worden, und wünsche ihnen von ganzem Herzen Glück dazu. Die Katholiken hätten sich dergleichen Berechtigungen seit fünfundzwanzig Jahren nicht zu erfreuen gehabt, und erst seit einigen Wochen sei der katholische academische Gottesdienst eingerichtet worden, wahrscheinlich nur, weil man voraussetzen konnte, daß ein solches Verfahren auf dem Landtage zur Sprache kommen würd[illegible]an könnte vielleicht sagen, daß bei erledigten Professuren sich kein[illegible]n Competenten unter den Katholiken befänden. In der katholi[illegible]schen Facultät seien noch mehrere Professuren unbesetzt. Der Herr Erzbischof Coadjutor habe vor langer Zeit zur Besetzung einer dieser Professuren den Professor Alzog, einen gebornen Schlesier und eine katholische Notabilität, in Vorschlag gebracht, welcher am Seminar in Posen als Professor angestellt gewesen. Dieser Antrag sei damals abgelehnt worden, weil er in seiner Stellung unentbehrlich wäre. Man habe aber diesen Professor, dessen höchster Wunsch gewesen, bei der Facultät in Bonn angestellt zu werden, lieber außer Landes gehen lassen, nach Hildesheim, wo er gegenwärtig als Domherr eine Professur im Seminar bekleide.“

Eine zweite Veranlassung, sich über dieß polemische Blatt auszusprechen, erhielten die Deputirten bei Gelegenheit jener Beschwerde der Trier[illegible]resse, worüber wir der Veröffentlichung der Verhandlun[illegible] noch entgegen sehen. Ist es aber

unter diesen Umständen unbillig, wenn die rheinischen Katholiken eine beruhigende Erklärung von Berlin erwarten? soll es ihnen nicht als eine harte Kränkung der confessionellen Parität erscheinen, wenn der Staat einer Seits ihnen feindliche Organe unterstützt und andrer Seits selbst die Concession zu Gründung eigener unter dem Vorwand, es sei kein Bedürfniß vorhanden, verweigert und dieß zu einer Zeit, wo ihre Kirche täglich neuen und vermehrten Angriffen ausgesetzt ist; wo man es der Elberfelder Zeitung gestattet, ihren Lesern in dem Kreisblatt ein Gedicht mitzutheilen, wovon jede Strophe schließt: Haß und Krieg und Krieg und Haß dem Papst, wo dasselbe fanatische Blatt einen Brief eines protestantischen Kanonikers veröffentlichen darf, an dessen Schluß es heißt: nicht Voltaire und seine Consorten trügen die Schuld der blutigen Gräuel der französischen Revolution, sondern der Papst und seine Cardinäle; in einer Zeit endlich, wo es hundert Blättern unverwehrt ist, die Katholiken mit allen erdenklichen Schmähreden zum Abfall von Rom aufzureizen und wo der Staat einer abtrünnigen Secte gestattet, offen zu predigen, Gottesdienst zu halten, Adressen und Collecten zu veranstalten, die Sacramente auszutheilen und sich als kirchliche Gemeinde zu konstituiren, auch gar eine eigne Zeitung herauszugeben. Mit welchem Anscheine von Recht will man in einer solchen Zeit, neben der Subvention des Beobachters, die Concession katholischer Journale verweigern?

Es bleibt mir nun noch übrig nachzuweisen, daß das, was ich in einer früheren Mittheilung über die zelotische und nichts weniger als conservative Haltung jenes subventionirten rheinischen Blattes sagte, durchaus der Wahrheit entspricht.

Nro. 65 in einem Artikel, der abermals von Berlin datirt ist, unter dem 1. März, sagt der Rheinische Beobachter unter Anderem: „Der Jesuitismus und der Radicalismus haben sich auf die äußerste Gränzscheide gestellt und laufen von ihrem Feldlager aus Sturm gegen die conservativ-protestanti-

sche Richtung. Ihrem Principe nach Antipoden, reichen sich beide im Hinblick auf ihren nächsten Zweck, Untergrabung, Verdächtigung, Beschimpfung und dadurch mögliche Beseitigung des conservativ-protestantischen Princips, brüderlich die Hand. Wäre es möglich, daß die in dieser Absicht Alliirten dieses Ziel erreichten, so würden sie sogleich unter sich handgemein werden und es ist nicht der mindeste Zweifel, daß der Jesuitismus, gestützt auf positiven, wohlgeordneten Grundlagen, den atomistisch durchlöcherten Radicalismus schon bei dem ersten Anlauf über den Haufen werfen würde. Beide haben es in ihrer gegenwärtigen Stellung auf ein Blatt, den Rheinischen Beobachter, der ein ihnen feindliches Princip hat und auszusprechen und zu vertreten wagt, abgesehen. Die historisch-politischen Blätter haben dieß recht wohl begriffen. Sie, die von Galle und Geifer schäumen, schon bei dem Gedanken an das „„protestantische Preußen,““ konnten nicht schweigen, da ihnen von dem von ihnen stets mit so besonderer Vorliebe und Zärtlichkeit bearbeiteten und belobten Rheine ein so gefährlicher Gegner erstand. Das war ein Eingriff in den ihnen von Gott und Rechtswegen zukommenden Grund und Boden, darum hervor mit der vergifteten Waffe!“

Es ist klar und deutlich: der Rheinische Beobachter möchte jene kläglich zu Grabe getragene Fabel der erzbischöflichen Zeit von dem Bunde zweier revolutionärer Parteien wieder in Curs bringen und zu seinem Vortheil ausbeuten; zugleich möchte er sich selbst mit der Regierung und dem protestantisch-conservativen Preußen identifiziren, bei dessen bloßem Gedanken er uns schon von Galle und Geifer schäumen läßt. Die Rollen sind gut ausgetheilt; nur schade daß wir bei seinem Gänsespiel mitzuspielen keine Neigung fühlen.

Wir griffen ihn an, weil er das conservativ-protestantische Preußen vertrete, will er die Leser glauben machen: haben wir aber gegen die Mannheimer Abendzeitung, das Frankfurter Journal, die Leipziger Allgemeine Zeitung etwa eine an-

dere Sprache wie gegen ihn geführt und daß diese, so wie die Elberfelder Zeitung, „jene Schmach der evangelischen Metropole“, doch nicht das conservative protestantische Preußen vertreten, wird er uns einräumen; mehr noch: die Frankfurter Oberpostamtszeitung gehört einem katholischen Fürsten und doch haben wir gegen ihr verderbliches mit dem Radicalism fraternisirendes Treiben in derselben Weise unsere Stimme erhoben wie gegen den Rheinischen Beobachter, während wir umgekehrt der Zeitung von Basel, jener erzprotestantischen Stadt, dem Sitze des Missionshauses, unseren aufrichtigen Dank gesagt, und warum? — weil sie in dem Kampfe, welchen die Revolution in der Schweiz gegen die katholische Kirche und die beschworenen Rechte der katholischen Kantone führt, sich nicht von ihrem Widerwillen gegen die Jesuiten blenden ließ, sondern in einer Frage des Rechtes, als ein wahrhaft conservatives Organ, unbeirrt von Partheivorurtheilen, dem Rechte die Ehre gab und dieses nicht ihrem confessionellen Hasse aufopferte. Einzig weil der Beobachter dieß nicht gethan, weil er sich nicht als conservatives Organ gezeigt und sich in Fragen des Rechtes nicht auf den Boden des Rechtes gestellt, nur darum haben wir ihn angegriffen, und in dieser Beurtheilung sind wir nicht die Einzigen gewesen. Oder was konnte die katholischen Schlesier, die jenen bekannten Verein geschlossen, bestimmen, den Rheinischen Beobachter den Zeitungen von verwerflicher, ihnen feindlicher Tendenz beizugesellen und lieber die Preußische Allgemeine zu lesen. Schäumen etwa diese katholischen Schlesier, gleich den historisch-politischen Blättern auch vor Galle und Geifer bei dem bloßen Gedanken an ein conservatives-protestantisches Preußen? und die 411 Trierer Bürger, welche die bekannte Petition unterzeichnet, ein Organ zu erhalten, das sie gegen den Rheinischen Beobachter vertheidige, sind auch sie lauter antipreußische Fanatiker? Wir wollen zur Ehre der preußischen Regierung hoffen, daß sie hierin anderer Meinung sey und es sich hiermit nicht also verhalte.

Nach der Logik des Beobachters wäre allerdings jeder Angriff auf ihn, ein Angriff auf Preußen und eine Art von Hochverrath, der den Verbrecher rechtlos mache. Wie es sich mit der Subvention des Beobachters von Seiten der Regierung verhalte, darüber wissen wir ja immer noch nichts Bestimmtes aus offizieller Quelle; gesetzt aber auch den Fall, kurzsichtige Partheilichkeit von heute unterstütze ihn wirklich, und heiße sein Gebahren in confessionellen Dingen gut: so kann sie Morgen größerer Einsicht und minderer Befangenheit Platz machen, die in dem Rheinischen Beobachter etwas ganz Anderes, als den Repräsentanten des conservativen protestantischen Preußens erkennen wird, ohne deshalb für geheimen Jesuitismus oder antipreußischen Fanatismus, den Alliirten der bekannten beiden revolutionären Partheien zu gelten.

Will man prüfen, wie es um den wirklichen Conservatismus eines Journales, um seine Loyalität in Rechtsfragen bestellt sei, so ist wohl kein Land als Probirstein hiezu geeigneter, als gerade die Schweiz. Liegen ja hier die Fragen in Betreff des positiven Rechtes so klar und einfach auf der Hand, daß darüber unter Allen, die sich nicht absichtlich Augen und Ohren zuhalten, oder in denen nicht jeder Funke von Rechtsgefühl erstorben ist, kein Zweifel darüber obwalten kann. Die Stellungen sind so bestimmt gegeben, daß sich hierin die Cantone keineswegs nach protestantischen und katholischen, sondern nach conservativen und radikalen scheiden. Zur Ehre der Protestanten sei es anerkannt und hier gesagt, daß mehr denn ein protestantischer Canton in der Frage über die Jesuiten und die Freischaaren dem Rechte seine Stimme gegeben. Hat ja sogar das Journal des Debats, jenes Blatt der Juliusdynastie, das einen angebornen Haß gegen den Orden der Jesuiten zur Schau trägt und diesem Haß in einem der feindseligsten Artikel *) Ge-

*) Die Augsburger Allgemeine Zeitung, welche der Redacteur des Rheinischen Beobachters unaufhörlich verdächtigt, als stehe sie unter

nüge geleistet, hat doch selbst dieß Blatt es in einem ausführlichen Artikel zur Erläuterung der französischen Note unbedingt anerkannt, daß der Kampf gegen die Jesuiten in der Schweiz ein Kampf der Revolution und des Radikalism gegen das gewährleistete Recht sei. Wir haben keinen Grund, zu glauben, daß die Regierung „des protestantisch-conservativen Preußens“ in dieser Frage anderer Ansicht sei, und ihrem Gesandten andere Instructionen gegeben habe, als das protestantische England, oder das liberale Frankreich. Welche Stellung nimmt aber hierin der Rheinische Beobachter, er, der doch als Repräsentant des conservativen Preußens gelten möchte? Auch hier muß, von confessionellem Hasse geleitet, leider wieder die Frage des Rechtes vor dem Schreckbild des Bundes jener beiden revolutionären Partheien schweigen.

Wir muthen dem Redacteur nicht im mindesten zu, daß er ein Freund der Jesuiten sei; hat er seine Ueberzeugung durch ernste Studien begründet, so mag er sie immerhin hassen und gegen sie predigen; aber dem Rechte lasse er, gleich der protestantischen Baseler Zeitung, gleich dem Journal des Debats, seine Ehre, und kämpfe nicht gegen sie mit den „vergifteten Waffen“ der Lüge und Verläumdung.

Gehen wir nun hernach seine, die Schweiz betreffenden Artikel durch, so unterscheiden sie sich eben nicht sonderlich von denen des Frankfurter Journals, oder der Elberfelder Zeitung, die doch ganz einseitig nur aus radikalen Blättern schöpfen, und das gute Recht der Katholiken ihrem Partheihasse aufopfern. Allein der Rhein. Beobachter hat auch einen Hauptcorrespondenten, um den ihn jene Blätter beneiden könnten, und den er ausdrücklich als einen „geistreichen und scharfsinnigen“,

---

strengster bayerisch-jesuitischer Censur, hat beide Artikel, den für die Rechte der Schweizer Katholiken und den gegen die Jesuiten, mitgetheilt.

gegen die Bemerkungen der Rhein- und Moselzeitung, in Schutz nahm, und dessen Mittheilungen er beinahe täglich aufnimmt, ohne auch nur die geringste Bemerkung zu machen. Welcher Art diese Mittheilungen aber sind, und wie sich ein sogenanntes conservatives Blatt nicht schämt, die Brutalität des Schweizerischen, kein Recht achtenden Radikalism an den Rhein zu verpflanzen, davon will ich hier einige Proben mittheilen.

Dieser Correspondent fängt in Nro. 44 (13. Febr.) ganz piano mit gedämpfter Stimme an. Er sagt, er sei ein Schweizer, weder Oligarch noch Ochlokrat, weder Krautstürzler (Ultramontaner), noch Radikaler, weder Horn noch Klaue (Aristokrat und Demokrat). Wahrheit und Mäßigung sollen sein Schildzeichen seyn. In der folgenden Nummer beginnt er nun sogleich eine Schilderung seines Vaterlandes im Allgemeinen. Es gäbe nichts Traurigeres auf Erden, als wenn dieß Bild wirklich dem Original gliche; leider mag davon auch nur zu Vieles wahr seyn; allein wenn die Züge eines so trostlosen, schaudererregenden Gemäldes auch für einen Theil, namentlich die von den Fremden corrumpirten Städte und Landstriche, wo der Radikalism seine Hauptschreier hat, passen mögen, so glauben wir dennoch zur Ehre der Schweiz, daß in andern Theilen, und namentlich in den alten Urkantonen, sich noch ein Kern alter Sitte, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit erhalten hat, der sich mit Abscheu von diesem Portrait wegwendet, welches ein Schweizer von seinem Vaterlande vor den Augen Deutschlands entfaltet. Das Traurigste aber dabei ist, daß der Schilderer selbst sich in den folgenden Artikeln der gleichen Vorwürfe schuldig macht, die er hier an sein Volk richtet; gerade wie der Redacteur des Rheinischen Beobachters, während er täglich gegen die Jesuiten eifert, seine Redaction nicht frei von dem erhält, was er als jesuitisch brandmarkt. Doch ich will den Schweizer selbst sprechen lassen:

„Tritt man näher ein", so berichtet er, „in das Innere der fünfundzwanzig kleinen Staaten, welche vollkommen unabhängig von einander, den

sogenannten schweizerischen Bundesstaat bilden, so stößt man fast überall auf eine dumpfe, düstere, drohende Freiheit. Kein Arbeiter singt; Alles ist stumm, störrisch und mißvergnügt. Fremde Heiterkeit erregt Aufsehen und Verdacht. Der singende Reisende ist, in der Volksmeinung, entweder ein Lump (liederlicher Mensch), oder ein Spion, ausgesandt von fremden Potentaten, um Dinge zu erforschen, zu deren genauester Kenntniß man sich nur auf die Allgemeine Schweizer Zeitung in Bern, die Staatszeitung in Luzern, die neue Züricher Zeitung, das Posthörnchen in Aarau, den Nouvelliste Vaudois und das Journal de Genève u. s. w. zu abonniren braucht. Man gewinnt daraus, nach kurzem, aufmerksamen Studium, die Ueberzeugung: daß die Schweiz seit 1831 ein Pandämonium ist, wo in politischer, gesellschaftlicher, religiöser und moralischer Beziehung Einer den Andern quält, verläumdet, hintergeht und betrügt. Keiner will dabei das Ansehen haben, als brauche er den Andern. Ein beispielloser Dünkel herrscht in allen Regionen der Gesellschaft. Diese scheidet sich in unzählige Kliken, Factionen und Partheien. Die Häuptlinge derselben stehen sich eben so freundschaftlich gegenüber, als gewöhnlich Hund und Katze. Hungerleiderei ist allgemein. Der Bürgerstand in den kleineren Orten lebt schlecht, oft halb bäurisch, während der Bauer hier und da mit Eitelkeit praßt und schwelgt. Die meisten Gegenstände sind theuer, pfuscherhaft gefertigt, die Waare verfälscht. Es besteht eine Brodtaxe und kein Gewicht. Bei kleinen Bestellungen wird man von dem Handwerker trotzig mit dem Bescheide abgefertigt: Es sei nicht der Mühe werth, weil sich dabei nicht genug verdienen läßt. Der Verdienst aber beruht zum Theil noch auf Prellerei, und diese geht mit zudringlicher Bettelei Hand in Hand. In den kleineren Städten werden Schuhwichse und Schwefelhölzer in der Apotheke, Sardellen und Häringe beim Zuckerbäcker, Holzgeräthe beim Eisenkrämer, und fremde Weine beim Tuchhändler verkauft. Diese Zustände im Kleinen sind die des ganzen schweizerischen Staatshaushaltes im Großen. In den Versammlungen der großen oder gesetzgebenden Räthe qualificirt A. den hochgeachteten, hochgeehrten Herrn B. als einen Schuft und Betrüger, der Präsident des Obergerichts unterzieht sich der Verrichtung eines Botenläufers, um die Bauern in Frikthal oder im Kulmerthal aufzuwiegeln u. s. w."

So dieser Schweizer über die Schweizer und das republikanische Pandämonium, sein Vaterland. Wir werden sehen, wie er selbst, wenn es sich von Männern der Gegenparthei

handelt, namentlich von solchen, welche die bösen Geister dieser irdischen Hölle durch einen religiösen Orden beschwören möchten, in dieselbe ungeschlachte, haßerfüllte Schimpfwuth verfällt, die er hier seinen Landsleuten vorwirft. Dr. Bercht, der hierin auch etwas Erkleckliches leistet, versieht dabei bereitwillig Pathenstelle, geht es ja doch gegen die Jesuiten, und gegen diese und ihre cousins germains, die verpönten Ultramontanen, ist Alles erlaubt. Doch hören wir jenen Correspondenten in seiner allgemeinen Schilderung noch weiter. Er gibt in einem spätern Artikel Nro. 55 (24. Febr.) eine kleine Blumenlese aus der republikanischen Journalistik seit 1831. In diesem alten Wuste blätternd, bemerkt er unter Anderem als Probe:

„Die „„St. Galler Zeitung““ enthält einen Aufsatz über die Volksversammlung bei Zürich, betitelt: „„Wie die Züricher Herren mit dem Volke Schindluder treiben.““ Der „„Freimüthige““, ebenfalls in St. Gallen erscheinend, sagt: daß unsere Regierungen in dem Abgrunde der eigenen Infamität sich wohlgefallen, daß die Schweiz eine, und zwar die aller ausgepeitschteste, beschorenste europäische Metze sei (Allg. Schw. Zeitung, Nro. 113, 20. Sept. 1836, S. 492). Die in Basel erscheinende Zeitung, „„die junge Schweiz““, machte an der Tagsatzung im Februar 1836 folgende Eigenschaften und Begehungen bemerkbar: „„1) Angeborne Feigheit; 2) der Vorort habe allen Gesandten der fremden Mächte die Stiefel geküßt; 3) er habe sich aus Furcht zum Gensdarmen der heiligen Allianz gemacht; 4) um allen übrigen Neuigkeiten eine neue hinzuzufügen, habe er nicht gewagt, zwischen den Kabinetten von Paris und Liestal vermittelnd einzuschreiten.““

Hätte der Correspondent des Beobachters Umfrage halten wollen, so würde er gewiß gefunden haben, daß dieselben, welche sich 1836 in dieser radikalen Pöbelsprache über ihr Vaterland ausdrückten, es waren, welche im Jahre 1845 die Freischaaren organisirten; sollte Jemand hierüber noch im Zweifel seyn, so lese er die folgenden Worte desselben Correspondenten. Er fährt nämlich fort, und wir empfehlen seine Worte dem Dr. Bercht zur öftern Beherzigung, wenn er selbst oder seine

Correspondenten die Verhältnisse der Schweiz berühren; sein Schweizer berichtet Nro. 55:

„Wenn in den katholischen Kantonen eine Rückwirkung gegen die Hirnwüthigkeit (wie wir sagen) des Radikalismus endlich zu Wege gebracht worden, sei es durch die Bestrebungen des Krautstürzlerthums, oder durch den mit Füßen getretenen Glaubenseifer der Völkerschaften, so darf man wohl sagen, daß die radikalen Blätter es muthwillig gewollt. Denn in der That überboten sich diese Blätter von 1832 bis 1842, also zehn schwere Jahre hindurch (man vergesse nicht, daß die größere Majorität hiezu gehört) in allen nur erdenklichen Aufreizungen und pöbelhaften Gemeinheiten gegen Religion und öffentliche Sittlichkeit. Sie waren besonders unerschöpflich in leidenschaftlichen Ergießungen gegen die Geistlichkeit, welche sie, nach dem Beispiel eines ihrer Heroen, des sogenannten Generals oder wirklichen Metzgermeisters Buser, nur unter dem Namen der „„schwarzen Vögel““ bezeichneten. Wahrhaft empörend waren ihre Ausfälle und Beschuldigungen gegen die katholische Parthei, ja, wer sollte es glauben, selbst gegen die Frauen der zu dieser Parthei sich Haltenden. Ein schmutziger Correspondenzartikel im „„Berner Volksfreund““ zeichnet sich durch seine Bravour, oder vielmehr durch seine Rohheit gegen das schwächere Geschlecht aus. Ein einziger solcher Artikel wäre in Frankreich geeignet gewesen, eine ganze Provinz in Aufruhr zu bringen. Man hätte fast glauben sollen, Mord und Todtschlag sei ein Vergnügen, welches die Eisenfresser unter unsern Radikalen nie großartig genug sich zusichern könnten. Ich erinnere mich, über diesen Gegenstand in einer, im ultramontanen Sinne geschriebenen Zeitung, wenn ich nicht irre, in dem „„Boten aus der Urschweiz““, vor einigen Monaten Folgendes gelesen zu haben: „„Ihr habt die Suppe eingebrockt, eßt sie auch jetzt. Ihr habt sie räucherig, stinkend, ungenießbar gemacht, nehmt jetzt den Löffel zur Hand, und geht tapfer auf das überschmelzte Gericht los. Es war eine Zeit, da nanntet ihr uns unmündig, weil ihr meintet, wir seien nicht im Stande, eine Zeitung, und was dazu gehört, auszuhecken. Ihr selbst habt den Basilisken ausgebrütet, der euch jetzt sticht. Der Waldstätter Bote hat euch schon Manches zu rathen aufgegeben, worüber ihr euch den Kopf zerbrochen, und wovon euere Philosophie nichts sich träumen ließ. Allein, das war erst der Anfang vom Ende. Wir behalten für euch noch Vieles in petto, woran ihr euch die Zähne abbeißen sollt. Die Muskatnuß des

Klosterraubes habt ihr noch nicht hinuntergewürgt; gebt Acht, daß ihr daran nicht erstickt.""

So weit der Beobachter.

Das wäre die allgemeine Schilderung seines Schweizercorrespondenten, und so weit wäre Alles in der Ordnung; allein, sehen wir nun, wie er selbst sich hält, wenn er die einzelnen Persönlichkeiten seines Vaterlandes beurtheilt, wenn es gilt, sich über den Partheihaß zu stellen, und unter seinem Wahlspruche, „Wahrheit und Mäßigung", auch seinem Gegner Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Wer wird nicht erstaunen, wenn er sieht, daß dann alles Vorhergehende vergessen scheint, und er es eben nicht anders macht, als sein Landsmann A., der in der gesetzgebenden Versammlung den hochgeachteten, hochgeehrten Herrn B. als einen Schuft und Betrüger qualificirt. Da handelt es sich zum Beispiel, Siegwart Müller, den vorjährigen Bundespräsidenten der Schweiz, zu beurtheilen. Dieser stand bekanntlich früher an der Spitze der radikalen Parthei, und seines Lobes war kein Ende. Er trat aber über zu den Conservativen, und machte sich zum Verfechter der Jesuiten an der Tagsatzung, und siehe da! die Partheiwuth seiner früheren Bewunderer findet kein Schmähwort infernalisch genug, um damit den Abtrünnigen zu verfluchen, und dem Hasse und der Verachtung seines Volkes als ewig Gebrandmarkten zu weihen. Auch jener Correspondent, der uns eben noch Wahrheit und Mäßigung verheißen, stimmt in den Chorus ein, und der Rheinische Beobachter verpflanzt diese Wuthausbrüche des Partheihasses an den Rhein.

Wäre es denn etwas so ganz und gar unmögliches gewesen, daß Siegwart Müller, wenn er einen Blick auf sein Vaterland warf; wenn er betrachtete, wie die Herrschaft des Radicalism seit 1831 ein Pandämonium daraus gemacht; wenn er sah, mit welchem übermüthigen Luxus von Brutalität und Niederträchtigkeit das Heiligste des Menschen, Religion, Sitt-

lichkeit, Gesetz und Ordnung mit Füßen getreten ward, wie selbst Frauen nicht mehr vor der Ausgelassenheit dieser radicalen Buben sicher waren; wie man nicht erröthete, dem Christenthum zum Hohn und Spott, und einem christlichen Volke zum frechen Trotze, Strauß als Lehrer der Dogmatik nach Zürich zu berufen, — wenn Siegwart Müller dieß Alles betrachtete, wäre es, sagen wir, da so ganz und gar unmöglich gewesen, daß ihm die Augen über das Wesen seiner Partei aufgingen und über den Abgrund, in welchen sein Vaterland von ihr gerissen wurde. Konnte er da nicht der religiösen Unschuld seiner eigenen Jugend wieder gedenken und der Ueberzeugung werden, daß sich die Ruhe seines zerrissenen unglücklichen Vaterlandes nur auf die Heiligkeit der Religion und des Gesetzes begründen lasse, wie es einst in glücklicheren, ruhmreicheren Tagen gewesen. Er ist nicht der einzige in der Schweiz, der durch den unheilvollen Gang der Ereignisse nachdenklich geworden; eines ihrer größten staatsmännischen Talente, vorher nicht minder das Idol der radicalen Partei, Landamann Baumgärtner von St. Gallen, ist ja gleichfalls unlängst auf die conservative Seite übergetreten.

Allein für solche Betrachtungen hat der blinde Partheihaß keinen Sinn; Siegwart Müller verlangt für die Jesuiten Heilighaltung des Rechtes; dieß ist genug, ihn zum verruchtesten Menschen zu machen, den je die Sonne beschienen; er ist ein Jesuit, also steinigt ihn; seine Apostasie kann nur die schmutzigsten schändlichsten Motive haben. Dieß ist ohngefähr der Inhalt eines Artikels, welchen unser Schweizer Correspondent unmittelbar nach jener Schilderung seines vaterländischen Pandämoniums im Rheinischen Beobachter Nro. 46 (15. Februar) folgen läßt, als seine Feder von dem Gemälde der unseligen Folgen des Partheihasses noch kaum trocken seyn konnte. Nicht einmal das kann er über sich gewinnen, die häuslichen Familienverhältnisse des Mannes, ein Unglück, woran er keine Schuld

trägt, zu ehren und dem Publikum nicht Preis zu geben. Siegwart Müller vertritt ihm:

„den Unsinn des finstersten Ultramontanaulsm, sein Benehmen ist das, nicht eines Biedermannes, sondern eines käuflichen Individuums, eines moralischen Gauklers, eines an sich selbst Verzweifelnden, dem es gleichgültig ist, was man von ihm denkt, spricht und schreibt, der sich selbst nicht darum kümmert, ob, dem volksgebräuchlichen Ausdrucke nach, seine Seele dem Himmel oder der Hölle angehört." „In der Geschichte des Schweizer Landes und Volkes," sagt er weiter, „wird sein Name im Schweife jener Männer gelesen werden, welche die Würdigung der Nachwelt trifft. Er ist berühmt geworden, berühmter, als er es vielleicht selbst gewünscht. Allein eine Berühmtheit, wie die seinige, ist das traurigste Geschenk, welches die Nemesis über einen Namen, über eine Familie verhängen kann." — „Wem könnte", fährt derselbe Correspondent in einem andern Artikel (Nro. 68, 9. März) in seiner fanatischen Weise gegen den gehaßten Bundespräsidenten seines Vaterlandes fort, „wem könnte der erste Stimmführer dieser Schaar sich jetzt noch verschreiben, wenn Loyolas Belial ihn nicht mehr brauchen kann? Der Radicalismus, dessen frère et ami er früher war, hat sich längst mit den Worten der Ilias, Ges. 3. V. 180, von ihm abgewendet. Es bleibt also nichts mehr als das Thier der Apokalypse (der Vielfraß), das ihn im Namen Eines, aus dessen Munde das scharfe zweischneidige Schwert über die Völker sich hinstreckt, der auf einem weißen Stuhl sitzt und vor dessen Angesicht Himmel und Erde fliehen (Offenb. Johannis Kap. 1. 16, Kap. 20. 7. bis 10) segnend in seinen Schooß aufnehmen wird. — Es handelt sich bei uns nicht um gelehrte Alfanzerei, um polemischen Dunst oder ähnliche Arbeit des übersatten Müssigganges, sondern um „„Seyn oder Nichtseyn"" der Schweiz. Der Spruch, den die Züricher an den Eingang des Versammlungsplatzes bei der Spannweid gesetzt: „„Jesuiten zum Land hinaus, sonst kehrt kein Friede in unser Haus,"" muß die Charte-Verité des gemein eidgenössischen Wirkens werden. — Wie muß es in dem Herzen (ich will nicht sagen in dem Geiste, diesem Kloak aller Verruchtheiten) dessen aussehen, der sich nicht scheut, den einstimmigen Weheruf 500,000 nicht heimatloser Schweizer durch die Palinodie des gehaßtesten und verrufensten Instituts zu beantworten, welches je die Erde betreten hat."

So springt dieser Schweizer Correspondent mit den Menschen um, sehen wir nun zu, wie er mit den Dingen oder den Principien verfährt. Auch hier macht der Jesuitismus, dies

greuelvollste aller Ungeheuer, welches die Erde erzeugt, alle Sünden des Radikalism verschwinden. Wem ist die jüngste wahnsinnige Revolution in der Waadt nicht noch in der Erinnerung? die ganze europäische Presse, Alles, was nur irgend eine conservative Ader hatte, sagte sich mit Abscheu von dieser muthwilligen Umwälzerei los. Der Kanton war ja nach einer Reihe von Revolutionen ganz und gar demokratisch constituirt; jeder hatte auf der Volksversammlung seine Stimme; die Behörden waren aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangen. Allein diese demokratischen Behörden hatten es gewagt, den Gesandten zur Tagsatzung Instructionen im Sinne des Staats- und Völkerrechtes zu geben; sie hatten geglaubt auch gegen die Freunde der Jesuiten sei das Recht heilig zu halten; dieß genügte, um eine Revolution gegen sie zu rechtfertigen. War die Empörung ja gegen die Jesuiten gerichtet und da heiligt bekanntlich der Zweck das Mittel.

Dafür daß der Staatsrath nicht auf die Stimme der trunkenen Volksleidenschaft, sondern auf die des Rechtes gehört hatte, dafür muß er im Rheinischen Beobachter des Professors Bercht in Köln die Schuld dieser Revolution tragen. In der That ist dieß eine der Sicherheit monarchischer Staaten sehr zuträgliche Staatstheorie; wovon englische und französische Blätter mit Abscheu sich lossagen, das sanctionirt dieß rheinische Journal, welches sich als den Repräsentanten des conservativen protestantischen Preußens geben möchte! Sein Correspondent nennt ausdrücklich die Revolution in der Waadt eine aus dem gesunden Sinne des Volkes hervorgegangene; er beweist trotz aller dabei vorgekommenen Ausrufe und Drohungen der revolutionärsten Ausgelassenheit und Trunkenheit, daß sie von dem Kerne der Bevölkerung gemacht worden sei. Mit empörendem Leichtsinn nennt er den Sturz einer Regierung, die beim ersten Windhauch der Empörung fällt, eine Decorationsveränderung. Nro. 54, 23. Februar, läßt er sich unter Anderen also darüber vernehmen:

„Die so eben vollbrachte Revolution vom 14. Februar ist bereits die sechste, wo nicht gar die siebente, welche in unsern Tagen vom Montbenon vom Stapel gelaufen ist. Die Schuld der letzten Decorationsveränderung ist jedoch weniger dem Volke, als seiner Regierung zuzuschreiben. Kann man sich etwas Unpolitischeres denken, als der durch die bisher im Kanton Waadt ungewöhnlichen, also noch wenig beliebten Volksversammlungen laut und bestimmt ausgesprochenen öffentlichen Meinung zum Trotz, oder vielmehr zum Hohn, solche Tagsatzungsinstructionen zu ertheilen, die mit den brennenden Gesinnungen und den patriotischen Gefühlen der Bürger, in Masse genommen, im schreiendsten Widerspruche standen.“ Der Preisgebung des Rechtsprincips nun auch noch die Verhöhnung der Männer in seiner radicalen Pöbelmanier hinzufügend, sagt er alsdann von dem durch eine unsinnige Volksrevolution gestürzten Staatsrath und seinen Mitgliedern: „Ihr Haupttypus, der Präsident L. Ruchet, ist einer jener ehrbaren Philister, die mit der größten Bewunderung für ihre ellenlange Nase erfüllt sind, mithin nicht über dieselbe hinweg sehen wollen oder können. — Die Antwort, welche jener Holländer einem unbeliebten Correspondenten ertheilte: „„Ihr Brief befindet sich zwar noch vor mir, wird sich aber im nächsten Augenblick hinter mir befinden,““ war die einzige und nicht unverdiente, welche dem eben so kläglich als ungern verendenden Staatsrath ertheilt wurde. Eine Stunde nachher existirte er nicht mehr. Vor dem berühmten Coup de pied sich fürchtend, mit dem Pangloß, inmitten der besten seiner Welten, an den ihm gebührenden Platz gestellt, leistete er auf alle weiteren Explicationen großmüthigst Verzicht, froh mit heiler Haut aus der Patsche zu kommen, in die er sich selbst versenkt, um so froher, als man sich begnügte, ihn gehen zu lassen, ohne ihm die Löwenhaut abzunehmen und zu untersuchen, wer eigentlich darunter verborgen sei. Lassen sie mich eben solch christliche Nachsicht üben und dem Abgeschiedenen nur noch ein: Ruhe in Frieden nachrufen!“

Das ist der Correspondent, welchen Professor Bercht in seiner Rechtfertigung einen geistreichen und scharfsinnigen nennt! wir möchten in der That wissen: was Herr Geheimrath Eilers in Berlin, dem die Rheinlande vorzüglich für die Begründung des Beobachters verpflichtet seyn sollen, zu dieser leichtsinnigen Weise sagt, den Umsturz einer legitimen und zwar ganz demokratischen Regierung zu behandeln. —

In derselben Nummer des Beobachters berichtet ein an-

derer seiner Schweizer Correspondenten mit der gleichen empörenden Gefühllosigkeit: „*Bürgerkrieg oder Jesuiten.* Die kleinen Kantone rüsten sich allen Ernstes dazu. Der Landsturm wird überall organisirt. Doch auch die liberalen Kantone rüsten sich im Stillen und werden, wenn die Stunde der Entscheidung naht, *durch rasches und energisches Auftreten der Schweiz hoffentlich Ehre machen.*"

Nicht minder verletzend ist die brutale Weise, wie der frühere Correspondent von der Tagsatzung spricht, die doch über den Bürgerkrieg zu entscheiden hatte: es wird ein wahrer Spaß werden, sagt er, diese Tagsatzung, denn es ist vorauszusehen, daß die Loyoliten die Zeche zahlen werden.

Also immer wieder das alte Lied von den verruchten Loyoliten, gegen die Recht und Eid seine Heiligkeit verliert. Daher wird der englischen Regierung im Rheinischen Beobachter der Text gelesen, daß sie es gewagt, die Schweizer vor dem Radikalism und der Auflösung des Bundes zu warnen und sie an das Völkerrecht zu erinnern. Sind ja die Jesuiten die Urheber des Bürgerkrieges und ist der Radicalism mit ihnen verglichen ein leeres Schreckbild. Also spricht der Correspondent im Beobachter (Nro. 65, 6. März) sich aus: „Ich wüßte nicht, durch wen die Auflösung (der Schweiz) herbeigeführt werden könnte, insofern man nicht annehmen wollte, daß das *chimärische Gespenst* des Radikalismus eine solche Zersetzung veranlassen müßte." Wir haben oben gehört, was eben dieser Berichterstatter von diesem „chimärischen Gespenst" erzählt, wie es während zehn schwerer Jahre mit unerhörter Frechheit jedes Gefühl für Religion und Sittlichkeit im Volke mit Füssen getreten, auf Mord und Todschlag hingearbeitet und die Reaction des Glaubenseifers der katholischen Völkerschaften mit muthwilliger Brutalität selbst hervorgerufen. Das ist nun der geistreiche, scharfsinnige Correspondent des Professors Bercht, der den Rheinländern Vorlesungen über das conservative Princip halten soll! Derselbe fährt fort:

„Allein unser Radicalismus selbst ist bei allem Unsinn immer noch schweizerisch, und wie wenig beliebt in Kopf und Glieder der Eidgenossenschaft er auch sei, wird seine Berserkerwuth doch nie so weit gehen, durch Vertheilung des Vaterlandes sich selbst zu entleiben. Unsere tollsten Radikalen selbst beben vor dem Gedanken zurück, eine meuchelmörderische Hand an die Eidgenossenschaft zu legen und ihr den Dolch ins Herz zu stoßen. Eine ähnliche angeborne Scheu hält jedoch die heimathlosen, unschweizerischen Jesuiten nicht zurück. Ihnen gilt es gleich, ob es eine Schweiz mehr oder weniger in Europa gibt. Wollen sie uns doch nicht einmal in ihrer ausbeutenden Eintheilung anerkennen und begreifen sie uns darin jetzt schon in ihre Provinz Deutschland, mit der sie uns gern verschmelzen möchten, wenn ganz Deutschland Rom eben so unterwürfig wäre, als dieß jetzt nur in einem Theile dieses mächtigen Landes der Fall ist.“

Dieß ist wieder einmal eine Verdächtigung, die man im Sinne des Rheinischen Beobachters eine wahrhaft jesuitische nennen könnte, denn jene Eintheilung in Provinzen ist eine rein geistliche, welche nicht das mindeste mit der Politik zu schaffen hat; ihr liegt ohne Zweifel vorzüglich die Sprache wegen des Unterrichtes zu Grunde.

Nachdem wir nun so viel von den Verruchtheiten dieses Ordens gehört, die so groß sind, daß sie jede Revolution rechtfertigen und seinen Vertreter, den Bundespräsidenten Siegwart Müller, zu einer Kloake aller Verruchtheiten machen: kann uns wohl nichts erwünschter seyn, als von demselben Correspondenten einen bestimmteren Bericht über den Orden selbst, seine Verfassung, seine Mittel und sein Ziel zu erhalten; auf diese Weise werden wir vielleicht in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, welche Studien er über das gefürchtete Institut angestellt und wie weit er seinen Haß begründet hat. Diesen Wünschen ist er in der That zuvorgekommen; er hat einen eigenen Bericht über die Societas Jesu abgefaßt und Professor Bercht hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesen Bericht, ein Geweb der absurdesten Unwahrheiten, worin Bosheit und Unwissenheit sich um den Rang streiten, in seinem Blatte abzudrucken und einer katholischen Bevölkerung zur Schau auszulegen. Man traut seinen eigenen Augen kaum, wenn man diesen Unsinn

liest, der allen oben gerügten fanatischen Wuthausbrüchen zur Rechtfertigung dienen soll. Hören wir:

„Sie entnehmen," schreibt der scharfsinnige, geistreiche Correspondent dem gelehrten Professor (Rheinischer Beobachter Nro. 67, 8. März 1845), „aus meiner mit dem heutigen Schreiben gesendeten Uebersicht, daß das gegen unsere staatlichen und religiösen Institutionen detachirte Loyolitenkorps aus 343 Mann besteht, des schweren Geschützes der konvertirenden Dogmen und des Train's von Maulthieren, Eseln u. s. w. nicht zu gedenken." Als Zweck des Ordens gibt er alsdann unter Andern an: Verdrängung des Protestantismus durch Ueberredung, List und Gewalt, vorzüglich durch Einwirkung auf jugendliche schwache und weibliche Gemüther, vermittelst des Unterrichtes, der Beichte und der Bedrohung. „Man weiß auch," fährt er alsdann mit gelehrter Miene fort, „aber man hat es ebenfalls vergessen, daß die Gesellschaft der Jesuiten durch Paul III. und Julius III. gleichzeitig mit den Rechten der Bettelmönche und der weltlichen Geistlichkeit, mit Freiheit der Personen und der Güter von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, zugleich aber auch mit der Macht, sich von Sünden und Kirchenstrafen selbst zu absolviren, bevollmächtigt worden. (!!!) *) Nach derselben Berechtigung braucht der Jesuit kein besonderes Ordenskleid zu tragen, die Fasten nicht zu halten, das Brevier nicht zu lesen, mit einem Worte, Alles zu thun und zu lassen, was ihm Klugheit zur Ausführung seiner Zwecke gebietet.... Jedes Mitglied muß neben den Humanioren Philosophie und vier Jahre lang Theologie studirt und disputirt haben, dreiunddreißig Jahre alt und Priester seyn. Diese Geweihten sind allein mit den Geheimnissen des Bundes betraut, sie allein haben Sitz und Stimme in den General- und Pro-

*) Bekanntlich hat in der katholischen Kirche der Papst selbst nicht das monströse Vorrecht, sich selbst zu absolviren; er hat seinen Beichtvater, und muß, gleich dem letzten Verbrecher, der zum Schaffot geführt wird, seine Sünden reumüthig bekennen, will er Lossprechung erhalten. Dieß wird am Rhein jedes katholische Kind wissen; allein Professor Bercht, der die Rheinländer in theologicis aufklären soll, und täglich gegen Jesuiten und Ultramontane wüthet, weiß es nicht, sonst hätte er eine solche Monstrosität nicht verbreitet. Hat er einen Funken Gerechtigkeitssinn, so wird er sie als eine Verläumdung der katholischen Kirche zurücknehmen. Was soll man aber zu der Cölner Zeitung sagen, die schweigend solche Insulte hinnimmt; wenn uns die Mühe nicht verbrießt, so werden wir ihr in einer künftigen Mittheilung das Licht in ihr bleifarbenes Angesicht halten, um ihre Eiskälte, wie ihre versteckte Feindseligkeit nach Gebühr zu würdigen.

vinzialversammlungen, bekleiden die vorzüglichsten Aemter und erwählen den General, der nur aus ihrer Mitte genommen werden kann. Sie sind von allen Abstinenzien, schweren Arbeiten, wie überhaupt von allen gewöhnlichen priesterlichen Verpflichtungen, auch vom Unterricht der Jugend entbunden. Ihr alleiniger Beruf besteht darin, den Gang und die Entwickelung der Weltereignisse, die politischen Verschlingungen, überhaupt alles dessen zu beobachten, was für den Zweck der Gesellschaft irgendwie nutzbringend seyn kann." Sollte man nicht glauben, dieser Schweizer Kirchenlehrer habe die Regeln des Ordens in dem Roman von Eugen Sue studirt? Es folgt eine historische Notiz in demselben Style, da heißt es unter Anderm: „die durch den Orden ausgesendeten Königsmörder Clement, Châtel und Ravaillac, die Mordversuche gegen die Königin Elisabeth und die Pulververschwörung, Wallensteins Sturz, die Verdammung der fünfundsechszig anstößigen Sätze des jesuitischen Lehrsystems durch Innocenz IX., die fleischlichen Angriffe Girards gegen Fräulein von Cadière und so viele andere erschütterten den moralischen Credit der Jesuiten. In Folge der jesuitischen Usurpation in Paraguay kam es 1715 zu Störungen zwischen Spanien und Portugal, während denen die Jesuiten 14000 Mann aufbrachten, womit sie die portugiesischen Truppen schlugen, und in ihrem unrechtmäßigen Besitze sich behaupteten. In Folge dessen aus Brasilien verbannt, wollten sie 1758 den König Joseph ermorden (?), und später durch den zu ihrem Orden gehörigen Beichtvater Malagrida vergiften (?) lassen, weshalb dieser im folgenden Jahre lebendig verbrannt wurde *). — Clemens XIV. starb bald nach der Aufhebung des Ordens an dem ihm von den Jesuiten beigebrachten Gifte. — Außer den in Italien unter verschiedenen Vermummungen gebliebenen Jesuiten gab es deren 1779 noch 9000 unter einem unbekannten General. Aller Mittel sich bedienend, um wieder zu Selbstständigkeit zu gelangen, schwärzten sich die Jesuiten vorzugsweise in alle geheimen Gesellschaften ein, namentlich in die der Freimaurer, der Rosenkreuzer und der Illuminaten" (zu dieser Stelle macht Professor Bercht kein Fragezeichen). „Mit etwas veränderter Regel erschienen sie 1787 als Vicentiner, 1795 als Väter des Glaubens und Paccanaristen. Nach einer aus glaubwürdiger Quelle mir zugeflossenen Mittheilung würde es jetzt wenigstens 8000 Jesuiten in Frankreich geben. Seit 1825 ließen sie sich als Piaristen und Ligorianer auch in Oesterreich, und in neuester Zeit

*) Diese zwei letzten Brocken waren denn doch selbst dem Beobachter zu kolossal, daher die obigen beiden Fragzeichen nicht von uns, sondern vom Professor Bercht herrühren.

*in Bayern nieder**). In Belgien soll es über 2000 Jesuiten geben, in Holland, namentlich in Luxemburg, Limburg, zu Amsterdam und an andern Orten über 500. *In der preußischen Rheinprovinz soll es, nach der Versicherung eines glaubwürdigen Landsmannes, der längere Zeit dort gelebt, eine bedeutende Zahl lang- und kurzröckiger Jesuiten geben, eben so in Westphalen.* In der Provinz Posen, in Schlesien, in Ost- und Westpreußen haben sie einflußreiche Anhänger, selbst Mitglieder gefunden. Man weiß, daß ihre erste Ordensregel in dem Satze besteht: der Zweck heiligt die Mittel". (In diesem Falle gehört der Correspondent selbst, und vielleicht auch sein Gevattersmann, Professor Bercht, zu ihnen.) „*Um nun diesen Zweck zu erreichen, sind alle Mittel, selbst Fürstenmord, gerecht* (Prof. Bercht macht kein Fragezeichen). Unter der Maske feiner Weltleute und unschuldiger Einfalt, von falscher Sophistik und Kasuistik unterstützt, ist Alles heilig (selbst die Revolution in der Waadt), wenn man nur angeben kann, daß es zur „„größeren Ehre"" Gottes gereicht. *Wie* aber soll man mit einer Staatsklugheit, die vernunft- und gesetzgemäß immer mehr oder weniger auf den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit beruhen muß, ein Princip bekämpfen, *das sich selbst von jedem Verbrechen frei sprechen*, durch seine reservatio mentalis rechtfertigen, und durch den Probabilismus eines angeblich rechtmäßigen Erfolges alles Uebrige beschönigen kann?"

In einem folgenden Artikel verräth dieser eben so gelehrte als scharfsinnige und geistreiche Correspondent dem Rheinischen Beobachter das Geheimniß der jesuitischen Mittel; der Beobachter hat nicht verfehlt, es sogleich zu veröffentlichen. Da wohl schwerlich Jemand früher so schlau war, dieß arcanum zu errathen, so wollen wir zum Schluße den betreffenden, unvergleichlichen Passus aus Nro. 79, 20. März, hier folgen lassen. Er sagt:

„Daß die Mittel und Wege dieser letzten (der Jesuiten nämlich) an manchen Verstößen hinken, wird Niemand in Abrede stellen, ja sie selbst gestehen offen, daß sie noch weit entfernt von Vollkommenheit sind. Also nicht etwa, um ihr Verfahren lächerlich zu machen, aber doch, um es,

*) Nach diesem Berichte crassester Ignoranz wären die Jesuiten, z. B. in Innsbruck und Rom, doppelt vorhanden, nämlich als Jesuiten und Ligorianer; kommen sie nach Wien, so finden sie sich dort dreifach, als: Piaristen, Ligorianer und Jesuiten. Dieß theilt ein Professor, ein Schüler Schlossers mit!

wenn auch durch einen oberflächlichen Zug, zu charakterisiren, bemerke ich, daß die acht bis zehn Fuß langen Stangen, womit die Coadjutoren (?) beim Spazierengehen die Zöglinge zusammenzuhalten, und in Reihe und Glied zu bringen wissen (?), meines Erachtens ziemlich treffend das ganze Verfahren des Ordens bezeichnen. Ein hochstehender (?) Professor desselben, mit dem ich darüber sprach, nannte es selbst albern und äußerte, daß er sich schon abgemüht habe, ein Mittel zu ersinnen, durch welches man, ohne sich so öffentlich zur Schau zu geben, denselben Zweck erreichen könne; doch habe er keines entdecken können, das eben so einfach und praktisch sei. Man müsse es also fortbestehen lassen, wie wenig man es auch billige. Diese Erklärung hinsichtlich der Bohnenstangen als Ordnungsmittel, enthält gewissermaßen das Geheimniß des Verfahrens der Jesuiten im Allgemeinen. Sie wissen recht gut, wie sehr sie durch manche ihrer Mittel der öffentlichen Meinung vor den Kopf stoßen; da aber diese Mittel am einfachsten und leichtesten zum Zwecke führen, lassen sie dieselben fortbestehen, ohne sich zu kümmern, wie man darüber urtheilen mag."

Nachdem der Redacteur solche gründliche Nachrichten über den schrecklichen Orden eingezogen, ist es kein Wunder, wenn er in einer Anmerkung ausdrücklich erklärt, zwischen dem Radikalism und dem Jesuitism werde ihm die Wahl schwer.

Ist seine Haltung der Schweiz gegenüber mehr als zweideutig: so sind seine Mittheilungen aus Bayern auch nichts weniger als dem confessionellen Frieden günstig und frei von leidenschaftlicher Verdächtigung. Da wird denn die Kniebeugungsfrage con amore ausgebeutet; der Proceß des Pfarrers Redenbachers wurde gleichfalls wiederholt besprochen; die Begnadigung hat er sich dagegen nicht beeilt zu melden; die Beschwerden der Synode sind auch ein ergiebiges Feld; das Münchener Protestantische Consistorium, und vor Allem sein Präsident, Roth, werden der servilsten Gesinnung angeklagt; es sind stumme Jaherren, welche die Interessen ihrer Kirche preisgeben; Niethammer war der Einzige, welcher eine Remonstration wagte, und deßhalb, und nicht wegen seines Alters, wurde er in Ruhestand versetzt. Allein, was das Auffallendste bei diesen bayerischen Mittheilungen war: kaum hatten in München zwei geheime Staatsrathssitzungen statt gefunden, so theilte

der Beobachter das Resultat ihrer Verhandlungen eben nicht zur Beruhigung der Gemüther mit; er wollte genau wissen, wie der Antrag des Referenten gelautet, und was jeder Prinz gesprochen *). Doch genug hievon, wir glauben, seine Tendenz wird aus den obigen Fragmenten hinlänglich in die Augen springen; wir können somit das Urtheil, ob das, was wir über dieß Blatt in einer frühern Mittheilung bemerkt, „niederträchtige Lügen", oder die strenge Wahrheit war, dem Leser überlassen.

---

*) Dieser Artikel ist geschrieben, bevor die autorisirte Erklärung in der Allgemeinen Zeitung erfolgte.

A. d. Redact.

XLIV.

Die Schlacht an der Emme.

Gott hat gerichtet. Noch ist den gleißnerischen Verdrehern der Gesetze wie den mordlustigen Zertretern geheiligter Rechte nicht Alles erlaubt. Tausendmal weiter als der Kanonendonner vom Gütsch und dem Emmenfelde bringt die moralische Wirkung der Luzernerschlacht, und ruft Muth und Vertrauen auf der einen Seite, ohnmächtige Racheluft, Niedergeschlagenheit und Verzweiflung auf der andern Seite hervor. Während die Kabinete zögerten und die Gränzen der Schweiz mit müssigen Zuschauern sich erfüllten, ist 314 Jahre nach dem Siege von Kappel von den nicht minder schwer Bedrängten ein nicht minder rühmlicher Kampf siegreich bestanden worden. Unter Vorwänden, deren Nichtigkeit die am besten erkannten, die sich ihrer bedienten, ist damals wie jetzt der Kampf wider die Urkantone eröffnet worden, die vergeblich Erde und Himmel zum Zeugniß für ihr gutes Recht aufgerufen haben; in gleicher Vermessenheit rühmten sich damals wie heut die Häupter der niederträchtigsten Bewegung, den Sieg in den Händen zu tragen. Sie haben Wind gesät und den Sturm geärndtet. Sie wollten Blut, und das ihrige ist geflossen. Schmach und Schande hat sich über die fernen Führer und Anstifter verbreitet, und die kühnen Anschläge, die weisen Rathschläge, die freundschaftlichen Bedenken hat der Gott der Schlachten wie Spreu von seiner Tenne gefegt. **Deus autem irridebat eos.**

Merkt es nun auch ihr Männer, die ihr so sorgsam fragt, welche Stunde es mit der katholischen Kirche geschlagen! Ihr Klugen, die den nordischen Eroberer zum Taufpathen des Wechselbalges gebeten, den euch der Radikalismus, mit dem ihr buhlt, und der Communismus, den eure Staatsweisheit großgezogen, hübsch sachte vor die Thüre gelegt haben. Alle die Verblendeten, weß Namens und weß Standes, die ihr sehnsüchtig der schwarzen Fahne des Radikalismus die Blicke nachschicktet, und das Blut wenigstens in Gedanken vergosset, in Gedanken Regierungen umstürztet, in Gedanken die katholische Kirche zertratet, Euch weidetet am nicht errungenen Siege, nach Herzenslust Euch labtet an all dem terroristischen Gräuel einer brutalen Gewalt! Samson über die Philister! Sehet hin auf das Mordfeld; belauschet, um eure Freude voll zu machen, den Wehruf der Sterbenden, die Vorwürfe der Gefangenen, die Verzweiflungstöne der Verwundeten, und wisset, das ist Euer Werk, dafür habt Ihr Rechenschaft abzulegen.

Ja in der That! Hätte sich in diesen Apriltagen der Sieg auf die entgegengesetzte Seite gewendet, wer hätte es noch vor dem Uebermuthe der Gewalthaber aushalten können? Von allen Seiten wird das wilde Heer zum Sturme aufgeboten, geschäftig wirbt der Bund der freien Maurer, und zieht, was kurzen Athem, kleine Schwingen hat, in seine Netze: Er wagt alles; er kann es wagen, er weiß warum. Zwar haben geheime Gesellschaften Polen zu Grunde gerichtet, Spanien und Portugal für Jahrhunderte zerrüttet; den Deutschen hat jedoch die Natur das Privilegium gegeben, keiner Erfahrungen zu bedürfen, weil Weisheit sie zu gebrauchen nicht vorhanden ist. Glücklich habt ihr es dahingebracht, auf euren Hochschulen, was katholisch ist, zu ächten; viele Mühe hat es gekostet, große Ungerechtigkeit habt ihr begangen, aber freut euch, auch dieser Same geht auf und ihr sollet noch blaue Wunder sehen. Meineid und Unzucht führen bereits das große Wort. Ihr habt sie gewählt, sie sollen Euer seyn. Czersky und Ronge, würdige Vertreter

des deutschen Radikalismus! Was sind Rothplez, Steiger ꝛc. dagegen? Ihr Anhang ist zerstreut, die Schweiz vor ähnlichen Scenen bewahrt. Deutschland aber mag sich glücklich preisen, es hat ähnliche erst noch zu erwarten. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wird die antichristliche Bewegung fortgeleitet, und der Protestantismus drängt sich ihr als zärtlicher Pflegvater auf. Er erkennt instinktartig sein eigen Fleisch und Blut. Die hochgerühmte Unterstützung der katholischen Kirche durch den protestantischen Staat hat diese eiternden Geschwüre hervorgebracht. Die katholische Kirche hat Kraft genug besessen, sie von sich auszustossen, und der Protestantismus hat sich beeilt, sein Eigenthum zu reclamiren. Glück auf den Weg! Dieser Dünger wird eine tüchtige Giftpflanze hervorlocken, und die zärtlichen Freunde des Radikalismus in Deutschland werden den mephitischen Dünsten so wenig entgehen, als Zürich den Folgen seiner Halbheit, Bern und Aargau ihrer schamlosen Ruchlosigkeit.

Ja hätten die Radikalen gesiegt! Welch schönes fait accompli gäbe es da nicht zu constatiren! Welch Händereiben, welch zärtliche Brüderküsse, welch erhabene Sendschreiben, alles im Interesse des Lichtes, des Fortschrittes, der Aufklärung, der Vernunft. O ihr maßlosen Thoren! Entweder ihr wählt die einzig haltbare Grundlage aller Civilisation und des Rechtes, die im Pietismus so wenig als im Radikalismus liegt, zu der Richtschnur eures Thuns, oder ihr werdet der Revolution so wenig entgehen, als die eitlen Redner des Jahres 1789 den Terrorismus aufhalten konnten. Was auf dem kirchlichen Gebiete ausgesäet ist, das wird auf dem politischen geärndtet werden. Dieß ist ein großes Weltengesetz, das die jüngsten Ereignisse in der Schweiz mit Flammenbuchstaben an den Himmel schreiben. Welch politischer Unverstand, zu glauben, wenn man einmal einer arbiträren Bahn sich zugewendet hat, diese äussersten Consequenzen noch aufhalten zu können! Nicht der Kluge, sondern der Consequente spricht in politischen Zerwürfnissen das letzte Wort, und die mittel-

mäßigsten Talente ärndten für sich, was manchem Genie die verkehrte Bahn nicht zu erringen gestattet. Wie im vorigen Jahrhunderte das Hohnlächeln der Encyklopädisten den Regierungen folgte, die in Aberwitz die Kirche befehdeten, und mit militärisch-bureaukratischer Centralisation der Revolution die Bahn bereiteten, „Schergen der hohen Justiz der Philosophie“ wurden, so sieht unter der Maske des Pietismus, der Freimaurerei, des Gustav Adolphvereins doch nur dieselbe Fratze, wenn auch mit verschiedenem Ausdrucke, hervor, deren Proteusnatur nie zur Ruhe kömmt, deren Hunger keine Concession stillt, die mit Kronen buhlt, wie sie lüstern nach dem Gute des Bauern, nach der Selbstständigkeit des freien Mannes schielt.

Die Zeiten des Leichtsinns und der Frivolität sind vorüber und der Ernst unserer Tage duldet sie ungestraft nicht mehr. Jeder möge thun was seine Pflicht ist; denn den Augen seiner Gegner ist jeder ausgesetzt und wenn auch er ermüdet die Arme sinken läßt, so geht der Kampf dennoch fort. Aber in viel rascherem Umschwung dreht sich jetzt das Rad; in Bälde erreicht es die Mitte des Jahrhunderts und die zweite Hälfte wird wie immer in staunenswerthen Gestalten zu Ende bringen, was die erste tückisch oder leichtsinnig gepflanzt. Als die Welt vor hundert Jahren im österreichischen Successionskriege begriffen und der Waizen der Cabinets- und Maitressenherrschaft in vollster Blüthe war, wer wäre da nicht als Wahnwitziger, als Hochverräther betrachtet worden, hätte er auch nur auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Colonien von England sich losreißen und zur unabhängigen Republik sich gestalten würden, daß Frankreich in entsetzlicher Weise umgewälzt, die Dynastie das furchtbarste Schicksal gewärtigen würde, daß die großen Garanten der öffentlichen Moral in Europa Polen theilen wollten? Nun aber blickt auf die Gräuelperiode der Säcularisation vor vierzig Jahren, auf die Beamtenherrschaft, die dem großen Völkerkampfe folgte, auf die nutzlose Vergeudung der herrlichsten Zeit, die zur inneren Bekräftigung der Monarchien

und der Volksthümlichkeit, nicht zur Durchführung byzantinischer Unionsversuche und zu Zerstörungsplänen gegen die einzig wahre Grundlage aller Staaten als gnädige Frist gegeben war. Wenn heute noch einmal aus dem wogenden Meere der Parteien und der Leidenschaft das furchtbare Ungethüm der Revolution sich erhebt, wer könnte sagen, er habe seine Knie vor dem Baal des neunzehnten Jahrhunderts nicht gebeugt! seine Hand sei rein an allem was die Zeit auch bringen möge! Er habe frei von allen Nebenzwecken im weiten oder engen Bereiche seiner Pflicht nur die Erfüllung der ewigen Aufgabe des Menschengeschlechtes vor Augen gehabt? — O gewiß keine Zeit hat weniger Ursache stolz und übermüthig zu seyn, als die unsere, welche anspruchslose Demuth ächtete, und deren dünkelhafte Aufgeblasenheit Gott selbst von Seinem Throne herunterschleudern möchte, um Ihm als apanagirten Weltbeherrscher einen Aufenthalt im verderbten Menschenherzen anzuweisen.

Nicht um Legitimität handelt es sich mehr, oder um die Herrschaft des Liberalismus. Alle Kämpfe, alle Fragen der Zeit haben sich durch die Mittelglieder hindurch gegen die äusserſten Spitzen gekehrt, und wer auf halbem Wege verweilt, mit halben Mitteln kämpft, ist bereits überflügelt und hat sich selbst gerichtet. Schon haben die Conservativen, welche die Basis der Kirche verschmähten, vor den Radicalen die Segel streichen müssen, und alle auch bestgemeinten Reden, alle gutstylisirten Bücher der Publicisten dieser Partei helfen nicht den Rückzug zu decken, geschweige die Niederlage zu beschönigen, welche die schlechte Berechnung noch weniger als der Mangel jedes sichern Grundes ꝛc. hervorbrachte. Andererseits sehen sich die Leiter des radicalen Complottes durch die überflügelt, deren sie sich als Werkzeuge zu bedienen hofften, und der Tag ist nicht mehr ferne, wo die neuen Girondisten den neuen Terroristen zum Opfer fallen werden. In alter Zeit war der natürliche Durchgang aller Staaten von der Monarchie zur Ari-

stokratie, zur Demokratie, zur Ochlokratie und Tyrannis. Diesem Cirkel sich zu entwinden hat Niemand vermocht. Welche Veränderungen die neuere Zeit hinzufügte, hat Allen, die ein geistiges Auge haben, die französische Revolution in ihrem unermeßlichen Schatze von Erfahrungen klar vorgeführt. Aber welcher Jünger des modernen Liberalismus darf es noch wagen, seinen Gegnern vorzuhalten, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen?!

Nur zwischen dem Radicalismus und der Kirche ist jetzt die Frage; in diese beiden Kategorien gehen jetzt alle Parteien auf, und das hat der Radicalismus, zu seiner Ehre sei es gesagt, schneller und schärfer aufgegriffen, als die meisten seiner Feinde, welche gegen ihn ihre Schulexercitien als Feldgeschütz gebrauchen. Eine Mitte zwischen Beiden ist so undenkbar, als eine Vermittlung. Die Männer che vissér senza vituper' e senza lode, hat in richtiger Consequenz Dantes Himmel einerseits und die Hölle anderseits verschmäht; sie verfallen dem circulus vitiosus der ersten französischen Revolution und über ihre Kurzsichtigkeit hin schwingt sich das Rad unaufhaltsamer Ereignisse. „Hammer oder Amboß mußt du seyn", das ist das Losungswort des Jahrhunderts.

Dieses haben die Lucerner Landleute, haben die glaubensstarken Schaaren der Urcantone richtig erkannt, und darin besteht ihre Stärke, ihre Unüberwindlichkeit. Ruhig ertrugen sie lange Hohn und Spott, und jeden Ausbruch des Uebermuthes. Ihnen war es klar, warum sie diese und keine andere Partei ergriffen hatten. Zu ihrem eigenen Schaden hatten sie die Früchte des halben Systemes, welches den Irrthum hätschelt und die Wahrheit verfolgt, bitter und überreich erfahren; ihr einfacher klarer Sinn sagte ihnen aber jetzt, wie die Güter dieser Welt verloren und wieder errungen werden können, die Bürgschaft aller politischen Zukunft aber in dem Bestande der Religion, in jener Thatkraft liege, welche diese allein zu geben vermag. Dieser Entschluß war selbst ein Sieg und des schönen Sieges werth,

den die Alpensöhne über die Repräsentanten der modernen Welt, Studenten und Handwerksburschen, Professoren und Journalisten, Advokaten und Schreiber davon trugen. So haben sie der Welt ein Beispiel gegeben, das unter der Herrschaft von Papier und Feder nicht mehr erwartet wurde, sich selbst aber haben sie ein Denkmal gesetzt, indem sie die herrlichen Worte erfüllten, die in den Tagen ihres ersten welthistorischen Auftretens hoffnungsvoll aber vergeblich der italienische Sänger an die Seinigen gerichtet:

Virtú contra l' furore
Prenderá l'arme e fia il *combatter corto*,
Che l'antico valore
Negli „*elvetici*“ cor non è anchor morto.

XLV.

Literatur.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. I. und II. Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus 1844.

Von allen Reisebeschreibungen, Reiseskizzen u. dgl., die Italien betreffen, ist Referenten kein Buch bekannt, welches demjenigen, der nach Rom geht, treuere und vollständigere Aufschlüsse über gegenwärtige oder frühere Zustände von Italien giebt, und demjenigen, der in Italien gewesen ist, eine angenehmere Recapitulation des Gesehenen und Gehörten bereitet, als des Florentiners römische Briefe. Hat man an der bisweilen flüchtigen, zu formlosen Aneinanderreihung der Briefe Manches auszusetzen, wird das Quodlibet etwas zu bunt, so darf man nicht vergessen, daß der Florentiner für ein gemischtes Publikum schrieb, das durch Vielerlei befriedigt werden will. Es thut wohl, in allen Dingen ein gemäßigtes Urtheil zu vernehmen, das von Sachkenntniß Zeugniß giebt, nicht wie bei dem großen Haufen der dreiwöchigen Touristen Rom's, der zuerst aburtheilt und vielleicht sich hintennach um die nähere Beschaffenheit der Dinge erkundigt. Der Florentiner ist in Rom und Florenz gleich gut zu Hause. Er hat Liebe zu der Sache und von dem beengenden Gefühle, welches so oft bei Norddeutschen sich vorfindet, die sich in Rom überall genirt finden, zeigt sich bei ihm nichts. Wir haben es öfter ausge-

sprochen und finden es auch hier wieder bestätigt: Rom ist eine Art von Weltuniversität, wo Jeder, er mag wollen oder nicht, gezwungen ist, die Maske abzulegen und sich so zu zeigen, wie er ist. Ist er engbrüstig, so wird die Krankheit bald in das äußerste Stadium der Engherzigkeit verfallen und mehr als einen großen Geist, der in Deutschland sich brüstet, sahen wir schnell und unheimlich aus Rom enteilen. Er konnte in der Stickluft, wie er es nannte, nicht frei athmen. Dagegen fühlen sich gesunde, kräftige Naturen nirgends wohler und freier als in Rom. Was sie mitgebracht haben, die Keime des Bessern, entfalten sie schnell zu schönerer Blüthe, wie es umgekehrt auch den Heimtückischen unwiderstehlich treibt, sein Spiel mit den Italienern zu beginnen. Er hält sie für Kinder, und sie sind es auch, bis ihnen die angeborne Altklugheit zu erkennen gibt, wer ihnen die Karten zu mischen sucht.

Da hat denn schon Mancher sein Spiel verloren,
Und kam bedunset nach Hause.

Die römischen Briefe beschäftigen sich mit allen möglichen Dingen. Mit Kunst und Alterthum, mit Statistik und Lebensart, mit den gegenwärtigen Mahlern, den Gefängnissen und frommen Stiftungen. Sie sind eine wahre Fundgrube, eine Encyklopädie des alten und neuen Roms. Schließen sie auch vieles in sich, was den Einzelnen nicht interessirt, so wird es ihm, glauben wir, dennoch ergehen, wie es dem Schreiber dieser Zeilen ergangen ist, er fühlt sich angezogen, die Lectüre bis zum Schlusse zu vollenden. Der Gewinn wird nur auf seiner Seite seyn.

XLVI.

Sendschreiben an die römisch-katholische Geistlichkeit Deutschlands.

Liebe Brüder in Christo!

Gnade, Friede, Heil und Segen sei Euch von dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Euch schirmt und festhält in den Stürmen von außen, und der Euch kräftiget, stärkt und tröstet in den noch heißeren Kämpfen von innen. Das ist ja das wahre Kennzeichen der Kinder Gottes, und ganz besonders des rechtgläubig katholischen Priesters, daß sie kämpfen mit Welt, Fleisch und Satan bis zum letzten Athemzug, daß sie streiten unter der Fahne des Löwen aus dem Stamme Juda, der sein siegreiches Panier entfaltet hat, damit Alle, die gläubig darauf hinblicken, neu ausgerüstet werden mit himmlischen Waffen, um den Sieg zu erringen.

Der den seufzenden Paulus in seinen Kämpfen gestärkt, der den zagenden Petrus über den Wogen gehalten . . . der ist mächtig, mich und Euch, liebe Brüder! zu retten, wenn wir mit lebendigem Glauben seine Retterhand umklammern und festhalten, denn Gott versucht Niemanden über seine Kräfte . . . weil auch der Schwache in der Gnade stark ist.

Es drängt die Liebe, sie gibt mir Worte, geliebte Brüder! Euch folgende Wahrheit mitzutheilen, über die wir nun ernste Betrachtungen anstellen wollen.

In welcher Zeit leben wir?

Seit fünfzig Jahren ging eine große Macht der Verführung, von Frankreich kommend, nach Deutschland über. Die

französische Revolution hat einen furchtbaren Traum geträumt. Die Folgen dieses Traumes in der Wirklichkeit waren „einförmige Bildung, der Staat wurde Religion, und sie gebar eine Constitution für ideale Menschen, nicht für die in der Wirklichkeit Lebenden. Sie setzte das Haben dem moralischen Seyn voran und brachte den Indifferentismus ins Leben, wie zuvor noch nie. Viele haben diesen Taumelkelch getrunken, wodurch Kopf und Herz von dem Einen, Nothwendigen weggerückt worden sind. Es geht also seit mehreren Decennien in Deutschland tiefer in's Arge hinein. Ob der Leuchter ganz umgestossen oder weggerückt wird, das können wir sündige Menschen nicht wissen? Ich kannte Geistesmänner — weiser als ich — die von diesem Blicke abstrahirten, und an ihrer Stelle nach Kräften Gutes thaten. So wollen auch wir es machen. Des Herrn Arm ist weder lahm, noch abgekürzt, und seine Liebe noch liebend, wie die Sonne leuchtend. Auch in unserer Zeit bezeugt sich der Herr und wird von den Seinen bezeugt.

In dieser Zeit des Sturmes wolle der Herr Euch Alle mit dem Troste erquicken, den Jesus seinen geliebten Jüngern im XV. Kapitel des Evangeliums Johannes gegeben. An Tausenden unseres Berufes sind die Weissagungen: „Vos persequentur, haec facient vobis" in Erfüllung gegangen. Der Herr blieb aber auch dem Versprechen getreu: Tristitia vestra vertetur in gaudium. O Vielgeliebte! unsere bisherigen Adversa sind nur Vorläufer kommender größerer Trübsale, die vielleicht auf uns warten, und oft, recht oft müssen wir uns wiederholen, ganz besonders in neuester Zeit: Si hominibus placerem, Christi servus non essem. Also muß es auch dahin kommen, daß Ihr, geliebte Brüder! mit demselben Vorbilde ausrufet: „Per Christum abundat Consolatio nostra. Non angustiamur. Non destituimur. Non derelinquimur." Der den Laurentius, nach des Vaters Sixtus Tod, gestärkt hat zum heißesten Kampf, daß er, nur Jesum sehend, standhaft blieb, wird auch Eure Stärke seyn, daß Ihr im festen Glau-

ben an die römisch-katholische Kirche nicht wanken werdet. Dominus fortitudo tua, et Illuminatio tua!

Brüder! lasset uns dankbar zu Gott aufblicken, der sich unser als Werkzeug bedient, die Kinder der Kirche im Glauben zu stärken, und wenn Ihr auch, wie der Apostel Paulus, es erfahren müsset, quanta oporteat pati pro nomine Domini; so werdet Ihr gewiß antworten: Libenter impendar. Non faciam animam meam pretiosiorem quam me. O welch ein Trost für wahrhaft gläubige Priester, wie reichlich entschädigt sind sie für so manche Trübsale, die man früher zu ertragen hatte, und noch ertragen muß! Gott tröste und beruhige Euch! Er rüste Euch aus mit der Weisheit, die den Daniel vor seinen Feinden furchtbar gemacht hat! Er schütze Euch in der Löwengrube. Er bewahre Euch, daß im Feuer der Trübsal kein Haar Euch versengt werde.

Wir wollen mit Tobias zu dem Herrn rufen: „Tu flagellas — et salvas. Castigasti nos propter iniquitates nostras — et salvabis nos propter misericordiam tuam."

Der Herr segne, liebe Brüder! Eure Bemühungen, überall den Glauben an Jesus zu befördern; dann wird die Liebe eine gute Grundlage haben, und so beschaffen seyn, wie sie der Apostel Paulus an die Corinther geschildert hat.

O daß wir den wahren katholischen Glauben mit Worten und Werken thätig und leidend schildern als treue Diener des Evangeliums, auch gebe der heilige Geist der römisch-katholischen Kirche treue Kinder, die im Sturme aufrecht dastehen, ohne zu wanken, noch hin und her geweht werden, gleich dem Rohr, von jeglicher fremden Lehre. Diese treuen Kinder der Kirche, die der heilige Geist bildet, haben ihren Anfang, ihren Fortgang im Glauben, um in der Liebe vollenden zu können.

Nach diesen verschiedenen Stufen bedürfen sie der Milch, des Brodes, der nahrhaften Speise.

Sammeln wir, liebe Brüder! nach diesen Bedürfnissen eingerichtete Vorträge ans Volk, und verbreiten wir gut katholische Bücher unter sie, daß die Gestalt der Erde erneuert werde, „ut

occuramus omnes in unitatem fidei et agnitionis filii Dei in virum perfectum in mensuram aetatis plenitudinis Christi.

Gewiß und wahr! So lange kindlicher Glaube und Demuth — vereint mit dem Muthe des Vertrauens auf Christus — waltet im Gemüthe des Priesters, so lange sind wir Pilger im rechten kirchlichen Geleise.

Wenn wir auch gleichwohl das weniger freundliche Gesumse von anderer Seite erfahren, hat nichts zu sagen. Das Crucifige ist hienieden nie fern von Hosianna. War's ja doch im Leben unsers gebenedeiten Herrn im vollsten Maaße so, und der Knecht ist nicht mehr, als der Herr, und selig Jener, der das Kreuz trägt, wie Dieser! Das hebt und schärft den Blick empor, macht kindlich klein — und fähig, groß zu werden im Reiche Gottes.

Wie soll nun der katholische Geistliche auf seine Zeit einwirken? Wir müssen von Gott ausgehen, von da in die Kirche eingehen, und sie als Mittel im höchsten Umfang anschauen lernen, durch sie Heil und Segen den Menschen zu bringen.

Hier, Priester des neunzehnten Jahrhunderts! ist die Stellung, von der Du ausgehen mußt. Alle Berufsarten und Stände haben ihre Eigenthümlichkeiten, welche, nicht zu haben, eben so gefährlich ist, als der eigentlichen Tugenden derselben zu ermangeln. Alle Körperschaften haben ihren esprit de corps, und wehe dem Mitglied, dem er fehlt. — Vor Allem trachte man, die Aufgabe zu lösen, seine eigene persönliche rein zu erhalten, und im evangelischen Sinne wahrer Liebe eifrig und gläubig trachten, Gottes Willen zu thun, doch nicht ängstlich besorgt, daß er durch mich, und nicht durch Andere geschehe, wenn es Gott mir nicht beschieden hat. Christliche Größe ist mit der sittlichen stets im Bunde, beides sei in uns nicht getrennt, sondern wahrhaft Eins. Diese Höhe werde von uns erstrebt, und ist auch in der That das Höchste, was der Priester sich zur Aufgabe se-

ßen kann, wo er der Gefahr des Irrens entgeht, und hoch genug, um den Himmel im Auge zu haben. Wenn die Elemente, mit welchen es die christliche Philosophie hauptsächlich zu thun hat, sich auf zwei zurückführen lassen: den Willen des Menschen, und den Willen Gottes, so versuche der Priester nicht beide zu nähern durch metaphysische Speculationen, als vielmehr den Menschen durch kindlichen Glauben, sich ganz dem Willen Gottes anheimzustellen. Brüder, liebe Brüder! o daß mein Wort tief in Eure Seele dringe! Der sicherste Weg ist, gerade zu Christus hinzugehen. Wir müssen unser katholisches Christenthum nicht bloß aus unseren theologischen Compendien studirt haben, in Ihm sollten wir persönlich leben und wohnen (Sacramentum Eucharistiae), Ihm so nahe zu kommen trachten, daß im steten Gefühl dieses Umganges unser Leben nicht sowohl, wie das Leben eines Anhängers in so später und ferner Zeit erscheine, als wie vielmehr das eines Jüngers, der dem Erlöser selbst folgt, ihn auf dem Berge und im Tempel gehört hat, und am Kreuze neben ihm gestanden. Hier komme uns die Geschichte zu Hülfe, die Vergangenes wie Gegenwärtiges uns darstellt.

Aber diese wahrhaft katholische Anschauung wäre nur ein glänzender, wacher Traum, wenn nicht in uns die Kraft des religiös-kirchlichen Wachsens vorhanden ist, welche in dieser Anschauung enthalten ist. Nicht nur der Wahrheit und Gerechtigkeit huldiget der Priester; im Herzen finde auch Platz, wo Freundlichkeit, Demuth und Ehrfurcht ihre Stellen finden. Das sind die wahren Lichtpunkte des priesterlichen Wesens; und, o möchtet durch die Gnade Jesu Christi Ihr solche Gefäße des Segens zum Heile Eurer gläubigen Gemeine werden. Sind wir so gesinnt, dann folgt von selbst, was die heilige Kirche von ihren Priestern fordert.

a. Clericalische Kleidung, wo wir als separati a mundo dem Laien uns zeigen.

b. Gewissenhaftes Beten des Breviers, als eine Heiligung

unserer Sprache mit Gott, in der Gemeinschaft mit der ganzen katholischen Kirche auf Erden und im Himmel, und im Gehorsam gegen die Kirche.

c. Die Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl. Es hat Christo gefallen, dort die Petra seyn zu lassen, und dafür wollen wir Ihm danken, und an diesem centro unitatis uns fest in Reih und Glied anschließen, als eine undurchdringliche Kette, die keine Macht der Hölle, also viel weniger der Erde zerreißen kann.

d. Im Cölibate sehen wir dann eine geistige Ehe, die die Geisteskinder erzeugt, in apostolischer Liebe ungetheilte Herzen, nur für das unum necesarium lebend. Freilich ist diese Gabe bloße Gnade Gottes, die der Herr allein gibt, wo man oft auf dem Kampfplatze, oft wie von Jedermann verlassen zu seyn scheint, aber Gottes Beistand nie und nimmer aufhört, wenn man jeden Tag, gleich dem Bettler, an der Thüre des Gnadenthores anklopft und um Einlaß bittet. Wo wären die Sieger, wenn es keinen Kampf und keine Feinde gebe? Gott gibt diese Gabe Einigen in vielem Gebete, Einigen in täglicher Ueberladung von Arbeiten, Andern in Bußübungen oder in sparsamer Nahrung; doch, wie gesagt: Es ist überall die nämliche Gabe Gottes. Daß aber diese Gabe niemals ohne besonderer täglichen Verehrung der seligsten Jungfrau Maria bestehe, ist eine in der katholischen Kirche längst anerkannte Sache.

In jüngeren Jahren ist dieß vielfältig die Folge des Erbverderbens, der Angelus colaphizans, aber nicht gleichgültig zu behandeln; denn der Sieg gewährt hohen Verdienst und eine nnverwelkliche Krone. Die Niederlage bringt unselige Folgen, und Gott weiß wie weit eingreifend in die Ewigkeit. Uebrigens versucht werden ist weder Sünde noch Schande. Auch der große Pachomius in Aegyptens Wüste fühlte und bekannte die Versuchung — unbesiegt. Aber Mäßigkeit in Speis und

Trank und Liegerstätte ist nothwendig. Sapienti pauca. Das Uebrige lehrt die Ascese.

So gesinnt, könnet Ihr, liebe Brüder! muthig, und auf Gottes Beistand rechnend, die Hand an den Pflug legen, und arbeiten auf dem Ackerfelde Gottes.

Also wo, wie und wann kann der Priester des neunzehnten Jahrhunderts vorzüglich wirken.

Wo? Bei der zartesten Jugend.

Wie? Durch aufopfernde Liebe.

Wann? Sobald der Sünder durch die Gnade Gottes angetrieben zur Beichte sich einstellt.

A. Um die Kinder zu gewinnen, gewinne die Aeltern. Beim Kinde sei Kind, liebend, heiter, froh. Im Vortrag des Katechismus einfach, präcis, deutlich im Geben der Begriffe. Nach der Lehre von Gott, und dem Falle der Menschen, bringe deinen Christus nicht erst von weiter Ferne, lege Ihn gleich am Anfange liebend in's Kinderherz.

B. Wie? Im Umgange mit der Welt muß Alles an uns predigen. Ruhige Haltung, ernst im Blick, liebend in Worten, sich opfernd in Thaten, und gefaßt in Leiden. Der Anzug priesterlich, das Gespräch erbauend. Seien wir Herr unserer Blicke. Der Laie nimmt uns gleich Alles übel, legt dem Quintchen Pfunde bei, die Wage senkt sich leicht, dann sind wir für immer abgeurtheilt. Beim wahren katholischen Christen bist Du in deiner wahren Lebensluft. Beim indifferenten wird deine Brust beengt. Beim glaubenslosen klebt Dir das Wort auf der Zunge. Sie soll nur gelöst werden (und das merke Dir, lieber Bruder!) nur nach einem glaubensvollen Aufblicke zum Vater alles Lichtes. O wollet es doch glauben: Nicht unser Wissen wird ihn wieder zum Glauben bringen, wohl aber unser frommer Wandel vor Gott, und in der Consequenz unserer Werke und Handlungsweise.

C. Wann? Nur die göttliche Gnade führt uns den Sünder zu. Ohne sie fruchtlos all unsere Mühe.

Aber wo und wie wirkt sie gewöhnlich? Umsonst! Der Mensch, beschwert mit grober Sünde, hat und kennt keine Lebensruhe. Die Zeit peitscht ihn mit Geißeln durchs Leben, und das Ende ist bald vor der Thüre. Herzensleere bringt im Gefolge des Lebens Ueberdruß. Sie suchen ein Etwas, aber sie finden es nicht. Das Auge des Geistes so wie des Leibes wird blöde, er bedarf der Hülfe, nimmt sie an, erschaut dann alle Umrisse der irdischen Dinge schärfer, und unterscheidet Manches, was ihm früher nicht aufgefallen ist. Dann stellt er Vergleichungen an. Schon ein Schritt näher dem Heile. Nach und nach kömmt Fäulniß dem Fleische; Folgen der Sünden stellen sich ein; das Fleisch hört auf zu toben; ein tüchtiger Eingriff von Oben in's gewohnte Leben — er fängt an nachzudenken; wieder ein Schritt näher. Aber bei weitem noch keine Bekehrung. Man hat endlich Abraham gesehen, und kommt zum Ausrufe: Was war mein Leben? Was bin ich noch? Wie lange kann es noch dauern, und wenn es so fortdauert, was wird daraus werden? Hier nun ist der Wendepunkt nach oben oder nach unten. Sind gute Werke vorangegangen, geht der Zug nach oben; hat aber der Mensch dem heiligen Geiste widerstanden, geht der Zug gewaltig schnell nach unten.

Wirds mit der Bekehrung Ernst, so regt sich Furcht und Liebe. Furcht ob der Zukunft. Liebe zu Gott, dessen Erbarmen ihn bisher geduldet, und Zeit zur Buße gegeben. Ist die Liebesreue vorhanden, gehts mit der Besserung schnell vorwärts. Oft bei verhärteten Sündern, hören sie noch vor Mitternacht den dumpfen Schall der Glocke, erwacht das Gewissen. Es ist dieß Feuerallarm, sie raffen sich auf, und löschen, was noch gelöscht werden kann. Leicht erkennt ein geübter Seelenarzt solche Kranke, und findet sie dann gewöhnlich bereitwillig, seinen Trost in Mahnworten zu vernehmen. Da sei Christus unter Sündern, und Du wirst aus Sündern Christen bilden. Noch vor einer Gattung Menschen muß ich Euch, liebe Brüder! warnen, die die Zeit in ihrem Schooße trägt. Es sind dieß die gläsernen Verstandesköpfe, die das gar so gebrechliche Gehirn

in einem um so gebrechlicheren Kopfe tragen, und der Religion ein Weltkleid anlegen möchten, und sich für gar geschickte Kleidermacher ausgeben, die Jedem einen passenden Religionsrock anmessen möchten, natürlicherweise für die jetzige Anschauungsweise der Welt, und für dieß so kurze Schattenleben. Sie glauben, das Christenthum lasse sich modificiren, und habe aufgehört, ein lebendiges Christenthum zu seyn; es sei durch die Philanthropie und Aufklärerei unsers Jahrhunderts abgestumpft worden, weil es auf deutschen Universitäten Theologen in der Art des Paulus, Strauß und Bruno gibt. Aber sie verkennen den gesunden Kern der Menschheit. Solche Kritik bläht nur auf, für den ächten Menschen bleibt sie ohne Wirkung. Diese Seichtigkeit der Gefühle und Gedanken, diese falsche Anwendung der Thätigkeiten des Verstandes ist ohne Wurzel in der menschlichen Natur, den menschlichen Bedürfnissen, dem menschlichen Bewußtseyn. Mit einem Quinet und Michelet glauben: das Christenthum lasse sich in eine Art erneuerten Alexandrismus auflösen durch Pantheismus, Eklecticismus und Syncretismus vermittelt, um daraus eine Religion der Zukunft zusammen zu stoppeln, verräth eine eben so große Unbekanntschaft mit dem ächten Gehalte des Christenthums, als die Flachheit theologischer Hyperrationalisten und Hyperkritiker, welche das Schneidemesser in die Gedanken und die Gefühle legen, um sie zu zerlegen. Nein, meine Brüder! Ihr wisset aus eigener Erfahrung: das katholische Christenthum hat eine solche Macht des ewigen Lebens in sich, und wurzelt so tief nicht allein im Glauben, sondern auch in der wahren Natur des Menschen, daß es wie die Sonne alle Nebel durchdringt, und durchgedrungen thätig wirkt gegen allen Unglauben nach außen, und Ströme des lebendigen Wassers darbeut, die ins ewige Leben führen.

Noch eine Frage zarter Art ist, liebe Brüder! Euer Verhalten gegenüber protestantischer Regierungen und der Protestanten überhaupt.

Darauf erwiedere ich: Seid orthodoxe Priester, dann liefert ihr gute Christen; gute Christen waren immerhin getreue Unterthanen, und somit dient Ihr dem Staate, ohne gerade Staatsdiener zu seyn. Ein Geistlicher, der es gerne sieht, wenn die Politik der katholischen Kirche aufhelfen soll, ist nicht mein Mann. Zu wünschen ist es: daß die Regierungen sich doch ja nicht in rein kirchliche Angelegenheiten einmischten, um sie, wie sie sagen, zu beschützen. Dieses Einmischen hat noch stets der katholischen Kirche geschadet. Religion und katholisches Christenthum steht zu hoch, als daß es in die oft unlauteren Quellen der Politik herabgezogen werde.

Priester! lernet durch Euch selbst stark und klug zu seyn. Jeder Schutz von außen ist eine Hemmung des Innern, darum bleibt unsere römisch-katholische Kirche stets die wahre Religion, und wird stets Kirche bleiben, weil sie nie und nimmer fremden Händen sich zum unterthänigsten Handkuß hergeben wird.

Die Impietät läßt sich nur durch den Geist der Pietät bannen, und die katholische Religion nur durch Ueberzeugung behaupten. Selbstständigkeit allein ziert den katholischen Priester, sie allein macht ihn fest, gibt ihm Kopf und Kraft; und wer sich durch das ganze feste Zusammenhalten fest fühlt, und nur da, wo es nöthig ist, aber dann bestimmt und entschieden handelt, nöthigt Respekt ab, und trägt den Sieg davon.

Die andere Frage: „Wie sich den Protestanten gegenüber verhalten", beantworte ich: Beweiset ihnen alle Liebe und Achtung als Mitchristen, Mitbürger, die mit uns gleicher Rechte sich erfreuen, in dem einen Staatsverbande sich befinden. Zeigt praktisch, daß die Liebe in ihrem herrlichen Wirken der Grundtypus eines katholischen Priesters sei. Helft, unterstützt sie mit Rath und That, wo Ihr immer könnt, lasset Euch aber nie in zu vertraute Verhältnisse ein, es schadet beiden Theilen. Richtet nicht, denn das Gericht ist dem Herrn anheimgestellt.

Werdet Ihr von ihnen mit den gewöhnlichen Bezeichnungen gekränkt, nun so freut Euch, es erging ja dem Herrn nicht besser, und bedenkt den Satz, der mildernd solche Urtheile macht, der Satz: „Die Wahrheit erkennt leichter den Irrthum, als der Irrthum die Wahrheit.“

Haben wir einen klugen Eifer für Gottes heiliges Gesetz; Eifer gegen Unglaube und Unsittlichkeit ist edel, und darf seyn. Unsere Tagesordnung sei einsames Betrachten und Beten vor Gott, seelsorgerliche Dienste mit zu Gott dem Allmächtigen empor gehobenem Gemüthe.

Richten wir stets die Blicke auf die Bedürfnisse der katholischen Kirche im Ganzen, und zunächst auf Deutschland. Beweise ein Jeder seinem Bischofe Gehorsam, Vertrauen und Liebe. So wird dann Alles gut gehen, Ihr werdet Priester nach dem Herzen Gottes, im Sinne der heiligen Kirche seyn. Der Heiland wird mich oft erinnern, für Euch, liebe Brüder! zu beten, ich will auch nicht widerstreben, und gern in der achten Stunde für Euch beten, so unwürdig ich auch bin.

Unser Herr und Heiland, Jesus Christus, der für uns Alle in namenlosen Schmerzen sein Blut am Kreuze sterbend vergossen hat, segne uns Alle, als unser oberster Hirt Euch, unser liebes, deutsches Vaterland, die allgemeine, römisch-katholische Kirche. In Selbstverläugnung wollen wir auf der schmalen Bahn wandeln, betend, die Menschen rein liebend, duldelnd, Gott anbeten und lieben, Gutes thun und uns lästern lassen, um wieder Gutes zu thun, so weit die ewige Liebe Gelegenheit gibt.

Das Aufthauen des Eises — das Zerbrechen der Felsen ist allein Gottes Sache. Wir können es nicht.

Aber muthig vertrauend in Demuth! Gott lebt, liebt und waltet herrlich, verläßt die Seinen nie. Wir wollen Sein seyn — ganz und ewig.

Gott, meine theuren Brüder! segne Euch in eurem Berufe, salbe Euch mit seinem Geiste zu auserlesenen Kämpfern für seine heilige Kirche, die in unseren Tagen von innen und außen so mächtige Feinde, und ach! so schwache Vertheidiger hat.

Doch der Wächter Israels schläft nicht. Er ist mächtig genug, allein sein Reich zu schirmen, und auch aus Steinen Abrahams-Söhne, und seinem Sohne, hoch gelobt in Ewigkeit, wackere Apostel zu erwecken.

Und nun empfehle ich Euch alle, liebe Brüder! der Gnade Gottes. Er liebe Euch so, und schätze Euch liebend, daß von Euch und in Euch nur immer Das geschehe, was Ihm gefällt, und Euch, liebe Brüder, ersprießlich ist.

Großwardein, am 8. April 1845.

Alexander Fürst Hohenlohe,
ernannter Bischof von Sardica. Domprobst und
Generalvicar des Großwardeiner Bisthums.

XLVII.

Zeitläufte.

Die protestantische richtige Mitte. Wolfgang Menzel.

Es ist ein wahrhaft peinigendes Gefühl, zu sehen, wie manche Wortführer der bessern protestantischen Elemente gar nicht aus dem schweren Traume erwachen wollen, der sie gefangen hält. Trotz aller persönlichen Achtbarkeit in dem fortwährenden Bestreben begriffen zweien Herren zu dienen, gehen sie förmlich darauf aus: in ihren kluggesetzten Reden das, was sie in diesem Augenblick bewiesen und feststellten, im nächsten wieder aufzuheben. Rechtliche, ehrbare Männer auf jener Seite wissen so gut, wie wir, daß sich für unser armes Vaterland an den Sieg des Unglaubens, die unabwendbare Gefahr des moralischen Unterganges im junghegel'schen Atheismus, und die Schmach der politischen Auflösung im schmutzigsten Radikalismus knüpft. Mit Entsetzen sehen sie die Stunde näher rücken, und ach! sie wird nicht ausbleiben! — wo dieser, in die Massen geworfen, zur Schreckensherrschaft erstarkt. Aber dennoch wehren sie sich mit einer Mischung von Haß und Furcht und kindischem Vorurtheil gegen die Kirche, in derem Schooße allein, bei aufrichtig gläubiger Rückkehr, Rettung zu finden wäre vor den entfesselten Dämonen der socialen Revolution, die uns droht. Nein! lieber wollen sie den Sieg und die tyrannische Herrschaft der moralischen und politischen Hefe der Gesellschaft erleben, als sich mit einer Kirche versöhnen, in der ihre Väter ein Jahrtausend lang ihr Heil im Leben und im Tode fanden.

Wahrlich! dieß ist ein wehmüthiges Schauspiel, zumal wenn man bedenkt, daß Niemand anders, als Michel der Redliche, die Zeche bezahlen wird, und daß die Hälfte der edeln Kräfte, die jetzt in der ungeheuern Confusion zur Zerstörung, Verwirrung und Auflösung verwendet werden, auf das rechte Ziel gerichtet, zur Rettung hinreichen könnte.

Unter den Schriftstellern des eben bezeichneten deutschen Mittelprotestantismus ist es vornämlich Wolfgang Menzel, der am meisten unser aufrichtiges Mitgefühl in Anspruch nimmt. Wir verwechseln ihn nicht mit den bekannten Kämpen der polizeilich subventionirten, protestantischen Loyalität, über welche die öffentliche Meinung aller Partheien bereits einhellig gerichtet hat. — Menzel's literarische Ehrenhaftigkeit steht außer allem Streite; die Kothwürfe der jungdeutschen Bubenschaft sind seiner Reputation nur förderlich gewesen. Man kann die Unbefangenheit seines Urtheils bestreiten, muß aber seinem schriftstellerischen Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Er vertritt seine eigene Ueberzeugung, und wird wenigstens nicht dafür bezahlt, offiziellen Regierungsprotestantismus zu machen. Deshalb liegt auch in seiner Polemik gegen die katholische Sache, bei aller Schiefheit und Leidenschaft, immer noch ein Zug rückhaltsloser Aufrichtigkeit, dem wir sonst, leider! in der deutschen Presse nur noch hin und wieder bei den Radikalen von der äußersten Linken begegnen. Kürzlich hat er sich in seinen Neujahrsbetrachtungen über die kirchlichen Lebensfragen Deutschlands ausgesprochen. — Einen Nachtrag zu dieser Schrift im Literaturblatt vom 31. März („über das Ronge'sche Schisma") würden wir, wäre er nicht als „eingesandt" bezeichnet, der Manier und den Ideen nach, für sein Geistesprodukt erklären. Da er aber die Autorschaft ablehnt, so sei es uns wenigstens erlaubt, das Menzel'sche Literaturblatt als moralische Person zu behandeln, und unsere Rede an Wolfgang Menzel zu richten, nicht um ihm unangenehme Vorhaltungen zu machen, sondern nur in der Güte und um der Sache willen. Möge er, was hier folgen wird, in

diesem Sinne nehmen. Wir geben freilich nicht der Hoffnung Raum, ihn durch einige flüchtige, wenn auch noch so gut gemeinte Worte zu unserer Ueberzeugung zu bekehren. Allein Menzel gehört zu den wenigen deutschen Schriftstellern unter unsern Gegnern, mit denen vielleicht eine Verhandlung, eine Erörterung, ein gegenseitiges sich Aussprechen möglich wäre, — wenn auch vorläufig beide Theile bei ihrer Ansicht blieben. Wenigstens wollen wir den beiderseitigen Standpunkt uns selbst und unsern Lesern klar machen.

Der Verfasser des Aufsatzes im Literaturblatt möge uns erlauben, auf einige Katechismusfragen zurückzugehen, die ihm vielleicht hochgebildeter Leute unwürdig scheinen mögen, an denen jedoch nicht mehr als Alles hängt.

Wer war Christus? Was wollte Christus? Was sollen wir glauben und thun um Christi willen? Zwei Standpunkte sind bei der Beantwortung dieser Frage möglich.

Wer Christus für nichts als einen edlen, vortrefflichen Weisen hält, der im Judenlande lebte und dessen reine Moral die Welt zu beseligen berufen war, — mit dem wollen und können wir über Alles, was irgend Religion und Kirche betrifft, hier und für dießmal nicht weiter streiten. Wir kennen längst das ganze System dieser Ansicht in allen seinen Verzweigungen, würdigen es in seiner ganzen, dem gemeinen Menschenverstande zusagenden Faßlichkeit, und wissen auf ein Haar alle die Argumente, mit welchen die Anhänger dieser Lehre gegen die gläubigen Christen zu streiten pflegen. — Aber eben deshalb sei uns gestattet, uns auf die einzige Bemerkung zu beschränken, daß zwischen diesem socianianisch-deistisch-neuprotestantischen oder rationalistischen Standpunkte, und jenem traditionellen und geschichtlichen, den die katholische Kirche festhält, keine Vereinigung, Annäherung oder Vermittlung denkbar, jedweder Disput über christliche Einzelheiten und bloße Folgerungen mithin nicht bloß zeittödtend, sondern geradezu widersinnig ist. — Der Katholik glaubt und bekennt, daß derselbe Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, nach dem Falle unsers Geschlechts Mensch

geworden ist, um unsers Heiles willen, daß er für unsere Sünden gelitten hat, gestorben und wieder auferstanden, auch aufgefahren ist in die Herrlichkeit Gottes, von dannen er wieder kommen wird zum Gericht; endlich daß ausser dieser Erlösung durch Christum, wie die Kirche sie vermittelt, Niemand selig seyn kann. Der Ausgangspunkt für beide Theile ist also nicht bloß ein anderer, er ist geradezu der entgegengesetzte. Der Rationalist steht auf dem Gebiete der natürlichen Verstandesauffassung. Für ihn ist, obgleich auf diesem Wege die Räthsel unsers Daseyns nicht gelöst werden, in der christlichen Geschichte Alles ganz natürlich zugegangen, Alles bewegt sich im ewigen Kreislaufe von natürlicher Ursache und Wirkung; und wo diese hausbackene Erklärung nicht ausreicht, tritt vikarirend die Unterstellung der Accommodation oder des Betruges ein. Das, was auf diesem Wege durch die Retorte des neuern Protestantismus getrieben als „geläutertes Christenthum“ herauskömmt, ist menschliche Lehre, wie die von Confucius oder Zoroaster, nur etwas nüchterner. Umgekehrt fängt der katholische Glaube mit dem Wunder an, und jener kleine Kreis von Protestanten, die in dieser Beziehung noch mit ehrenwerther Treue, wenn auch inconsequenter Weise, an einem Bruchstücke des alten Glaubens festhalten, steht in diesem Stücke wider Willen und im Widerspruche mit dem Systeme des Protestantismus noch auf katholischem Gebiete! Dieser katholische Glaube nun, wie ihn die Kirche in seiner Vollständigkeit und Reinheit bewahrt, faßt das Christenthum als ein fortwährendes Hereinragen einer höhern, himmlischen Ordnung in unser irdisches Diesseits auf. — Die christliche Geschichte ist eine ununterbrochene Kette von Wundern, von jenem Weibe im Evangelium angefangen, welches den Saum des Rockes Christi berührte und gesund ward, bis auf die Heilung der jungen Gräfin Droste zu Trier vor demselben Rocke. — Hieraus erhellt, daß Beide, der Rationalist oder consequente Protestant, und der Katholik, sich gar nicht verständigen, geschweige denn einer dem Andern seinen Standpunkt unterschieben könne.

Ist es nun eine unbillige, harte oder hinterlistige Zumuthung, wenn wir an einen gebildeten und geistvollen Mann, wie etwa W. Menzel, die Forderung stellen: er wolle beiderlei Prinzipien sich klar vergegenwärtigen, sie im Geiste einander gegenüberstellen, und jedem von Beiden das Recht einräumen; aus sich heraus, versteht sich hier vorläufig nur in der Theorie! — Alles zu entwickeln, was in ihm liegt. — Und wenn ein solcher Mann sich etwa gedrungen fühlte: einen Plan zum Umsturze (oder wie er meint zur Reform!) der katholischen Kirche zu entwerfen, könnte er es ungerecht finden, wenn wir ihn (oder seinen Doppelgänger im Literaturblatt!) bäten, sich, wenn es irgend seine Zeit erlaubt! vorher doch erst mit jenem Systeme von Dogmen, liturgischen Anordnungen und kirchlichen Einrichtungen bekannt zu machen, von dem wenigstens die Sage geht, daß es ein in wunderbarer Consequenz zusammenhängendes Gebäude sei. — Wollte aber W. Menzel sich diese Mühe geben, wollte er (gleichsam vor dem Thorschluß der Vernichtung der katholischen Kirche durch Ronge, Czerski oder die in Nro. 33. des Literaturblattes in Vorschlag gebrachte Reformation!) sich noch mit jenem katholischen Systeme so unpartheiisch und objectiv wie mit irgend einem andern positiven Stoff beschäftigen, das thatsächlich Vorliegende verstehen lernen, wie es ist, und alle Einzelheiten aus dem Zusammenhange des Ganzen heraus zu fassen suchen, wahrlich! er würde sich durch dieses einfache Mittel manche unnütze Mühe ersparen. — Er würde z. B., nachdem er dieses Studium gemacht, vielleicht Anstand nehmen, seinen Gegnern Zumuthungen zu machen und ihnen Reformen anzusinnen, die ihm von seinem modern protestantischen Standpunkt aus, als ganz von selbst sich verstehende, ehrbare Sätze, ja als erhabene Ideen erscheinen mögen; jedem Katholiken aber nothwendig, wenn nicht ruchlos und abscheulich, so doch jedenfalls unglaublich abgeschmackt vorkommen müssen.

Menzel's Ausgangspunkt ist die Nationalität. — Volksthum ist der höchste und letzte Flug seines Gedankens. Da er

ein Deutscher ist, kann dieß nur deutsches Volksthum seyn. Aber selbst ein geringer Grad von Nachdenken wird jedem Unbefangenen sagen, daß wenn er durch unabwendbares Verhängniß ein Russe oder Franzose wäre, die himmlische Mitte der Welt für ihn anders wo läge. Folglich muß er als denkender Mensch allen andern Nationen des Erdbodens für ihren Theil dieselbe Berechtigung einräumen, die er für uns Deutsche in Anspruch nimmt. Dieß ist so augenscheinlich, daß wir, auch wenn er selbst versicherte: er gäbe dieß nicht zu, — es ihm nicht glauben würden.

Dieses Hinaufschrauben des nationalen Standpunktes ist antik heidnisch. Im Alterthum schlägt die Gentilität, die ausschließliche Verwandtschaft durch das Blut rein und unbedingt vor. Die Abstammung allein ist es, die dort verbindet und trennt; an sie allein knüpft sich in der antiken Welt Fluch und Segen. Mit dem Andern, der nicht meines Blutes und Geschlechtes ist, habe ich — jene Idee des Alterthums in ihrer ganzen Consequenz gefaßt! ungefähr so viel Gemeinschaft wie mit Orangutang oder Trampelthiere. Erst als die römische Republik Weltreich wird, finden sich, kraft der allgemeinen Verflachung, humanitäre Anklänge bei eclectischen Philosophen wie Cicero. Nach der alt römischen Strenge ist jeder, der nicht meines Volkes ist, mein Feind (hostis). Der Patriotismus ist wesentlich Cultus der Gottheit des Vaterlands, und gleichsam der praktische Theil der Religion. Die Götter gehören *dieser* bestimmten Stadt, und höchstens ihren Stammes- und Bundesgenossen. Sie würden sich sehr wundern, wollten die Barbaren sie auch anrufen. Die Ethik selbst sieht Aristoteles (höchst charakteristisch) bloß für einen Theil der Politik an. Als leitende Idee derselben kann man den einfachen Grundsatz bezeichnen: daß die unendliche Eigensucht des Individuums nur durch unermeßlichen Nationalegoismus gemildert ist.

In dieser Bedeutung nun hat die Nationalität auf dem Boden des Christenthums, wie die Kirche es hinstellt, keinen Platz. War Christus der Sohn Gottes, wie der katholische

Glaube lehrt, und bekleidete sich das ewige Wort mit unserm Fleisch und Blut, so muß es dem Gläubigen als Frevel und zugleich als Thorheit erscheinen, wenn auch nur eine Erinnerung an das antike Gentilitätsprinzip und dessen Anhang in die große Anstalt zur Erlösung der ganzen Menschheit, in die katholische Kirche, hineingetragen werden soll. Umgekehrt kann und muß sogar der, dem der Heiland der Welt, wenn er überhaupt mehr als ein Mythus ist, höchstens ein edler, jüdischer Philosoph seyn kann, — es muß ein solcher den nationalen und gentilen Standpunkt, wenn auch nicht als den einzigen, so doch als den höchsten festhalten. Dieß ist leicht erklärlich, weil es nothwendig ist. Denn wenn die Menschen der gemeinsame Gottesglaube nicht mehr bindet, so sucht sich die Stammesverwandtschaft, die sich heute nur noch in der Sprache offenbart, als das einzige gesellige Band, welches noch übrig ist, geltend zu machen. Die Nationalität will dann wieder in die Stelle des Christenthums treten. Wohlverstanden: es ist hier nicht unsere Absicht, im Namen des letztern Prinzips gegen das erstere mit Menzel zu rechten. Wir fordern hier vorläufig nur, daß er consequent die eine Seite der Auffassung von der andern unterscheide, und verlangen, daß er von uns Katholiken nicht begehre: wir möchten seinen Anforderungen genügen, die aus der entgegengesetzten Ideenreihe hergenommen sind. — Wenn ihm das kirchliche Christenthum Nebensache, und allein eine deutsche Nationalkirche der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Träume ist, wenn er ohne auch nur daran zu denken, daß der Mensch nicht als Deutscher, Engländer, Franzose, sondern als Mensch eine unsterbliche Seele hat, deren Hauptbedürfniß das ewige Leben ist, wozu ihm die Kirche verhelfen soll, — ganz ernsthaft versichert: „Deutschland bedarf einer positiv festbegründeten Kirche", gleichsam als ob Christus diesem Bedürfnisse nicht schon vor achtzehn hundert Jahren für die ganze Menschheit abgeholfen hätte, — so verstehen wir dieß Alles sehr gut, und haben das Wort dieses psychologischen Räthsels oben bereits ausgesprochen. Wenn aber Menzel, ohne billige

Rücksicht darauf zu nehmen, daß dieser ganze Standpunkt im diametralsten Gegensatze zum katholischen Glauben steht, von „Uebergriffen der Römlinge“ spricht, und sich darüber wundert: „daß diese offener als jemals das Panier des Ultramontanismus in Deutschland entfalten“, — so ist dieses gedankenlose Ausgeben bannaler Phrasen weder gentlemanlike noch seiner würdig, und er sollte dergleichen unnützes Gerede, welches unsere großen Zeitfragen auch nicht um ein Haar breit der Entscheidung näher fördert, der Elberfelder oder der Berliner literarischen Zeitung überlassen. Ein Mann, wie Menzel, sollte darüber doch schon längst im Klaren seyn, daß und warum uns Katholiken nicht die Nationalität, sondern Christus das Höchste und Letzte im Leben, in der Wissenschaft, in der Geschichte ist und seyn muß. Starb Christus für Alle, ohne Unterschied des Stammes und Volkes, so kann es unmöglich der Beruf des Christenthums gewesen seyn, sich der germanischen Nationalität als Folie zu ihrer Verherrlichung in der Geschichte unterzulegen. Dann gilt die rothe Haut im Gottesreiche, wenn ihr Träger glaubt und getauft ist, und nach des Apostels Worten Gott fürchtet und recht thut, genau so viel, wie das edle deutsche Blut. Und gilt nicht auch umgekehrt dem Protestantismus in allen seinen Schattirungen und Abstufungen die Opposition gegen die Kirche mehr als alle Landsmannschaft? — Wozu die Ziererei? — Meine Herren! die Hand auf's Herz: wer steht Eurem Herzen näher, jene beiden Brüder Bandiera, die im vorigen Sommer, als sie in Calabrien wegen ihres Einfalls in das Königreich Neapel erschossen wurden, den Priester von sich wiesen, der sie zum Tode vorbereiten wollte, und so mit Willen und Absicht ausserhalb der Kirche starben, oder eure deutschen Brüder Clemens August und der Bischof Arnoldi? Dafür wollen wir Euch denn auch freiwillig bekennen, daß zwischen allen deutschen Katholiken und einem Wilden, der weit hinten zu Arbre crochu getauft, als treuer Sohn der Kirche das Kreuz macht und die Messe hört, ein unendlich viel innigeres geistiges Band bestehe, als zwischen uns und unsern ehrenwerthen Landsleuten

Bretschneider, Ronge oder Goßner. Hanc veniam damus petimusque vicissim!

Durch diesen unbedingten Vorzug, den wir auch in der Theorie (wie unsre Gegner in der Praxis!) der Religion vor der Nationalität geben, ist natürlich in keiner Weise gesagt, daß das nationale Prinzip keine Bedeutung für uns hätte oder haben dürfte. — Es ist auch eine göttliche Ordnung, daß wir diesem bestimmten Lande und Volke angehören. Dessen Art und Sprache ist uns angeboren; wir lieben beide, wie wir uns selbst lieben. Dieß ist kein Verdienst, sondern ein natürliches Faktum, wiewohl das Gegentheil eine Schande wäre. — Wir verdienten die Verachtung der Fremden und der Landsleute zugleich, wenn wir uns unserer Herkunft schämten und ausländisch scheinen wollten, oder gar verrätherisch die Hand böten, daß Fremde unsre deutschen Stammsgenossen, bei uns daheim oder auswärts, geringschätzten, benachtheiligten oder unterdrückten, und sich zu Herren, uns zu Knechten machten. — Dieß steht mit den obenbezeichneten Aufgaben der Nationalität innerhalb der Kirche und in rein kirchlichen Fragen keineswegs im Widerspruche. — Auch in Beziehung auf das Eigenthum breche ich dem Hungerigen mein Brod, oder theile mit einem Freunde Hab und Gut, — aber ich lasse mich deßhalb nicht von einem Eindringlinge aus meinem Hause und Hofe werfen. Daher würde z. B., wenn irgend eine Nationalität sich selbst bei Gelegenheit oder unter dem Vorwande der Sorge für das kirchliche Wohl überheben, oder hierbei ihr nationales Sonderinteresse voranstellen wollte, der Widerspruch gegen diese Anmassung eben so erlaubt als pflichtmässig seyn. — Denn in der Kirche soll keine Nationalität herrschen und keine dienen; die eine hat, als nationale Eigenthümlichkeit, genau so viel Recht wie die andere. — Darum ist es eine weise Fügung Gottes, daß der italienische Stamm auch nicht die leiseste Besorgniß politisch-herrschsüchtiger Plane einflößen kann, und daß, wenn faktisch die Päpste der letzten Jahrhunderte sämmtlich Italiener sind, dem üblen Willen jedweder Vorwand in weit stär-

kerm Maaße entwunden ist, als wenn sie irgend einem andern Volke angehörten. Haben römische Hofleute in den Zeiten der Macht und des Glanzes der Curie den Vortheil dieser Stellung zu niedrigem Geldgewinne ausgebeutet, so hat die deutsche Nation solchem Unfuge ihre hundert Beschwerden entgegengesetzt. Beides ist der Welt Lauf. — Aber heute noch von jenen Mißbräuchen zu reden, nachdem mit dem Reichthume der deutschen Kirche die Ehre des Reiches den Strom der Zeiten hinabgeschwommen, ist ein Prozeß krähwinklerischer Philister um des Esels Schatten, der längst gestorben! — Menschliche Mißbräuche solcher Art heben die göttliche Ordnung nicht auf. Diese aber ist wie der Mensch aus Leib und Seele zusammengefügt, eine geistliche und weltliche. In jenem Reiche der Kirche, welches die Brücke in den Himmel baut, soll sich die Menschheit in ihrer ursprünglichen Einheit, als eine große Familie begreifen lernen. Dagegen behält die nationale und politische Verschiedenheit, Sonderung und Vielheit im Staate, in der Gemeinde, in der Corporation und in der Familie ihr volles Recht, und es liegt durchaus weder im Geiste noch im Interesse der Kirche, auf diesem Gebiete einen flachen Cosmopolitismus zu predigen. Die Kirche will und kann die Manigfaltigkeit des weltlichen Berufs, die Selbstständigkeit der besondern Lebenssphären, Rechte und Ansprüche nicht austilgen und verwischen. So mag sich auf diesem Boden, der Einheit der Kirche gegenüber, die Vielheit des weltlichen, nationalen und socialen Lebens nach den natürlichen Gesetzen der Gesellschaft entwickeln und fortbilden; die Kirche läßt hier gewähren, so lange die Sonderinteressen das Prinzip der christlichen Liebe nicht aus dem Bewußtseyn der Gläubigen verdrängen, und die Trennung als das Höchste und Erste setzend, der Einen großen Anstalt zur Erlösung der Menschheit hinderlich in den Weg treten wollen. Nie soll die Trennung hinübergreifen in dieses von Christo gestiftete Reich, welches katholische Kirche heißt, weil es Adams Geschlecht ganz und vollständig in seinem Schooße zu vereinigen das Recht, den Beruf und die Verheiß-

sung hat. Vorgebildet ist dieß in dem Sprachenwunder am Pfingstfeste, welches den Gegensatz bildet zu jenem großen Momente beim Thurmbau zu Babel, der mit den verschiedenen Nationalitäten den Nationalstolz geboren hat.

Dieses himmlische irdische Reich ist aber keine bloße sogenannte Idee, kein frommer Wunsch, keine platonische Republik, sondern eine ganz bestimmte, positive, historische Erscheinung, wenn gleich diese bis zum Ende der Zeiten als ecclesia militans im Streite des Werdens begriffen ist, und erst jenseits als triumphirende Kirche dem göttlichen Urbilde entsprechen wird. War Christus der menschgewordene Gott, so konnte er das Werk der Erlösung, welches für alle Zeiten zu wirken bestimmt war, nicht dem Untergange nach seinem Scheiden von der Erde Preis geben. Er mußte thun, was jeder verständige Hausvater unter den Menschen für die Seinigen thut: eine Verfügung für die Zukunft treffen. Daher, so lautet der katholische Glaube, die Einsetzung der Hierarchie der Bischöfe und ihres Hauptes des Papstes, die Gründung der unfehlbaren Kirche, die ununterbrochene Ueberlieferung, beides der Lehre und der Weihe, und Alles, was weiter an diesem Allen hängt. Der Schlußstein dieses Systems ist aber der Glaubenssatz: daß der Kirche der heilige Geist verliehen ist, daß dieser durch ihre rechtmäßigen Organe spricht, und daß er bei ihr bleiben wird bis an's Ende der Tage. Für den gläubigen Katholiken besteht also ein lebendiges Tribunal des Rathes und der Entscheidung in allen zweifelhaften Fällen, dessen Autorität nicht geringer ist, als die des Menschensohnes, als er auf Erden wandelte. Ob daher eine kirchliche Entscheidung, Anstalt oder Verfügung erweislich rückwärts reiche bis auf die Zeiten der Apostel, oder später von der Kirche ausgegangen sei, ist für das praktische Verhalten des wirklich Gläubigen völlig gleichgültig. Es steht geschrieben: daß der heilige Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, die Kirche in alle Wahrheit leiten werde, daß Christus bei ihr bleiben wolle bis an's Ende der Zeiten, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen, und daß

denen, welchen Christus der Herr seine Vollmacht ertheilte, gesagt wurde: wer Euch nicht hört, höret mich nicht. Dieß ist der, von den meisten Protestanten, auch von W. Menzel, nicht gekannte oder nicht gewürdigte und in seiner moralischen Wirkung nicht in Anschlag gebrachte Kern und Mittelpunkt des gesammten katholischen Systems. Ausser der merkwürdigen Eigenschaft: den tiefsten Geistern die je gelebt haben, wie Augustinus, Thomas von Aquin und Leibnitz genügt zu haben, unterscheidet sich dasselbe auch dadurch von allen bloß menschlichen Lehrgebäuden, daß es selbst dem einfachsten Bauernverstand einen eben so faßlichen als befriedigenden Aufschluß über die tiefsten Probleme der spekulativen Philosophie ertheilt, für welche sich die Weisheit der tiefsten Denker aller Zeiten bisher vergeblich bemühte, eine andere Lösung zu finden. In Folge dieser doppelten Eigenschaft hat eben diese Lehre seit der Apostel Tagen vielen Myriaden von Gläubigen aller Zungen, Stände, Geschlechter und Lebensalter, ein Anker der Hoffnung und des Heils im Leben und im Tode seyn können, und der Augenschein zeigt, daß sie, trotz der immer wachsenden Schmähungen der Gegner, ihre alte Kraft über das menschliche Herz noch nicht verloren hat.

Wir sind nicht im Stande, Jemanden wider seinen Willen zu zwingen, daß er dieser Lehre Glauben schenke. Nach der Ordnung in der moralischen Haushaltung Gottes ist dieß schlechterdings unmöglich. Für den, der glauben will, habe ich tausend Argumente, sagt der heil. Augustinus, für den der nicht will — keines. Pascal bemerkt sehr richtig: daß die natürliche Vernunft nicht hinreiche, Jemanden den Glauben anzudemonstriren, wohl aber den, der glauben will, noch gegen die schärfsten Waffen der Gegner des Glaubens vollkommen sicher zu stellen. — Hiernach liegt also in des Menschen freier Lust und Neigung, d. h. in seinem Willen die Entscheidung. Never any man was reasoned out of his religion! — Er gehorcht entweder der von Christo eingesetzten Autorität, dann ist er katholisch. Oder er lehnt sich aus Haß, Neid, Stolz

Rechthaberei oder von Trägheit umstrickt, durch Sinnlichkeit gestachelt *) gegen die Autorität der Kirche auf, dann ist er nicht oder nicht mehr katholisch. Wie viel oder wie wenig von der Kirchenlehre der, welcher sich mit Bewußtseyn und freier Wahl von der Autorität trennt, bestreite und verwerfe, wie viel er nach der Trennung von der Einheit der **Kirche aus ihren** Einrichtungen noch möge beibehalten wollen, — **dieß Alles ist** für die Frage: ob er in der Kirche sei? gleichgültig. Das was ihn von der Wahrheit scheidet und hier allein in Betracht kommt, ist sein durch die Trennung und den Ungehorsam erklärter Wille.

Hieraus ergeben sich mehrere, sehr wichtige Folgerungen. Wer ohne seine Schuld faktisch außerhalb der Kirche steht, aber redlich und aufrichtig sein Heil will, wer die Wahrheit und die ganze Wahrheit liebt und sucht, den wird auch Gott nicht verlassen. Er muß, wenn er seinen natürlichen Verstand auf ganz gewöhnliche Weise braucht und seinem Gewissen folgt, durch welches der heilige Geist zu ihm spricht, nothwendig wenigstens auf den Weg zur Erkenntniß der katholischen Wahrheit kommen, zumal in einer Zeit und in einem Lande, wo der Gegensatz der Bekenntnisse in den Gesichtskreis jedes Einzelnen, auch des Ungelehrten, gezogen ist. — Umgekehrt wird aber auch der Irrthum seinen Kreis vollenden, und im Laufe der Zeit alle Consequenzen, die verhüllt in ihm stecken, bis zur äußersten und entschiedensten Empörung gegen den heiligen Namen Gottes entfalten. Dieß kann und wird freilich nicht nur in der Person des Einzelnen geschehen, der aus der Kirche scheidet, denn dazu reicht das irdische Leben des Individuums nicht hin. Aber es geschieht in der mystischen Person der

*) Der Fall, wo ein reiner Wille, zugleich aber auch eine unverschuldete Unkenntniß der wahren Lehre der Kirche vorhanden ist (die sogenannte materielle Häresie), gehört nicht hieher. In Beziehung auf diese gilt der alte Satz der Scholastiker: **Facienti quod in se est, Deus non denegat gratiam suam.**

Secte. Schisma und Häresie haben, von dem Augenblicke an, wo sie, von dem Felsen der Wahrheit getrennt, ein sonderthümliches Leben beginnen, ihr eigenes Gesetz der Bewegung und Entwickelung, dem sie ohne Rettung verfallen. So muß, wie die Kirche durch die Gnade bis zum jüngsten Tage besteht, die Secte, kraft ihrer Natur, ihren Auflösungsproceß in der Zeit durchmachen, und in ihrem eigenen Fleische wüthend, sich selbst vernichten, bis sie, in völliger Selbstverflüchtigung, beim eitlen, leeren Nichts, und mit Marx und Feuerbach bei der Lästerung alles Dessen angelangt ist, was Gott heißt.

Ein solcher Cursus praktischer Kirchen- und Ketzerhistorie hat mit dem sechszehnten Jahrhundert begonnen, hat sich durch alle Stadien abgesponnen, und nähert sich heute seinem Ende. In diesem Augenblicke beliebig auf irgend einen frühern Entwicklungspunkt zurückzuspringen, — ist ein lächerlicher Anachronismus. Diejenigen, welche gewohnt sind, ähnliche Irrthümer und Mißgriffe auf dem politischen Gebiete bitter zu verhöhnen, und die unerschöpflich sind in scherzhaften oder gehässigen Bezeichnungen für Jene, welche sich dort aus viel entschuldbareren Motiven hinter unsere Zeit stellen, eben diese sollten sich doch hüten, auf dem Felde der religiösen Gesellschaft in denselben Fehler zu fallen. Sie sollten hier auch ihrerseits die historisch-genetische Methode nicht so gänzlich außer Acht lassen, wie es z. B. Menzel's Literaturblatt in dem erwähnten Aufsatze thut. Nein! wer aus dem Gehorsam der Kirche tritt, hat die Freiheit nicht mehr, sich beliebig seinen Standpunkt zu suchen, und heute etwa unter die Monophysiten zu gehen, oder die Fahne des Manichäismus aufzupflanzen. — Nein! Niemand ist, als Häresiarch oder Häretiker, was er will, sondern was er kann und was er muß. Er wird von dem eisernen Rade der Geschichte gefaßt, und der Zeitgeist wirft ihn, mit oder ohne seinen Willen, in die Bahn, welcher er in diesem Augenblick und in diesem Lande folgen muß. Darum werden Ronge und Czerski im fünften Jahrzehent des neunzehnten Jahrhunderts aus eben demselben Grunde vom pseudo-philoso-

phischen, platten, glaubenslosen Indifferentismus, Communismus und atheistischen Radikalismus der Gegenwart absorbirt, aus welchem im sechszehnten Jahrhundert „Glaube ohne Werke“ und Prädestinationslehre sie verschlungen, aus welchem sie im siebenzehnten sich in den Irrgängen des hoffärtigen Pseudomysticismus der Jansenisten verlaufen hätten. Wer dieß nicht begreift, dem fehlt der Schlüssel, nicht bloß zu Allem, was heute in der Kirche, oder innerhalb der Secten geschieht, sondern zur Geschichte überhaupt; ihm geht die Einsicht ab, welche das Alpha und Omega aller Philosophie der Geschichte ist, daß nicht bloß Freiheit, und nicht bloß Nothwendigkeit, sondern menschliche Freiheit und Naturnothwendigkeit in ihrer Wechselwirkung, nach dem ewigen Plane Gottes, als des höchsten Willens und der höchsten Intelligenz, die Geschichte machen.

Nach dieser Einleitung wollen wir den Standpunkt beleuchten, auf welchen sich das Menzel'sche Literaturblatt stellt.

Augenscheinlich sucht der Verfasser eine richtige Mitte zwischen Verneinung und Bejahung. Ihm ist nicht wohl im Protestantismus, und er täuscht sich über dessen unheimliche Zukunft nicht. „Auf der protestantischen Seite wächst täglich die Zahl derer, welche (besonders unter den Nichttheologen) zugestehen, daß bei dem Gange, welchen die Reformation genommen, in Dogma und Cultus gar Vieles von dem, was einem wesentlichen menschlichen Bedürfniß entspricht, und was die schöneren Seiten des Gemüths anregt — zu Beseitigung des damit getriebenen Mißbrauchs — uns auch in seinem richtigen, heilbringenden Gebrauch entzogen; daß zur Rettung der Reformation die Kirche der weltlichen Macht als polizeiliche Dienstmagd überantwortet worden, und daß dieselbe in unserer Zeit nach dreihundertjährigem theologischen Gezänke und angeblicher fortschreitender Forschung statt zu einer segensreichen, festern Begründung und einem Endresultate zu kommen, vielmehr der philosophischen Skepsis und unter sich selbst uneinigen, in ihren verschiedenen Ansichten rechthaberischen und engherzigen Secten immer mehr anheimfalle, — so daß wenn überhaupt

eine Kirche fernerhin bestehen soll — dieselbe ein festes, von dem jeweiligen, landesherrlich-hochfürstlichen Consistorialglauben und den Verirrungen des Zeitgeistes, eben so wie von den Ansichten der Einzelnen unabhängiges, und über alles dieses erhabenes Dogma gebaut werden müsse." Dieß sind merkwürdige Erklärungen! Also: der Protestantismus befriedigt wesentliche, menschliche Bedürfnisse nicht, — wenigstens nicht vollständig, und um die Reformation zu retten, ist die Kirche der weltlichen Macht als Dienstmagd überantwortet worden. — Wir stimmen mit dieser Anschauungsweise vollkommen überein, und der geneigte Leser wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir längst das Nämliche gesagt haben. — Aber war jener allerdings klägliche Zustand nicht die unmittelbare Folge der Losreißung von Rom? Ist eine freie und der weltlichen Macht gegenüber selbstständige Kirche, die als solche zusammenhält, ohne Papst denkbar? Ist ein Dogma, wie das Literaturblatt es haben möchte, denkbar ohne unfehlbare Autorität? Läßt sich solche durch Menschen creiren? Und war umgekehrt das Herabsinken des Protestantismus zu einem „jeweilig landesherrlich-hochfürstlichen Consistorialglauben" ein rein zufälliges, vom Himmel gefallenes, unverschuldetes Unglück? Hatte die Territorialgewalt dem tobenden Demokratismus der jungen Reformation gegenüber gar keine relative Berechtigung? waltete, außer dem allerdings vorhandenen Hauptfactor der Selbstsucht der Fürsten, gar keine Nothwendigkeit ob: zum Einschreiten der weltlichen Macht gegen das aufrührerische und ungeberdige Wüthen der Prädicanten? Schwerlich wird sich Menzel das allerdings unangenehme aut-aut verhehlen können: wenn sich der Protestantismus nicht, wie es ja seitdem geschehen ist und sich dermalen vollendet, im Kampfe „rechthaberischer und engherziger Secten" auflösen sollte, so war die Intervention der Polizei ein nothwendiges Uebel. Und umgekehrt: wer den allerdings absurden Consistorial- und Territorialglauben nicht will, muß jene Freiheit gestatten, über welche Menzel in Verzweiflung geräth. Zwischen diesen beiden Extremen können nur zeitweilige

Uebergänge liegen. Hat ja ohnedieß die philosophische Skepsis den letzten Damm durchbrochen, und mit dem hochfürstlichen Consistorialdogma jeden positiven Halt aus dem Protestantismus weggeschwemmt. Dagegen ist ja heute doch kein Retten und Bergen mehr, und wir können froh seyn, wenn diese skeptische Fluth nicht ganz andere Dinge in ihrem Schooße begräbt! Selbst das Literaturblatt stellt dem Protestantismus eine wunderliche Nativität. „Auf der protestantischen Seite kann die Zeit ohnehin nicht ferne seyn, wo Glaube und Unglaube sich scheiden müssen. Wenn erst die Sprößlinge der neuen Hegelischen Schule gläubigen Gemeinden als Seelsorger gegeben sind, und bei aller Gewandtheit und angenommenen Salbung der Rede von diesen in der Hohlheit ihres Unglaubens erkannt werden, wenn bei zunehmender Freiheit der Presse keine Censur und keine Angst vor äußeren Nachtheilen in der kirchlichen Laufbahn für die Regierungen mehr ausreichen, directe Angriffe der neuern Philosophie in Masse gegen den mühsam aufrecht erhaltenen Staats- und Consistorialglauben zurückzuhalten; wenn bei den hiedurch entstehenden Verlegenheiten und Wirren alle versuchten Gustav Adolph- und andere Vereine zwar als Repressalien und Demonstrationen nach außen, z. B. gegen römische Anmaßungen dienen, nicht aber als ein Einigungsmittel der widersprechendsten Glaubensansichten nach innen helfen wollen, und die Richtigkeit der Consequenz unumwunden öffentlich erkannt ist: daß, sobald man überhaupt die geoffenbarte — so wie andere menschliche Wissenschaft — der Kritik und Forschung des menschlichen Geistes unterstellt, und ihre Geltung vom Siege auf diesem Felde abhängig macht, alsdann folgerecht auch die Evangelien selbst als das alleinige Fundament des evangelischen Glaubens eben so, wie jedes wissenschaftliche oder historische Werk von dem Urtheil der Wissenschaft abhänge und nur so viel Geltung behalte, als die Kritik ihnen zuspreche. Wenn diese Sachlage sich allgemeiner dargestellt haben wird, wie sie durch Strauß rc. in einzelnen bereits sich kundgibt — und wie sie bei der Richtung des deutschen, auf unbe-

dingter Forschung beruhenden Protestantismus consequenterweise nothwendig eintreten mußte — so wird bei den schriftgläubigen Protestanten (und deren ist bis jetzt in den Massen die Mehrzahl [!?]) die Ueberzeugung nicht lange ausbleiben, daß eine Kirche mit festem Dogma, das sich über alle Wissenschaft erhaben stellt, ihnen Noth thue, wobei es auch fernerhin dem einzelnen Mitgliede frei steht, dieses Dogma sich nach seiner individuellen Anschauungs- und Gefühlsweise anzueignen; vorausgesetzt nur, daß er sich durch die Resultate seiner Forschung nicht bis zu directem, offenem Widerspruch gegen diese Grundlehren seiner Kirchengemeinschaft treiben läßt, wodurch er, wie bei jeder andern Societät, eo ipso außerhalb derselben treten würde."

Dieß wäre nun in soweit Alles gut, nur scheint uns der Verfasser, trotz seinen ausgeprägten Antipathien, in Hinsicht dessen, was er positiv will, selbst noch nicht ganz mit sich im Reinen zu seyn. Daraus ergibt sich denn, leider! geringe Hoffnung, daß der Protestantismus durch diesen unbekannten Reformator in seinem Innern sobald zur gewünschten Klarheit gelangen werde. Der anonyme Verfasser behauptet nämlich, daß die Mehrzahl der Protestanten in den Massen „schriftgläubig" sei. — Offen gestanden: das Wort scheint uns, auch abgesehen von unsern individuellen, sehr verschieden lautenden Erfahrungen, in diesem Munde keinen rechten Sinn zu haben. Hat wirklich der Text der heiligen Schrift unter den heutigen Protestanten nur so viel Geltung, als die Kritik ihm zuspricht; (— und wie könnte es anders seyn ohne unfehlbare Kirche! —) soll erst in Folge einer Ueberzeugung, „die nicht lange ausbleiben kann", ein Dogma creirt, also aus der heiligen Schrift abgeleitet, und demnächst zur Glaubensregel für die Interpretation der heiligen Schrift erhoben und vorgeschrieben werden; kann, bis dieß geschieht, selbst nicht einmal der Gustav Adolphs-Verein „ein Einigungsmittel der widersprechendsten Glaubensansichten" seyn; — dann ist freilich der Fall intrikat und guter Rath theuer! Wie wäre es, wenn man sich schlankweg als

unfehlbare Kirche constituirte? Pastoren, die im Namen des heiligen Geistes zu sprechen sich herbeilassen würden, fänden sich gewiß auch ungebeten, und mehr als man begehrte. Aber freilich! die Gläubigen, die sich dieser Unfehlbarkeit von heute und gestern in ihrem Herzen und Gewissen unterwürfen! da säße der Knoten. Bis dieser gelöst ist, wird also wohl der „Schriftglaube“ der protestantischen Massen (wenn man darunter nicht allgemein religiöse Velleitäten und dunkle Erinnerungen an vage christliche Vorstellungen versteht!), ein Schatten ohne Körper, ein Wort ohne Sache, ein Gedanke ohne Bild seyn und bleiben, worunter Jedweder versteht, was ihm eben beliebt.

Gerade um diesem, keineswegs ganz befriedigenden Zustande abzuhelfen, hofft nun der Verfasser, daß die Ueberzeugung nicht mehr lange „ausbleiben“ werde: der protestantischen Kirche thue ein Dogma noth, und sie müsse ein solches bekommen. Wir gäben viel darum, wenn wir sagen könnten, wie dieser geistvolle Schriftsteller sich wohl den Entstehungsproceß eines Dogmas gedacht haben mag. Einstweilen aber wird jeder Unbefangene zugeben, daß nach diesen Einräumungen der Protestantismus zur Stunde weder Kirche noch Dogma hat. — Wenn er aber erst als Kirche bestehen und diese ein Dogma haben wird, — so soll sich dieses, — leider! ist wiederum nicht gesagt: wie? und durch welche Mittel? — „über alle Wissenschaft erhaben stellen.“ Welch interessantes, bisher noch nie gesehenes Schauspiel! aus sich selbst heraus eine Macht erwachsen zu sehen, die mit der Kraft Gottes angethan sich die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts unterwirft, und für diesen Anspruch wirklich Glauben und Gehorsam findet. Auch fernerhin soll es nämlich jedem einzelnen Mitgliede der dereinstigen Kirche frei stehen, „dieses Dogma sich nach seiner individuellen Gefühls- und Anschauungsweise anzueignen“. — Ja, aber das ist ja unter neuem Namen wieder die alte Auflösung und Willkühr des heutigen Protestantismus, und das neue Dogma steht ja dann, wie die ehemaligen Symbole, nicht bloß unter der Wissenschaft, sondern unter der Sub-

jektivität jedes Einzelnen, statt daß das Individuum umgekehrt in dem von Gott geoffenbarten, von der Kirche ihm überlieferten Dogma seinen unerschütterlichen Halt, seinen Stab, seinen Ankergrund, sein Heil in aller Noth des Lebens und seine Beruhigung in jener bangen Stunde finden soll, wo Leib und Seele scheiden. — Das Menzel'sche Literaturblatt sieht dergleichen auch wohl halb und halb voraus, meint aber bloß: Niemand dürfe den Widerspruch gegen diese (demnächst zu entwerfenden) Grundlehren der (künftigen) Kirchengemeinschaft: „bis zum directen und offenen Widerspruche" treiben. Also: er glaube im Stillen, was er mag, auch unter vier Augen sage er seinen Freunden, was er will. Aber offen widersprechen, direct läugnen, — bei Leibe nicht! Aber worauf soll dann die Pflicht zu glauben und gerade dieser Autorität seine individuelle Einsicht zu unterwerfen beruhen? und wer soll den, welcher nicht glaubt, hindern, dieß so direct und offen als möglich zu erklären? Das Gewissen? Dieß würde nichts weniger als das katholische Dogma von einer unfehlbaren Kirche voraussetzen, die dem Gewissen Norm und Regel gibt. Oder die Staatsgewalt? Dieß führt ohne Rettung zum Territorial-System, welches bekanntlich die Flügel seines milden Schutzes über die ältern protestantischen Symbole ausgebreitet hielt. Allein erstens hat dieses Stück heute ausgespielt, und zweitens wehrt sich ja Menzel, wie wir eben gesehen haben, mit Händen und Füßen gegen den hochfürstlichen Territorialglauben!

Wenn sich das Literaturblatt mit seinen vergeblichen Versuchen zur Reconstruction des Protestantismus auf dem Grunde und Boden seiner confessionellen Interessen hielte, so könnten wir Katholiken an dergleichen Spielen des Geistes ein historisches oder psychologisches Interesse nehmen, wären aber praktisch dabei nicht betheiligt. — Allein in dem Obigen ist nur die eine, den Protestantismus betreffende Seite eines ganzen kirchlichen Systems niedergelegt, die andere, — ein ausgebildeter Plan zur Revolutionirung der katholischen Kirche, — geht uns an, und hierüber haben wir nothgedrungen dem Verfasser

noch einige Vorhaltungen zu machen. Die einfache und so nahe liegende Frage: wenn der Protestantismus es eingestandener Maßen nach dreihundertjährigem Mühsal wirklich nicht weiter gebracht hat, als zur kirchlich-dogmatischen Selbstvernichtung, wie das Literaturblatt sie schildert, — war denn die Flucht aus dem Vaterhause, die Trennung von der alten Kirche, wie schwere und sündhafte Mißbräuche auch in dieser bestehen mochten, nicht der erste Schritt auf einer falschen Bahn, und alles weitere Unheil nichts als die nothwendige Entwicklung einer falschen Position? Diese Frage, die der einfache gesunde Menschenverstand jedem Unbefangenen aufdringen muß, — legt sich der Verfasser jenes Aufsatzes gar nicht vor. Die katholische Kirche muß nun einmal im Unrechte seyn. Das steht als Axiom fest. Folglich: Carthago delenda. — Sind alle Versuche sie zu zerstören seit achtzehnhundert Jahren gescheitert — wer weiß! es kann ja doch einmal unverhofft glücken. — In dieser beneidenswerthen Sicherheit macht der Verfasser mit einer wirklich unbeschreiblichen Unbefangenheit uns Katholiken den Vorschlag: unsern katholischen Standpunkt des Gehorsams und der Unterwerfung unter die Autorität der Kirche, mit dem das System unsers Glaubens und unsers kirchlichen Lebens steht und fällt, für ein Pasticcio von allerhand ältern und neuern, häretischen und schismatischen Ingredienzen aufzugeben, welches er für uns zurecht zu machen sich die undankbare Mühe gegeben hat. — Das solle denn provisorisch unsere Kirche seyn, bis diese mit dem, in der oben geschilderten Weise, wiedererweckten dogmatischen Protestantismus ihr Beilager gefeiert haben, und aus dieser Umarmung dann die deutsche Nationalkirche erzeugt seyn werde. „Wenn aus dem römischen Katholicismus ein deutscher hervorgehen soll, d. h. wenn eine Gemeinde katholisch bleiben will, ungeachtet sie ihre dermalige Stellung gegenüber von Rom, auflöst, so ist nothwendig, daß sie im Dogma und dem Hauptbestande des Kultus, an dem Wesen des Katholicismus festhalte, wogegen sie allerdings in der Disciplin freien Spielraum erhält. Hieraus folgt:

daß sie die Priesterehe wie die unirten Griechen,
das Abendmahl in doppelter Gestalt wie die Calixtiner,
den Cultus in der Landessprache,
die Einsegnung gemischter Ehen — einführen,
bei der Beichte jeden Beichtzwang und alles Inquisitorische im Beichtstuhle verbieten (nicht aber die Specialbeichte überhaupt abschaffen),
ihre Priester durch den Jansenistischen Bischof in Utrecht oder durch englisch-hochkirchliche Bischöfe, welche in der ununterbrochenen Nachfolge sind, kanonisch ordiniren lassen, und in allen den Punkten, wo bisher eine falsch verstandene Praxis und priesterliche eigennützige Uebertreibung, nicht aber die großentheils sehr elastischen katholischen Lehrsätze an sich Mißbräuche und Aberglauben begünstigt haben — diese energisch abschneiden könnte, wie z. B. allen Bilderdienst ꝛc."

„Im Uebrigen könnte dagegen einzig auf ein Concilium provocirt werden, und da eine Zusammenberufung eines General-Concilii durch den Papst in unsern Tagen weder an sich, noch weniger aber unter Zulassung der abgefallenen nordischen germanischen Kirchen denkbar wäre, auf ein deutsches National-Concilium, wobei allerdings, insolange als die Gültigkeit des Tridentini als eines General-Concils überhaupt anerkannt wird, die Beschlüsse desselben von einem bloßen deutschen National-Concilium nicht abgeändert werden, wohl aber von der deutschen Nation die Rechtmäßigkeit jenes erweislich durch eine künstlich eingeschwärzte römische Mehrheit dem germanischen Interesse zuwider zusammen gesetzten Concils an und für sich perhorrescirt, und so dasselbe als annullirt erklärt werden könnte."

Die bittere Gehässigkeit gegen die katholische Kirche, die aus jedem Worte dieses Vorschlages spricht, könnten wir dem von vornherein schiefen und verfehlten Gesichtspunkte des Verfassers zu Gute halten. Geschmerzt hat uns aber, um der Reputation des Literaturblattes willen, die cavaliermäßige Behandlung einer so ernsten Frage, und die beleidigende Unkenntniß

aller katholischen Verhältnisse, die sich bei dieser Gelegenheit zu Tage legt. Was soll man dazu sagen, wenn hier gefordert wird: die Katholiken möchten am Dogma festhalten, aber sich von dem Mittelpunkte der Kircheneinheit losmachen. — Der Verfasser weiß also nicht, daß der Primat Petri de fide ist. Was soll man von der Sachkenntniß desselben Schriftstellers halten, wenn er immer auf derselben Basis: daß die National-Afterkirche am Dogma festhalten müsse, — die Gestattung der unbedingten Einsegnung gemischter Ehen begehrt. Er weiß also nicht, daß Alles, was der heilige Stuhl in dieser Beziehung nicht einmal neu vorgeschrieben, sondern nur auf's neue eingeschärft hat, nichts weniger als eine Laune oder Herzenshärtigkeit des Papstes, sondern die nothwendige und unmittelbare Folge des Grundsatzes ist; daß das ewige Heil vom wahren Glauben abhänge. Dieß versteht sich dermaßen von selbst, daß jedwede religiöse Gemeinschaft, die noch den Anspruch macht, eine christliche zu seyn, in Betreff der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen genau dieselben Regeln aufstellen muß wie die römische Kirche. — So das griechische Schisma, so der (ehemalige) Protestantismus selbst, so lange er noch ein Dogma hatte, und auf dessen Bekenntniß einen Werth legte. Erst die moderne Verflachung und Auflösung in den allergesinnungslosesten Indifferentismus konnte, ihrer eigenen Antecedenzen vergessend, mit dem thörichten Begehren hervortreten: die Kirche solle ausdrücklich oder wenigstens stillschweigend durch unbedingte Ertheilung ihres Segens es für gleichgültig erklären, in welchem Bekenntnisse die Kinder ihrer Mitglieder erzogen werden. — Aus demselben Indifferentismus, der sich gar nicht einmal in den entgegengesetzten katholisch-dogmatischen Standpunkt hineindenken kann, stammt die Forderung: die „Nationalkirche" möge die Beichte beibehalten, aber „jeden Beichtzwang und alles Inquisitorische im Beichtstuhl" abschaffen, immer aber am Dogma unverrückt festhalten. — Wenn Wolfgang Menzel den nächsten besten römisch-katholischen Katechismus zur Hand nehmen und seine Aufmerksamkeit fünfzehn Minuten lang unpartheiisch auf

diesen Gegenstand richten wollte, so würde er mit uns diesen Vorschlag, den wiederum nur die aller vollständigste Unkunde motiviren konnte, unglaublich lächerlich finden. Den „Beichtzwang" verhängt ja nicht die Willkühr der Kirche, sondern der dogmatische Grundsatz: daß die Beichte nach göttlicher Einsetzung zur Vergebung der Sünde nothwendig ist, und daß folglich die unterlassene oder absichtlich mangelhafte Beichte den ewigen Tod der Seele nach sich zieht. — Dieß mußte ja der Verfasser, in Ermangelung anderer Quellen, die ihm vielleicht nicht zugänglich waren, schon aus der berühmten Beichtscene in Schiller's Maria Stuart wissen. — Auf diese verweisen wir ihn, damit er sich lebhaft vergegenwärtigen könne, welche über alle Beschreibung lächerliche Figur Melvil und die Königin nach der im Sinne des Literaturblattes reformirten, nationalkatholischen Beichtpraxis spielen würden, jener ohne das „Inquisitorische im Beichtstuhle", diese ohne den „Beichtzwang", den der Glaube ihr auferlegt. Was würde aus dem Ernste der Scene, wenn der Priester der Königin oder diese sich selbst etwa sagen müßte: sie könne beichten, aber es habe eben auch nichts auf sich, wenn sie es bleiben lasse, und darauf, ob sie Alles, ob sie die reine volle Wahrheit bekenne, komme vollends gar nichts an. — Mit einem Worte: wer da nicht glaubt, daß die Beichte zur Vergebung der Sünde, und folglich recht eigentlich zur Rettung der Seele nöthig sei, — der lügt, wenn er sagt: er halte am Dogma der katholischen Kirche fest. Ein solcher hat, als ausser der Kirche stehend, auch gar keinen Anspruch auf eine Lossprechung, ja er begehrt sie nicht, oder höchstens nur des Scandals halber. Und umgekehrt: wer es glaubt, für den ist es ja kein Zwang, sondern eine Wohlthat, eine Erleichterung, eine Beruhigung, wenn er beichten darf, und wenn ihm der Priester im Beichtstuhle durch Fragen zu Hilfe kömmt, gerade so wie der Arzt den Kranken aus keinem andern Grunde examinirt, als um ihm rathen und helfen zu können. So verräth sich in jedem Worte dieses freundnachbarlichen Vorschlages zum Schisma die stillschweigende und unbe-

wußt vorhandene Voraussetzung des Verfassers: daß er lediglich auf solche Katholiken rechnet, die weit entfernt am Dogma festhalten zu wollen, in ihrem Herzen und Gewissen den Glauben ihrer Väter verloren, und keinen sehnlichern Wunsch haben, als sich von der Einheit der Kirche loszumachen. Diese werden dann freilich, wie das Literaturblatt voraussetzt und anräth, zumal wenn, wie heute in Preußen, noch äußere Aufmunterung durch allerlei Vortheile hinzukommt, förmlich darauf ausgehen, den Kirchenbann auf sich zu laden, bloß um das Vergnügen zu haben, sich ausserhalb der verhaßten Gemeinschaft zu wissen. Wolfgang Menzel fehlt aber auch hier wieder die lebendige Anschauung nicht bloß der katholischen Kirche, sondern selbst der Katholiken. Diese haben entweder den katholischen Glauben bewahrt, oder sie haben ihn verloren. Die ersteren wissen aus ihrem Katechismus, daß das treue Beharren bei der Kirche, welche nicht irren und nicht fehlen kann, unerläßliche Bedingung der ewigen Seligkeit ist, und daß kein Mißbrauch, der von den Personen ausgeht, den Abfall von einer Anstalt rechtfertigen oder auch nur entschuldigen könnte, die Gott selbst gestiftet hat und erhält. Diese werden sich durch die armselige Vorspiegelung einer neuen Nationalreligion von dem Felsen ihrer alten positiven achtzehnhundertjährigen Kirche nicht weglocken lassen, und dieß am allerwenigsten wenn diejenigen, die den Plan einer solchen Kirche von und für Deutschland entwerfen, diese selbst nur für eine provisorische Uebergangsstufe zur Verschmelzung mit dem Protestantismus ausgeben. *) Allein in Sachen des ewigen Heils gibt es für den Gläubigen keine Provisorien und Uebergänge, und die Kirche ist keine Burschenschaft und keine würtembergische Deputirtenkammer. Im vorigen Jahrhundert noch konnte der Wahn in manchen be-

---

*) „Auf welchem Punkte nun die sich nähernden zwei Richtungen zusammentreffen, wann und wie sie sich brüderlich nähern können, das hängt Alles freilich von der Gestaltung der Zukunft ab, und ein detaillirtes Eingehen in diese Möglichkeiten ist jetzt nicht an der Zeit.“ (S. Literaturblatt a. a. O.)

schränkten Köpfen bestehen, — (bei den schlauern Leitern lief es auch damals schon auf Trug und Heuchelei hinaus!) — als ob Beibehaltung einer Art katholischer Kirche mit der Trennung von Rom verträglich sei. Gottlob! über diesen abgeschmackten Wahn, wie über so vieles Andere, hat die Zeit den Stab gebrochen. Die Revolution hat im raschen Uebergange den Febronianismus genöthigt, die heuchlerische Maske fallen zu lassen, und sich in seiner ganzen Nacktheit als rothmützigen Illuminatismus zu zeigen. Angesichts der Erfahrungen der letzten achtzig Jahre: — des Protestantismus, der sich in der neuen Philosophie auflöst, des Anglikanismus, dessen bessere Elemente mit vollen Segeln dem Hafen der alten Mutterkirche zusteuern, der überschwänglich-nationalen-russisch-schismatischen Kirche, welche statt des Oberhauptes in Rom den Czaren gehorcht, — Angesichts dieser großen geschichtlichen Thatsachen hat der Wahn des Emser Congresses, der ohnedieß nur in den Köpfen einiger schlechten, hoffspeichelleckenden Priester spukte und niemals eine Gemeinde im Volke hatte, über jeden deutschen Katholiken, in dem noch ein Rest von Glauben lebt, absolut und völlig seine Macht verloren. Was sind die längst beseitigten Mißbräuche des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in der römischen Kirche gegen diese ausserkirchlichen Zustände der Gegenwart! Was verschlagen gegen diese Thatsachen die hohlen, in ihrer Allgemeinheit ganz wirkungslosen Phrasen: von den „zunehmenden Uebergriffen des Ultramontanismus in der katholischen Kirche Deutschlands, von dem gänzlichen Mißverstehen dessen, was dieser Kirche und dem deutschen Nationalcharakter in unsrer Zeit Noth thut, von dem widersinnigen Streben, mittelalterliche Zustände und Gesinnung zurückzuführen, von dem römischen Druck, in welchem der deutsche Clerus niedergehalten wird," — Phrasen, über die jeder Sachkundige und in kirchliche Verhältnisse Eingeweihte statt aller Antwort lächeln und die Achseln zucken wird! Das Literaturblatt meint freilich, daß die Zahl derer, welche dergleichen Gravamina aufstellen, nicht gering sei, fügt aber unmittelbar

darauf selbst hinzu: daß die zur Zeit des Wiener Congresses „vielfach" (?) gehegte Hoffnung „auf eine germanische katholische Kirche unter der Vermittlung eines Wessenbergs und anderer erleuchteter Priester das letzte aufflackernde und erlöschende Feuer" gewesen sei. So ist es. — Requiescat in pace! —

Andrerseits sind diejenigen, welche den Glauben verloren, ihrem Gott entsagt und mit dem heiligen Geiste, als dem Princip der Kirche gebrochen haben, dem Geiste des Widerspruchs und der Verneinung verfallen, und dieser führt sie mit sich weg, wie es des Siegers Recht ist. Warum in aller Welt sollten jene Katholiken, welche am Glauben Schiffbruch gelitten, sich heute, wie es Menzel's Literaturblatt von ihnen verlangt, mit dem fortschreitenden Jahrhundert in Conflict setzen, sich hundert Jahre hinter die Gegenwart stellen, im crassen Widerspruche mit ihrem sonstigen Treiben von ihrer Anhänglichkeit an das katholische Dogma reden, und überhaupt sich geberden, als wenn sie noch irgend einen positiven Standpunkt ausserhalb der Kirche festhalten, sich irgend einer andern Autorität, für die welche sie verschmähen, unterwerfen wollten? — Um die öffentliche Meinung zu verwirren? Aber weder Freund noch Feind würde ihnen zutrauen, daß sie es ehrlich meinen; sie würden eine abgeschmackte und langweilige Comödie vor leeren Bänken spielen. Oder um die Katholiken zu ärgern? — Aber das würde den Spott und das mitleidige Achselzucken derer nicht aufwiegen, die auf der Höhe der Verneinung stehen. Wozu also die lächerliche und zwangvolle Maske, die diesen Lichtfreunden ungefähr eben so zu Gesichte stehen würde, wie der ci-devant zeisiggrüne Atlasfrack nebst Haarbeutel und Taubenflügeln einem Löwen des neunzehnten Jahrhunderts. Hätten diese Ehrenmänner nach dem Plane des Literaturblattes vorangehen wollen, wahrlich! sie hätten sich gegenseitig in's Gesicht lachen und sich unter einander verwundert fragen müssen: mais qui est ce qu'on trompe ici? Es ist also wieder nur die Folge einer von vornherein verfehlten Auffassung, wenn das Literatur-

blatt es überraschend findet, „daß diese ultraprotestantische Tendenz aus dem Schooße der katholischen Kirche hervorgeht.“ Grade umgekehrt: es ist nothwendig und gar nicht anders möglich, als daß alle jene unreinen Säfte, welche die katholische Kirche heute ausschäumt, ultra oder richtiger ausgedrückt: consequent protestantisch seyn, d. h. auf der allerneuesten und letzten Stufe des indifferentistischen Unglaubens stehen müssen. Damit ist aber auch die projectirte deutsche Nationalkirche des Literaturblattes ohne Rettung für immer in den Brunnen gefallen. Rührend naiv ist es, wenn der Verfasser klagt: daß dem Ronge-Skandal „ein Name von so großer Hoffnung, so uneigentlich als Firma diene, der dadurch seinen guten Klang vor der Zeit verlieren könne“. — Wir unsrerseits können es nicht einmal befremdend finden, „daß diese Ultraprotestanten mit Zähigkeit auf Beibehaltung des Namens „„katholisch““ beharren, und dadurch von Anfang an der Welt ein irriges Bild von ihrer Tendenz gegeben haben.“ — Aehnliche Versuche: den alten Namen aus der Kirche mit fortzutragen, haben bis jetzt noch alle abtrünnigen Sectirer gemacht. Es hat aber niemals glücken wollen. Heute schon sind und bleiben wir Katholiken: „die Katholiken“ schlechtweg, die Schneidemühler und Rongianer müssen sich zur Unterscheidung bereits „deutsch katholisch“ oder „neukatholisch“ nennen. — Ob sie diesen Namen, der sie übrigens schon hinreichend als Secte kenntlich macht, behalten werden? Wir glauben daß das Wort: katholisch selbst in dieser Composition auf einige Hindernisse stoßen wird, da heute bereits die überwiegende Mehrzahl dieser Deutschkatholiken von Hause aus Protestanten sind.

Den Unfug in Schlesien beurtheilt der Verfasser des besprochenen Aufsatzes ganz richtig.

„Weit entfernt die affichirte Katholicität so wie sie gewöhnlich verstanden wird (im Gegensatz gegen den negativen Protestantismus) durch eine dogmatische und historische Basis zu bewahrheiten, geht diese neue Confession vielmehr sogleich in ihrer ersten provisorischen Constituirung in der dogmatischen

Negation viel weiter als alle bisherigen protestantischen Kirchen, indem sie nicht nur die katholischen Sakramente kurzweg abschafft, sondern sogar von dem allgemeinen apostolischen bisher allen christlichen Kirchen gemeinsamen Glaubensbekenntniß auf das augenfälligste abweicht, und ihre deutsche Katholicität damit beginnt (allerdings unter Vorbehalt des Concilii), je nachdem es im Geschmacke der einzelnen sich bildenden Gemeinden liegt, alles das zu beseitigen, was diese nach ihrer speciellen Ansicht für den dermaligen Zeitgeist nicht recht passend finden; wobei am Ende in Summa nichts sicher gestellt ist, als ein Deismus mit christlicher (?) Moral."

Nur damit können wir nicht ganz übereinstimmen, daß „viele gebildete Juden, welche längst sich äusserlich wie Christen gerirt, und gerne social als Christen sich geltend gemacht hätten, wenn ihnen nur das Dogma nicht zuwider gewesen wäre," der neuen Secte zufallen werden. — Dieß ist zu bezweifeln, denn dergleichen Juden theilen gewöhnlich mit Sancho Pansa den Wunsch recht alte Christen zu seyn, oder einstweilen wenigstens zu scheinen. Sie werden deshalb Anstand nehmen, sich zwischen zwei Stühle zu setzen, und eine Taufe von sehr bestrittener und zweifelhafter Gültigkeit wird ihnen vielleicht doch nicht genügen. Weit eher könnte es geschehen, daß Ronge und Czerski, wenn erst die Geldquellen der Preußischen Freimaurerei und des Gustav-Adolf-Vereins versiegt sind und Neu-Israel es sich Einiges kosten läßt, zu den jüdischen Reformern übertreten.

Das Literaturblatt bemerkt sehr richtig, daß die Tendenz der Schneidemühler unter den Protestanten längst schon bestehe, und sich nur noch nicht formell von ihren „positiv symbolischen Landeskirchen" losgemacht habe. — Diesen Schritt herbeizuführen, die katholische Kirche in Deutschland von allen jenen Elementen zu reinigen, die für Geld käuflich zu haben sind, eine neue indifferentistisch-communistische Gemeinde aus katholischen Apostaten und modernen Protestanten zu gründen, und dadurch den Protestantismus auch formell zu zerbröckeln, wie er es der Sache nach längst ist, das ist es, wozu menschlichem

Ansehn nach die neue Secte in der Hand der Vorsehung als Werkzeug dienen soll. Für diesen weltgeschichtlichen Zweck arbeiten sich heute bereits der Fanatismus des Unglaubens und der Macchiavellismus mit einer Blindheit in die Hand, die nicht mehr natürlich zu erklären ist, und auffallende Aehnlichkeit mit jener Verblendung hat, welche derselbe Gott der Heerschaaren vor vierthalbtausend Jahren über das egyptische Gouvernement verhängte.

Wird sich hieraus ein günstiges Resultat für die Entwickelung unsrer deutschen Zustände im Allgemeinen ergeben? Das Literaturblatt sagt: es sei eine Wohlthat für beide Theile, wenn die ungläubige Richtung sich ehrlich und offen von der positiv glaubenden Kirche scheide. — Wir pflichten dieser Ansicht bei, jedoch nur unter der Bedingung, daß nun auch die Gährung sich vollenden, der Krieg der Geister sich frei und ohne Zwang und ohne daß die Gewalt zu Gunsten des Unglaubens und gegen die Kirche intervenirt, sich auskämpfen dürfe.

Das ist die Erbsünde des deutschen territorialistischen Protestantismus, daß er seiner Halbheit und innern Schwäche sich bewußt, um jeden Preis die freie, geistige Concurrenz mit der katholischen Sache vermeiden, daß er die Freiheit nur für sich, für die Katholiken die Rechtlosigkeit, die Sclaverei, den Mutismus will. — Kann sich doch selbst W. Menzel in seinen Neujahrbetrachtungen vor Verwunderung kaum fassen, daß die Katholiken die Anmaßung bis auf den Gipfel treiben: der protestantischen Literatur nicht mehr allein das Wort lassen, und auch eine Presse, eine öffentliche Meinung, eine Wissenschaft haben zu wollen! — So sieht denn auch heute zwar der Macchiavellismus recht gerne den neuen Kampf gegen die alte Kirche; er gestattet den Angreifern die wildeste Licenz, aber er will zugleich neben dem neuen Systeme das alte aufrecht erhalten, Voluntarysystem gegen die Katholiken, Territorialismus für die protestantischen Gemeinden. So gestattet er den Secten die absolute Preßfreiheit, aber den Katholiken will er das Wort verbieten; das Entstehen einer katholischen Presse, wo sie noch

nicht besteht, unmöglich machen; („es walte kein Bedürfniß dazu ob"), durch Klatschereien und Intriguen sie dort unterdrücken, wo sie schon besteht; durch Besoldung der verächtlichsten Lügenblätter, deren Hauptgeschäft Schmähung der Kirche ist, die Katholiken geflissentlich reizen und erbittern, um dann unsre Priester, wenn sie in Rede und Schrift die schwer gelästerte Sache ihres Glaubens verfechten, durch harte Criminalstrafen einschüchtern zu können; dafür aber den Abfall von der Kirche befördern, aufmuntern, bezahlen oder dessen Bezahlung gestatten; überhaupt den „christlichen Staat" im Munde führen, und in der That aus Haß gegen die Wahrheit in wahnsinniger Verblendung über die Folgen dieses Beginnens für die eigene Macht, mit dem rohesten Radicalismus, in der Schweiz wie in Deutschland, gemeine Sache machen. — Also ein Machiavellismus, zu welchem die Beispiele im Leben aufzusuchen, wir unsern Lesern überlassen! — So kann und wird aber Wolfgang Menzel die Freiheit nicht verstehen. Er wird sich nicht darüber täuschen, daß jene Mischung aus Falschheit, Doppelzüngigkeit, Heuchelei, Despotismus und Knechtsinn, welche auf diesem Wege sich erzeugt und ausgebildet hat, eine häßliche Falte in den deutschen Nationalcharakter bringt. Wir sind mit W. Menzel, wenn auch in Vielem verschiedener, so doch darin gewiß einer und derselben Ansicht, daß dieser bedrohlichste aller Nationalschäden, wenn überhaupt, so nur durch eine redlich gewährte und ehrlich gehandhabte und uneingeschränkte Preßfreiheit, mit repressiven Gesetzen gegen den Mißbrauch, wenigstens für das aufferösterreichische Deutschland (von dem hier allein nur die Rede ist) geheilt werden kann. Mag dieses Mittel in andern Zeiten und Zuständen ein verzehrendes Gift, eine furchtbare Waffe der Zerstörung seyn, — heute und in Deutschland ist Preßfreiheit und Oeffentlichkeit, wenn uns überhaupt noch zu helfen ist, ein Mittel des Heils und ein Werkzeug der Ordnung; weil auf diesem Wege allein die Wiederbelebung, die Erfrischung, die Reactivirung der erhaltenden Elemente zu erzielen ist. Wenigstens ist das Gegentheil: Censur und bureaukratisches Ge-

heimniß ein ungleich größeres, jede Möglichkeit des Besserwerdens absolut abschneidendes, die Nation bis in das Mark ihres Lebens vergiftendes Uebel.

Zum Schluße noch ein freies und offenes Wort über die gesammte kirchliche Richtung, welche Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatt vertritt. In dem hier besprochenen Aufsatze heißt es: „Es ist ein frommes Volk das deutsche, dem es damit ernst ist, und das nicht genug hat an einer nüchternen Verstandesreligion, sei diese auch von dem weisesten Menschen ausgedacht; der Deutsche will Offenbarung, das Bewußtsein der unmittelbaren Göttlichkeit seines Glaubens, und daß dieß das Christenthum sei, davon ist die Masse der Nation mächtig durchdrungen." Welcher Deutsche wollte das, was an diesem Lobe heute noch wahr ist, nicht gern und freudig anerkennen. Aber jeder redliche Beobachter ist auch der Wahrheit das betrübende Zeugniß schuldig, daß dieses alte Kapital von Glauben und Demuth und frommem Sinn durch den Entwicklungsgang, den die von der Kirche getrennten Partheien seit dreihundert Jahren genommen haben, leider! nicht vermehrt worden, daß es stark angegriffen ist, ja daß es in manchen Theilen unsers Vaterlandes, in manchen Schichten unsers Volkes, mehr als sonst irgendwo in Europa, auf die Neige geht. Die Fähigkeit und das Bedürfniß der Ehrfurcht, in der allein Religion und Offenbarung wurzeln können, beginnt uns abhanden zu kommen. — Hat in einem Theile unsers Volkes die Macht des alten Glaubens unläugbar zugenommen, so hat andererseits die Fortbildung des Protestantismus in den Pseudophilosophismus ein häßliches Element von Indifferenz, Unglauben, Erkältung des Herzens und bitterer Verhöhnung alles Heiligen in den deutschen Charakter geworfen, welches einen großen Theil unserer Landsleute heute schon, auch in den untern Sphären, zu ihrem Nachtheil von dem stammesverwandten, selbst protestantischen Engländer und Angloamerikaner unterscheidet, bei welchem religiöse Unwissenheit und dogmatische Verwirrung eben so sehr eingerissen, das Bedürfniß, die Sehnsucht nach Wahrheit, die Scheu vor dem Hei-

ligen aber bei weitem reger und lebendiger geblieben. Täuschen wir uns heute nicht absichtlich, aus einer uns übel zu Gesichte stehenden Nationaleitelkeit, die wir uns ohnedieß erst anküsteln müßten, über die große Gefahr für unser deutsches Leben; — suchen wir derselben lieber aus allen Kräften ehrlich entgegen zu wirken. Auch Wolfgang Menzel wird sich, wenn er aufrichtig gegen sich selbst seyn will, die traurige Wahrheit des hier Gesagten nicht verhehlen können. Er selbst hat zu viel Schmach von dieser Schattenseite im Charakter der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts gelitten, als daß er sie nicht kennen sollte. Sein hohes Verdienst um die deutsche Nationalehre, welches er im ernsten Kampfe mit einer durchweg schlechten, gott- und zuchtlosen Rotte erworben, soll von uns, die wir in mehr als einer Beziehung seine Gegner sind, nicht geschmälert, sondern hier ausdrücklich anerkannt werden. Daß er in diesem Kampfe mit der bei seinen Confessionsgenossen herrschenden Richtung in der Minorität steht, hat uns weniger befremdet. Weit betrübender ist die sich unwiderstehlich aufdringende Vermuthung, daß er selbst, wenn auch von achtbarem, sittlichem Ernste beseelt, dennoch im Wesentlichen auf demselben indifferentistischen Grunde und Boden stehe, wie seine jungdeutschen Gegner. — Ist ihm das Dogma wirklich nicht von weisen Männern ausgedacht, sondern eine von Gott offenbarte, unantastbar heilige Ueberlieferung, wie war es denn möglich, daß das Literaturblatt in der oben nachgewiesenen Art mit Kirche, Dogma, Ueberlieferung, Autorität, Cultus und Bekenntniß umspringen konnte? Ach, wir fürchten: der Feind, den er mit so großem Eifer und Geschick bei den Radikalen bekämpft, sitzt hinter ihm auf dem eigenen Roße, wie die Sorge hinter dem Reiter. In unbewachten Momenten verräth er nur zu deutlich, daß, wie manchen Staatsmännern die Religion nichts ist, als ein Polizeimittel, sie ihm allein und lediglich als Hebel zur Beförderung, Hebung und Ausbildung der Nationalität gelten soll. — Aus vielen Zeichen, die auf diese Ansicht deuten, hier nur eines. In seiner Anzeige von Soldan's (grunderbärmlicher) Ge-

schichte der Hexenprocesse (im Literaturblatt 1843, Nro. 103) sagt er unverhohlen: „Luther hat keinen neuen Teufel erfunden, sein Teufel ist ganz der altkatholische, scholastische; daß die Protestanten diesen nicht gleich anfangs über Bord warfen, ist, wo nicht ihr Vorwurf, doch ihr Schaden gewesen, und hat den Jammer des Hexenprocesses auch auf sie fortgeerbt." — Wie kann ein Schriftsteller, der den Teufel für einen Ballast hält, den die Pseudoreformatoren so gelegentlich hätten über Bord werfen können, dessen sie sich, wenn sie ihren Vortheil verstanden, hätten entledigen sollen und müssen, wie kann der über dogmatisches Christenthum, Geschichte des Protestantismus, Controverse der christlichen Bekenntnisse, wie über Glauben und Unglauben mitreden? wie kann er Entwürfe zur Umgestaltung der katholischen Kirche auf den literarischen Markt bringen? wie kann er gegen den heutigen, pantheistischen Protestantismus streiten wollen? Möge er sich mit dem ganzen Ernste des Gegenstandes durchdringen, möge er Gott und die Wahrheit allein vor Augen haben, möge er seinen Muth und sein unläugbar großes Talent auf die positive und historische Ergründung der religiösen Fragen richten, zu deren Erledigung die Zeit gebieterisch drängt. — Einem Geiste, wie Wolfgang Menzel, darf ein oberflächliches Antippen an dieselben nicht verziehen werden; Gutzkow und Consorten steht dergleichen unbedenklich frei, die haben keinen Namen vor der Nachwelt zu retten. Möge aber Wolfgang Menzel vor Allem sich selbst darüber klar werden: daß die Nationalität nicht das Höchste ist, und daß Gottes Sache über alle Nationalität geht. Hat er dieß eingesehen, dann frage er sich selbst: wann unsere Nationalehre besser gewahrt war: zu jener Zeit, als unser Kaiser zwar dem Papste, wenn er ihn krönte, den Steigbügel hielt, aber dann auch „alles Erdreich richtete" und „ein Haupt dem ganzen christlichen Volke" war, — oder nach der Losreißung der Hälfte unsers Vaterlandes von der Kirche, und zu jener andern Zeit, wo Franzosen und Schweden, wie zu Münster

und Osnabrück, oder Russen und Franzosen, wie zu Regensburg, das Loos über unser deutsches Erbe warfen.

XLVIII.

Briefliche Mittheilungen aus den Rheinlanden.

Verweigerung einer Concession für eine katholische Zeitung für Trier. — Erneuerung des Verbotes der historisch-politischen Blätter. — Fortdauer der confessionellen Wühlereien des Frankfurter Journals und der Elberfelder Zeitung. — Die verfälschte Abschwörungsformel König Augusts von Polen. — Das verfälschte Breve des Papstes Clemens an den Feldmarschall Daun. — Die Mystification der Elberfelder Zeitung. — Die Aufruhrspredigten des Frankfurter Journals. — Die Verhandlungen des Rheinischen Landtags. — Sachen der Presse und Censur. — Liberalität der Regierung, Loyalität der Abgeordneten.

In meiner vorletzten Mittheilung (histor.-polit. Blätter, Bd. XV, S. 386) sagte ich: „Es sei kein Wunder, wenn Einige besorgten, man warte nur den Schluß des Landtags ab, um alsdann, wie früher, unter dem Vorwande des paritätischen Friedens, die Trierer Bittsteller mit Nein zu bescheiden, während die jenseitige Polemik, unter dem Schutze der Censur, ihr altes Unwesen forttreibe.“ Die Besorgniß hat sich vollkommen bestätigt; die Berliner abschlägigen Bescheide sind endlich gegen den Schluß des Landtages eingelaufen. Unter dem 25. März nämlich erhielt die Luxemburger Zeitung ein befreundetes Schreiben von Trier, welches dieselbe mittheilt (Nro. 74), also lautend: „Am 22. März ist von dem Minister des Innern die Antwort auf die Petition mehrerer Trierer Bürger hier eingetroffen. Er benachrichtigt die Petenten darin, daß er bereits am 14. Febr. c. den Oberpräsidenten der Rheinprovinz ermäch-

tigt habe, das Gesuch der Redaction der Luxemburger Zeitung gleichen Inhaltes ablehnend zu bescheiden, und bemerkt sodann, daß es hiebei sein Bewenden behalten müsse, da in der beregten Petition keine Gründe vorgebracht worden seyen, die nicht schon bei jener Ermächtigung ihre Würdigung gefunden hätten. Ohne Zweifel sind Sie schon längst in dem Besitze des Bescheides von Herrn v. Schaper, da seit dem 14. Febr. c. bis jetzt beinahe sechs Wochen verstrichen sind u. s. w."

Die Luxemburger Zeitung hatte indessen erst gleichzeitig mit jenem Brief den Bescheid (vom 25. März datirt) erhalten, sie theilte ihn gleichfalls mit, er lautet:

„Im Auftrage des Herrn Ministers des Innern Excellenz beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren ergebenst zu benachrichtigen, daß die von Ihnen erbetene Concession zur Herausgabe einer Zeitung zu Trier unter dem Titel:

„„Trier-Luxemburger Zeitung""

nicht ertheilt werden kann, weil das Bedürfniß einer Vermehrung politischer Blätter in der Rheinprovinz nicht anzuerkennen ist.

Koblenz, den 25. März 1845.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz,
v. Schaper."

Die Antwort auf die Trierer Petition zu Gunsten der historisch-politischen Blätter ist keine günstigere; die Luxemburger Zeitung theilt dieselbe in einem Schreiben, das ihr von den Petenten eingesendet wurde, ebenfalls in folgender Weise mit: „Von der Mosel, 4. April. Gestern ist in Trier die Antwort eingetroffen, welche das Gouvernement auf die Trierer Petition um Aufhebung des Verbots der histor.-polit. Blätter zu ertheilen für gut befunden hat. Ich theile Ihnen dieselbe hier angebogen in wortgetreuer Abschrift mit; die öffentliche Meinung wird darüber richten: ob es gerecht ist, den Katholiken Triers und der Rheinprovinz die Concession zur Begründung katholisch-politischer Blätter aus dem Grunde zu verweigern, nicht weil ein Bedürfniß dazu nicht vorhanden ist, sondern weil es die

Politik der Regierung für gerathen hält, das vorhandene Bedürfniß nicht anzuerkennen; ob es gerecht ist: den Protestanten die Concession zur Begründung von Blättern zu ertheilen, welche sowohl ihrer Tendenz, als ihrer Haltung wegen der Verachtung der Rheinländer preisgegeben sind; ob es endlich gerecht ist: einer katholischen Zeitschrift von so distinguirter, wissenschaftlicher und politisch-conservativer Bedeutung bloß aus dem Grunde den Eingang in die preußischen Staaten zu verweigern, weil sie die Gerechtsame der katholischen Kirche und ihrer Bekenner in der würdigsten Weise da in Schutz nimmt, wo sie, wie z. B. noch jüngst in der Schlesischen Pfarr-Decimirungs-Frage, auf eine empörende Weise verletzt sind. Folgt die Abschrift: „Nachdem die Entscheidung des Herrn Ministers des Innern, welche ich Inhalts meiner vorläufigen Mittheilung vom 13. Dec. v. J. erbeten hatte, nunmehr eingegangen ist, benachrichtige ich Ew. Hochwürden ganz ergebenst, daß dem Antrage auf Wiederzulassung der Münchener historisch-politischen Blätter nicht entsprochen werden kann, weil diese Zeitschrift ihren Charakter, so wie ihre feindliche Tendenz gegen Preußen seit dem Verbot nicht verändert hat, und der Redaction daher das zur Wiederzulassung des Blattes erforderliche Vertrauen nicht geschenkt werden kann. Koblenz, 25. März 1845. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, (gez.) v. Schaper. An den Herrn General-Vikar Dr. Müller Hochwürden und zu Trier."

Der zweite Theil jener Besorgniß, daß, unbeschadet dieser einseitigen Strenge, die schlechten Blätter ihr wühlerisches Unwesen ungehindert forttreiben würden; auch dieser hat sich bestätigt. Dieselben konnten übrigens keine bessere Gelegenheit erhalten, ihre Gesinnung an den Tag zu legen, als durch die blutige Wendung der Schweizer Frage. Fechten sie ja ganz mit denselben Waffen, wie jene wüthigen Journale des Schweizer Radikalism, die das Ungeheuer des Freischaarenwesens heraufbeschworen haben. Die Rhein- und Moselzeitung hat uns die Mühe erspart, unsern Lesern einen Vorgeschmack von der

Weise zu geben, wie unter dem Schutz derselben Censur, die sich gegen uns so strenge erweist, die gleichgesinnten Organe in Deutschland reden dürfen. Wir lassen den Artikel aus ihrer Nummer 84 zur vielseitigeren Beurtheilung preußischer Preßzustände in confessionellen Fragen folgen. Derselbe lautet:

„Koblenz, den 8. April. „„Wer drängt in diesem Augenblicke die Schweiz an den Vorabend eines Bürgerkrieges? — Allein der Ultramontanismus; wenn er zurück über die Berge geht, ist die Schweiz ruhig. Wäre er redlich, besäße er nur einen Funken Gefühl für Menschenglück, würde er es thun; er wird aber nicht eher weichen, als bis auf den Alpen die Bivouakfeuer brennen, und dann wird er fortlaufen, ohne zu kämpfen, und seine Getäuschten im Stiche lassen, denn er ist ein gar feiges Gesindel."" — So prophezeite vor einigen Wochen die Elberfelder Zeitung in einer Erwiderung des Trierer Hirtenbriefs. Dieselbe Muse, unter deren Einfluß diese Zeitung ihre Mittheilungen der Tagesereignisse schreibt, scheint sie auch bei ihren Prophezeiungen zu begeistern; und so ist das directe Gegentheil von dem eingetroffen, was sie vorher gesagt hatte. Denn die katholischen Cantone, welche es eingesehen hatten, daß ein Nachgeben gegenüber dem unverschämten Drängen und Drohen des Radikalismus nichts anders hieße, als auf Religion, Freiheit und Unabhängigkeit verzichten, haben es nun bewiesen, daß sie diese von ihren Vorfahren blutig errungenen Güter auch mit ihrem Herzblut zu vertheidigen wissen. Die Ereignisse vom 1. April sind bekannt; klar und unzweideutig, wie das Recht war, so ist es auch der Sieg des Rechts geworden. Die Geschichte bietet in der That wenig Beispiele von Kämpfen dar, in welchen Recht und Unrecht so klar zu erkennen ist, wie in diesem. Eine legitime Regierung kämpft nämlich für ihre Unabhängigkeit gegen Flüchtlinge und Freischaaren, d. h. Landfriedensbrecher, deren Handlungen nicht im Völkerrecht, sondern im Criminalcodex ihre Qualification finden. Denn obgleich die Regierung der Cantone von Aarau, Baselland, Bern und Solothurn nicht blos durch sträfliche Connivenz, sondern in der Person ihrer höchsten Regierungsbeamten an dem Kampfe Theil genommen haben, nachdem sie Tags vorher, wie zum Hohne, den Beschluß der Tagsatzung gegen die Freischaaren publicirt hatten, so war diese Theilnahme doch keine officielle, und die Cantone, als solche, befinden sich nicht im Kriege mit einander. Gerade weil aber das Recht in dieser Sache so klar liegt, dasselbe zum Ueberflusse auch in den Noten der fünf Großmächte ausgesprochen ist, darum ist der Fall so sehr zu einem Prüfsteine geeignet, um den Grad kennen zu lernen, bis zu welchem der Rechtssinn auch bei uns Deutschen verloren gegangen ist. Eine kleine Blumenlese aus den neuesten

Blättern wird dieß klar machen. Vorerst hören wir wieder die Elberfelder Zeitung. Sie theilt in ihrem Blatte vom 7. April eine Correspondenz aus Bern vom 30. März mit, welche vor der Niederlage der radikalen Parthei von einem Correspondenten geschrieben ist, aus dessen Hause, nach seiner Versicherung, vier Mitglieder als moderne Condottieri an dem Zuge Theil nahmen, und aus welcher wir ersehen können, welches Schicksal den armen Luzernern geblüht hätte, wenn die Wuth und der Terrorismus der Revolutionäre nicht an dem Muthe der Luzerner und der eidgenössischen Treue der Urcantone sich gebrochen hätte. Wir entnehmen derselben folgende Stelle: „„Auf dem See und sonst überall sind von liberalen Männern Maßregeln ergriffen worden, um die schwarzen Vögel, wie Siegwart Müller, Bernhard Meier, Wendel Kost ꝛc., abzufassen, wenn sie die Flucht ergreifen sollten; diese müssen dann hinunter in den Pfuhl der Hölle, denn sie haben es verdient; und der General von Sonnenberg kann wieder nach Neapel spazieren, von wannen er gekommen ist. Der liebe Gott scheint Freude an unserer Sache zu haben, denn heute ist der erste schöne warme Tag u. s. w.““ Dieselbe Parthei, welche die fliehenden Luzerner Führer abfassen und in den Pfuhl der Hölle hinabsenden wollte, jammert nun, nachdem der liebe Gott keine Freude an ihrer Sache gezeigt, und die erste warme Frühlingssonne ihre Niederlage beschienen hat, im Frankfurter Journale über angebliche Mißhandlungen der Gefangenen, wie folgt: „„Die gefangenen Freischärler werden in Luzern so himmelschreiend grausam mißhandelt, daß Tortur und Folterqualen nichts dagegen sind; Schläge, Fußtritte, Knebeln, Fesseln, kurz alle ersinnlichen Unmenschlichkeiten haben sie zu erdulden.““ So wenig die Freischaaren auch auf irgend eine gute Behandlung Anspruch machen können, so würden wir es in der That doch nur bedauern müssen, wenn diese Beschwerden begründet und etwas anderes wären, als ein elender Versuch, durch dergleichen Nothschreie das Urtheil des Publikums von dem richtigen Standpunkte abzulenken. Wie es sich in der That verhält, darüber gibt uns folgende, den Luzerner Blättern entnommene Notiz Aufschluß: „„Im hiesigen Bürgerspital liegen verwundete Luzerner Flüchtlinge, und eine namhafte Anzahl verwundeter Freischärler aus verschiedenen Cantonen in den gleichen Krankensälen, und neben den verwundeten Soldaten aus dem Canton Luzern und den Urcantonen. Auf Anordnung der hohen Regierung werden alle von den barmherzigen Schwestern gleichmäßig gepflegt und von dem Spitalarzt behandelt.““ Daß übrigens die Regierung von Luzern ihren Sieg nicht mißbrauchen werde, dafür bürgt zunächst der Umstand, daß in diesem Augenblicke mit einem Berichte über die jüngsten Ereignisse ein Amnestiedecret in Betreff des Vorfalls vom 8. December Seitens der Regierung dem wiederversammelten großen Rathe vorgelegt wird; und es ist ein charakteristischer Zug der ra-

dikalen Blätter, daß ihnen diese Maßregel nur zu Klagen darüber Veranlassung gibt, daß die zu ertheilende Amnestie keine allgemeine und unbedingte ist. Dasselbe Frankfurter Journal, welches über die geknebelten Gefangenen jammert, würde, wie wir aus folgender Correspondenz desselben ersehen, mit Freuden mittheilen, daß Luzern in einen Schutthaufen verwandelt werden, und macht sogar den Großmächten nicht undeutliche Vorwürfe darüber, daß sie nicht endlich demjenigen, was es „„die Menschenschlächterei des Jesuitismus““ zu nennen beliebt, durch ihre schwere Artillerie auf diese Weise ein Ende machen: „„Schaffhausen, 3. April. Die Stadt Luzern ist vermöge ihrer natürlichen günstigen Lage beinahe uneinnehmbar, wenigstens von der Landseite.... Von der Seeseite her liegt die Stadt ganz offen und frei da; allein das einzige Dampfboot liegt vor der Stadt im Hafen, und sowohl der schmale Landweg gegen Schwyz und Kloster Einsiedeln zu als der See läßt sich nur mittelst Durchmarsches durch einen der drei verbündeten Cantone (und von Bern oder Aarau her auf großem Umwege) gewinnen. Für ein mit grobem Geschütz hinlänglich versehenes Belagerungscorps wäre es freilich ein Leichtes, von den Höhen aus das Dampfschiff im Hafen zusammenzuschießen, und die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln. — Wie lange wird Europa dieser Menschenschlächterei des Luzerner Jesuitenregiments unthätig zusehen?““ — — Die Menschenschlächterei des Jesuitismus! Zu dem großen Sündenregister der Jesuiten ist nun noch der Frevel hinzugekommen, daß der Canton Luzern ihnen den Unterricht in dem Priesterseminarium anvertrauen wollte, und daß diejenigen radikalen Horden, welche deswegen die Luzerner Regierung stürzen wollten, mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden sind! Wahrscheinlich derselbe Correspondent, welcher in dem Frankfurter Journal unter dem 3. April, wie wir eben gesehen haben, seinen Wunsch, Luzern in einen Schutthaufen verwandelt zu sehen, klar ausgesprochen hat, schreibt aus Schaffhausen vom 4. April Folgendes: „„Ich kann Ihnen nur wenig Tröstliches und auch nicht viel Neues berichten .... Von Luzern wissen wir nur, daß sowohl die Freischaaren als die Flüchtlinge nach Zofingen zurückgeschlagen wurden, und man nun in Wahrheit sagen kann: „„„Ruhe herrscht in Warschau!“““ .... Wie die bitterste Ironie klingt das in allen Wirths- und Privathäusern aufgehängte politische Glaubensbekenntniß eines schweizerischen Republikaners, nachdem Despotismus und Jesuitismus den Sieg errungen haben.““ — Wir könnten den Satz: Ruhe herrscht in Warschau, nur dann für anwendbar halten, wenn es dem Despotismus der auswärtigen Cantone gelungen wäre, die auf dem Willen des Luzerner Volkes beruhende, und mit demselben Hand in Hand gehende Regierung zu stürzen, und die Häupter derselben zwar nicht in die Eisfelder Sibiriens, wohl aber „„in den Pfuhl der Hölle zu sen-

[redacted]

den."" Der Rheinische Beobachter, welcher sein Absehen von der Frage des Rechtes, sein stetes Partheinehmen für den selbst zum Bürgerkrieg aufrufenden Radikalismus, uns in seiner geistreichen, auf vernünftige Leser berechnete Weise dadurch erklärt hat, daß er in den Radikalen Maikäfer, und in den Jesuiten Engerlinge sehe, Erstern aber vor den Letztern, wenn einmal gewählt werden müsse, den Vorzug gebe, und dessen ω-Correspondent die Hoffnung ausgesprochen hatte, „„daß, im Falle die Tagsatzung nicht die gewaltsame Austreibung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz beschließen sollte, hoffentlich die liberalen Cantone der Schweiz Ehre machen würden"", ist seit den letzten Tagen, da es nicht eine Umwälzung im Sinne der jüngsten waadtländischen zu berichten gibt, in Bezug auf die Schweiz besonders schweigsam geworden, und wir müssen es noch abwarten, in welcher Weise er sich über seine getäuschte Hoffnung trösten wird. Aber die bittern Folgen, welche die in zahlreichen deutschen Zeitungen tagtäglich wiederkehrende systematische Apologie des Aufruhrs, diese fortgesetzte Corruption jedes Rechtsgefühls, und diese unablässige Berufung auf rohe Gewalt nothwendig auch in unserm Vaterlande nach sich ziehen müssen, werden unausbleiblich auch diejenigen noch erfahren, welche gegenwärtig, in confessionelle Antipathien befangen, jenem gehässigen Treiben ihren Beifall schenken."

Gegen all dieses Unwesen hat die Berliner Censur nichts einzuwenden; keine Ordre des Ministers des Innern erscheint, welche dem Frankfurter Journal und seinen Gesinnungsgenossen den Eintritt in die preußischen Staaten verböte, weil dasselbe eine den Grundsätzen des Völkerrechtes feindselige Tendenz befolge, und durch Erregung von Haß und Erbitterung gegen eine vom Staat rechtlich anerkannte Confession und ihr geistliches Oberhaupt den Religionskrieg in Deutschland anzuzünden trachte. Das Frankfurter Journal und die Elberfelder Zeitung sind gegen Rom; dieß reicht hin, den Redactionen dieser Blätter das zu ihrer ungehinderten Wirksamkeit erforderliche Vertrauen zu schenken, und Straflosigkeit gegen die vogelfreien Katholiken zu erwirken.

Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, die Redactionen von Zeitungen, wie die genannten von Frankfurt und Elberfeld, seien in der That fanatische, sie hätten, wenn auch mißverstanden, ein religiöses Interesse; o nein! es

sind bloße Spekulationen auf den Fanatismus ihrer Leser; Wühlereien, um Abonnenten zu gewinnen nach Weise des Schweizer Radikalism; ihr eigenes Glaubensbekenntniß ließe sich ohne Zweifel auf den Nagel eines kleinen Fingers schreiben. Man darf die Elberfelder Zeitung nur durchsehen, um sich von dieser gänzlichen Gesinnungslosigkeit, diesem Mangel jeder religiösen Ueberzeugung zu versichern. Die Rationalisten sind dem Redacteur in der gleichen Nummer eben so willkommen, wie die Pietisten; wenn es nur gemeinschaftlich gegen die katholische Kirche geht, denn der Kampf gegen diese bildet die Basis dieser schmutzigen Zeitungsspeculation. Obschon daher Dr. Rave, ihr Redacteur, in diesem Sinne sein Blatt zur großen hyperbolischen Posaune der dortigen sogenannten deutsch-katholischen Gemeinde gemacht hat, und ihr Aufblühen als das Morgenroth einer neuen Zukunft Deutschlands preiste und preisen läßt: so ist er selbst doch keineswegs der neuen Gemeinde beigetreten. Persönlich macht er, in Betracht der Unbedeutendheit ihrer Glieder, auch kein Geheimniß daraus, daß er an die von seinem Blatte ausposaunte große Zukunft der neuen Kirche nicht glaube; zu ihnen selbst aber sagt er, sie wegen dieser Zurückhaltung zu beruhigen: daß er als Katholik, denn als Excommunizirter besser für ihre Sache wirken könne. Er hat hiebei ohne Zweifel den merkwürdigen Grundsatz im Auge, den das Obercensurgericht bei Freigebung des Ronge'schen Schreibens geltend machte, daß nämlich nicht anzunehmen sei, derselbe beabsichtige als katholischer Priester, in Behandlung einer katholischen Frage, Spaltung in seiner eigenen Kirche. Nach eben diesem Grundsatze darf denn auch Dr. Rave und sein Censor, ebenfalls ein Katholik, auf die Katholiken und ihre Kirche losstürmen, als seien sie, sammt ihrem Oberhaupte, der geächtete Auswurf des Menschengeschlechts. Würde aber nach eben jenem Grundsatze ein protestantischer Redacteur und ein protestantischer Censor es sich erlauben, dieselben haßerfüllten Brandbriefe gegen die protestantisch-weltliche Gewalt und ihren Inhaber, den Fürsten, zu schleudern: ich glaube es würde, dem Obercensurgericht zum

[redacted]

Trotze, nicht an energischen Maaßregeln gegen solches Unwesen fehlen. So aber geht es gegen Rom, und da heiligt der Zweck die Mittel.

Um die Weise zu charakterisiren, wie diese Blätter ihre Polemik treiben: mögen hier einige Beispiele genügen. Die Elberfelder Zeitung hat eine eigene Rubrik, worin sie katholische Aktenstücke und Fragmente aus katholischen Schriftstellern mittheilt, die den Lesern beweisen sollen, wie die Katholiken in ihrer Polemik gegen die Protestanten alles Maaß überschritten, und daher die Gegenwehr rechtfertigten. Man kann sich denken, welcher Art diese Anthologie ist: es sind meist abgerissene Stellen aus Streitschriften, welche die Leidenschaft des Augenblicks hervorgerufen, oder einzelne Sätze, die, ihrem Zusammenhange entrissen, gar häufig einen falschen Sinn erhalten. Allein was hat er selbst, indem er den Gegner den Splitter vorschiebt, sich nicht Alles hier erlaubt. Neulich brachte er die bekannte Abschwörung des Königs August von Sachsen und Polen, die durch ihren gotteslästerlichen, abgeschmackten Inhalt den Stempel der Unächtheit auf ihrer Stirne trägt; dieß hindert ihn aber nicht; war sie ja geeignet, dem Hasse seiner Leser gegen Rom und alles Katholische zu fröhnen und neue Nahrung zu geben; also war sie willkommen. Die Sache war indessen gar zu plump; die Journale der Nachbarschaft hielten ihm vor, wie er ein so schmähliches Document, dessen Unächtheit längst nachgewiesen, wieder habe seinen Lesern als ein ächtes, zum Schimpf der katholischen Kirche und zur Schmach aller Katholiken, habe aufbürden können. Was thut der Rabulist an der Wupper, der auf religiöse Stänkereien speculirt? nimmt er dieß Document seiner sogenannten katholischen Polemik zurück? mit nichten! er schreibt eine sophistische Rechtfertigung der Aufnahme, deren Inhalt lautet: das fragliche Document habe bei Fr. Förster gestanden; da dieser nun einer der berühmtesten und gründlichsten deutschen Geschichtsforscher sei, so hätten sich die Gegner in das fatale Dilemma gestellt: ent-

weder anzunehmen: Förster sei ein unwissender Mensch, oder ein Verfälscher!

Ein zweites Beispiel, ganz derselben Art, ist dem Blatt wieder in diesen Tagen begegnet. In derselben Rubrik, katholischer Polemik, brachte es dießmal ein Breve des Papst Clemens an den Feldmarschall Daun; dasselbe beglückwünscht den General für seinen Sieg über den Ketzerkönig, Friedrich II. von Preußen, und ist in einer Weise abgefaßt, den Papst als einen ketzerblutgierigen Fanatiker lächerlich zu machen. Ohne Zweifel kreuzigten und segneten sich die preußischen Pietisten und Rationalisten, die dieß Document in der Elberfelder Zeitung des katholischen Dr. Rave und seines katholischen Censors lasen, über den blutigen römischen Moloch, und sprachen zu einander: Gott sei Dank, daß wir nicht sind wie diese da, die Knechte des römischen Babels. Welche Bewandtniß es aber um dieß zweite Document hat, das hat der alte Hitzig in Berlin kürzlich in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg, der Wahrheit zum Zeugniß, offenkundig gemacht. Am Schlusse eines Artikels, der über die streitigen Ansprüche Göthes und Herders an einen Aufsatz über Hutten handelt, sagt er (Allg. Ztg. Nro. 38, Beilage S. 779): „Einmal im Berichtigen begriffen, finde ich Veranlassung zur Besprechung eines andern Irrthums. Nummer 31 der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung, welche mir eben zu Gesichte kommt, enthält ein ihr zugesandtes, in lateinischer Sprache abgefaßtes, angeblich von dem Papst Clemens erlassenes Breve, mit welchem dem Feldmarschall Daun für den Sieg bei Hochkirch über Friedrich den Großen, ein geweihter Hut und Degen übersandt worden. Dieß sogenannte päpstliche Breve ist aber nicht vom Papst, sondern vielmehr gegen den Papst, und dessen Verfasser kein anderer — als Friedrich der Große selbst, der es am 13. Mai 1759 entworfen, und seinem Freunde, dem Marquis d'Argens, überschickt hatte, von welchem es ins Lateinische übersetzt, und so zum Druck befördert wurde. Ein Exemplar dieses Schatzes hat offenbar der Einsender des dort mitgetheilten Documents an die

Allgemeine Kirchenzeitung in Händen gehabt. Das Nähere über den Zusammenhang der Sache sehe man in unsers hochverdienten Historiographen, Professor Preuß, Werk: „Friedrich der Große als Schriftsteller", Berlin 1837, S. 158, woraus hier nur anzuführen: daß d'Argens auf die Zusendung des Manuscripts seines königlichen Freundes schon unterm 17. Mai 1759 antwortet: Sire, je n'ai jamais lu d'aussi plaisant que votre bref du Pape etc."

So macht diese Polemik die Katholiken für Documente verantwortlich, die ihr Feinde und Verspotter geschmiedet, sie sollen das Gehäßige und die Schmach dieser Verfälschungen tragen! Es erinnert uns dieß an die Schrift von Sybel und Gildemeister über den heiligen Rock, wo die Schuld der verfälschten Urkunde Barbarossas auch auf die Katholiken fällt, während doch auch sie, den Untersuchungen der neueren Kritik zufolge, aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Protestanten, von Goldast, wie jenes Breve des Feldmarschalls, gegen den Papst gemacht wurde. Uebrigens zweifeln wir nicht im mindesten, der Redacteur der Elberfelder Zeitung wird auch hier rabulistische Ausflüchte, wie bei der Abschwörungsformel König August's, zur Hand haben und ruhig in seiner Rubrik fortfahren: denn offenbar behandelt er seine Leser wie Circe ihre Gäste; jeden Tag muß er ihnen einen vollen Trog mit antikatholischem Futter vorstellen; das Uebrige kümmert ihn wenig. Erlaubte er sich ja auch Verfälschungen Dantes, um ihn gleichfalls zu einem Mitgenossen seiner speculirenden Stürmerei auf Rom zu machen. Ein Artikel der Rhein- und Moselzeitung wies ihm seine Verfälschungen nach; er verzog aber keine Miene; hatte es ja einen Tag zum Futter gedient und das genügte. Diese gesinnungslose Blindheit geht so weit, daß er sich unlängst von zwei Artikeln aus Westphalen auf die lächerlichste Weise mystifiziren ließ. Die Artikel waren voll nichtssagenden Unsinns, eine ununterbrochene Ironie auf ihn selbst, sie schloffen damit, was Bileam nicht verstanden, habe sein Esel erkannt; allein da in den Artikeln von Schneidemühle von

Friktionen und Fortschritt die Rede war; so hatten sie den rechten Geruch und somit wurden sie ohne Weiteres in den großen Trog hineingethan. Nun aber stellt sich heraus, daß mit Schneidemühle keine deutsch katholische Gemeinde, sondern eine neue dort zu errichtende gemeine Sägemühle gemeint sei, und daß die sinnigen Geister im stillen Diementhale von ungewöhnlichen Gemüthsanlagen das dortige Narrenhaus bedeuteten. Was ein Esel gemerkt hätte, hatte der Prophet an der Wupper in seiner Rabulisterei mißverstanden.

Die Sache wäre in der That zum Lachen, wenn die Schweiz nicht zeigte, welche unheilvollen Folgen dieß ewige Gehetz endlich haben muß. Man täusche sich nicht mit dem Gedanken, solch Unwesen richte sich selbst und finde keinen Anklang; die Zustände der Schweiz sind von den unseren nicht allzu verschieden; die Masse liebt Scandal, und wer auf ihre blinde Leidenschaftlichkeit speculirt, findet, namentlich auf dem Gebiete religiöser Vorurtheile, nur zu leicht Gehör. Zwar sind die Nachrichten von dem Umsichgreifen der Neukatholiken meist Staubwolken der Zeitungsschreiber; selbst in Elberfeld hat die ganze Gemeinde auf einem Sopha und einem dutzend Stühlen Platz; Pfarrer Licht ist ein abgelebter alter Mann von beschränkten Geistesfähigkeiten, wenig geeignet zu einem Phönix dieser sogenannten Palingenesie der katholischen Kirche, wie der Rheinische Beobachter es bezeichnet. Allein unter den Protestanten sind diese Aufhetzereien dennoch keineswegs erfolglos; die Elberfelder Zeitung, welche vor der Redaction des Dr. Rave im vorigen Jahr kaum 1200 Abonnenten hatte, nennt sich jetzt das zweit verbreitetste Blatt der Rheinprovinz und zählt deren gegen 3000. Das Frankfurter Journal hatte ihrer bis zu dem bayerischen Verbot über 8000; und doch steht es, was schamlose Verläumdungen der Katholiken und ihrer Kirche betrifft, auf gleicher Linie mit dem Elberfelder Blatt. Die groben Verunglimpfungen, womit es die Luzerner Regierung wegen angeblicher grausamer Mißhandlung der Gefangenen überhäufte, sind wahrhaft empörend; die ärgsten Gräuel werden auch hier, wie in den falschen Documenten

des Dr. Rave den Katholiken aufgebürdet; so enthielt es schon mehrere Wochen vor dem Landfriedensbruch der Freischaaren folgenden Artikel in seiner Nummer 73 vom 14. März:

„Freiburg, 10. März. Bei der Musterung des Landsturms zu Dombidier, Bezirk Dompierre, sprach der Oberamtmann Bulleret, in Gegenwart von mehr denn fünfzig Waadtländern, folgendermaßen: Wer nicht für die Jesuiten ist, der ist gegen sie und die heilige Religion; derselbe ist ein Ketzer und ein Radikaler; die Getreuen, welche einem solchen begegnen, sollen ihm den Bauch öffnen und ihn niedermachen, der Ablaß hiezu sei ihnen von den frommen Vätern Jesu zugesichert (!!). Bern wolle ihre Kirchen niederreißen und sie zu Protestanten machen. Welch ein Christenthum! Hat jemals einer dieser so verketzerten Radikalen in diesem Sinne gesprochen oder gehandelt; wohl kann man auf solche Religionsgrundsätze die Worte unsers Heilandes anwenden: Sie bekennen mich mit ihrem Munde, aber ihr Herz ist weit von mir. — Als Gegenstück dieser Landsturmversammlung verdient diejenige von Motier (Wistelach, Bezirk Murten) erwähnt zu werden, als der Oberamtmann von Murten die zahlreiche, wohlgerüstete Mannschaft haranguiren wollte, ertönte ihm der Ausruf: Weg mit den Jesuiten, weg mit den Tyrannen, hoch lebe Bern! dergestalt entgegen, daß der hochbeliebte Redner, mit seinem diplomatischen Spruch in der Tasche, für gut fand, sich aus dem Staub zu machen. — In Erwiderung einer Aufforderung der Gemeinderäthe von Freiburg, Roll und Romont, und des Staatsanwaltes in Betreff der bekannten Schmähschrift: le Radicalisme de 1844 et 1845, hat der Regierungsrath gefunden und geantwortet, er mißbillige zwar den Geist derselben, er wäre aber nicht im Fall, gerichtliche Maßregeln zu ergreifen. So weit haben es die Jesuiten mit ihrer Moral und Gewissenslehre bei uns gebracht."

Vergleicht man aber die Milde, womit die Luzerner Sieger ihre Gefangene behandelt, mit der Barbarei der Freischaaren, die laut des Kriegsberichtes ihres Hauptmanns Ochsenbein die Stadt mit Haubizgranaten und congrevischen Raketen in Brand stecken wollten, dann kann man gewiß mit mehr Recht ausrufen: so weit haben es diese radicalen Aufruhrprediger auch bei uns mit ihrer Moral und Gewissenslehre gebracht. Solchen Schutz finden die Katholiken bei der Censur und zwar in Frankfurt, wo dieselbe, nähme sie auch keine Rücksicht auf Deutschland, doch wenigstens des Interesses ihrer

Stadt eingedenk seyn sollte, da die Tage des Frankfurter Attentates, welches eine Besetzung der Stadt durch Bundestruppen zur Folge hatte, noch in frischem Andenken leben.

Allein es geht ja gegen Rom; mögen da die Mächte immerhin mit ihren Noten gegen die schweizer Anarchie und die Verletzung aller völkerrechtlichen Bande protestiren; mögen sie auf Kosten ihrer Unterthanen die Schweiz zur Verhütung der Ansteckung und vor Erstickung des Uebels mit ihren Truppen umstellen: Herr Heller in Frankfurt und das Frankfurter Journal dürfen dem Aufruhr in der Bundesstadt offen das Wort reden und seine Bekämpfer zur Fanatisirung der blinden Menge mit den grauenvollsten Beschuldigungen überhäufen, die Censur in Frankfurt erlaubt den Druck und die Censur in Berlin, wie sie dermalen dort geübt wird, gestattet unbedenklich den Eintritt solcher Brandraketen.

Im Hinblick auf diese Zustände war es ohne Zweifel, daß ein Abgeordneter aus dem Ritterstande, laut dem Berichte aller rheinpreußischen Blätter, in den Verhandlungen des Landtages über Presse und Censur die bekannten bedeutungsvollen Worte sprach*)

Wünschen die Katholiken nun unseren Rath: so können wir den früher gegebenen nur wiederholen. Mögen die Bischöfe ihre Stimme, ehe es zu spät ist, in entschiedener Weise gegen jene verderblichen Blätter erheben; mögen die Laien sie nicht ferner durch ihre Abnahme unterstützen; mögen sie thätigen Antheil an der Gründung zur Verbreitung guter Organe nehmen: mögen sie sich durch die Abweisung ihrer Petitionen nicht zurückschrecken lassen, sondern immer wiederkehren. Die Veröffentlichung der Landtags-Verhandlungen mag sie trösten und ermuthigen. Wir glauben die Katholiken nämlich zu vollem Danke verpflichtet für die Freimüthigkeit, welche die Re-

---

*) S. unten S. 622 u. f.

gierungsbehörde bei dieser Veröffentlichung geleitet. Die Censur hat die Beschwerden der katholischen Abgeordneten nicht unterdrückt; ein loyales ehrenwerthes Verfahren, dem wir weit entfernt sind, unsere Anerkennung zu versagen; denn der erste Schritt ein Unrecht gut zu machen, ist der, daß man die Klage laut werden lasse und nicht im Munde die Beschwerde ersticke. Auf diese Klagen selbst und das Factische darin werden wir später zurückkommen; zum Schlusse kann ich aber auch hier eine andere in der That erfreuliche Erscheinung nicht mit Stillschweigen übergehen: daß nämlich in allen confessionellen Rechtsfragen, wo es sich um Parität der getrennten Confessionen handelte, die protestantischen Abgeordneten des Rheinlandes mit der ehrenwerthesten Gesinnung die Rechte der Katholiken anerkannten und ihre Stimme mit diesen zu Abstellung ihrer Beschwerden vereinigten. Gereicht die Liberalität in der Veröffentlichung der Verhandlungen der Regierung zur Ehre, so dürfen die Rheinländer nicht minder stolz seyn auf diesen loyalen Sinn ihrer Abgeordneten, der sich durch keine confessionellen Vorurtheile irren ließ, Recht und Gerechtigkeit aus dem Auge zu verlieren.

XLIX.

Rede eines Abgeordneten des Rheinlandes, gehalten auf dem letzten rheinischen Landtage 1845.

Das grundsätzliche Recht der freien Presse ist auf den früheren Landtagen weder von mir noch von irgend Jemand bestritten worden. Es wird auch heute wohl von Niemanden bestritten werden; denn wem möchte es einfallen, dem Menschen die Freiheit des Gedankens, die Freiheit des Ausdruckes seiner Gedanken durch Wort und Schrift zu bestreiten? Sie bilden einen Theil seiner Willensfreiheit, die ihm die Wahl zwischen Gut und Bös, zwischen Recht und Unrecht gestattet, die ihn zum Ebenbilde Gottes macht. Wie aber Gesetze überhaupt ihren Grund nur in der menschlichen Unvollkommenheit haben, die sich eines Mißbrauches ihrer Willensfreiheit nicht entäußern kann, so muß auch die Freiheit des Ausdruckes der Gedanken unter den Schutz eines Gesetzes gestellt werden, welches seinen Mißbrauch so viel als möglich verhindert und die Ordnung im Interesse der Freiheit sichert. Ob dieses Gesetz den Mißbrauch unterdrücken oder ob es ihn bestrafen soll, das ist die Frage, um die es sich heute wie immer handelt. Wenn der Herr Referent im Eingange des uns vorliegenden Referats sagt, daß durch den Art. 18 der Bundesacte vom Jahre 1815 den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten die Preßfreiheit gesetzlich zugesichert sei, so ist die Richtigkeit dieser Behauptung einleuchtend; wenn er aber aus der weitern Bestimmung, welche die Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit in Aussicht stellt, die Nothwendigkeit herleitet, daß diese Verfügungen nur Strafbestimmungen und nicht vorbeugende Bestimmungen enthalten dürften, so vermag ich diese Nothwendigkeit nicht anzuerkennen. Genug, die Thatsache liegt vor, daß die deutschen Fürsten und ihre Rathgeber während der jenem Bundesbeschluße folgenden 30 Jahre die Aufhebung der Censur mit dem innern Frieden Deutschlands

nicht für vereinbarlich erachteten. Meine Herren! Das größte Genie, der mächtigste Herrscher, den die Geschichte vieler Jahrhunderte aufzuweisen hat, er hatte die Presse als eine Macht bezeichnet, und da er keine zweite in seinem Staate duldete, so hatte er sie in die Fesseln der härtesten Knechtschaft geschlagen. Wenn nun, nachdem der äußere Friede in Europa eben wieder hergestellt war, die Fürsten Deutschlands Besorgnisse hegten, sofort eine Macht unbeschränkt walten zu lassen, deren Kräfte lange geschlummert hatten; wenn während der Berathung über die schwierige Aufgabe, wie diese Bedenken zu beseitigen und dennoch der Grundsatz festzuhalten sei, sich Erscheinungen zeigten, welche die Ruhe Deutschlands mehr oder weniger bedrohten; wenn in einem benachbarten Staate, dessen politischer Gang von jeher auf Deutschland den entschiedensten Einfluß geübt, die Presse einen Kampf mit der Regierung unterhielt, der unter dem Zutritt in der Verfassung begründeter Mißstände den Umsturz der Regierung zur Folge hatte; wenn unter so drohenden Erscheinungen, die den Frieden Europa's neuerdings in Frage stellten, die Fürsten und ihre Rathgeber sich nicht entschliessen konnten, die in Aussicht gestellten gleichmäßigen Verfügungen mit Abschaffung aller vorbeugenden Maaßregeln zu beginnen und einen Zustand der Presse herzustellen, der in einem Nachbarstaate so eben eine neue Staatsumwälzung herbeigeführt hatte, so wird meines Erachtens alles dieses wohl zu erwägen seyn, ehe und bevor man die deutschen Fürsten der Nichterfüllung ertheilter Zusagen beschuldigt. Es wird zu erwägen seyn, wenn diese Politik die geistige Bewegung, die sich in Deutschland seit den Freiheitskriegen kund gab, und die sich, wie überall, hauptsächlich durch das Organ der Presse geltend zu machen suchte, vielleicht mehr als nöthig mit ängstlicher Sorgfalt bewachte und zurückzuhalten suchte; es wird zu erwägen seyn, daß nur durch ihre Politik ein dreißigjähriger Friede nach innen wie nach aussen erhalten wurde, dem allein die Entwicklung der geistigen und materiellen Kräfte Deutschlands zu verdanken ist. Das ist, meine Herren, was ich denjenigen zu bedenken gebe, die sich für berufen erachten, einen so harten Tadel über diese Politik auszusprechen, einen Tadel, der Erbitterung und Vorurtheile erzeugt, und der meines Erachtens nicht erforderlich ist, um die Mängel der gegenwärtigen Preßzustände als solche zu bezeichnen. Er stört vielmehr die Ruhe und Unbefangenheit, mit welcher diese Mängel, ihre Ursachen und Wirkungen und diejenigen Mittel zu prüfen sind, welche eine Abhilfe derselben bewirken sollen. Ich will es versuchen, eine solche Prüfung vor Ihren Augen vorzunehmen, und dieselbe, wie es überhaupt meiner Auffassungsweise entspricht, nicht auf Theorien, sondern auf Thatsachen begründen.

Der Zweck aller Gesetze, also auch aller die Presse betreffenden Gesetze ist, den Gebrauch der Freiheit zu schützen und den Mißbrauch zu ver-

hindern. Dem Gesetzgeber liegt es ob, die Form zu finden, wodurch Recht und Unrecht scharf von einander getrennt und jeder Willkühr bei Anwendung des Gesetzes vorgebeugt wird. Diese Gränze zwischen Recht und Unrecht aber, wo es sich bloß um geistige Dinge handelt, ist nicht so scharf zu ziehen, daß jede Willkühr beseitigt wird. Dieß ist weder durch eine Censur-Instruction, noch durch ein Preßgesetz zu erreichen. Der durch die Natur der Sache bedingte Mangel an positiven Normen wird also bei Anwendung derjenigen, die man so gut als möglich zusammen zu stellen sich bemühen wird, stets der subjectiven Auffassung einen großen Spielraum gestatten müssen. Ich habe mich auf den frühern Landtagen für die einstweilige Beibehaltung der Censur ausgesprochen, weil ich von ihr eine sicherere Abwehr des Bösen erwartete, als von Strafbestimmungen, und insbesondere in der Errichtung des Ober-Censurgerichts eine Bürgschaft sah für eine dem Sinne und dem Geiste der Preßgesetzgebung entsprechende unpartheilische Anwendung der vorbeugenden Bestimmungen. Ich habe mich dafür ausgesprochen, die Resultate dieser Einrichtung erst abzuwarten, bevor wir zu erneuerten Anträgen übergingen. Was ich seitdem auf diesem Gebiete gesehen und gehört, hat mich überzeugt, daß durch die Censur dem Mißbrauche keineswegs vorgebeugt, sondern daß derselbe nur genöthigt wird, sich in weniger schroffe, aber um desto gefährlichere Form zu hüllen; es hat mich überzeugt, daß durch Errichtung eines Censurgerichts eine unpartheiische Anwendung der vorbeugenden gesetzlichen Bestimmungen nicht erreicht wird; es hat mich endlich zu einem tiefern Eingehen in die Zustände, die uns umgeben, veranlaßt. Diese Betrachtungen haben bei mir nun die Ansicht festgestellt, daß die Abschaffung der Censur nothwendig ist im Interesse unserer wichtigsten politischen Grundlage, des Bandes des Vertrauens zwischen König und Volk, nothwendig ist im Interesse einer gesetzlichen Freiheit, die sich auf jener Grundlage immer mehr entwickeln und befestigen muß, und endlich nothwendig ist, im Interesse der Glaubensfreiheit, die Deutschlands innere Ruhe und Frieden bedingt. Was den ersten Punkt, die Einwirkung der Censur auf die Tagespresse, betrifft, so verhindert sie, die Censur, nicht im Mindesten die tägliche Verbreitung der auflösenden Lehren des Radikalismus und des Rationalismus, sie verhindert nicht, daß diese fast allgemeine Richtung der Tagespresse unter dem Aushängschilde der Toleranz, so viel sie kann, das Feuer der confessionellen Zwietracht schürt, und die Regel: divide et impera, festhaltend, immer mehr die Autorität des Glaubens und des Rechts untergräbt, indem sie dem Indifferentismus und der Negation überall Eingang

zu verschaffen sucht. Das ist die Richtung, die fast alle Organe der rheinischen Tagespresse verfolgen, und sie hat in mehrern Urtheilen des Ober-Censurgerichts Frei- und Geleitsbriefe erhalten, von denen ich nur das ewig denkwürdige Urtheil in der Ronge'schen Sache anführe. Damit diese Richtung nun dem Protestantismus und dem Beamtenthume nicht zu gefährlich werde, wird als Organ desselben der „Rheinische Beobachter" bezahlt, den Katholiken aber wird es verweigert, unter der Bürgschaft der ehrenwerthesten Namen ein conservatives Blatt im freien Sinn des Wortes zu gründen, unter dem Vorwande, daß kein Bedürfniß hierzu vorhanden sei.

Meine Herren! Ich habe hier in wenig Worten die Wirksamkeit der Censur bezeichnet. Wenn diese kurze, auf Thatsachen gegründete Darlegung der Wahrheit nicht entspricht, so beweise man es; entspricht sie aber der Wahrheit, so frage ich: wer kann da noch der Censur das Wort reden? Ich habe indeß noch einen weit mächtigern Grund, der mich bestimmt, dem Antrage auf Abschaffung der Censur mit voller Ueberzeugung beizutreten. Wohin wir unsere Blicke nach innen oder außen richten, überall gibt sich ein Hervortreten der religiösen Fragen und ihr nothwendiger Zusammenhang mit den politischen kund. Dreißig Jahre lang sind die confessionellen Gegensätze in Deutschland mit Feuer und Schwert ausgefochten worden, und endlich wurde der Friede begründet auf dem Grundsatze der Parität. Auf diesem Grundsatze beruht auch heute noch der Friede und die Eintracht Deutschlands; wir finden ihn ausgesprochen in der Bundesacte für ganz Deutschland und in vielen königlichen Zusicherungen für die Katholiken Preußens. Mit diesem Grundsatze, mit diesen königlichen Zusicherungen steht aber in Widerspruch das Gebiet der Thatsachen, auf dem sich Disparität vielfach auf das unwiderleglichste kund gibt. Ich werde diese Behauptung durch Thatsachen actenmäßig nachweisen. Wie wenig die Handhabung der Censur dem Grundsatze der Parität entspricht, ich habe es bereits in den Hauptmomenten hervorgehoben. Während es einer zahllosen Schaar von Tagesblättern gestattet wird, den Katholicismus und seine Bekenner täglich mit den Waffen des Spottes, des Hohnes und der Verdächtigung anzugreifen, wird erst in der neuesten Zeit einem einzigen Blatte die Vertheidigung gestattet. Wer das Erstere in Abrede stellen sollte, dem bin ich im Stande, mit einem zahlreichen Material von Beweisen zu antworten. Während von der Staatsregierung ein eigenes Organ in der Provinz gegründet wird, um das Uebergewicht einer Confession nach allen Richtungen hin zu vertreten, wird es den Katholiken ver-

weigert, eine katholische Zeitung zu gründen, die in ihrem Programm ein Glaubensbekenntniß einreichte, gegen welches sich weder vom religiösen noch vom politischen Standpunkte aus das Mindeste einwenden ließ. Die Behauptung des Antragstellers, daß die Censur die Klippe der Glaubensfreiheit sei, scheint mir also vollständig gerechtfertigt, und ich glaube hierüber nichts Weiteres beifügen zu dürfen.

Ich gehe nun zu einem andern Theile des Gebiets der geistigen Thätigkeit über, zu den Unterrichts-Anstalten, wie dieselben sich in paritätischer Hinsicht in der Rheinprovinz gestaltet haben. Die Bevölkerung der Provinz beträgt ungefähr 1,929,000 Katholiken und 593,000 Evangelische. Wir besitzen 18 Gymnasien, von denen 9 katholisch, 8 evangelisch sind und 1 simultan ist, wonach also auf 203,000 Katholiken, ein katholisches, und auf 50,000 Evangelische ein evangelisches Gymnasium kommt. Nach den Regierungsbezirken ergibt sich folgendes Verhältniß: 1. Im Regierungsbezirk Coblenz haben 310,354 Katholiken ein katholisches Gymnasium in Coblenz. Von den Lehrern ist außer dem protestantischen Religionslehrer auch der Lehrer der Mathematik evangelisch; 145,992 Evangelische haben zwei Gymnasien, in Kreuznach und in Wetzlar. Der Fond der letztern soll größtentheils aus katholischen Stiftungen bestehen. An beiden sind alle Lehrer evangelisch. Der Religionsunterricht für die Katholiken wird von dem katholischen Caplan ertheilt. 2. Im Regierungsbezirk Trier haben 292,218 Katholiken ein katholisches Gymnasium in Trier, woran aber eben so wie in Coblenz ein evangelischer Religionslehrer angestellt ist. 61,735 Evangelische haben ein evangelisches Gymnasium in Saarbrücken, woran ein katholischer Caplan Unterricht ertheilt. 3. Im Regierungsbezirk Aachen, der auf 369,112 Katholiken nur 11,371 Evangelische umfaßt, sind zwei katholische Gymnasien, in Aachen und Düren, beide haben einen eigenen evangelischen Religionslehrer. 4. Im Regierungsbezirk Cöln haben 375,122 Katholiken drei Gymnasien, in Köln, Bonn und Münstereifel; bei den beiden ersteren sind eigene evangelische Religionslehrer angestellt. Das letztere wird von keinem oder doch nur von sehr wenigen evangelischen Zöglingen besucht. 59,733 Evangelische haben ein Gymnasium, das sogenannte Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln; der Director desselben muß evangelisch seyn. Vorläufig ist auch noch die Hälfte der Lehrer katholisch, was darin seinen Grund haben dürfte, daß unter 320 Schülern nur 94 evangelische sind. Im andern Fall wäre zu befürchten, daß die katholischen Schüler sich zurückzögen. 5. Im Regierungsbezirk Düsseldorf haben 482,854 Katholiken zwei katholische Gymnasien, in Düsseldorf und Emmerich, beide haben evangelische Religionslehrer. An dem erstern sind überdieß noch die drei Ordinarien der drei obern Classen Evangelische. 312,520 Evangelische haben dagegen vier Gymnasien, in Elberfeld, Duisburg, We-

sel und Cleve. An allen ertheilt ein städtischer Geistlicher, ein Caplan, den katholischen Religionsunterricht. An dem letztern ist der Lehrer der Mathematik katholisch. Das Gymnasium in Essen ist simultan. Die Stelle des Directors erhält abwechselnd ein Evangelischer und ein Katholischer. Die Lehrer sind zur Hälfte Katholiken, zur Hälfte Protestanten. In der ganzen Provinz sind endlich vier Schullehrer-Seminarien, zwei katholische, in Brühl und Kempen, und zwei evangelische, in Neuwied und Meurs. So gestaltet sich die Parität auf dem Gebiete des Unterrichts in der Rheinprovinz. Wie sie sich hinsichtlich der Militär-Seelsorge gestaltet, habe ich in meinen der Versammlung vorgetragenen Bemerkungen über die Militär-Kirchenordnung vom 12. Februar 1832 ausführlich erörtert. Ich komme nun zu einem Gegenstande neuester Zeit, einem Gegenstande, in dem meines Erachtens jeder Unbefangene einen unverwerflichen Beweis erblicken muß für die Behauptung, mit der ich die Erörterung der katholischen Zustände in unserer Provinz begonnen habe. In einer Zeit, in welcher das Wort Association täglich mehr an Wichtigkeit und Umfang gewinnt, ist es wohl nicht zu verwundern, daß sich bei dem Hervortreten der religiösen Interessen, welches sich überall kund gibt, auf dem Gebiete der evangelischen Confession ein Verein gebildet hat zur Verbreitung der evangelischen Lehre durch Gründung von Pfarrsystemen. Gegen diesen Verein wird gewiß Niemand, der für Glaubensfreiheit streitet und Duldsamkeit übt, was die Sache selbst betrifft, etwas zu erinnern finden, denn der Wunsch, daß man dem Verein einen andern Namen beigelegt haben möchte, kann nicht wohl als ein intoleranter bezeichnet werden. Es haben nun viele angesehene katholische Männer der Rheinprovinz aus allen Ständen und Classen ebenfalls einen Verein zu gründen beschlossen, und da ich bei dieser Gründung mitgewirkt habe, so werden Sie mir gestatten, mich im Laufe meines Vortrages des Ausdrucks „wir" zu bedienen. Wir haben unserm Verein einen Namen gegeben, der Niemanden verletzen kann. Es ist der Name eines Mannes, der, einem der vornehmsten Geschlechter der Lombardei entsprossen, im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, schon früh zu der Erkenntniß gelangte, daß es keinen erhabenerern Beruf im Leben gebe, als der Beruf ist, für die Ideen des Christenthums zu streiten, und auf die Erfüllung dieses Berufs verwandte er die glänzende Stellung seiner Geburt, den unermeßlichen Reichthum seines väterlichen Erbes, die Schätze seines Geistes und die Kraft einer unerschütterlichen Gesinnung. Die Geschichte jener Zeit bezeichnet ihn als einen unnachsichtlichen Wiederhersteller der Zucht und Ordnung in den kirchlichen Einrichtungen, wo dieselbe der Weichlichkeit oder gar der Sinnlichkeit gewichen war, als ein Muster der Frömmigkeit, wo es die Selbstveredlung oder die Auferbauung Anderer durch Werke des Glaubens, der Demuth oder der Liebe galt. Noch heute geben

in der Lombardei die großartigsten Zufluchtsstätten, die er dem menschlichen Elende erbaute, redendes Zeugniß von dem Geiste der Barmherzigkeit, der ihn beseelte. Noch heute ruft dort jeder Arme, Elende, Hilflose, wenn ihm die menschliche Hilfe ausgegangen ist, die Fürbitte des heiligen *Carl von Borromäo*, den Namen des Mannes an, den wir zum Schutzherrn unseres Vereins erwählt haben. Wir haben in den festgestellten Statuten als Zweck unseres Vereins die Belebung christlicher Gesinnung und die Anregung zu einer derselben entsprechenden Werkthätigkeit, seine Wirksamkeit als eine landesgesetzliche, die hochwürdigsten Herren Bischöfe als seine Leiter, und als sein nächstes Mittel die Verbreitung guter Schriften bezeichnet. Es ist also ein Verein, der mit der uns vorliegenden Frage in enger Verbindung steht, indem er auf dem Gebiete der Willensfreiheit der schlechten Presse entgegen wirken soll. Wenn nun gleich eine gesetzliche Bestimmung nicht vorlag, welche uns die Einholung der höhern Genehmigung vorschrieb, so haben wir doch geglaubt, als Beweis unseres Vertrauens, um eine solche bitten zu müssen. Diese Bitte wurde unter Beifügung der Statuten am 31. Mai vorigen Jahres an den Herrn Ober-Präsidenten dahier gerichtet und von demselben zur Entscheidung an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten weiter befördert. Der Herr Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheit hat bei seiner Anwesenheit in Bonn am 7. September 1844 es laut ausgesprochen, wie es im Willen des Königs liege, daß dergleichen Kräfte möglichst viele geweckt würden, die aus sich selbst handelten, damit etwas Geistiges gestaltet, etwas Positives geschaffen werde, und auf die nicht durch Befehle, Verordnungen und Reglements einzuwirken sei. Während uns nun beinahe täglich die Berichte über die Wirksamkeit des Gustav-Adolphs-Vereins vorgeführt werden, harren wir bis auf heutige Stunde vergeblich auf die Genehmigung unseres Vereins.*) Die actenmäßige Darlegung dieses Beweises von Parität befindet sich in einer vollständigen Sammlung aller über diesen Gegenstand gepflogenen Verhandlungen in dem gegenwärtigen Actenhefte, dessen Einsicht einem Jeden von Ihnen offen steht.

Meine Herren! Thatsachen, wie ich sie unter vielen herausgehoben und Ihnen hier vorgeführt, drängen, die Ursachen zu erforschen, die sie bewirkt haben, und es ist nicht schwer diese Ursachen aufzufinden. In einem Staate, in welchem das *Beamtenthum* die ganze verwaltende Kraft des Staates schon so lange repräsentirt, in einem solchen Staate wird von einer thatsächlichen Parität der Confessionen nie die Rede seyn, so lange diese Macht mehr oder weniger überall, aber fast ausschließlich in den höhern und entscheidenden Instanzen, *einer* Confession angehört. Auch diese

*) Diese ist seitdem erfolgt.

Behauptung will ich durch Thatsachen nachweisen. Die Geschichte des preußischen Staats kennt keinen katholischen Staatsminister. Die Ober-Präsidenten können gesetzlich keine Katholiken seyn, weil sie gleichzeitig Präsidenten des evangelischen Consistoriums seyn müssen. Nach dem mir vorliegendem „Hof- und Staatshandbuch für das Jahr 1844" befinden sich in dem geheimen Cabinet Sr. Majestät für den Vortrag in Civil- und Militärangelegenheiten ein Katholik, dreizehn Evangelische. In dem Staatsrath, in welchem alle Gesetzesentwürfe und die wichtigsten Staatsfragen berathen werden, befinden sich außer den königlichen Prinzen und einschließlich der Minister neunundsechszig Evangelische und drei Katholiken. Im Justizministerio zwölf Evangelische und zwei Katholiken. Beim geheimen Obertribunal siebenundzwanzig Evangelische und drei Katholiken. Bei dem rheinischen Revisionshof, sieben Evangelische und vier Katholiken. Beim Obercensurgericht zehn Evangelische und zwei Katholiken. Im Ministerio für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vierunddreißig Evangelische und sechs Katholiken. Bei der Universität zu Berlin hundert drei und sechszig Evangelische und vier Katholiken. Im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten fünfzehn Evangelische, kein Katholik. Beim Gesandtschaftspersonal zweiundvierzig Evangelische und acht Katholiken. Beim Finanzministerium neunundzwanzig Evangelische und zwei Katholiken. Beim Ministerium des Innern achtzehn Evangelische und kein Katholik. Beim Landesökonomiecollegium zwölf Evangelische und ein Katholik. Beim Generalpostamt acht Evangelische und kein Katholik. Bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden sechs Evangelische und ein Katholik. Bei der Seehandlung acht Evangelische. Bei der Hauptbank sieben Evangelische. Bei der Oberrechnungskammer fünfzehn Evangelische. Bei sämmtlichen Regierungen in der Monarchie Ein katholischer Chefpräsident und ein katholischer Vicepräsident. Aus dieser so ungleichmäßigen Zusammensetzung des höhern Beamtenorganismus muß sich nothwendig eine einseitige Auffassung, Darstellung und Entscheidung so vieler Fragen ergeben, die mit den religiösen Interessen in engem Zusammenhange stehen. Dieses Mißverhältniß wirkt um so ungünstiger auf die Stellung der Katholiken in Preußen, als der Katholicismus mit Vorurtheilen zu kämpfen hat, die ihn überall unter die Controle des Mißtrauens zu ziehen suchen. Diese Vorurtheile haben sich unter Anderm auf eine auffallende Weise kund gegeben in den Beschlüssen der Rhein-Provincial-Synode, welche uns die Elberfelder Zeitung Nr. 286. mittheilt. Wenn diese hochwürdigen Herren, die Repräsentanten der evangelischen Confession, aussprechen, daß Parität das Cardinalgesetz in Preußen und Deutschland seyn soll, so bin ich damit

von Herzen einverstanden. Warum nennen sie aber gleich darauf die Katholiken eine undeutsche Partei, die von jeher so viel Elend über Deutschland gebracht, und behaupten, daß sie neuerdings ihr Haupt in Preußen und in der Rheinprovinz erhebe? Warum verkennen sie auf eine betrübende Weise, daß, wenn der Staat zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse der Katholiken verhältnißmäßig einen größeren Beitrag in der Rheinprovinz leistet, als zur Befriedigung der Bedürfnisse der evangelischen Confession dieß eine Verpflichtung ist, die auch Frankreich zu jener Zeit der Besitznahme anerkannt hat, *und daß dieß nur eine geringe Entschädigung für jene vielen und großen Güter ist, welche die katholische Kirche durch die Revolution verloren hat, und die in den Besitz des preußischen Staates übergegangen sind?* Warum nehmen sie die Polizeigewalt in Anspruch, um die Katholiken in Ausübung gottesdienstlicher Gebräuche zu hemmen, wie die Processionen sind, die Niemanden beeinträchtigen? Das entspricht nicht der Glaubensfreiheit, auf der Friede und Eintracht in Deutschland beruht. Das *Parteigeschrei des Tages* lautet: „Rom erhebt wieder stolzer denn je sein Haupt", und selbst Männer, die für aufgeklärt gelten wollen, — ich nenne unter Andern den Freiherrn von Bülow-Cummerow — nehmen keinen Anstand, in dieses Geschrei mit einzustimmen. Fassen wir aber dieses Schreckbild näher ins Auge und fragen wir: *was ist der Papst?* und wodurch ist er mächtig? Nicht durch seine materielle Macht, die eben hinreicht, seine Unabhängigkeit zu behaupten. *Seine Macht ist eine Idee*, und was er ist, das ist er durch die freie Ueberzeugung der Gläubigen der katholischen Kirche, aus deren Schooß Jeder zu jeder Stunde ungehindert austreten kann. Er ist ein gebrechlicher, sündiger, allen menschlichen Schwächen unterworfener Greis, er ist nur mächtig durch die Würde, welche ihm der Katechismus beilegt. Er ist den Katholiken das sichtbare Oberhaupt ihrer Kirche, der Mittelpunkt ihrer Einheit, der Hüter der unveränderten Lehre und Disciplin, so wenig unumschränkt, daß er selbst an die Heilighaltung dieser Lehre gebunden ist; denn in dem Maße, wie er sie in menschlichem Eigendünkel verletzte, würde er nothwendig die Grundfesten seiner Macht erschüttern. Alle diese Attribute der päpstlichen Macht sind mithin *rein geistiger Natur*, sie sind bedingt durch die *freie* Ueberzeugung derer, die sie anerkennen wollen, und in ihnen liegt nichts, was der politischen Freiheit *irgendwie* gefährlich seyn könnte. Hat der päpstliche Stuhl in früheren Zeiten eine andere Stellung in der europäischen Staatenfamilie eingenommen, hat er sich bei politischen Händeln betheiligt und auf dem Kampfplatze weltlicher Interessen sich bewegen lassen, so geschah dieß zum Theil, weil die hadernden Parteien *selbst* sein schiedsrichterliches Ansehen herbeiriefen, und ihn in ihren Kampf verwickelten.

Es ist dieß eine Gefahr, die heut zu Tage wohl nicht mehr zu besorgen, und die jedenfalls von dem freien Willen des Betheiligten abhängt. Hat aber der päpstliche Stuhl, indem er sich unter ganz andern Umständen in politische Kämpfe hineinziehen ließ, menschlicher Schwachheit seinen Tribut gezahlt, so hat ihn der Gang der Geschichte, das Weltgericht, von dem Tummelplatz zeitlicher Interessen, aus dem Hader um Kronen und Fürstenthümer in das innere Heiligthum des Glaubens zurückgewiesen. Wenn aber je der Vorwurf ungerecht war, Rom mißbrauche seine Macht zu weltlichen Zwecken auf eine der Freiheit der Fürsten und der Völker gefährliche Weise, so ist es gerade in unserer Zeit. Blickt man in die jüngste Vergangenheit zurück, so sind es umgekehrt Beraubungen, Verfolgungen und Unterdrückungen, denen die Kirche und ihr Oberhaupt Seitens der weltlichen Macht ausgesetzt ist. Ueberall dringt die Polizei des Staates mehr oder weniger mit ihrem *jus circa sacra* in das Innerste des Heiligthums der Glaubensfreiheit. Einem solchen Zustande gegenüber ruft man nichts desto weniger: „Rom erhebe wieder stolzer, denn je, sein Haupt.“ Welche zeitliche Vortheile, welche Vorrechte politischen Ehrgeizes, welche entscheidende Stimme im Kampfe zeitlicher Interessen hat denn dieser Stolz Roms in Anspruch genommen? Wir sind Zeugen einer Reihe von Revolutionen gewesen, die ein wirkliches oder eingebildetes Bedürfniß nach politischer Freiheit erzeugt hat. Alte Kronen sind gefallen, neue Throne emporgestiegen, — welche Stellung hat Rom, diesen Umwälzungen gegenüber, eingenommen? Es hat sich an die Entscheidung über die Rechtsfrage streng gehalten, und im Interesse der Ordnung die bestehende Ordnung anerkannt, nichts als den Frieden und die freie Bewegung der Kirche begehrend. Selbst, wo offene, blutige Verfolgungen mit Feuer und Schwert, wie in Spanien, die Kirche getroffen, hat Rom nur das Gebet der Gläubigen zur Erleuchtung seiner Bedrücker aufgerufen. Wer hat je in dem amerikanischen Freistaate den heiligen Stuhl angeklagt, daß er der Freiheit gefährlich wäre? Dieser Staat mischt sich nicht in die kirchlichen Fragen, und läßt Rom mit dem Gewissen seiner Gläubigen nach Wohlgefallen schalten. Hier hätten sich also die Intriguen der römischen Curie zeigen müssen, da ihnen der freieste Spielraum gelassen ist. Wo aber der Parteigeist die Gemüther mit tödtlichem Hasse erfüllt hat, da hat die Mäßigung Roms und sein Fernhalten von politischen Kämpfen selbst das Vertrauen seiner Gegner gewonnen. England, Frankreich und die Schweiz haben die Vermittlung des päpstlichen Stuhles zur Beschwichtigung der aufgeregten Leidenschaften nachgesucht. Hat der päpstliche Stuhl aber nirgends sich der Revolution und den Volksleidenschaften angeschlossen, so hat er sich eben so wenig dem

Despotismus gegenüber als ein geschmeidiges Werkzeug gezeigt. In jenem Lande des Nordens, wo die Hand des Autokraten alle weltliche und geistliche Macht in sich vereinigt, da ist es wieder Rom, welches ohne Schätze und ohne Kriegsheere den Mächtigen, Angesichts aller Völker, an die Heiligkeit des Rechts ermahnt hat.

Meine Herren! Das ist mein ultramontanes Glaubensbekenntniß, mit dem ich mich dem Antrage auf Abschaffung der Censur aus innerster Ueberzeugung anschließe, damit Jedem die Freiheit zu Theil werde, es mit allen ihm beliebigen Waffen zu bekämpfen. Ich habe aber hierzu einen zweiten und wichtigen Grund. Die Katholiken der Rheinprovinz wissen, daß sie einen König haben, dem sie Gut und Blut zu opfern schuldig und zu jeder Zeit bereit sind, sie wollen aber auch wissen, daß sie einen Landesvater haben, der ihre Glaubensfreiheit schützt, und zu dessen Herzen ihnen der Weg nicht versperrt ist. Damit sie zu diesem Herzen anders als durch Vermittelung ihnen entgegenstehender Elemente gelangen können, sehe ich keinen andern Weg, als den der Abschaffung der Censur.

[redacted]

L.

Ueber die Fortdauer des Verbots der historisch-politischen Blätter in Preußen.

Das Königlich Preußische Ministerium hat den 561 Eingesessenen von Trier, die sich wegen der Historisch-politischen Blätter bei ihm verwendet, die Antwort zukommen lassen, die Deutschland aus den Zeitungen kennt. Wir haben diese Antwort wörtlich und buchstäblich, wie sie erfolgt, vorhergesehen; sie hat uns daher weder überraschen noch befremden mögen; sie schließt sich vielmehr in durchgängiger Harmonie ihren früheren Präcedenzien an. Wir tadeln das nicht an sich, und ereifern uns nicht über die Abweisung; denn die Flüsse fließen dahin, wohin sie ihr Bette weist, wir wollen nur mit wenigen, ruhigen Worten dem Vorwurfe begegnen, worauf sie sich begründet.

Das Ministerium hat uns nämlich vom Anfang herein einer specifischen Feindseligkeit gegen die preußische Regierung beschuldigt. Wir könnten uns auf den Augenschein berufen, und sagen: schaut nur zu, und ihr werdet sehen, daß ihr unwahr geredet! Aber mit dem Berufen auf den Augenschein würden wir schlechte Ehre bei der jetzigen Generation höchst respectabler Menschheit einlegen; und auf einigen Erfolg unseres Widerspruches wäre durchaus in keiner Weise zu rechnen. Denn bei dieser Menschheit hat, wie bekannt, Gott Wetzel seit gerau-

mer Zeit sich schon incarnirt; und der hat alle beweisende Kraft des Augenscheines schon seit lange abgestellt. Er schaut nicht die Dinge wie sie sind, sondern wie er sie schaut, so sind sie, und damit beweist er aufs unwidersprechlichste seine gottgleiche Natur. Zwar thun die seyenden Dinge in ihrem Eigensinne bisweilen Einspruch, wie es jüngst bei Lucern sich zugetragen; aber das kann nur als eine vorübergehende Rebellion betrachtet werden, und wird, wills Gott, bald wieder zu Paaren getrieben.

Da sind z. B. diese furibunden Servile, die, wie es so die Art dieser Leute ist, jedesmal, wenn ein critischer Umschlag der Principien, Maximen und Formen naht, die Macht eindringen um im trüben Wasser gleichfalls ihre Netze auszuwerfen. Sie haben denn auch jetzt sich eingefunden, und ihrer ein Theil hat in der Literarischen Zeitung und dem rheinischen Beobachter, seine Bauhütte aufgeschlagen; die arbeiten nun dort in größter Emsigkeit, im Verhältniß, wie die Evidenz der Wahrheit schärfer andringt, die Mauer der Illusionen höher hinaufzubauen und undurchdringlicher zu machen. Sie klagen die Regierung mit dem begeisterten Ungestüme moralischer Entrüstung allzu großer Langmuth an, daß sie nicht in Zeiten so feindseliger Gesinnung Einhalt thue; und während sie dem bewaffneten Radicalism der Schweiz huldreich ermunternde Blicke zuwerfen, geben sie zu verstehen: mit solcher Energie, obgleich mit legaler Gemessenheit, müsse man gegen den Ultramontanism allerwärts verfahren. Mit welchen Worten sollen wir nun die hitzigen Eiferer stillen und beruhigen? Sollen wir ihnen etwa zureden: Seht doch zu ihr eifernden Freunde, wir sind euerer Regierung als Solcher in keine Weise feindlich; denn das wäre schlecht also in Bausch und Bogen gut und schlecht an ihr im voraus zu verurtheilen und zum Gegenstande blinden Hasses zu machen; es wäre überdem dumm über alles Maaß hinaus, und würde schnell sich rächen an dem, der sich in ein so blödes Thun verrannt. Es ist also nicht glaublich, daß es sich so befinde, wie ihr gesagt. Glaubt ihr, der milde Seifenschaum solcher Rede werde diese

rabenschwarzen Mohren weiß waschen? für ihre plumpen Fäuste sind dergleichen Distinctionen schon zu fein gesponnen. Sie würden mit blankgeschliffener eiserner Stirne uns erwiedern in ihrer Muttersprache: weil ihr als Katholische dumm seid und schlecht von Hause aus, darum seid ihr der Weisheit und der Tugend und der Großmuth, die Euerer schont, feindlich; und weil ihr unserer Regierung feindlich seid, darum seid ihr dumm und schlecht; Eins beweist das Andere. Damit haben sie uns nun total geschlagen, und erheben ein wiehernbes Gelächter, und werfen dabei mit den Hinterfüßen den Sand hinter sich, und alle ihre radical-servilen Gesellen lachen mit ihnen, und klatschen ihnen Beifall zu.

Also sind wir abermal Raths geworden, so schlagenden Argumenten aus dem Wege zu gehen, und unsererseits die Sache stillschweigend hinzunehmen. Aber ein Anderer hat für uns geredet; ein Ehrenmann, worauf der Rhein ja ganz Deutschland stolz seyn kann, der Freiherr von Loe, in dem, was er über den Zustand der Preßfreiheit, und die Weise, wie die Parität gehandhabt wird, am rheinischen Landtage ausgesprochen. Was man auch immer sagen möge, es ist nicht möglich seine Worte an schlagender Kraft, seine Thatsachen an überzeugender Eindringlichkeit, und seine Gesinnung an ehrenhafter Tüchtigkeit zu überbieten. Was der Oberpräsident seither darüber bekannt gemacht, hat den Eindruck dieser Rede nicht schwächen können; denn wer die Redaction concessionirt und zugleich die Censur bestellt, bleibt verantwortlich für die Sünden der Einen wie der Andern. Was der Redner gesagt, er hat es im Namen von zwei Millionen ausgesprochen; selbst die Protestanten unter ihnen, wenige Wüthige ausgenommen, werden gegen seine Wahrheit keinen Einspruch thun. Ein solches Wort, getragen von einem ganzen Volke, schlägt schärfer ein, als die schwache Rede, die wir aufzubringen vermögten. Und in diesem Sinne haben wir seine Rede hier abgedruckt, und schließen unsere Protestation ein in seine große Appellation.

Damit wäre dieser Gegenstand in kürzester Weise abgethan, nur ein Wort wollen wir über die Zukunft des Streites,

in den wir uns verwickelt finden, hinzufügen. Nicht der preußischen Regierung als Solcher gilt dieser Streit, mit dem Protestantismus haben wir es allein zu thun. Die Regierung fände sich, wenn es uns einfallen könnte, uns nach dieser Seite zu versuchen, schon durch die Censur gedeckt, über die die Regierungen zu ihrer wechselseitigen Assecuranz miteinander, jedoch wie es scheint mit Ausschluß der Kirche, übereingekommen; alle Versuche der streitenden Macht, die Staatsgewalt statt ihrer vorzuschieben, waren daher mit Unfruchtbarkeit geschlagen, und mußten mißlingen. Uns dagegen war es ein Leichtes, den Gegner aus seinem Verstecke hervorzuziehen, und er mußte uns immer in Person Rede stehen. Aber wenn wir mit ihm den Streit mit Ernst und mit Nachdruck geführt; dann haben wir uns doch wohl gehütet, auch ihm gegenüber das Unrecht auf uns zu laden, das sie von Staatswegen uns aufbürden, in Bausch und Bogen den Protestantism und alle seine Anhänger zu verurtheilen und zu verdammen. Wir lassen alles Gute, was er gehabt, noch hat und künftig haben mag, in seinem Recht bestehen; nur mit seinem Unrecht: mit seiner Gewaltthätigkeit, Herrschsucht und Habsucht, seiner übermüthigen Ausschließlichkeit, seinem Wolfshunger nach fremden Rechten, seiner tückischen Unverträglichkeit, haben wir es aufgenommen; und wehren seinen Leichtsinn in der Auffassung ernster Dinge, und seine despotische Aufdringlichkeit, mit der er alle Welt seinen leichtfertigen Ansichten und Maximen pressen möchte, mit aller Macht ab von uns und den Angehörigen unserer Kirche.

Wir haben fortdauernd diesen Kampf mit ehrenhaften Mitteln zu führen uns bemüht; wir können aber dagegen keineswegs unserem Gegner das gleiche Zeugniß geben. Vom Anfange an sind ihm die Waffen völlig gleich gewesen, und er hat ohne Bedenken zu jeder gegriffen, die ihm Erfolg versprach; schändete auch schon ihr bloßer Gebrauch den, der sie zu führen sich vergaß. Die Art, wie er sie dann gehandhabt, sie machte der Rüstung selber alle Ehre; Ritterlichkeit wäre Inconsequenz gewesen, ein Rückfall in die finstern Jahrhunderte; wie die Weis-

Buben thun, also sich zu gebahren, war zugleich bequemer und folgerichtiger. Dann brauchte man auch nicht so wählerisch zu seyn im Aufbieten der Kämpfer, die man ausgesendet; den ganzen Janhagel der Revolution konnte man zur Conscription zulassen; den ganzen Abschaum der Sümpfe unserer Literatur konnte man gegen die Kirche wehrhaft machen, und selbst unsere gelehrten Pedanten waren als Schanzkörbe zu verwenden.

So hat der rabiate Sturm gegen die Kirche sich erhoben, dessen Zeugen wir gegenwärtig sind. Alle Winde, die von Norden blasen, haben den Sand der Wüste und den Staub der Landstraßen auf ihre Flügel genommen; sie haben mit ihrer Last beladen sich dann insgesammt aufgemacht, und wollen den alten Fels, der so vielen Jahrhunderten getrotzt, in Sand und Staub und Unrath begraben, damit die eine und selbe Oede über alle Welt hingehe. Aber wie sehr sie eilen, sie kommen doch zur Unzeit an, und der Blüthenstaub, den sie unter ihren Flügeln tragen, wird ihnen unterwegens von unsichtbaren Händen abgeschüttelt, so kommen sie leer am Felsen an, gleiten an ihm vorüber, und kehren in ihrer Richtung eingelenkt und abgebeugt, unverrichteter Sache dahin zurück, von wannen sie gekommen. Die Orientalen erzählen: ein Sultan von Aegypten fand sich einst geärgert durch die Pyramiden, weil sie früher bestanden, ehe von einem Sultan im Lande noch die Rede war. Er wollte also die Adelstolze demüthigen und aus dem Wege räumen, und sandte 6000 arbeitsame Hände hin, sie dem Boden gleich zu machen. Die vielen Hände ließen es sich angelegen seyn, und nachdem sie sechs Monate unverdrossen gearbeitet hatten, ging er hinaus, was sie gethan, anzuschauen. Er fand am Fuß der Pyramide so viel Schutt und Steine angehäuft, daß man eine ganze geräumige Stadt davon hätte erbauen mögen; als er aber die Augen erhoben, um nachzusehen, um wie viel seine Arbeiter die Pyramide geniedert hatten, da war nichts als eine leichte Scharte an der Spitze nur zu sehen. Verwundert hat er nun sein Vorhaben aufgegeben, und die Pyramide steht zur Stunde noch. Dieser hat abgelassen, die unsern aber, die schon

in's vierte Jahrhundert keine Mühe sich verdriessen lassen, und nur ihre eigenen Trümmerhaufen abgeschrotten, lassen nimmer ab, und wiederholen immer aufs Neue ihre Sisyphus-Arbeit.

Da es nun also steht, müssen die historisch-politischen Blätter, ohngeachtet des Verbotes, ihre Waffenwache vor wie nach fortsetzen; wohl wacht ein höherer Wächter über seine Kirche, und bedarf menschlicher Hilfe nicht, aber es will sich doch gebühren, daß die Menschen wenigstens mit gutem Willen ihm entgegenkommen, damit sie seiner Hilfe einigermassen sich würdig zeigen. Ob die Weise des Kampfes eine andere werde, das kann allein von unsern Gegnern abhangen; wir haben immer dabei, wie die Welt uns Zeugniß gibt, der Ehre wahrgenommen; wollen sie ihrerseits gleichfalls Unehrenhaftes meiden, und lassen von der alten Unart, es wird ihrer Sache dienen, und jede Verständigung erleichtern. Setzen sie aber die alte Weise fort, dann kann es an uns nicht seyn, die Unsrige aufzugeben. Nicht sich sicher wähnend, wenn sie auch mitten im katholischen Lande alle Positionen besetzen, möchten sie es zu einem geschlossenen Handelsstaate machen, ohne allen Ideenverkehr und alle Gemeinschaft. So eine Frau einen Mann kampflich anspricht, sagt das alte Wolfenbüttler Kampfrecht, soll der Mann mit einer Keule bewehrt, bis zum Nabel in eine Grube steigen, die Frau aber soll ausser der Grube stehen, und soll ein Tuch mit einem eingebundenen Steine schwingen. Gelingt es ihr, den Hals des Mannes mit dem Tuch zu fassen, und ihn aus der Grube zu ziehen, dann hat sie gesiegt. Hat er aber mit einem Schlage der Keule sie erreicht, dann ist er der Sieger, und mag sie dem zum Zeichen beim Kopfe fassen. Will der Protestantism Frauenrecht in Anspruch nehmen, wie bisher, wir werden uns dem Gesetze des Kampfrechtes nicht entziehen.

Es bleibt uns nur übrig, den 561 Einsassen von Trier unsern Habedank entgegen zu bringen. Sie haben dem Rechte und der Wahrheit Zeugniß gegeben, und wenn sie auch nicht das Ziel erreicht, haben sie Gottes Lohn und diesen unsern besten Dank aus vollem Herzen reichlich verdient.

LI.

Literatur.

Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen, dargestellt von Georg Phillips, München 1845.

Der unmittelbare und nächste Zweck dieser Arbeit ist der in ihrem Titel bezeichnete; es würde den Verfasser freuen, wenn sie sich auch in einem weiteren Kreise nicht als ganz unbrauchbar erwiese. So lange es an einem Werke fehlt, welches die gesammte deutsche Geschichte, wie aus einem Guße, von dem katholischen Standpunkte darstellt, und wir in dieser Beziehung unsere Armuth bekennen müssen, wenn wir auch noch so tüchtige Monographien der Geschichte einzelner Persönlichkeiten und Zeitabschnitte aufweisen können, wird obige Schrift wenigstens für die Hauptgesichtspunkte als ein Fingerzeig dienen können. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, die, wenn auch nur kurz angedeuteten, Zeitereignisse selbst aus der Geschichte des Rechtes zu erklären, vorzüglich aber das große Unglück vor Augen zu stellen, welches über uns durch den Mangel an Eintracht, insonderheit aber durch die Trennung im Glauben, gekommen ist. Die Darstellung dieser Verhältnisse durfte aber nicht auf einseitige Weise geschehen, sondern im Gegentheil, es mußte das Unrecht, die Schuld, wo immer sie sich fand, als

solche bezeichnet werden. In dieser Beziehung mag die ganz kurzgefaßte Uebersicht der Perioden, die der Geschichte selbst vorangestellt ist, als die Gesinnung ausdrückend, in welcher das Buch geschrieben ist, hier mitgetheilt werden:

„Wegen der nothwendigen Verbindung der Reichs- und Rechtsgeschichte ist es geeignet, die Hauptabschnitte bei solchen Ereignissen zu machen, welche in Betreff beider von Wichtigkeit sind. Als solche bieten sich vorzüglich dar: Die Auflösung der karolingischen Monarchie im Jahre 888, die Errichtung des ewigen Landfriedens im Jahre 1495 und die Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806. Hiermit schließt die Geschichte dieses Reiches, alles Spätere ist in Rücksicht auf dasselbe als Anhang zu behandeln. — Die erste Periode hat es zunächst mit einer allgemeinen Charakteristik des germanischen Volksstammes bei seinem frühesten Auftreten auf dem Schauplatze der Geschichte zu thun; sie zeigt ihn dann in seinen Kämpfen mit den Römern, deren Resultat die Gründung mehrerer germanischen Königreiche auf den Trümmern römischer Weltherrschaft ist. Die höchst eigenthümliche Verfassung dieser Reiche, so wie das gesammte auf das Prinzip der Waffenfähigkeit basirte Recht der Germanen erfuhr durch deren Bekehrung zum Christenthum eine große Umwandlung, so daß man füglich den Rechtszustand in seiner neuen veredelten Gestalt mit dem Ausdrucke der christlich-germanischen Verfassung bezeichnen darf. Unter jenen germanischen Königreichen ragt an Macht und Bedeutung das fränkische hervor; mit ihm wurden allmählig die meisten übrigen zu einem Ganzen vereinigt. Dasselbe erscheint zuerst unter der Herrschaft der Dynastie der Merowinger, dann der Karolinger. Diesen letzteren gehört derjenige Mann an, der, wenn je ein Fürst, mit Recht den Namen des Großen trägt, Karl, in dessen Person durch Papst Leo III. die weströmische Kaiserwürde erneuert ward. Wie das der Merowinger, so artete auch sein Geschlecht aus; die gänzliche Auflösung der großen karolingischen Monarchie war die Folge davon. Dies geschah im Jahre 888; von den fünf Bestandtheilen, in welche

jenes Reich zerfiel, wurden vier allmählig wieder zu dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" mit einander vereinigt, nur das Westfrankenreich blieb für immer davon getrennt. — (Zweite Periode. Von 888 bis 1495.) — Auch das Ostfränkische, oder wie es seither gewöhnlich genannt wird, das deutsche Reich, galt für eine Fortsetzung des karolingischen; für einige Zeit aber wurde dieß Prinzip streitig und es hatte bald den Anschein, als ob dieß Reich selbst wieder in einzelne Bestandtheile zerfallen, bald den, daß die Oberherrschaft auf einen nicht-fränkischen Stamm übergehen sollte, bis daß Otto I. der Große sich von Neuem als den Nachfolger der Karolinger zu Aachen krönen ließ, und nunmehr es festgehalten wurde, durch diesen Act werde der König, weß Stammes er auch sei, ein Franke. Otto erwarb Italien und die Kaiserkrone, und damit für seine Nachfolger den Anspruch auf Beides. — Bis zur Mitte des 13ten Jahrhunderts bestiegen drei mächtige Geschlechter nach einander den deutschen Thron, nach dem sächsischen das fränkische, nach diesem das schwäbische Königshaus. Den Kampf gegen die Kirche, von Heinrich IV. in Leichtsinn und Uebermuth entzündet und fortgeführt, übernahmen die Hohenstaufen als Erbtheil von den Franken; er führte zu ihrem Untergange, ja fast zum Erlöschen der königlichen Gewalt in Deutschland, bis die Wahl der Fürsten Rudolf von Habsburg auf den Thron erhob. Er ward der Wiederbegründer eines gesetzlichen Zustandes, doch vermochte er es nicht, seinem Geschlechte die Thronfolge zu sichern. Erst nachdem Fürsten aus verschiedenen Familien, namentlich aus dem Luxemburgischen Hause, regiert hatten, blieb seit dem Jahre 1437 die Succession ununterbrochen bei dem Stamme der Habsburger. Keiner der Fürsten, seit Rudolf, war aber im Stande, dem fortschreitenden Verfalle der socialen Ordnung auf die Dauer Einhalt zu gebieten. Die Kämpfe, veranlaßt durch die immer weiter um sich greifende Landeshoheit, die Reception des fremden Rechts und die aus dem Widerstreite desselben mit dem einheimischen hervorgehende Rechtsunsicherheit, führten zu einem solchen Grade von Verwirrung, daß man das vierzehnte und

fünfzehnte Jahrhundert mit Recht als den Zeitraum des Faustrechts bezeichnet. Ganz wesentlich trug dazu bei, daß auch die kirchliche Disciplin in einen völligen Verfall gerathen war; deßhalb der allgemeine Ruf nach einer „Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern“. Um den in seinen Grundfesten erschütterten Rechtszustand neu zu begründen, nahm Maximilian I. eine völlige Umwandlung des deutschen Rechtsverfahrens durch Abschaffung des Fehderechtes vor; dieß war die Bedeutung des von dem Kaiser im Jahre 1495 verkündeten ewigen Landfriedens. (Dritte Periode. Von 1495 bis 1806. Anhang.) — Ueber die unabweisbare Nothwendigkeit einer Kirchenreformation war längst schon kein Zweifel mehr; darüber aber, worauf dieselbe gerichtet seyn sollte, bildete sich seit dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts noch eine neue Meinung aus. Während die Einen, im Gehorsam gegen die kirchliche Obrigkeit, dafür hielten, es bedürfe einer durch das ökumenische Concilium zu bewerkstelligenden Reformation der Kirchenzucht, wollten die Andern auch die Glaubenslehren der Kirche verbessern. Indem sie die Autorität des Papstes und des ökumenischen Concils verwarfen und somit auch die von diesem ins Leben gerufene Reformation, schlugen sie selbstständig diejenige Bahn ein, welche sie für die geeignete hielten. Auf diese Weise ward die Einheit des Glaubens getrennt und Deutschland zugleich auch in zwei politische Parteien getheilt. Andern Staaten gegenüber ward dadurch die Macht Deutschlands bedeutend geschwächt; vorzüglich aber wirkte dahin der unheilvolle dreißigjährige Krieg. Um der Religion willen begonnen, ward dieser Kampf zum großen Schaden Deutschlands und nur zum Vortheile der Fremden geführt. Der westphälische Friede ließ deutsche Länder theils ganz aus dem Reichsverbande und zwar zu Gunsten Frankreichs ausscheiden, theils gab er sie an Schweden, und nahm dieses einzig als Reichsstand auf. Die deutsche Nationalität, welche durch die Reception der fremden Rechte in hohem Grade gefährdet worden war, erlitt durch diesen Krieg und jenen Frieden

einen bedeutenden Stoß. Unter diesen Umständen war es ein Glück für Deutschland, daß der Kaiser eine große Hausmacht besaß; nur dadurch war er im Stande, den Türken, welche den Halbmond schon vor den Mauern Wiens aufpflanzten, die Spitze zu bieten. Aber während der Kaiser durch den Erbfeind der Christenheit im Osten gefesselt wurde, ward von Frankreich im Westen ein Reichsland nach dem andern abgerissen, sollte dem durch Waffengewalt gewehrt werden, so mußte doch bald Frieden geschlossen werden, um den Gegner in seinem Raube anzuerkennen. Ueberhaupt wurde seither das deutsche Reich weit mehr als zuvor in die Interessen des Auslandes hineingezogen und auf seinem Boden wurden die darüber entscheidenden Schlachten gekämpft. Der spanische und der polnische Successionskrieg wurde in Deutschland ausgefochten. Kaum war dieser Streit beendet, so eröffnete sich durch das Aussterben des Hauses Habsburg ein neuer Kampf wegen der Succession in dessen Erblande. Es gelang Maria Theresia, mit deren Gemahl ein neues Geschlecht, Lothringen-Bar, den Kaiserthron bestieg, sich im Besitz jener Lande bis auf Schlesien zu erhalten; dieß nahm und behauptete dann in siebenjährigem Kampfe Friedrich II. Der Ausgang des Jahrhunderts wird durch den Ausbruch der Revolution in Frankreich bezeichnet; diese ist jedoch nichts Andres, als die dort besonders furchtbar hervortretende Aeußerung der allgemeinen Erscheinung, daß die Bande zwischen Obrigkeit und Unterthanen durch gegenseitige Schuld sich löften. Auch Deutschland machte nur auf unblutigere Weise die Revolution durch, als deren Resultate die Säcularisation des Kirchengutes und die längst vorbereitete Auflösung des Reiches zu betrachten sind. — Für eine Zeit lang erlag Deutschland der Fremdherrschaft des Kaisers der Franzosen, aber mit Sieg wurden die Waffen der Deutschen gekrönt, das Vaterland ward befreit, der deutsche Bund gegründet, dennoch aber Deutschland nicht zu demjenigen Grade von Kraft und Macht emporgehoben, als die Größe der Siege es erwarten ließ." —

Die weitere Ausführung der hier angedeuteten Gegenstände folgt in einer Reihe von siebzehn Kapiteln nach, in welchen vorzugsweise auf die Rechts- und kirchlichen Zustände Rücksicht genommen ist. Das Buch macht keinen Anspruch auf eine unbedingte Vollständigkeit; allein, da überall die Literatur in reichlichem Maaße angegeben ist, so glaubt der Verfasser, daß es als eine anleitende Arbeit zu dem Studium der deutschen Geschichte Manchem vielleicht nicht unwillkommen seyn werde.

Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich derselbe die Bemerkung, daß, so vielfältig seine Zeit auch durch andere Arbeiten in Anspruch genommen ist, er an der Fortsetzung seiner seit mehreren Jahren unterbrochenen „Deutschen Geschichte, mit besonderer Beziehung auf Religion, Recht und Staatsverfassung“, thätig sei, und der dritte Band derselben im nächsten Jahre erscheinen, und die sächsische Kaiserzeit enthalten werde.



LII.

Briefliche Mittheilung.

Breslau, den 16. April. Vor einigen Tagen sagte man sich hier als gewiß, daß eine Entscheidung an das hiesige protestantische Consistorium von oben herab angelangt sei, wornach die Rongianer, wie die Alt-Lutheraner zwar sollten geduldet werden, aber nie die Hoffnung haben, irgend Antheil an katholischem oder protestantischem Kirchengut zu erhalten. Dem hiesigen Magistrate sei es jedoch sehr ernstlich verwiesen worden, daß er der neuen Secte die Armenhauskirche eingeräumt habe. Und dieß wohl mit allem Rechte, denn wie kann, in einer paritätischen Stadt wie Breslau, ohne die eine Confession zu verletzen, der Magistrat an Religionsstreitigkeiten Theil nehmen und die eine Parthei unterstützen? Am wenigsten durfte dieß in Breslau geschehen, wo der protestantische Cultus und das Schulwesen zum Theil aus Abgaben bestritten werden, zu denen auch die Katholiken beitragen, während die katholischen Kirchen- und Schulangelegenheiten fast gar nichts kosten. Wir müssen nur abwarten, ob sich obige Nachricht bestätigen wird. Vorigen Sonntag hat Ronge wieder Gottesdienst gehalten. Die Haltung des Auditoriums soll eben so würdig, als Ronge's Rede gehaltlos gewesen seyn. Fortgesetzte Seligpreisungen über die erfolgte Abwerfung des päpstlichen Joches; unter anderm hat er auch behauptet, daß dieser Act nicht bloß zu ih-

rem Seelenheil, sondern auch für ihr zeitliches Interesse ersprießlich seyn werde. Es gehört in der That, so etwas zu behaupten, die Unverschämtheit eines Radikalen dazu. Doch in gewisser Hinsicht hat der Mann recht, denn es sind uns Orte bekannt, wo der protestantische Anhang Ronge's die armen Katholiken, Dienstboten, Fabrikarbeiter auf jede Weise drängen, um in das Haus Ronge's einzugehen.

Hätten sich je die Katholiken dergleichen gegen die Protestanten zu Schulden kommen lassen, welche Untersuchungen würden da angestellt worden seyn! Schon erheben manche Blätter Lärm, daß die Katholiken sich von ihren apostasirenden Mitbrüdern zurückziehen, nicht mehr bei ihnen kaufen. Merkwürdig ist es, daß unser Minister Eichhorn, während er auf jede Weise dahin strebt, das positive Christenthum in der evangelischen Kirche freizustellen, er andererseits duldet, daß die äußerste Fraction der Linken in seiner Kirche seine Absichten durch die neuen Secten eludirt; eben so, daß er es geschehen läßt, daß Leute, die weder von einer Kirche, noch vom Staate authorisirt sind, ministerielle Handlungen, wie Trauungen, Taufen vornehmen, weßhalb sie fiskalisch sollten belangt werden, er andererseits befohlen hat, dem hiesigen Pfarrer Thiele einen fiskalischen Proceß zu machen, daß derselbe vor zwei Jahren eine Waise, die noch nicht ganz vierzehn Jahre alt war, und deren Vater protestantisch war, zu den heiligen Sacramenten der Buße und des heiligen Abendmahls zugelassen. Die natürliche Folge ist, daß nunmehr die geistliche Behörde erklären muß, die Ausspendung der Sacramente in der katholischen Kirche sei nur an die Würdigkeit, nie an die Jahre gebunden, gleichviel, wer das Kind gezeugt habe. Mit einem Worte, das Benehmen des Staates, rücksichtlich der neuen Secten, muß für die katholische Kirche in protestantischen Staaten den Vortheil haben, daß jene ihre natürliche Stellung wieder einnimmt.



LIII.

Katholicismus und Heidenthum.

(Aus dem nördlichen Deutschland eingesendet.)

Wenn der, welcher die Wahrheit selbst ist, von sich zeugt, daß Er nicht gekommen sei, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen (Evang. sec. Matth. V, 17: nolite putare quoniam veni solvere legem aut prophetas: non veni solvere sed adimplere), so hat er natürlich von dem Gesetz und der Verheißung des alten Bundes geredet. Diese Erfüllung des alten Testamentes trägt nun die christliche, d. h. die katholische Kirche in sich, wie dieß in neuester Zeit ein gelehrter Italiener, der aus dem Judenthum in die wahre Kirche übertrat, allen offenen, hellen Augen dargelegt hat.

Nun möchten wir unsere Ueberzeugung, die mehr und mehr sich in uns befestigt, aussprechen, daß eben diese christliche Kirche auch die Erfüllung des Heidenthums in sich trage. Ein-, oder in den meisten Fällen richtiger: viertel-seitige Akatholiken werden kein Bedenken tragen, diese Ansicht sofort gut zu heißen und in ihrem Sinne zu interpretiren. Heidnisches vollauf, schreien diese, hat der Katholicismus; gelehrte Forscher sind unserer Meinung; wenn wir, freie Leute, etwas auf Autoritäten gäben, könnten wir deren citiren aus Halle und Berlin. — Nun gut! so hört doch ihr Schreier, nur einen Augenblick: Soll das ein Lob oder ein Tadel seyn, wenn Ihr so nachdrucksvoll Eure Behauptung von dem heidenerfüllten Katholicismus aufstellt?

Ich, für meine Person, trage nicht das leiseste Bedenken, den Umstand, daß in der katholischen Kirche Heidnisches sich finde, für einen Vorzug, für eine Auszeichnung derselben vor anderen Confessionen anzuerkennen; trage aber auch ebenso wenig das geringste Bedenken, die Meinung: daß, um die Kirche von diesem Heidnischen zu befreien, die edle, holde Reformation nöthig gewesen wäre, für bornirte, pietistische Philisterhaftigkeit zu erklären. — Es wäre die Frage, ob denn ein schnurgerader Gegensatz sei zwischen Judenthum und Heidenthum, und zwischen Heidenthum und Christenthum: Sind alle Völker Asiens, sind die Griechen, die Römer, die Deutschen so aller Wahrheit baar und ledig gewesen, daß sie bei ihrem Eintritt in die christliche Kirche wie aus der finstersten, todten Nacht, wie aus ägyptischem Dunkel in das hellste, belebendste Licht übergingen! — Die Heiden hatten ein Gesetz, das seine Vollendung im Christenthume erlangen konnte; die Heiden besaßen dunkle Prophezeiungen von dem nahenden Heil, fühlten eine Sehnsucht, in der sie unaufhörlich nach dem wahren Gottesfrieden verlangten. Die Philosophie der Griechen war, wie ein Alter der Kirche sagt, die Vorbereitung auf die wahre Philosophie, welche die Räthsel des nach inniger Ruhe und kräftigen Frieden trachtenden Lebens löste *). — Die großartigen

*) Graf Jos. de Maistre in seinen Erläuterungen über die Opfer gibt dem Leser Folgendes zu bedenken: „Wo ist eine Wahrheit, die sich nicht in dem Heidenthum findet? — Es ist vollkommen wahr, daß es mehrere Götter und mehrere Herren sowohl im Himmel, als auf der Erde gibt, und daß wir nach der Freundschaft und der Gunst dieser Götter streben müssen. — Aber es ist auch wahr, daß es nur einen einzigen Jupiter gibt; daß er der höchste Gott, der erste und größte ist; die vollkommenste Natur, die alle andern, selbst göttlichen Naturen übertrifft; jenes Etwas, das Nichts über sich hat; daß er nicht nur Gott, sondern vorzugsweise Gott ist; daß er der Beweger des Weltalls; der Vater, der König, der Herrscher, der Gott der Götter und der Menschen; daß er der allmächtige Vater ist. — Es ist auch vollkommen wahr, daß man Jupiter nur in Verbindung mit Pallas und Juno gehörig anbeten könne, da der Dienst dieser drei Gotthei-

Institute des Alterthums vermag das eingeschrumpfte Wesen eines Sectirers nicht zu fassen.

---

ten seiner Natur nach untheilbar war. — Es ist sehr wahr, daß, wenn wir über den Gott, der alle gegenwärtigen und zukünftigen Dinge lenkt und regiert, und über den Herrn, der der Vater dieses Lenkers und die Ursache ist, mit Besonnenheit nachdenken, nie darüber zu einer Klarheit gelangen werden, wie sie der glücklichst ausgestattete Mensch nur immer erreichen kann. — Es ist sehr wahr, daß Plato, der das Vorstehende gesagt hat, nur mit Achtung zurückgewiesen werden darf, wenn er anderswo sagt: Obgleich der große König sich in der Mitte der Dinge befindet, und alle Dinge für ihn gemacht sind, weil er der Urheber alles Guten ist; so ist dessenungeachtet der zweite König in der Mitte der Dinge vom zweiten Range, und der Dritte in der Mitte der Dinge vom dritten Range, was übrigens nimmer auf eine deutlichere Weise geschrieben werden darf, damit, wenn diese Schrift etwa durch irgend einen Zufall zu Lande oder zur See verloren ginge, der Finder nichts davon verstehen könne. — Es ist sehr wahr, daß Minerva dem Haupte des Jupiters entsprossen ist. Es ist sehr wahr, daß Venus ursprünglich aus dem Wasser hervorgegangen; daß sie zur Zeit jener allgemeinen Ueberschwemmung, während welcher Alles ein Meer, und das Meer ohne Ufer war, dahin zurückkehrte; daß sie damals auf dem Grunde der Wasser einschlief; und setzt man noch hinzu, daß sie nachmals unter der Gestalt einer Taube, die im ganzen Orient berühmt geworden ist, aus dem Wasser wieder hervorging, so ist dieß kein sonderlicher Irrthum — Es ist sehr wahr, daß jeder Mensch seinen leitenden und einwohnenden Genius hat, der ihn in alle Mysterien des Lebens einführt. — Es ist sehr wahr, daß Herkules nicht eher zum Olymp hinaufsteigen und dort sich mit der Hebe vermählen konnte, bis auf dem Berge Oeta alles Menschliche, was er an sich hatte, durchs Feuer verzehrt war. — Es ist sehr wahr, daß Neptunus den Winden und dem Meere gebietet, und daß sie Furcht vor ihm haben. — Es ist sehr wahr, daß die Götter sich von Nektar und Ambrosia nähren. — Es ist sehr wahr, daß es den Heroen, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben, vorzüglich den Stiftern und Gesetzgebern, gebührt, von der rechtmäßigen Macht zu Göttern erklärt zu werden. — Es ist sehr wahr, daß, wenn ein Mensch krank ist, daß man das Uebel durch kräftige Worte sanft zu bezaubern suchen muß, ohne jedoch irgend ein Mittel der materiellen Heilkunst zu vernachlässigen. — Es ist sehr wahr,

In England gibt's Westentaschenbücher, die so klein sind, wie Däumling, von welchem die Mährchen erzählen; auch solche, die sogar nur die Größe des Nagels auf dem Daumen haben. Nun läugnet aber Niemand, daß gewissen Leuten von der neuern und neuesten Mode der Schatz der Wahrheiten so winzig, so dürftig geworden, daß Alles, was ihnen als ausgemacht und sicher gilt, auf Einen Daumennagel füglich geschrieben werden könnte. Das geht also in's Mährchen- und Fabelhafte, und noch einen guten Theil über Mährchen und Fabel hinaus: denn zur allerneuesten, wieder theilweise aufgefrischten Mode gehört, noch weniger zu haben, als auf Einen Daumnagel sich schreiben ließe: Manche nehmen Nichts, und noch weniger als Nichts an. Das muß man bekennen, bequem haben's diese Herrchen; ihr Gedächtniß und ihr Verstand können nach Belieben feiern. Geschähen noch Metamorphosen wie die, von welchen Ovid dichtet, es sollte mich nicht wun-

---

daß die Heilkunst und die Kunst der Divination sehr nahe verwandt sind. — Es ist sehr wahr, daß die Götter manchmal an dem Tische gerechter Menschen Platz genommen haben, und daß sie zu andern Zeiten auf die Erde gekommen sind, um die Verbrechen derselben Menschen zu erkunden. — Es ist sehr wahr, daß Völker und Städte Schutzpatronen haben, und daß im Allgemeinen Jupiter unendlich Vieles in dieser Welt, vermittelst der Genien thut. — Es ist sehr wahr, daß selbst die Elemente, die auch Reiche sind, gerade wie die Reiche gewisse Gottheiten zu Vorstehern haben. — Es ist sehr wahr, daß die Fürsten der Völker zu dem Rathe des Gottes Abraham berufen werden, weil die mächtigen Götter der Erde viel wichtiger sind, als man glaubt. — Aber es ist auch wahr, daß „unter allen diesen Göttern nicht Einer ist, der sich mit dem Herrn vergleichen könnte, und dessen Werke den seinigen nahe kämen. Denn im Himmel gibt es nichts, was ihm ähnlich wäre; unter den Söhnen Gottes hat Gott selbst nicht seines Gleichen; und außerdem ist er der einzige, der Wunder wirkt." — Die Beweisstellen für seine Behauptungen liefert der Graf J. de Maistre mit umfassender Gelehrsamkeit in dem zweiten Theile der Abendunterhaltungen zu St. Petersburg, deutsch von Moriz Lieber, Seite 395 bis 407.

dern, wenn solche Leute nichts würden, als ein scheußliches Maul, oder ein herz- oder kopfloses Monstrum mit einer nie ruhenden Hand, die blasphemische Broschüren und Bücher, auch in manche Zeitungen Correspondenzartikel fabricirte. Es wäre eine tragische Wahrheit, wenn diese Metamorphosen Statt hätten, und das Maul der Hand dictirte: finsteres Mittelalter, Adels- und Pfaffentyrannei, Jesuiten u. s. f., und dazu brüllte: Freiheit von dem verdummenden Rom, deutsch-nationale, deutsch-katholische Kirche! Alle Rebellen hoch!

Wir kehren zu dem zierlich gestalteten Wesen der Fabelwelt zurück: Ein Däumlingskalender mit Einem Blättchen läßt sich noch ziemlich leicht studieren. Alles, was nun sonst noch in der Geschichte und Welt sich darstellt, aber auf ihrem Blättchen nicht steht, wird für Unsinn erklärt. Dahin mußte nothwendig die Methode führen, nur einen Theil der Glaubens- und Gnaden-Wahrheiten, ein Stück der heilgen Schrift, ein Capitel und dann einen Vers, zuletzt sogar auch diesen Rest, der auf das erdenklichste Minimum zusammenschrumpfte, nicht als von dem dreieinigen Gott geoffenbarte Wahrheit, sondern als Erzeugniß der höchsten, aber sich selbstbewußten Subjectivität gelten zu lassen. Diese starren, armseligen Männlein, wie möchten sie den Reichthum der, freilich zum Theil helldunklen und blaßen, Wahrheiten in der Heidenwelt begreifen! — Diejenigen Protestanten, welche (dieß ist hier und da üblicher Ausdruck) eine allgemeine Religion statuiren, vermögen schon eher in die Hallen der nichtchristlichen Welt einzudringen. Die Naturalisten oder Rationalisten unter den Akatholiken, wenn sie einigen Lebenskern erhalten haben, bewahren sich doch einen gewissen, natürlichen, geraden, offenen Sinn, der sie fähig macht, das Naturleben der Alten theilweise zu erfassen. In die Höhe jedoch und in die Tiefe mögen sie seltner steigen; sie bilden sich Schemata, Rubriken, und was nicht da hinein will und kann, bleibt nebenbei liegen. Am kläglichsten und jämmerlichsten von Allen aber spielen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft die Orthodoxen, und zumal die Pietisten, ihre

Rolle. Ohne inconsequent zu seyn, vermögen sie auf diesem Felde in ihrem Eifer nicht zur richtigen Erkenntniß zu gelangen, und wie die Erfahrung lehrt, schießen sie immer neben dem Ziele ins Blaue hinein; sie sehen außer ihrem beschränkten Kreise nur dicken Nebel und kohlrabenschwarze Finsterniß.

Wenn die Protestanten auf den Gebieten der Kunst und Geschichte Etwas leisten, so geschieht das nicht wegen ihres Protestantismus, sondern ungeachtet desselben. Bei ihnen ist überall Inconsequenz, und dieß ist noch ein trauriges Glück für sie. Zudem ist, auch wieder ein Glück für sie, der eigentliche Protestantismus der Concordienformel und der Dortrechter Synode längst entschlafen; und die neuesten Bemühungen, ihn von den Todten zu erwecken, mißglücken complett. Geriethen sie, so würden die Anhänger in die Rohheit zurücksinken, in welcher ihre Vorfahren um die Zeit des siebenzehnten Jahrhunderts taumelten. Vor der Barberei, in welche die Reformation Deutschland fast dreihundert Jahre lang versetzte, wird Gott uns bewahren.

Wenn das wahr ist — und wir haben guten Grund, es anzunehmen, — daß der Katholicismus Heidnisches, aber wohl gemerkt: dasselbe in seiner Erfüllung, in seiner Vollendung in sich trägt, so muß der in dieser Kirche Lebende das Heidenthum tief und richtig verstehen können. Durch die Erfüllung wird die Verheißung klar; durch das Urbild wird das Vorbild erst im wahren Kerne seines Wesens erkannt. So gewiß es ist, daß das Alte Testament erst durch das Neue recht verständlich ist, so gewiß ist es auch, daß das Heidenthum erst durch den Katholicismus zur Klarheit gelangt. Wie aber das Alt-Testamentliche in der christlichen Kirche christlich wird, so wird auch das Heidnische in dieser Kirche von ihrem Geiste geheiligt, und hört auf, seinem Wesen nach heidnisch zu seyn.

Wie erhaben also, wie majestätisch erscheint der seines Namens werthe Katholik auch auf diesem Gebiete! Wer im Bereiche der vollen Wahrheit auf den Höhen und in den Thä-

lern gehen darf, kann auch anderwärts die Wahrheit, wie und wo sie ist, gutes Muthes gelten lassen. Wer die Kraft des Lichts an sich selbst erfahren hat, übt seinen Blick und sein Gefühl für dasselbe; wer aber viel in das Dunkle gesehen, dessen Auge kann das Licht nicht ertragen. Ein solcher hell- und scharfblickender Katholik von erster Größe war z. B. der Graf von Maistre, groß als Vertheidiger der Unfehlbarkeit des Papstes und als Philosoph und Philolog. Was geistreiche protestantische Sprachgelehrte als neu vorbringen, hätten sie längst von ihm lernen können.

Die Protestanten, besonders wieder diejenigen, welche einen pietistischen Anstrich haben, werden nicht müde, sich der Erfahrung der Religion an ihrem Herzen zu rühmen; während sie in ihrer Beschränktheit sich einbilden, die Katholiken hätten die Religion nur so äußerlich; recht ins Herz käme bei denen ihre Kraft nicht. Was sich doch ein Menschenkind nicht Alles einbilden kann! Die Geschichte des Protestantismus verliert sich doch nicht in so dunkle Zeiten, daß man ihn nicht kennte. Der Ahnherr selbst, der gepriesene Mann Gottes von Wittenberg, ist in seiner rohen Naturkraft stecken geblieben, trotz aller Exaltationen und Luftsprünge, in denen sich seine Art ergötzte. Der geringste Heilige der Kirche hat die umbildende Kraft des Evangeliums in höherem Maße an seinem Herzen erfahren, als dieser Held, welcher den Brief des heiligen Jakobus für eine strohene Epistel erklärte. Ein Protestant will einmal ganz und gar nichts von sich selbst haben, und ist dann doch wieder sich selbst Papst, Priester, Lehrer, Kirche, und will selbst Alles seyn und Alles machen. Da nennt er nun diese Sisyphus-Arbeit Herzens-Erfahrung; sie ist aber nichts anders als Subjectivität, die sich in sich selbst abquält und abmartert, sich selbst betäubt. In diesem Subjectiven nun haben es diese Kämpfer allerdings weit gebracht, so daß ihnen das Objective, die in sich selbst sichere und gewisse Wahrheit, mit einem Worte: die Geschichte, fast ganz abhanden gekommen ist.

Weil sich aber diese Subjectiven der Geschichtschreiberei ausschließlich bemächtigt hatten, so herrschte auf diesem Gebiete eine Verwüstung und Verwirrung, wie bei Babel's Thurm. Und es ist in unserer Zeit noch keine leichte Arbeit, in das weite Gebiet der Weltgeschichte und der Religion mit möglichst unpartheiischen Augen einzudringen. Ist man aber festen und ruhigen Schrittes einen Theil des Weges fortgegangen, so lohnt sich der Fleiß, welcher auf die ausgestattete Enthüllung des Ganzes der Menschen und Völker verwendet wurde, auf ganz überraschende Weise. Alle katholische Weltanschauung schienen diese Sichselbstbeschauenden beseitigt zu haben; und es ist fast unbegreiflich, in welche dunkle, elende Träume der Dämon der subjectiven Laune die Menschenkinder einlullt. Da möchte man oft meinen, die Augen der neuen und auch der neuesten Geschichtschreiber schlössen sich in kindischem, knabenhaften Muthwillen vor der Helle des Lichtes, in welchem die Thatsachen entgegentreten. — Da nun aber die Subjectivität unsere Zeit so schwach gemacht hat, daß sie ihren Augen nicht trauen, der Macht des gesunden Menschenverstandes, der bekanntlich nicht leicht zu haben ist, die Einwirkung nicht gestatten mag, so erzeugt dieß Uebel wieder das alte Uebel, und es kehrt sich die Betrachtung von dem, was geschehen ist, immer mehr weg, und versinkt immer krampfhafter in das Innere des schwachen und abgeschwächten Selbst. Dieß ist das Land, auf welchem die verkehrten Bilder der wirklichen Dinge geschaut werden. Würde nur noch die Gedankenwelt des Betrachtenden geheiligt, würde das Herz, aus dem die Spiegelbilder belebt werden, geläutert und gestärkt, so möchte den selbstgeschaffenen Creaturen noch ein heiliger Wille, und eine nach dem Himmel strebende, und von ihnen aus geleitete Thatkraft beigelegt werden können. Dasl aber geschieht nicht. — Diese Menschen aber senken sich — und es ist dieß die nothwendige Folge der protestantischen Subjectivität — nach der Tiefe der Erde zu, in das Irdische und Unterirdische. Wo aber die bösen Mächte walten, die Kälte des Todes und der Finsterniß gebietet, wußten

die Griechen und Römer, deren Natursinn wir bewundern mögen, mit Sicherheit; und mit derselben Sicherheit wußten sie, wo die seligen, am Tranke der Unsterblichkeit und ewiger Jugend sich ergötzenden Gottheiten wohnten. Unsere moderne, zum Schlamme der Erde geneigte Zeit weiß das nicht.

Dieser kümmerlichen Subjectivität steht natürlich Einseitigkeit und Beschränktheit zur Seite. Es ist ja der Protestantismus seinem Ursprunge, seinem Wesen nach eine bedauernswerthe, krankhafte, gereizte Einseitigkeit; und je länger derselbe sein Siechthum trägt, desto mehr schrumpft er zusammen, wie Tithanus, der zur zirpsenden Grille ward. In einem großen Theile von Norddeutschland ist das Leben so winzig und hager, so der frischen Kräfte baar, daß es nur noch ein wenig abstractes, buddhistisches Denken gibt; das Mark der Knochen ist wie durch träumerische Selbstschwächung zu Wasser und Gallerte geworden. Landläufige Redensarten: das ist ganz undenkbar, das kann ich mir gar nicht denken *), machen die Ge-

*) Seit dem Jahre 1840 tritt hier im protestantischen Norden eine fieberhafte Krankheit des Verstandes offen zu Tage, welche das Gefährlichste fürchten läßt. Die sociale Sitte und der noch bis dahin beachtete Anstand scheinen in der jüngeren und Männerwelt Abschied genommen zu haben, so daß diejenigen, welche vor jenem Jahre in andere, südlichere Gegenden gezogen sind, bei Besuchen in jenen nördlichen Gegenden, dort wie in der Fremde zu leben glaubten. Ihre Aeußerungen über den „Fortschritt" des Nordens wurden von den Bewohnern desselben selbst bestätigt. — Welches Unglück dort drohe, und wie unheilbar dasselbe für den Staat und die protestantische Religion sei, läßt sich ohne Zweifel leicht fassen. Wie diese Erhitzung und endliche Verkohlung des Verstandes, die zuletzt Asche erzeugen muß, durch den Protestantismus erzeugt wurde, so wird nun durch denselben das Uebel auch immer fort genährt, bis es zu dem Resultat, dem Aschenhäufchen, kommt. — Dieser Schwärmerei des nordischen Verstandes hätte nur durch die Segnungen der allgemeinen Kirche, die den ganzen Menschen nährt und stärkt und allein harmonische Bildung möglich macht, gründlich begegnet werden können. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

schichte, deren heldenkräftigste Thaten, deren wirklich großartige Erscheinungen todt, streichen sie für dieses Volk mit spindelbeinigen Gedanken aus dem Buche des Lebens.

Diese starre Einseitigkeit muß nothwendig da eintreten, wo man an den Zeitgeist sich verkauft, an ihn seine Seele verschreibt. Aus dem Zeitgeist ist die Reformation entsprungen, und die Enkel treiben es so, wie ihre Väter. Des freien heiligen Geistes Macht ist es, über den Geist der Zeit zu herrschen, ihn zu heiligen, zu leiten, auf die rechte Bahn zu bringen. Freie, wahrhaft freie, lebendige Gedankenbewegung ist in dem papiernen, verknöcherten Protestantismus unmöglich.

Vor der Philosophie erschrickt der Katholik nicht; sie mag ihr Wesen und Unwesen treiben, sie ist keine Macht, die ihn ganz in Besitz nehmen, überwältigen, knechten könnte. Ihm ist die stets kräftige, lebendige Kirche die feste Burg; der Protestant aber, laut vieler Erfahrung, erliegt der Philosophie. Wer hier im akatholischen Norden lebt, kennt die Furcht, welche Orthodoxen und Pietisten vor der Philosophie hegen; und ihre Bemühungen, aus den höhern Schulen die Philosophie zu verbannen oder wenigstens zu beeinträchtigen, oder die Vernunft möglichst gefangen zu nehmen. — Mit dieser Furcht hängt die der Philologen vor dem Heidenthum aufs innigste zusammen: steckt der protestantische Philolog in dem Heidenthum drin, so kann er nur durch einen Sprung, durch eine Verachtung desselben in seiner Confession wieder ansäßig werden; einen Uebergang aus jenem in diese gibt es für ihn nicht. Den Protestanten fesseln an seine sogenannte Kirche keine Bande, die ihn weithin, mit elastischer Kraft, sich ergehen lassen könnten. Für ihn gibt es nur enge, starr und scharf beschlossene Kreise: rationalistische, pietistische, heidnische. Innerer Zusammenhang des Rationellen und Mystischen, der Geschichte und der Philosophie existirt einzig und allein in der allgemeinen Kirche. — Aus seinem, mit Brettern beschlagenen Kasten tritt der Protestant in einen andern Kasten: er kann griechisch-, römisch- oder deutsch-heidnisch werden, und wird es auch. Wahrhaft

freie, lebendige Gedankenbewegung ist nur in der katholischen Kirche möglich.

Das ist der Unsegen, welcher der Trennung von der lebendigen Geisteskraft *), die in der Kirche waltet, auf dem Fuße nachfolgen mußte: Furcht, und wieder Furcht und immer Furcht. Vor was fürchtet sich nicht ein Protestant! Ultramontane, Jesuiten, Philosophie, Heidenthum, Hierarchie, Papst quälen ihn; es kann Einen oft das tiefste Mitleid ergreifen, wenn man diesen gespenstischen Aberglauben, der mit Unglauben einhertritt, seine Macht über die auf grundlosem, schwankenden Boden Taumelnden ausüben sieht.

Dieser subjectiven, einseitigen, an den Zeitgeist und die Launen der Philosophie angsterfüllten Schwäche gegenüber thront auf festem Sitze der wahre Katholik. Den Ereignissen sieht er geraden Blickes in das Gesicht; die hehre, heilige Macht seiner Kirche hat ihn zu objectiver Betrachtung gezwungen, und seine Person, sein Tiefstes, Innerstes zur Wahrheit geführt. — Ihm gehört die Zeit und die Ewigkeit: seine Abstammung geht zurück bis auf die Tage, an deren einem der Herr sprach: Es werde Licht und es ward Licht. — Seine Kirche umfaßt die verschiedensten Nationen und Individuen, und bildet die Harmonie, in welche die Lobgesänge der Engel und Heiligen einstimmen. Sie freut sich der mannigfaltigsten Thätigkeit des menschlichen Geistes, denn sie weiß Alles zu ihrem Heile zu wenden. Der wahre Katholik ist mit den mannigfal-

*) Gegen die Gefahr, welche den materiellen Interessen zu drohen scheint, hat nur die leiblich-geistige, die katholische Kirche die rechten Waffen. Sie allein kann Neues hervorbringen und das Gute bewahren. Der Protestantismus ist starr und revolutionär an die Materie, die nicht durchgeistet ist, verrathen. Wo aber der dürre Verstand und die Materie herrschen, kann kein Fortschritt als durch Revolution Statt haben; ihr Leben besteht ja nur durch ununterbrochene Revolution, bis zum Abschluß Delirium und Schwärmerei des Verstandes und der Ruin des Leibes eintreten.

tigsten Völkern zu Einer Familie vereinigt; die Sprachen alter und neuer Zeit sind in ihr zu feinem Studium bereit. Der Katholik kann durch Zeit und Raum seine Arme ausbreiten; sein Herz kann noch die Pulsschläge der Nationen und großen Männer, die Glieder an dem Leibe der Kirche im Himmel und auf Erden sind, nachempfinden: Nichts Gutes, nichts wahrhaft Großes geht für die Kirche im Sturm der Zeit verloren. Vielseitige Bildung wird einzig und allein durch den Katholicismus möglich: das Wahre, Gute und Schöne sind nur in ihm zusammen. Verstand, Vernunft, Gefühl, Phantasie, Thatkraft, kurz alle Kräfte und Vermögen des Menschen können allein in ihm gleichmäßig gestärkt und geheiligt werden. — Wie leicht ermattet der Eifer dessen, der sich mit fernen Zeiten und Völkern beschäftigt; und wie leicht verliert er sich in unnütze Kleinigkeiten und Spielereien. Wer in der Kirche lebt, hat einen Kreis mit heiligem Centrum, auf das er all sein Wissen beziehen, von dem er neue Stärkung und Ermuthigung schöpfen kann. Fröhliche Kraft, frischer Muth ist nur dem eigen, der die ewige Wahrheit besitzt, und im treuesten Vereine mit für die Ewigkeit Verbundenen lebt. Und was ich schon oft gesagt, darf ich auch hier wiederholen: der Gehorsam, im Dienste der Kirche gelernt, gibt Kräfte, von welchen die Welt keine Ahnung hat.

Die Römer sind das Vermittlungsvolk; und ihre Sprache ist nicht etwa bloß eine Gelehrten-, sie ist eine die Völker verbindende Sprache. Auch diese Erbschaft des weltbeherrschenden Roms hat die Kirche angetreten. — Aber die Protestanten sind doch gewaltige Griechen? Zum Theil. — Ein Protestant als solcher kann das Griechische nur zum geringsten Theil verstehen: das griechische Volk ist das Volk der Kunst. Auch die Sprache trägt diesen Charakter, und kann, ohne daß man in die Kunstanschauung der Alten eingedrungen ist, nicht gründlich erfaßt werden. Daß der Protestantismus, wie sein älterer Bruder, der Muhamedanismus, gegen die Kunst sich feindselig verhalte, weiß Jeder, und ist dieß eine unbestrittene Thatsache.

So viel sich auch der Protestant mit dem Griechischen beschäftigen mag, zu einer lebendigen, durchdringenden Kenntniß desselben wird er es, als solcher, nicht bringen. Nur so weit er vom Protestantismus abgeht und Katholik wird, bringt er tiefer in das Wesen der Kunst ein.

Man könnte darin ein Glück erkennen, daß sich die Protestanten mit so viel Eifer gerade auf das Griechische werfen. Sie fühlen, was ihnen fehlt: das Katholische, das Schöne; denn vielseitigere Bildung, namentlich das Gefühl für das Schöne und wahrhaft Menschliche können durch dieses Studium des Griechischen theilweise erlangt und gestärkt, und dadurch der so Gebildete, dem alsdann der Protestantismus in seiner trockenen Einseitigkeit und Häßlichkeit zuwider werden muß, zu der Kirche hingeführt werden, in welcher auch das Griechische verklärt und geheiligt aufgenommen ist. Ersetzt aber kann das Katholische durch das Griechische nicht werden.

Beweise für das Gesagte bedarf der, welcher im Norden Deutschlands lebt, nicht. So viel Rühmens auch von dem philologischen Studium hier gemacht wird, über das Mittelmäßige geht nicht viel hinaus. Was die protestantischen Philologen leisten, sind Vorarbeiten; sie tragen Materialien zusammen für einen Bau, der nur in der Kirche aufgeführt werden kann. Die Pflegerin der Philologie, in ihrem weitesten Umfange, ist die katholische Kirche von jeher gewesen; und der Protestantismus ist, als solcher, derselben keineswegs sonderlich hold, wie dieß von freisinnigen, protestantischen Gelehrten offen gestanden und nachdrücklich behauptet wird *). Würde aber der allergrößte Theil der Protestanten nicht in Blindheit und Fanatismus großgezogen und darin erhalten, so könnte auch diese Wahrheit längst bekannter seyn. In gesunden, starken, consequenten, zu einem harmonischen Ganzen geeinten Naturen ist die Religion maßgebend; nützt diese Nichts, so ist der Mensch

*) Der durch Gesinnung und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Gelehrte Dr. Daniel bekennt in seinen theologischen Controversen diese Wahrheit.

ein zerbröckeltes Wesen, verbildet. Consequent, aus einem Guß ist nur das Katholische.

Hier in protestantischen Gegenden haben Lehrer und Lernende wenig Frucht von ihrer Anstrengung; das, was auch die Kirche nur geben kann, fehlt: liebevolle Zucht, freudiger Gehorsam, Einheit, die bei aller Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Individuen Statt haben kann. Wo die Einigkeit in der Religion, in dieser innersten Kraft, in dem frisches Leben spendenden Mittelpunkt, nicht waltet, da ist Gemeinschaft, gemeinschaftliches Wirken, das allein Segen bringt, unmöglich. Zerrissenheit der Jugend tritt hier schon frühe ein, und damit der Zweifel und die Gleichgültigkeit; daneben Partheien nicht für Sachen, sondern für Personen. Da gibt's denn noch Leute, welche solche Trennungen gut finden und sich freuen, wenn — wie sie sagen — alle Richtungen — ob wahr oder unwahr, ist zunächst gar nicht die Frage bei ihnen — vertreten sind. — In der Protestation, Opposition gegen die Wahrheit in der einigen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche sind Alle einig: Pietisten, Orthodoxen, Lutheraner, Calvinisten, Unirte, Philosophen verschiedenster Art, Atheisten, Rationalisten und wie alle diese kranken Leute heißen mögen, die oft an Einer Anstalt ihre Kräfte zerarbeiten. Jammer und Schade! — Wenn auch die Gegenwart und Vergangenheit unter den Protestanten manche ausgezeichnete Sprachgelehrte und Alterthumsforscher aufweist, so haben diese den glänzenden Erfolg ihrer Studien ihren, durch den, die geistigen Kräfte einschnürenden und verdrehenden, Protestantismus nicht beschädigten, natürlichen Anlagen zu danken. Alle vollendete, vollkommene Gabe kommt von Oben herab und theilt sich mit in der Kirche, und es gilt hier, wie überall, das Wort: extra ecclesiam nulla salus.

LIV.

Auch eine briefliche Mittheilung aus Würtemberg *).

Es ist sonst nicht meine Sache, oberflächliches Gerede zu widerlegen; wenn ich in Gegenwärtigem von meiner Gewohnheit abweiche, so habe ich dazu speziellen Grund, der, außer den Verfasser der brieflichen Mittheilungen im XV. Band, 5tes Heft dieser Blätter, jeden Freund der Wahrheit interessiren muß. In denselben schildert ein wahrscheinlich junger Priester seine Noth und seine Hindernisse, die seinem Wirken entgegengestellt werden, oder worden sind. Er rechnet hiebei auf Zustimmung Gleichgesinnter, und mag sich hierin nicht täuschen. Aber darin täuscht er sich, wenn er meint, daß „Leute von einer gewissen theologischen Richtung, wie er sie nennt: Alles vom Brodkorbe abhängig machen.“ Mit Abfertigung dieser harten, aber unerwiesenen Beschuldigung, die eigentlich eine derbe Zurechtweisung verdiente, will ich weder die Zeit verderben, noch des Lesers Geduld ermüden, sondern mir nur die Bemerkung erlauben, wie ich noch nicht wahrgenommen, daß so ein junger Herr die Temporalien mit stoischem Gleichmuthe verachtet, und seine ganze Thätigkeit dem seelsorgerlichen Wirken mit ungetheiltem Eifer zugewendet hätte. Daß er die Leute von einer gewissen theologischen Richtung fast für nichts achtet, und nahe daran ist, auf sie als auf Ungläubige und Abtrünnige das Anathem zu schleudern, das hat er nicht erfunden; auch seine Klagen entsprechen den Winken und Warnungen, die man ihm als Vade mecum mitgegeben hat auf seinen Lebensweg. Und in dem Maaße „jene Leute“ in seinen Augen nichts gelten, weil sie nichts sind und nichts wirken, in demselben umgekehrten Verhältnisse ist er dagegen voll apostolischen Geistes und Glaubens,

*) Vergleiche den Anfang des folgenden Artikels.

und meint hinter seinen Schritten die Saat zur hundertfältigen Erndte wuchernden Gedeihens aufschießen zu sehen, die er mit seinen Händen ausgestreut. Man muß ein Mann ohne Lebenserfahrung, ohne Billigkeitsgefühl und ohne Liebe seyn, um dieses von sich zu glauben, und jenes von Andern zu behaupten.

Wie weit man sich in liebloser Beurtheilung Anderer verirren könne, hat der Verfasser jener brieflichen Mittheilungen in den Schicksalen eines jungen Geistlichen in Würtemberg (ich vermuthe nicht ohne Grund, an sich selbst) zeigen wollen. Es ist nur zu beklagen, daß die jungen Herren die Ursachen ihrer Mißstimmung anderswo suchen, als wo sie zu finden sind. Darum können sie sich in ihre Gegenwart nicht hineinfinden, die nur ihrer wegen eine andere ist, und es so lange bleiben wird, als sie sich ihr nicht anbequemen wollen. Ihre Unzufriedenheit steht aber nicht allein, seit sie angefangen, mit ihren unmittelbaren Vorgesetzten in Widerspruch zu treten. Ehedem (und noch vor Kurzem war es so) betrachtete der Pfarrer den Vicar als seinen lieben Bruder im Herrn, seinen Gehülfen im heiligen Amte und als Freund seines Hauses; er erwählte ihn zu seinem Vertrauten, sprach mit ihm über Amtliches und Außeramtliches, und suchte ihn, durch freundschaftliche Winke und den Rath seiner Erfahrungen, mehr und mehr einzuführen in den seelsorglichen Beruf. Und der junge Geistliche schloß sich vertrauend an den ältern an, und fühlte sich geehrt durch die Aufmerksamkeit, die ihm geschenkt wurde, war dankbar für jede Belehrung, die er empfing; hatte Achtung vor seinem Vorgesetzten, und war bescheiden bei allen Berührungen mit ihm. Darum freute sich der Pfarrer auf die Ankunft seines Gehülfen, und hieß ihn herzlich willkommen; und der junge Geistliche freute sich hinwieder, in ein Haus einzutreten, wo ihm nach den Mühen der Vorbereitungsjahre seine Tage, zwischen ernster Thätigkeit und erheiterndem Umgang getheilt, angenehm dahinflossen. Es war ein schönes, friedliches Zusammenleben, — für Beide in späteren Jahren noch ein Gegenstand angenehmer Erinnerung. Oft knüpfte sich hieran das Band einer dauernden Freundschaft.

Diesem **Olim** läßt sich aber kein erfreuliches Nunc entgegenhalten. Nun sind die Pfarrer genöthigt, die Haltung eines Vicars für eine Last anzusehen, nicht weil sie ihnen eine reichlichere Belohnung und einen bessern Tisch reichen (das Erstere ist befohlen, und der gute Wille, womit der Befehl vollzogen wird, läßt sich aus der an manchen Orten, wo es angieng, freiwilligen Einräumung eines größeren Antheils an den Accidentien erkennen; und das Zweite hat — wenigstens in manchem Hause — die Lüsternheit verschiedener junger Herren hervorgerufen, die gut zu leben gewohnt sind, und denen um des Friedens willen nachgegeben wird), — sondern weil sie wahrnehmen müssen (doch gibt es auch jetzt noch seltene Ausnah-

men), daß der junge Mann ein vollgerütteltes Maaß von geistlichem Hochmuth mit sich bringe, sich auf Verstellung trefflich verstehe, und selbst nicht eine kleine Lüge verschmähe, um nicht auf einer Falschheit ertappt zu werden. Daher ist es keine Seltenheit, daß der junge Herr hinter dem Rücken des Aeltern agirt, sich an die etwaigen Gegner des Letztern anschließt, sich ein wenig auf's Spioniren verlegt, wo er kann — Uebergriffe sich erlaubt, aber — natürlich — jedesmal vollkommen unschuldig ist. In jeder Aeußerung des Pfarrers, die sich dem neuen System nicht will anpassen lassen, riecht der Herr Vicarius eine Ketzerei, — die hergebrachte Ordnung im Gottesdienst ꝛc. will seinem reformatorischen Eifer nicht genügen, und muß sich daher sein Beschnarchen gefallen lassen. Wer mag es nun dem Pfarrer verargen, wenn es ihm, dem Herrn Vicar gegenüber, unbehaglich ist, wenn er vorsichtig und zurückhaltend wird in seinen Reden, und ihm nicht aufdringt, was dieser schon weiß, oder besser weiß, oder auch gar nicht wissen will, sondern ihm seinen Antheil an der gemeinsamen Arbeit zuscheidet, und im Uebrigen, zur Erhaltung des äußern Friedens, seinen Weg geht? Wer trägt die Schuld an solcher gegenseitigen Mißstimmung, und wer hat daher Grund zu einer Beschwerde?

Ich will mit dem jungen Herren nicht rechten, wenn er meint, gerade die jungen Geistlichen seien die Männer des Vertrauens im Beichtstuhle. Es wäre ja möglich, daß dieses Breitmachen lediglich auf einer einseitigen Anschauung beruhte. Der junge Herr hat die Urtheile jener eben nicht gehört, die an ihm einen Gewissensrath zu finden wähnten, der sie auf dem Wege zur Sinnesänderung mit Vertrauen erweckendem Eifer und unverkennbarer Liebe führen werde, und sich darum ihm anvertrauen mochten, nachgerade es aber bereuten und Andere vor einem Beichtvater warnten, der ihnen so wenig väterliches Mitleiden bewies, sondern sie durch unbescheidene Fragen in Verlegenheit setzte, und in seinem ganzen Benehmen mehr den unerbittlich strengen Richter, als den Mann erkennen ließ, der im Namen des Gottes der Liebe da ist, um eindringlich zu belehren, väterlich zu leiten und zu warnen, freundschaftlich zu ermahnen und mit ungeheuchelter Liebe zu verzeihen. Derselbe junge Mann hat wohl nicht bedacht, wie sehr er der Sache und sich selbst dadurch geschadet, gleichwie er auch nicht wahrgenommen, wie oft das Publikum ihm geflissentlich ausgewichen, und so seine dießfällige Thätigkeit auf einige Wenige beschränkt blieb. Er mag sich daher nicht berühmen, daß er sich bestrebt und es ihm gelungen, Allen Alles zu werden, so wie er auch nicht zu fühlen scheint, daß Klugheit und Bescheidenheit einem jungen Priester, der noch erst mit einer kleinen Dosis von Lebenserfahrungen dasteht in der Welt, zur unerläßlichen Bedingung gemacht werden. Für diesen Mangel spricht sein Stolz, womit er seine Verdienste um die gefallene Menschheit

zur Schau stellt, und der hämische und verdächtigende Seitenblick auf die ältern Geistlichen, von welchen er anzunehmen scheint, daß sie das Bußsacrament mit eben so viel Unwissenheit als Leichtfertigkeit verwalten. In der That! man muß ein geborner Pharisäer seyn, um mit so viel Selbstgefühl um sich blicken zu können. Eine Vertheidigung der ältern Geistlichen gegen solche lieblose und unbegründete Beschuldigung wird wohl kein Billigdenkender für nöthig finden. **Vox faucibus haesit:** es sträubt sich gegen eine Schutzrede in eigener Sache der ganze Mensch.

Der zeitweise Besuch von Beichtkindern bei dem jungen Geistlichen, um sich Raths zu erholen, ist in den brieflichen Mittheilungen des jungen Herrn in so anscheinend unverfänglicher Weise dargestellt, daß man fast zum Glauben versucht wird, müßten nicht gegentheilige Beobachtungen diesem Glauben Eintrag thun. Mag seyn, daß man anderwärts Anderes bemerkt, ich habe wahrnehmen müssen, daß sich diese Besuche so ziemlich auf Frauenzimmer beschränkten, die zu den sogenannten Ueberfrommen, **vulgo** Betschwestern, gehören, und die von jeher ein **crux** der Geistlichen waren. Es ist nur nicht wahrscheinlich, daß ihre Besuche religiöse Berathung zum Zwecke hatten, sondern (weit entfernt, den jungen Herren unlauterer Absichten verdächtigen zu wollen) auf ein müßiges Gerede abgesehen waren, wozu es anderwärts häufige Gelegenheit gab. Demungeachtet weiß ich mich nicht zu erinnern, daß ihm solches Labsal je verkümmert worden wäre.

Gefallen muß der Rath, den der Verfasser der brieflichen Mittheilungen dem jungen Clerus gibt. Er empfiehlt ihm wahre Demuth ohne Schein; davon hofft er ein friedlicheres Auskommen mit den ältern Geistlichen. So ist es auch. Möge diese Demuth aber von allem Heuchelschein entkleidet seyn, dann wird sie auch Andere achten lernen, und von der unchristlichen Unsitte ablassen, über den älteren Clerus herzufallen, ihn zu verkleinern, und beim Volke durch Wort und Schrift zu verdächtigen, und dadurch den Samen der Zwietracht auszustreuen. Die Gefahr, daß das Volk durch seine bisherigen Führer des Heils verlustig gehen möchte, ist lange nicht so groß, als die jungen Herren glauben. Was müßte man von der göttlichen Vorsehung halten, wenn die guten Leute erst wieder in den Himmel kämen, seit die Männer der neuen Schule den verlornen Weg wieder aufgefunden? Dann mögen die jungen Herren nicht vergessen, daß das Predigen und Beichthören und der alleinige Gebrauch eines approbirten Rituals nicht allein zu einem gottgefälligen Leben führe, sondern daß der Geistliche auch durch seinen Wandel wirken müsse; hierin aber können die ältern mit den jüngern schon noch concurriren.

Mich bedünkt, es gelte jetzt nicht, sich zu zanken und einseitige Richtungen zu verfolgen, sondern wachen Geistes gerüstet zu seyn, in Eintracht mit dem Geistesschwerte der reinen und unverfälschten Lehre Christi, und

den Satzungen unserer heiligen, von den Aposteln gestifteten katholischen Kirche gegen die schlecht verkappten Feinde, die im Lager des Katholicismus vom Norden her sich erheben, von dem vor dreihundert Jahren die Irrlehre und die Glaubensspaltung ausgegangen. — Was ich hier geschrieben, geschah zur Verständigung derer, die die berührten Zustände in Würtemberg nicht aus unmittelbarer Anschauung kennen, nicht aber in feindseliger Absicht. Meine Gesinnungen sind Wahrheit und Offenheit, und brauchen daher das Licht nicht zu scheuen.

LV.

Der ältere und der jüngere Clerus.

Gegen die Mittheilungen aus Würtemberg, im fünften Hefte dieses Bandes enthalten, in welchen die Klagen eines jungen Clerikers über die ältere Pfarrgeistlichkeit vorgetragen wurden, ist ein Mitglied der letztern in dem obigen Artikel aufgetreten. Es erheischte unsere Pflicht, in dieser Sache, die für das kirchliche Leben unserer Zeit von großer Wichtigkeit ist, jede dieser beiden Stimmen vernehmen zu lassen. Da es bei solchen Dingen weit mehr auf ein Verständniß, als auf den Streit ankommt, und ähnliche Verhältnisse nicht bloß in Würtemberg, sondern auch anderwärts sich finden, so haben wir geglaubt, auch das Urtheil eines Mannes unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, welcher durch seine Stellung und seine Lebenserfahrungen unstreitig auf eine Competenz in dieser Angelegenheit Anspruch zu machen befugt ist. Wir schließen daher den nachfolgenden Artikel in der Hoffnung an, daß derselbe zum gegenseitigen Frieden dienen möge.

Die Redaction.

Aus den beiden brieflichen Mittheilungen aus Würtemberg, über das Verhältniß des jüngern zum ältern Clerus, entnehmen wir im Einzelnen folgende Beschwerdepunkte. Der jüngere Clerus macht dem ältern zum Vorwurf: 1) daß es ihm mehr um die Wolle der Heerde, als um ihr Heil zu thun sei; 2) daß er es mit dem jüngern Clerus nicht redlich meine;

3) daß er ihn mit Mißtrauen empfange und behandle; 4) daß er seinem Wirken hindernd entgegentrete; 5) daß er seinen Eifer verdächtige; 6) daß er selbst das Bußsacrament nachläßig und nicht nach Vorschrift verwalte; 7) daß sich die ältern Geistlichen als die Unterdrückten geriren, und die Jüngeren des Uebermuthes und des Mangels an Demuth beschuldigen; 8) daß sie die Hülfspriester unter die Tyrannei ihrer Haushälterinnen stellen, wie sie selbst unter ihrem Pantoffel stehen. — Dagegen beschuldigt wieder der ältere Clerus den jüngern: 1) daß seine Mißstimmung daher komme, weil er sich nicht in die Gegenwart hineinfinden könne; 2) daß er ein vollgerütteltes Maaß von geistlichem Hochmuth mit sich bringe; 3) sich auf Verstellung trefflich verstehe; 4) sich ein wenig auf's Spioniren verlege; 5) sich Uebergriffe erlaube; 6) im Beichtstuhle unklug sei, und nur den unerbittlich strengen Richter spiele; 7) daß sie geborne Pharisäer seien; 8) daß sie das Betschwesterwesen befördern, und solche Leute auf ihrem Zimmer sprechen; 9) daß sie dem älteren Clerus den Vorwurf machen, er lasse das Volk seines Heiles verlustig gehen, und ihn so verdächtigen.

So bezeugen jene zwei brieflichen Mittheilungen gegeneinander, und auch für einander. Was durch solche gegenseitige Herabwürdigung der Clerus in unserer wie in aller Zeit gewinnen könne, das dürfte wohl nicht schwer zu bestimmen seyn. Damit wollen wir jedoch nicht sagen, daß man die Gebrechen des Clerus vor der Welt zudecken soll, um seinen Einfluß auf die Herzen der Menschen, und dadurch auf das Wohl der Familien und des Staates nicht zu schwächen. Seit der Einführung des Christenthums in Deutschland war die Aufgabe des Clerus unter diesem Volke kaum je eine solch erhabene und wichtige, wie in unsern Tagen. Weil aber der Clerus vielfach seine Aufgabe gar nicht einmal erkennt, noch viel weniger erfaßt, so ist es gut, ihn gleichsam zu nöthigen, über seine Gebrechen nachzudenken, und sich selbst zu heilen, denn anderswoher kann er nicht geheilt werden. — Sie sind die Aerzte

des Volkes, und sind sie selbst krank, so müssen sie sich auch selbst einander heilen. — Man mag die Gebrechen dieses Standes der Oeffentlichkeit übergeben, damit sie geheilt werden, wir sind damit einverstanden; nur soll dieses nicht von Denen geschehen, die in Persönlichkeiten gefangen liegen, denn diese Gebundenheit trübt das Auge, und gestattet Keinem eine klare Anschauung allgemeiner Zustände, noch viel weniger vermag sie einzelne Verhältnisse gehörig zu würdigen. In unserer Zeit der Auflösung, in der selbst die heiligsten Bande des Familienlebens immer loser werden, ist es für den Priesterstand besonders Pflicht, das Band der Freundschaft und des Friedens nicht locker werden zu lassen.

Wir gehören weder dem jüngern, noch dem ältern Clerus an, kennen aber genau die Zustände Beider, und unternehmen es daher, in diesem Zerwürfniß ein Wort zum Frieden zu reden. Es liegt in der Natur der Sache, daß der junge Priester mehr sichtbaren Eifer hat, als der ältere. Diesen Vorzug soll ihm auch der Aeltere, soweit er ein Vorzug ist, ungeschmälert überlassen; denn er verliert nichts dabei. Wenn der Pfarrer den Eifer des jungen Priesters nicht mit scheelem Auge ansieht, sondern ihn dadurch, daß er ihn regelt und ihm seinen Willen aufdrückt, zum seinigen macht, so wird er deßwegen von Gott und den Menschen Lohn und Ehre haben, und mit seinem Hülfspriester im Frieden leben. Es ist eine äußerst unpraktische und unrichtige Ansicht, wenn man meint, der Eifer des Hülfspriesters dürfe nicht größer im Aeußerlichen seyn, als der des Pfarrers, wenn das Ansehen des Pfarrers nicht geschwächt werden soll. — Noch niemals hat das Ansehen eines Vaters gelitten durch einen braven, tüchtigen Sohn, außer der Vater habe sich dem Sohne feindlich gegenüber gestellt. Es ist nicht wohl zu läugnen, daß oft der ältere Pfarrer durch seinen unkirchlichen Sinn, durch seine geringe Anhänglichkeit an die Vorschriften der Kirche, durch seine Wegwerfung des kirchlichen Rituals es dem jungen Priester erschwert, vor ihm wahre Achtung zu haben; besonders dann, wenn ein Pfarrer geradezu verlangt, man solle

ihn achten, da er selbst doch nicht einmal Achtung vor seiner Kirche hat, indem er ihre Vorschriften meistert, und sich oft viel klüger dünkt, als diese selbst ist. — Jeder Priester wird in diesen Zustand gerathen, der den kirchlichen Sinn verloren hat; und verlieren wird ihn auch Jeder, der sich blos bemüht, den Buchstaben ihrer Verordnungen kennen zu lernen, statt in ihren Geist einzudringen; der seine Wissenschaft mehr aus den Journalen und Compendien der Theologie, als aus den Vätern der Kirche, und aus der lebendigen Quelle der Tradition des ganzen Kirchenthums geschöpft hat. Diese Vorkommnisse, sagen wir, erschweren sehr oft dem jungen Priester die aufrichtige Achtung vor seinem Pfarrer; aber sie dürfen ihn doch nicht abhalten, ihm dieselbe zu erweisen. Soll die Achtung eine Tugend seyn, so muß sie nicht bloß dem erwiesen werden, der sie verdient, sondern auch dem, welchen man auch zu achten in seinem Gewissen verpflichtet ist. — Und jener Priester, der seinem Pfarrer die schuldige Achtung versagt, mag wohl einen großen Eifer haben, aber eine große Tugend hat er sicherlich nicht, und großer Eifer ohne Demuth und Liebe kann wohl Vieles thun, kann auch Vieles ändern und bessern, doch nur an dem, was Sache der religiösen Polizei ist; aber das Herz des Menschen bessern kann der Eifer nicht, wenn nicht die Gnade Gottes in ihm wirkt, und der Eifer ist nicht aus Gott, dem es an Bescheidenheit, Demuth und Liebe gebricht. Der junge Priester soll bedenken, daß das Heil der Gemeinde keineswegs an seinen Eifer gebunden ist, sondern an die Gnade Gottes, die seiner nicht einmal bedarf, wenn sie diesem Menschen, dieser Gemeinde helfen will. Zudem ist ein Hülfspriester nur das zu thun verpflichtet, was er in Frieden mit seinem Pfarrer thun kann; und ist er klug, so wird alles Nützliche möglich werden. Auch gibt es in der Seelsorge ein gewisses Nichtsthun, das mehr thut, als der größte Eifer, von dem der junge Clerus gar kein Verständniß hat, weil noch keine Erfahrung. Es gibt eine Wissenschaft des Heils, die keine Theorie zu geben, kein Eifer zu ersetzen, und noch viel weniger ein Gescheidtseynwollen ent-

behrlich zu machen im Stande ist; die nur eine ungewöhnliche Tugend bald am Anfange gewährt, sonst nur durch Jahre und Erfahrungen erworben werden kann. Daher ist es nicht immer erkalteter Amtseifer, wenn ein Pfarrer gewisse Dinge gar nicht thut, oder sie jetzt nicht thut, gewisse Fehler nicht abstellt, oder sie jetzt nicht abstellt. Statt dessen geschieht es nicht selten, daß der junge Priester, um die Sache stark auszudrücken, mit seinem Eifer renommirt, bei jeder Gelegenheit die Gleichgültigkeit seines Pfarrers gegen bestehende Mißstände und seinen kirchlichen Sinn anklagt, und dabei bedauert, daß er seinem Eifer nicht ungehindert genügen könne; auch alle Pfarrkinder es noch nicht so recht wissen, wie nichts denn doch ihr Pfarrer ist; daß mit solcher Gesinnung kein Friede besteht, und in solchem Eifer kein Heil zu finden ist, versteht sich wohl von selbst. Wir wollen hiemit dem jungen Priester seinen Eifer nicht schwächen, sondern wir wünschen, daß gerade jenes Mittel, an welches das Heil der Kirche in Deutschland ganz vorzüglich für die Zukunft gebunden seyn wird, durch Unklugheit und andere Schwächen nicht in Mißkredit komme, und bemerken daher nur, daß der Eifer, welcher mit der Tugend nicht gleichen Schritt halte, nicht viel werth sei. Der junge Clerus soll deßwegen mit Bescheidenheit das Wirken des Aeltern beurtheilen, und noch viel weniger verlangen, daß es die Aelteren gerade so machen sollen, wie die Jüngern, aber auch die Pfarrer sollen dieß nicht verlangen. Es verräth wenig Menschenkenntniß und große Selbstgefälligkeit, wenn ein Priester verlangt, ein anderer soll es gerade so machen, wie er. — Vorschriften und Grundsätze sollen allgemein seyn; das Wirken des Priesters aber ist der Art persönlich, daß ein Anderer gar nicht so verfahren kann, und daher es auch nicht so machen soll. Darum soll man hierin einander gegenseitig Freiheit gönnen und den Frieden bewahren; doch ist es des Hülfspriesters heilige Pflicht, seine Freiheit in dieser Sache zu beschränken, wenn es gefordert wird, so weit es sein Gewissen gestattet; denn jener Eifer ist mehr als verdächtig, der zuerst Böses thut, um Gutes zu

thun. — Aber ein junger Priester hat viel Böses gethan, wenn er mit seinem Pfarrer, außer dem Falle der Noth, den Frieden gebrochen. Jetzt wird die Religion und das religiöse Leben zur Parthei, und dadurch findet die ganze Gemeinde großen Schaden. — Was der Hülfspriester nicht im Frieden thun kann, das soll er gar nicht thun, wenn er nicht eine persönliche Verpflichtung zu erfüllen hat. — Was er aber einmal thun muß oder thun soll, das muß er dann freilich im Geiste und nach der Vorschrift der Kirche um des Gewissens willen thun, und hierin darf er auf keine unkirchliche Praxis oder Vorschrift seines Pfarrers achten. Er kann und soll Manches zu thun unterlassen; aber er darf und kann nur des Friedens willen nicht etwas in der Art thun, wie es gegen sein Gewissen ist. Hat der Pfarrer das kirchliche Ritual hinweggeworfen, so hat er dadurch allerdings übel gethan, und der junge Priester soll hierin seinem Pfarrer nicht nachfolgen um des Gewissens willen; denn weder der Pfarrer noch der Kirchenrath in Stuttgart hat das Recht, kirchliche Bestimmungen abzuändern. Der Kirchenrath in Stuttgart ist keine Kirchenbehörde, auch dann nicht, wenn er nur allein aus katholischen Priestern bestehen würde; seine Verordnungen sind nur als die einer weltlichen Behörde anzusehen, weil sonst das hierarchische Verhältniß unserer Kirche aufgehoben ist, und wir in den Protestantismus verfallen wären. — Daß man dieß in Stuttgart nicht begreift, wundert uns nicht, denn man hat es noch nicht einmal in Rottenburg begriffen. — Doch um des Friedens willen kann der junge Priester auch in Sache des Rituals seinem Pfarrer *in so weit* nachgeben, als dieses nicht die Administration der Sacramente betrifft, und an andern Dingen des Rituals nicht festgehalten werden kann ohne Ungleichheit des öffentlichen Gottesdienstes. So weit kann jeder junge Priester, ohne Gewissensverletzung, nachgeben, und so weit soll er es auch thun, wenn in Frieden keine Aenderung möglich ist; aber auch hier wird es dem jungen Priester in den meisten Fällen nicht so gar schwer werden, seinem Herzen gänzlich genügen zu können, wenn er nur

freundliche Worte hat und Geduld haben kann; denn sein Pfarrer wird sich nach und nach überzeugen, daß es sich hier auch für ihn, als einen seinem Bischofe und den Vorschriften des Rituals gleichfalls Untergeordneten, um eine Gewissenssache handelt, und daß es für Beide gilt: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen". — Hat der junge Priester wahrhaft kirchlichen Sinn, aber auch ein frommes Herz, so soll ihm das kein Anlaß seyn, sich von seinem Pfarrer zurückzuziehen, wenn dieser anders denkt und ist, als er; sondern er soll sich öfters in Bescheidenheit vor ihm aussprechen; ihn mit zuvorkommender Achtung behandeln; gegen ihn bei jeder Gelegenheit gefällig seyn; in Allem nachgeben, was nicht Sache des Gewissens ist; sein Ansehen überall nicht zu erschüttern, sondern zu befördern suchen dadurch, daß er Alles, so viel wie nur immer möglich, als im Auftrage des Pfarrers thut; denn in diesem Auftrage zu handeln, ist ihm heilige Pflicht, die zugleich die Bedingung eines gesegneten Wirkens in sich schließt. Bald wird dieser Pfarrer gar Manches ändern, oder es ändern lassen, weil er überzeugt wird, dieser junge Herr sucht nicht sich selbst, und er hat recht in dem, was er sagt. Sicherlich werden die Pfarrer nicht dadurch anderer Gesinnung, daß man sich ihnen gegenüber stellt, sondern nur dadurch, daß man sie liebt, und wenn nicht um ihres Charakters, doch um ihres Amtes willen. — Die wahre, aufrichtige Liebe ist ein kräftiges Oel, das die starren, eigensinnigen Gegner des kirchlichen Lebens zum Bessern wieder lenkbar macht. Hätten die jungen Priester eben so viel Liebe, als sie mitunter guten Eifer haben, so würde sich in Bälde Vieles zum Guten wenden. Will der junge Priester am unkirchlichen Wesen der Gemeinde viel ändern, so thue er es nicht bald, wenigstens nicht früher, als bis er das Herz seines Pfarrers gewonnen hat, und hat er dieses noch nicht gewinnen können, so glaube er, daß seine Liebe noch zu klein, noch zu viel auf sich selbst rücksichtnehmend gewesen; er vermehre seine Liebe und Achtung, seine Nachgiebigkeit in Allem, was nicht Sache des Gewissens ist, und er wird zum

Ziele kommen. — Tadelt nicht den, der fehlt, sondern tadelt euch, daß ihr den Fehlenden nicht aufrichtig liebt.

Aber auch unrecht ist es von dem Pfarrer, wenn er Alles, was der junge Priester mehr thut, oder anders thut, als bisher geschah, als Vorwurf seiner Amtsführung ansieht. Der Hülfspriester will ihm keinen Vorwurf machen; er will nur seinem Eifer genügen. Unrecht thut der Pfarrer, wenn er diesen Eifer dadurch zu leiten und zu regeln glaubt, daß er sagt: „Meinen Sie etwa, ich habe bisher meine Pflicht nicht gethan? — Es war hier immer so, und anders will ich es nicht haben." — Ob der Pfarrer seine Pflicht gethan hat, darüber wollen wir nicht rechten; er frage sein Gewissen, und den Zustand seiner Gemeinde. — Wenn aber ein Pfarrer meinte, er hätte dadurch seine Pflicht gethan, daß er die üblichen Gottesdienste und Predigten gehalten; nach Gewohnheit des Ortes den Beichtstuhl, die Kranken und die Schule besucht, so würde er sich elendig betrügen, und dabei beweisen, daß er den Umfang und die Größe seiner Pflichten gar nicht einmal kenne, wie es leider nicht selten der Fall ist. — Ein Pfarrer hat erst dann seine Pflicht gethan, wenn er Alles gethan, was er seiner Persönlichkeit nach thun konnte und sollte, um den Einzelnen und die ganze Gemeinde von dem Bösen zu bewahren; den Einzelnen und die ganze Gemeinde moralisch zu heben. — Das ist der Umfang seiner Pflichten als Pfarrer. — Wenn nun unter seiner Amtsführung die Moralität der Gemeinde noch mehr abgenommen, der Unglaube immer zunimmt, und die Gemeinde eher rückwärts als vorwärts kömmt, hat wohl da der Pfarrer seine Pflicht gethan? — Es ist möglich! — Mancher Kranke wird nicht gesund, auch bei aller Pflege des Arztes. — Es ist aber auch nicht zu läugnen, daß es ganze Gegenden gibt, wo wohl nicht Ein Pfarrer seiner Pflicht als Beichtvater genügt. — Wo eine eigentliche Seelenpflege gar nicht gekannt wird. — Wo man drei- bis viermal Beicht-Konkurse hält, und außer dieser Zeit gar nicht, oder höchst selten in den Beichtstuhl geht. — Wo man im Volke eine General-

beicht gar nicht kennt. — Wo ein großer Theil der Gemeinde außer der Gnade Gottes lebt, weil sie in ihrer Jugend leichtsinnig waren; Jahre lang ihre Beichten ohne wahre Reue und Besserung verrichtet, daher von all jenen Sünden noch nicht losgesprochen sind; eine Generalbeicht nicht kennen, und deßwegen bis zur Stunde noch sich außer der Gnade Gottes befinden, und dann in diesem Zustande auch die Welt verlassen. — Hat wohl ein Pfarrer seine Pflicht gethan, wo es so mit seiner Gemeinde bestellt ist? — Lebt aber nicht ein Theil der Jugend bereits in allen Gemeinden in großem Leichtsinn? — Wenn dieses die Pfarrer nicht wissen, so kommt das nicht daher, weil es anders ist, sondern daher, daß sie von ihrer Gemeinde nur die Oberfläche kennen. — Gibt es bei solchen Zuständen, wie sie unsere Zeit darbietet, für den Pfarrer keine andere Pflicht, als im alten Schlendrian fortzufahren? — Wenn ein Pfarrer seine Gemeinde lieb hat, so kann es ihm auch nur lieb seyn, einen eifrigen Hülfspriester zu erhalten, sollte auch dieser Eifer viele Auswüchse haben, denn diese zwei sind in der Hauptsache eins, und werden sich in der Nebensache leicht finden.

Von einem eifrigen Pfarrer läßt sich wohl auch ein eifriger Hülfspriester gerne etwas sagen, sollte er auch Mangel an Demuth haben; nur im andern Falle geht es schwer. — Daß die Pfarrer jeden jungen Priester auf das Mißliche jener Besuche aufmerksam machen, welche diese auf ihrem Zimmer empfangen, finden wir ganz in der Ordnung. Wohl ist uns auch bekannt, daß dieses nicht immer in reiner Absicht geschieht. — Man sieht es im Allgemeinen nicht gerne, daß dieser junge Herr so besucht wird, denn zum Pfarrer kommt Niemand, wenn er nicht muß; auch vermuthet man, diese Leute möchten mitunter auch über den Pfarrer reden, und sind noch andere Gründe mehr, warum der Pfarrer solche Besuche nicht leiden kann. Durch solche Gründe soll sich aber der junge Priester nicht zur Widersetzlichkeit verleiten lassen, denn es ist vollkommen wahr, daß solche Besuche selten taugen. — Sie bringen dem Priester einen großen Schaden,

und keinen Nutzen denen, die da kommen. — Jenes Frauenzimmer, dem es wahrhaft ernst mit der Tugend ist, wird nur im Nothfalle ihren Beichtvater auf dem Zimmer besuchen. Dieses gibt ihr der Geist Gottes ein, wenn sie ihn hat. — Jene, die oft daher kommt, treibt gewiß nicht der Geist Gottes, und könnte sie auch Wunder wirken. — Solche Dinge können nicht genug geflohen werden, und wer da meint, durch solche Besuche das Heil der Seelen zu fördern, der kennt weder sich noch Andere. — Wenn wahre Gottesmänner solche Besuche gestatteten, so geschah dieß nur mit großer Vorsicht, wie es Sales gethan, oder weil sie im Beichtstuhl nicht zu sprechen waren, oder dort nicht aufgesucht werden konnten. — Es ist nicht unsere Absicht, über diese Dinge hier Mehreres niederzuschreiben.

Unsere Zeit ist seit einigen Jahren vielfach eine andere geworden, und in vielen Gegenden hat die katholische Gesinnung mit dem alten Schlendrian und dem halben Unglauben gänzlich gebrochen. In diesen Zwiespalt gerieth nun auch der ältere und der jüngere Clerus, so weit er gut ist. — Daß den Pfarrern, so wie sie waren und oft noch sind, ihre Zeit gänzlich über den Kopf gewachsen, das merken Viele noch gar nicht. — Sie streiten sich über das Minimum ihrer Pflichterfüllung, und meinen, der Hülfspriester soll Respect vor ihnen haben, was er auch soll, während die Schulkinder, und alle Gäste im Wirthshause sich über sie lustig machen. — Suche sich Jeder die Anforderungen unserer Zeit und seine Pflichten klar zu machen, und liebe das Wohl der Gemeinde mit thätiger Liebe durch Amtseifer, und nicht durch süße Worte, die nachgerade verächtlich zu werden anfangen, weil sie meist nur die im Munde führen, die sonst nichts Anderes haben. Der Mißstand, welcher uns leider in Deutschland so häufig vor Augen tritt, daß der Priester vereinzelt dasteht, von jeder äußern Strömung fortgerissen wird, die Anhänglichkeit an die Kirche und den Bischof verliert, und sich sogar in solchen Dingen, wo sein Gewissen durch Gehorsam gebunden, Willkührlichkeiten erlaubt, wird dort von selbst aufhö-

[redacted]

ren, wo der Bischof nicht bloß Administrator, sondern die Seele des höhern Lebens der Diöcese und des Clerus ist, und der einzelne Priester in inniger und bewußter Einigung mit dem Bischof und dem Clerus sich als ein Glied eines in sich geschlossenen Körpers fühlt, dann wird Friede im Clerus allum seyn, und für Deutschland kommen bessere Zeiten. Wo aber ein solcher Zustand noch nicht eingetreten, dort ist alles bisher über die Verhältnisse des ältern zum jüngern Clerus Gesagte auch auf die Verhältnisse des untern Clerus gegen ihren Bischof anwendbar.

Jeder Priester sage sich täglich den goldenen Spruch vor: Willst du dem Volke nützen, dann nütze zuerst dir selbst. — Nicht so viel wirkt man, als man thut, sondern so viel wirkt man, als man im rechten Geiste und auf die rechte Weise thut. — Der Sanftmüthige und Geduldige wirkt mehr, als der Starke. — Und wenn man wissen will, warum in unserer Zeit das viele Predigen so wenig bekehrt und bessert, so ist die Antwort diese: Alles Menschliche wirkt nur Menschliches. Der Priester muß vorerst den wahren Standpunkt seines Amtes zu erlangen suchen, und, über Persönlichkeit erhaben, ein würdiger Repräsentant seiner Kirche seyn, und dadurch sich selbst, seinem Stande, seiner Religion, seiner Kirche Achtung verschaffen. Umgibt ja den Priester die höchste Würde; eine so große, ehrwürdige Tradition; die Lehren der wahren Weisheit und der Gnade; die Geheimnisse der Versöhnung, des Vertrauens der Völker, der Glaube und die Hoffnung der Menschheit und die Unterwerfung der Gewissen. — In dieser Umgebung ist es schwer für den Priester, nicht sich Achtung zu verschaffen, sondern sich der Achtung zu berauben.

LVI.

Das Blut des heiligen Januarius.

Aeneas Sylvius sagt in seinem Commentar zu den Reden und Thaten König Alfonso's: „Fragt mich Jemand, wenn ich von Neapel zurückgekehrt seyn werde, was ich dort Merkwürdiges gesehen hätte, so werde ich ihm vorzüglich viererlei nennen: zuerst eine prachtvolle Stadt, welcher an gesunder Luft, Hafen, Kirchen, Gebäuden, Pferden, Waffen in Italien keine gleichkommt; dann das Königsschloß, das neue genannt, an Umfang und Gestalt alle überragend; ferner viele Schiffe von seltener Größe, und von denen man wohl weiß, daß sie die Meere durchfurcht haben; damit Alles in Einklang komme, füge ich noch den König Alfonso hinzu. Will es Jemand vernehmen, so setze ich als Fünftes jenes heilige Blut des heil. Januarius, welches bald geronnen, bald flüssig gesehen wird, wiewohl es vor zwölfhundert Jahren für den Namen Christi vergossen worden ist.

Das erste, was der nachmalige Papst hier anpreist, zieht noch heutiges Tages die Reisenden aller Länder in Schaaren „an Parthenopes üppigen Busen.“ Es zog auch mich. Die Reisegesellschaft war gefunden, der Vertrag mit dem Vetturin geschlossen, der Tag der Abfahrt bestimmt. Unmittelbar zuvor war ich noch bei der Fürstin *** in Gesellschaft. „Sie kommen zur günstigsten Stunde nach Neapel“, sagte sie, Sie werden das Blut des heil. Januarius sehen. Sie dürfen dieses Wunder ja nicht versäumen.“ Nun, von dem Blut des heil. Januarius hatte ich schon Vieles gelesen; ich konnte, nach meinen Gewährsmännern, in Journalen und Reiseberichten genau die Manipulationen beschreiben, welche angewendet würden, um es zum Fließen zu bringen. Daß es zu anderer Zeit gezeigt werde, als während der Octave seines Festes, das wußte ich nicht. Die

Nachricht der Fürstin war mir daher sehr erwünscht. Wer Reiseberichte gelesen hat und dann etwa selbst an den Ort gelangt, von dem dieselben Meldung thun, der wird leicht mißtrauisch gegen sie. Es war mir daher um so interessanter, eine Erscheinung, die so häufig zum Gegenstand des Spottes gemacht wird, mit eigenen Augen beobachten zu können.

Ich ging daher, wie ich nachher mit gutem Gewissen Jedermann erklären konnte, nach Neapel, in Bezug auf dieselbe ohne Glaube und ohne Unglaube, einzig mit dem Vorsatz, zu sehen, zu beobachten, und, so es mir möglich würde, recht genau zu beobachten. Ich brachte nicht die mindeste, vorgefaßte Meinung mit; denn, stand hier die lange Gewohnheit, der bloße Volksglaube, wie ich meinte, so stand dort das Zeugniß so mancher Geschichtschreiber, welches auch nicht blind durfte verworfen werden. Jedenfalls dachte ich mir den Vorgang in ein solches Helldunkel gehüllt, unter welchem derselbe einerseits bei allen zufällig vorüberziehenden Streiflichtern immer noch in hergebrachtem Ansehen könnte erhalten, andererseits aber mit gleicher Berechtigung auch der Zweifel geltend gemacht werden.

Samstag Vormittags, den 4. Mai, wurde das Haupt des Heiligen aus seiner Kapelle in die Domkirche nach St. Clara gebracht, das Blut aber erst Nachmittags in großer Prozession dahin begleitet. Bei den Empfehlungen, womit mich die Fürstin versehen hatte, und den Verwendungen meines Freundes und Landsmannes, Abbé ***, fiel es nicht schwer, innerhalb der Schranken, um den Hochaltar, einen Platz zu finden. Diesem zunächst, aber außerhalb der Schranken, standen zwei Bänke mit Weibern aus der untern Volksklasse besetzt, welche, in gellendem Tone, aus voller Kehle unabläßig schrien. Sie machten anfangs einen widerwärtigen Eindruck auf mich; bald aber merkte ich, daß sie mit dem Ave Maria, dem Vater Unser, dem Glaubensbekenntniß und der lauretanischen Litanei wechselten. Es waren diejenigen, welche als Abstämmlinge von der Amme des heil. Januarius diesen Ehrenplatz und das Ehrenrecht des schreienden Gebets seit unfürdenklichen Zeiten inne haben, und hierauf eben so stolz sind, als ein Adelicher auf seine Ahnen, Titel und Befugnisse, daher mit gleicher Sorgfalt, dieselben auf ihre Nachkommen zu verpflanzen, beflissen sind. Wollen wir hierüber lachen, weil dieser Vorzug nur an Lazzaroniweiber sich knüpft; weil er nicht mit dem Besitz materieller Güter oder äußerer Auszeichnung verbunden ist, weil er nur auf die Kirche sich beschränkt, und nur an einen kirchlichen Glauben (oder meinethalb Wahn) sich stützt? Meinem Gefühl nach liegt etwas Rührendes in dieser innern Herzensfreude armer Weiber, ihre Herkunft von einer Person abzuleiten, die in uralter Vorzeit in so naher Beziehung zu demjenigen sich befunden, der erst einer Gegend geistlicher Wohlthäter, hierauf todtverachtender Zeuge der höchsten Gnaden Gottes, endlich Gegenstand der Ehrerbietung des ganzen

Landes geworden ist. Der nüchterne Verstand kann hier Abhandlungen denken, reden, schreiben, der flache Spott mag hier für schaale Witze seinen Boden finden, das Gemüth wird diesem (in höherer Hinsicht freilich gleichgültigen) Herkommen immer eine anziehende Seite abgewinnen.

Es mag draußen Dämmerung gewesen seyn, als das Glockengeläute und das Wirbeln der Trommeln und die Bewegung der Menge, das Herannahen der Prozession an die lichtstrahlende, menschenvolle Kirche ankündigte. Die lebensgroßen silbernen, zum Theil reichvergoldeten, auch wohl mit Edelgesteinen geschmückten Brustbilder der sechs und vierzig Schutzheiligen der Stadt zogen voran, vorüber dem Hochaltar, auf welchem das Haupt des Heiligen in einem von Diamanten, Smaragden und Rubinen strahlenden Brustbild standen. Jeder der Heiligen wurde von den Weibern mit einer Anrufung begrüßt, und, je nachdem derselbe ihrem Vertrauen näher stand, ward das Schreien lauter und gellender, hatte es den Ausdruck, als wollten sie den Himmel mit Gewalt und Ungestüm an sich reißen. Aber auch bot sich mir alsbald die Bemerkung dar, wie grundlos die so oft vernommene Anschuldigung sei, als würde über dem Geschöpfe der Schöpfer, über dem Erlösten der Erlöser und über dem Heiligen der Quell der Heiligkeit in Vergessenheit gesetzt. Denn jedem, den Heiligen gebrachten Lebehoch (als solches klang der Ruf) und dem ora pro nobis folgte regelmäßig das Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto. Also immer dem Heiligen die Anerkennung, dem dreimal Einen die Ehre!

Am Schluße kam, in eine Art Monstranz von kunstfertiger Arbeit eingefügt, das Fläschchen mit dem Blut, und wurde auf der Epistelseite des Altars aufgestellt. Ich drängte mich an diesen so nahe als möglich, und fand zwischen schaulustigen Gesichtern und foppenden Bocksbärten noch Raum genug, um den ganzen Hergang mit der genauesten Aufmerksamkeit zu beobachten. Anfangs schon wollte es mir als tadelnswerthe Beiseitsetzung des Schicklichkeitsgefühls vorkommen, daß eine Handlung, die — wenigstens nach neapolitanisch-kirchlichen Begriffen — eine eminent religiöse seyn sollte, unter einem, bis zu der obersten Stufe des Altars und dicht an die Seite des Priesters sich vordrängenden Gehäufe von Neugierigen mußte vorgenommen werden. Nachher aber ward es mir, bei ruhiger Ueberlegung, klar, daß die Möglichkeit, den Vorgang mit der größten Genauigkeit zu beobachten, nicht nur nicht wollte beschränkt, sondern, ohne Rücksicht auf die Personen und ihre Gesinnungen, in dem weitesten Umfang wollte eingeräumt werden. Sind es doch immer Fremde, welche innerhalb der Schranken des Altares ihre Stelle sich suchen. Die so nahe stehende Anschuldigung: man möge wohl von dem Flüssigwerden des Blutes sprechen, aber Niemand könne sich nahen, Täuschung sei leicht möglich, mußte beseitigt werden. Und in der That, gegen vierzig Personen stunden so na-

he, daß es für einen Jeden unter ihnen keines besonders scharfen Auges bedurfte, um Alles, was vorgenommen wurde, genau zu sehen.

Indem ein zahlreiches Sängerchor das Miserere anstimmte, hob ein Priester das Gefäß, worin das Fläschchen enthalten ist, aus der Monstranz *); ein anderer stand neben ihm mit einer brennenden Wachskerze, von nicht größerem Durchschnitte als den dritten Theil eines Zolles, eben hinreichend, um über die gläserne Einfassung des Fläschchens von Zeit zu Zeit Licht zu verbreiten. Zudem wurde die Kerze so gehalten, daß zwischen ihr und dem Gefäß immer noch Zwischenraumes genug blieb, und selbst das entschiedenste Widerstrahlen gegen die Sache, jeden Verdacht von einwirkender Wärmeausströmung aus der schwachen und bloß vorübergehend hingehaltenen Flamme von sich weisen muß. Dagegen ist denn viel gesprochen und bereitwillig geglaubt worden von der Manipulation des Priesters, durch dessen warme Hände, in Verbindung mit der Temperatur in der Kirche, der in dem Fläschchen enthaltene Stoff endlich flüssend werde. Alle diejenigen, welche solches behaupten, haben entweder dieses Flüssigwerden nicht gesehen, oder, wenn sie es gesehen haben und dennoch von einer solchen Manipulation sprechen können, so darf man sie unbedenklich die unverschämtesten Lügner nennen, welche wissentlich etwas vorgeben, was sich durchaus anders verhält.

Das eigentliche Fläschchen, worin der Stoff enthalten ist, ist versiegelt. Niemand, der das Siegel betrachtet, wird den Argwohn hegen, dasselbe sei neuen Ursprungs. Näher jedoch, als daß es mir ziemlich alt schien, könnte ich es nicht beschreiben, indem mir begreiflich zu genauer Beobachtung keine Zeit gegönnt war. Das Fläschchen selbst steht ganz frei in seinem Gefäße, welches die Gestalt eines kleinen Handlaternchens hat, auf der Vorder- und Rückseite mit einem Glas versehen. Unterhalb dieses runden Gefäßes befindet sich ein metallener Stiel, etwa fünf Zoll lang, zur Handhabe dienend, über demselben ein metallenes Krönchen, aus welchem ein kleines Crucifix aufragt. Der dichte Stoff von bräunlicher Farbe füllt das Fläschchen nicht ganz, sondern es bleibt von dessen Oberfläche bis zur Mündung ein leerer Raum, nicht des vollen Drittheils des Fläschchens groß. Der Priester faßt mit der einen Hand den Stiel des Gefäßes, mit den Fingerspitzen der andern das Crucifix, und geht damit, so weit es des Gedränges wegen möglich ist, auf der obersten Stufe des Altars hin und her, und weist es, indeß der andere die Wachskerze dahinter hält, jedem Anwesenden vor. Dabei wendet er es von Zeit zu Zeit, aber langsam und

*) Eine genaue Abbildung desselben, so wie des Gefässes mit dem Fläschchen (dieses in seiner wirklichen Größe) findet sich in den Actis Sanctorum, Sept. T. VI.

ohne zu rütteln, um zu zeigen, daß der Inhalt des Fläschchens in festem Zustande sich befinde. Eine andere Bewegung habe ich den Priester nie machen gesehen; auch nur von der leisesten Berührung des Glases, zwischen welchem und dem Fläschchen immer noch ein Zwischenraum sich findet, geschweige denn von einer Manipulation kann gar nicht die Rede seyn; eine Berührung des Fläschchens aber wäre schlechthin unmöglich.

Während das Gefäß gewendet wurde und der Inhalt immer gleich fest blieb, sang der Chor theils das Miserere, theils das athanasianische Glaubensbekenntniß; lauter und inbrünstiger beteten die Weiber die lauretanische Litanei; die Versammlung fiel zu den Gebeten ein. Zwischendurch erhoben jene, mit dem Ausdruck des heißen Verlangens, ja des Ungestüms ihre Stimmen; die Ausdrücke aber, weil es im neapolitanischen Dialect geschah, konnte ich nicht verstehen. Wohl hatte ich gelesen, die Weiber gingen, wenn das Flüssigwerden zu lange sich verziehe, nicht selten von dem inbrünstigsten Flehen zu den gröbsten Beschimpfungen des Heiligen über. Mein Freund und Landsmann, der Abbé ***, stand neben mir; ich fragte ihn: ob dergleichen Verwünschungen in diesem Augenblick wieder ausgesprochen würden? Er versicherte mich, schon mehrmals an den Festen des heiligen Januarius in den Kirchen sich eingefunden, solches aber nie gehört zu haben; er müsse auch dieses für eine Erfindung Uebelwollender erklären. Dießmal hätten die Weiber gerufen: „O heiliger Schutzpatron! wie blaß siehst du nicht aus! wie mager bist du! Aber es ist sich dessen auch nicht zu verwundern, hast du doch in deinem Leben so viel gearbeitet, so viel für uns gethan." Auch hierüber mag die dünkelhafte Selbstgenügsamkeit und die übernüchterne Verständigkeit lächeln; liegt aber nicht in diesen Worten die Naivetät eines kindlichen Glaubens?

Eine etwelche Ungeduld machte sich durch die Versammelten bemerklich, denn bei einer Viertelstunde zeigte sich, so oft der Priester das Gefäß wendete, der Stoff fortwährend in seinem festen Zustand. Endlich warf er einige leichte Bläschen, alsbald war er zerronnen, und die Flüssigkeit füllte das Fläschchen, der zuvor bemerkte leere Raum war verschwunden. Sobald der Priester das erfolgte Wunder ankündigte, schallte, von der Menge angestimmt, das Te Deum durch die Wölbungen der Kirche; der Priester aber fuhr fort, das Fläschchen mit der flüssigen Materie Jedem zu zeigen und zum küssen es darzureichen.

Das ist der genaue Bericht meiner Beobachtungen an jenem Samstag Abend. Auf das, was ich hier mittheile, könnte ich jeden Augenblick einen Eid ablegen, daß es nichts Anderes enthalte, als was ich mit meinen Augen gesehen habe; aber ebenso, daß ich auch alles Gesehene hier treulich berichte.

Bald darauf wurden Haupt und Blut des Heiligen nach St. Gennaro zurückgetragen. Die zahlreiche Prozession, die mit ihren vielen Kerzen in der Dunkelheit der Nacht durch die schmale lange Gasse, die von St. Clara nach der Domkirche führt, sich bewegte, bot einen magischen Anblick dar. Aus der Ferne klangen die Stimmen der Weiber herauf, die mit ihren Lobgesängen und Gebeten dem Heiligen vorauschritten. Eine dichte Menschenmenge stand vor der Kirche, um den Zug anzusehen.

Ich war nun wohl Augenzeuge des Vorgangs gewesen, wollte mir aber noch kein Urtheil erlauben; war es doch möglich, daß ich im Gedränge bei dem unsichern Kerzenschein mich getäuscht hätte, irgend Etwas meinem Blick entgangen wäre. Darum fand ich mich des folgenden Morgens in der Kapelle des Schatzes ein, wo das Flüssigwerden wieder vor sich gehen sollte. Dießmal konnte ich's näher und ungestörter beobachten. Mit dem Bischofe von Lancaster und einem Generalvicarius aus Canada stand ich auf der obersten Stufe des Altars, unmittelbar neben dem Priester, der das Gefäß in seinen Händen hielt. Er behandelte es auf vollkommen gleiche Weise, wie der andere am Abend vorher es behandelt hatte. Mehr als einmal hielt er es mir vor die Augen, und ich überzeugte mich von der vollkommenen Dichtigkeit und Festigkeit des Stoffes, wie man bei gesunden Augen und klarem Bewußtseyn von irgend einer Sache nur immer sich überzeugen kann. Jetzt, wie am Abend vorher, fand auch nicht von ferne eine andere Berührung des Gefässes statt, als in der oben beschriebenen Weise. Dießmal dauerte es jedoch nicht so lange, bis der Stoff flüssig wurde. Es mochten kaum fünf Minuten vergangen seyn, als die Bläschen zum Vorschein kamen, die Masse vollkommen flüssig geworden war, das Fläschchen sich wieder gefüllt hatte; und wieder ergoß sich die Menge, die die St. Januars Kapelle und außer derselben einen großen Theil der Domkirche gefüllt hatte, in ein volltöniges Te Deum.

Am letzten Tag der Octave führte mich der Zufall nochmals in die Kapelle des Heiligen, wo ich den Inhalt des Fläschchens in flüssigem Zustand der Verehrung ausgesetzt fand. In diesem Augenblick trat ein neapolitanischer Großer aus einem der vornehmsten Geschlechter an den Altar. Er nahte sich den Ueberresten mit der gleichen Ehrerbietung, wie ein nebenan knieender Lazzaroni, und ließ sich das Gefäß auf Stirne, Brust und Mund drücken, gleich diesem; und konnte er doch, als er hineintrat, nicht wissen, ob von den viermal hundert Tausend Bewohnern Neapels dieser oder jener der gezollten Ehrerbietung Zeuge sei, ob von den vielen Fremdlingen ein prüfender oder zweifelnder, ein glaubender oder ein spottender, sein Erscheinen würdigen oder belächeln würde; dasselbe mußte mithin Folge innerer Anregung seyn, keinerlei Berechnung konnte dabei sich einmischen, wie man etwa von des Königs, in Großem geleiteten, abgestatteten Besuch

bei dem heiligen Blut sagen möchte: derselbe sei bloß eine, in altem Herkommen oder in kluger Berechnung dem Volksglauben dargebrachte Huldigung.

Und was nun? Nach dem wiederholt Gesehenen, sorgfältig Beobachteten die unerschütterliche Ueberzeugung, daß hier etwas Außerordentliches, Unerklärliches statt finde. Ich darf mit der festesten Zuversicht nochmals erklären, daß ich weit eher mit der entgegengesetzten Erwartung, als mit derjenigen, etwas Außerordentliches sehen zu können, in St. Clarens Kirche mich eingefunden, daß ich nicht übereilt einen Entscheid gefaßt, daß ich an jenem Abend jedes Urtheil verschoben habe. Unbefangener bin ich allerdings damals schon geworden durch die in meine Erinnerung tretenden Lügen der Reisebeschreiber von einer Manipulation des Fläschchens in warmen Händen und von allen den Zuthaten, womit sie den Vorgang entweder lächerlich zu machen, oder zu einem gemeinen Betrug zu stempeln sich bestreben.

Nachdem ich aber am folgenden Tage bei hellem Sonnenlicht auf den Stufen des Altars, dicht an der Seite des Priesters, den ganzen Hergang nochmals, vom Anfang bis zum Ende, und mit gleichem Vorsatz, bloß prüfen zu wollen, beobachtet hatte, da sah ich keinen zureichenden Grund mehr, mit meinem Urtheil zurückzuhalten, oder durch hervorgesuchte Wenn und Aber dasselbe zu verclausuliren, oder es in der Schwebe zu erhalten, sondern fortan, wo ich befragt wurde, oder wo das Gespräch auf diesen Gegenstand sich lenkte — was in Neapel in den der Ehre des Heiligen gewidmeten Tagen so selten nicht ist — erklärte ich, wie noch heutzutage, so offen als entschieden: etwas Außerordentliches — wenn man denn eine so gewaltige Scheu vor dem Wort Wunder hat — könne auch von dem Ungläubigsten mit Redlichkeit nicht geläugnet werden. Entweder müsse man das Außerordentliche (das Wunder) im eigentlichen Sinne annehmen, so wie es von dem Oberhaupte der Kirche, von der Geistlichkeit und von dem ganzen neapolitanischen Volk dafür gehalten werde, oder ein noch weit größeres Wunder darin anerkennen, daß ein Betrug (und zwischen diesem und einer außerordentlichen Erscheinung kann es keine Wahl geben), der niemals durch einen Einzelnen, sondern allzeit nur unter Zusammenwirken Mehrerer stattfinden könnte, durch den Lauf vieler Jahrhunderte in stets gleich ungeschwächter Wirksamkeit habe fortdauern können. Ich weiß gar wohl, daß die Worte Blendwerk, Priesterlist, Habsucht, Herrschsucht als allzeit fertige Trümpfe immerwährend in Bereitschaft liegen, um ausgeworfen zu werden. Doch das sind Schlagworte, bei denen man sich ihrer Natur und ihrem Zwecke nach einer Beweisführung überhoben halten darf.

Stellen wir uns denn für den Augenblick auf den Standpunkt des Betrugs. — Man darf nur ein einziges Mal Zeuge des Vorgangs gewesen

seyn, um sich gestehen zu müssen, daß ein solcher unmöglich das Werk eines Einzigen seyn könne, dem das Geheimniß, unter Verpflichtung sorgfältiger Ueberlieferung an einen Nachkommenden, wäre anvertraut worden; schon darum nicht, weil das Leben des Menschen ungewiß ist, das Geheimniß leicht Gefahr laufen könnte, begraben zu werden. Es wäre also das Zusammenwirken Mehrerer — und dazu noch nicht Wenigen — unerläßlich. Da dürften wir es doch einen Zufall sonder gleichen nennen, wenn durch den Verlauf mehrerer Jahrhunderte eine zahlreiche Reihe der gewissenlosesten Betrüger den ersten Rang unter der neapolitanischen Geistlichkeit hätte einnehmen können, Jeder in die Zwecke und Absichten der Vorangegangenen und Gleichzeitigen einwilligen wollen, und daß die Geschichte mehr als einem Erzbischof oder ihm Nahestehenden das unterwerfliche Zeugniß der Frömmigkeit und aller priesterlichen Tugenden beilegt. Aber auch dieses in Abrede gestellt, und das Erstere angenommen, dürften wir es nicht als das unbegreiflichste aller Wunder halten, daß im Verlauf so vieler Jahrhunderte, von einer so großen Zahl Mitwissender, nie ein Einziger, ja — wenn nicht aus Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe — doch aus Beschränktheit, in unüberlegter Plauderhaftigkeit, in unbewachtem Augenblick, zuletzt aus Bosheit, Rachsucht, in unbezwinglichem Widerspruchsgeist, in Zeiten, die dergleichen begünstigten, aus Speculation, in Hoffnung, Beifall zu erwerben, in Kredit sich zu setzen, kurz, aus welchem verwerflichen oder lobenswerthen Grund es gewesen wäre, den Betrug aufgedeckt, oder doch genugsame Merkmale, die zu dessen Enthüllung geführt hätten, an die Hand gegeben habe.

Vernehmen wir zuerst aus einer, von vielen Zeugen geistlichen und weltlichen Standes beglaubigten Acte, wie es mit der Aufbewahrung und der Hervornahme des Hauptes und des Blutes des heil. Januarius gehalten wird. Außer den geistlichen Hütern des Schatzes sind noch zwölf hiezu verordnete Weltliche. Neapel ist nämlich in fünf Seggi (Stadtviertel) des Adels getheilt, wozu noch eines des Volkes kommt. Jedes dieser Seggi wählt jährlich zwei zu St. Januars Schatz Verordnete. In gedachter Acte heißt es: „Die ehrwürdigen Ueberreste werden mit der größten Vorsicht verwahrt. Die Schreine sind aus Werkstücken von Marmor in die Mauer gebaut, durch zwei Thüren, jede in- und auswendig mit Silberblech beschlagen, verschlossen. (Haupt und Blut befinden sich nämlich jedes in einer gesonderten Mauernische.) Jede Thüre hat zwei Schlösser und zwei verschiedene Schlüssel; zwei derselben verwahrt der Erzbischof, zwei ein zum Schatz Verordneter (aber mit öfterem Wechsel der Person des Jahrs). Blut und Haupt zugleich werden des Jahrs nur dreimal hervorgenommen, letzteres allein bei mehreren hohen Kirchenfesten im Jahre. Wenn die Kasten müssen geöffnet werden, schickt der Erzbischof einen Beauftragten, der

Verordnete findet sich in Person ein; Zeugen geistlichen und weltlichen Standes sind immer Viele anwesend. Würde aber der Verordnete nicht zur bestimmten Stunde sich einfinden, so wäre es unmöglich, die Reliquien hervorzunehmen."

Diese immerdar sorgfältig beobachteten Vorsichtsmaaßregeln weisen jeden Verdacht von Betrug entschieden zurück. Es sind daher zur Erklärung verschiedene Hypothesen aufgestellt; das einfachste Mittel hingegen, irgend ein chemisches Präparat in durchaus übereinstimmendes Raumverhältniß zu bringen, es auf durchaus gleiche Weise zu behandeln, und durch einen durchaus gleichen Erfolg, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, das ist meines Wissens noch nie versucht worden. Man findet zwar in der deutschen Bibliothek vom Jahre 1734, Bd. XXIX, daß der Chemiker, Kaspar Neumann in Berlin, am 26. Januar jenes Jahres, nach einem Gastmahl, den Kopf eines Todten habe bringen, und drei Fläschchen mit einer rothen Materie vor denselben hinstellen lassen; der Inhalt des einen Fläschchens sei flüssig geworden und habe dasselbe gefüllt, der des andern sei bloß zergangen, der des dritten fest geblieben, dieses Alles je nach der Höhe des Kopfes. Allein schon die Bollandisten haben dieser Nachricht die verdiente Würdigung angedeihen lassen. Auch weiß ich wohl, daß die Chemie ein Präparat unter dem Namen Januariusblut kennt. Es käme aber bei demselben nicht darauf an, ob es aus dem festen Zustand in den flüssigen übergehe, sondern darauf, ob dieses unter ganz gleichen Umständen und in ganz gleicher Weise möglich sei.

Man hat von der Kerze sprechen wollen. Aber sicher wird kein Augenzeuge zugeben, daß aus der flüchtig hingehaltenen Flamme des schwachen Lichtes auf das zwischen zwei Gläser isolirt stehende Fläschchen nur die mindeste Wärme ausströmen könne. Aber die Hand des Priesters? wird man sagen. Dieser hält allerdings den Stiel des Gefässes fest, indeß die Fingerspitzen das Crucifix berühren. Mache nun Jemand den Versuch, stelle er in ein Taschenlaternchen, welches er auf gleiche Weise fasse, das feinfühlste Thermometer, und beobachte er, ob nach viertelstündigem Halten dasselbe auch nur unmerklich steigen werde. Darum hatte derjenige wohl recht, welcher sagte, eben so gut könnte man behaupten, die an einen Kerzenstock gehaltene Hand vermöge ein Licht anzuzünden, als die Wärme in der Hand des Priesters dieses Flüssigwerden zu bewerkstelligen. — Nun bleibt noch die athmosphärische Wärme in der Kirche übrig. Nehme man einen Körper, der aus einen festen in einen flüssigen Zustand schneller übergeht als geronnenes Oel, und bringe denselben in ein entsprechendes Temperaturverhältniß, und sehe man auch da nach, ob die Veränderung in gleicher Zeitfrist vor sich gehe, vorzüglich aber, ob der Uebergang aus dem festen in den flüssigen Zustand ebenfalls mit solcher Schnelligkeit erfolge,

wie hier, wo das Flüssigwerden nicht ein allmähliger, sondern ein sehr schnell verlaufender Proceß ist. Zu allem dem müßte aber noch die höchst gewagte Voraussetzung hinzukommen, daß die neapolitanische Geistlichkeit vor Jahrhunderten schon in dem Besitz chemischer Geheimnisse gewesen sei, welche die in der neuesten Zeit so unendlich vorgeschrittene Wissenschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht zu entziffern gewußt habe. Sollte das etwa ein hinterlassenes Erbstück des Erzzauberers Virgilius gewesen seyn, von dessen Künsten uns der Brief des Bischofs von ~~Halberstadt~~ in Arnolds Hildes von Lübek Chronik so erstaunliche Dinge erzählt. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß der berühmte Chemiker Davy sich außer Standes befand, eine befriedigende Erklärung der Sache aufzustellen, und der Annahme eines außerordentlichen Herganges nicht ungeneigt sich erklärte. Daß sein Anerbieten zu chemischer Untersuchung der in dem Fläschchen enthaltenen Substanz von der Hand gewiesen wurde, ist doch wohl begreiflich. Ist aber der analytische Weg versperrt, so steht der synthetische Jedermann offen, und Niemand würde einen Chemiker an Herstellung einer Substanz hindern, an welcher unter vollkommen gleichen Modalitäten, auch vollkommen das Gleiche sich zutrüge, was mit der Substanz in dem Fläschchen.

Vernehmen wir nun die Zeugnisse **für** die Sache, und beginnen wir mit dem neuesten, welches den Vorzug der Einläßlichkeit hat. — Unter die tiefsten Denker und hervorragendsten Gelehrten seines Faches, welche Neapel in neuester Zeit aufzuweisen hat, gehörte der Professor Nicolaus Fergola, ein Mathematiker des ersten Ranges, ausgezeichnet durch alle jene höhern und edlern moralischen und geistigen Eigenschaften, welche die Römer unter dem Wort **virtus** begreifen. Er starb als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften den 21. Juni 1824. Unter den höchst werthvollen Handschriften, die er zurückließ und die in der Bibliothek des königlich bourbonischen Museums aufbewahrt werden, fanden sich auch die vollständigen, und bloß des Ordnens bedürftigen Materialien zu einer Schrift, welche im vorigen Jahre durch den Professor Flauti herausgegeben wurde unter dem Titel: **Teorica de, miracoli, esposta con metodo dimostrativo, seguita da un discorso apologetico sul miraculo di S. Gennaro.**

Mathematiker gelten in der Regel nicht als Leute, welche durch Eindrücke auf die Einbildungskraft leicht sich bestechen lassen; bei ihren Forschungen und Erörterungen gehen sie gewöhnlich sehr behutsam zu Werke; sie wollen auf den letzten Grund der Erscheinungen dringen, begnügen sich nicht mit Schein und Möglichkeiten, sondern verlangen zwingende Beweise. Fergolas Definition eines Wunders ist ganz kurz folgende: „ein Phänomen, wovon sich keine natürliche Erklärung geben läßt"; wobei er zugleich die Unzulänglichkeit der Wolf'schen und Clark'schen, so wie die Frechheit der Spinoza'schen

Definition nachweist. Er geht hierauf zu der Frage von der innern Möglichkeit der Wunder über, und widerlegt die Gottlosen. Nachdem er dann über die Natur der Wunder, deren Urheber und Zweck und über die Energumenen seine Sätze aufgestellt und begründet, kommt er auf „das Wunder" des Bluts des heil. Januarius.

Das Flüssigwerden erfolgt im Jahre 26 Mal, mithin 2600 Mal in einem Jahrhundert, wiewohl es etwa einmal unterbleibt. Die namhaftesten Aerzte, Philologen, Kritiker der Hauptstadt Neapels sind häufig Zeugen des Vorganges gewesen, und Keiner hat sich je zu Einwendungen veranlaßt gefunden. Das Blut, sobald es flüssig wird, zeigt keine gallertartigen Bestandtheile, sondern es wird flüssig, wie Wasser, und bleibt sich gleich, und wird, ob auch vor den Beschauenden das Fläschchen über tausendmal umgewendet wird, nie trübe.

Fergola hat seiner Abhandlung eine Tabelle beigefügt, auf welcher die Wärmegrade der Kirche während drei Octaven nach dem Fahrenheit'schen Thermometer, zusammt dem Zeitverlauf bis zum Flüssigwerden, angegeben ist. In der Octave vom 19. bis 26. September 1794 wechselte der Wärmegrad in der Kirche bloß von 77 bis 80 F. (20 bis 21½ R.), wahrlich ein unbedeutender Unterschied! Die Zeit des Flüssigwerdens dagegen wechselte von 5 bis 27 Minuten, und einmal wurde es bloß halb flüssig. Bemerkenswerth ist, daß am 19. September bei 80 Grad 27 Minuten, am 26. aber bei 77 Gr. bloß 5 Minuten verflossen. Vom 2. bis 10. Mai 1795 wechselte der Thermometer von 67 bis 80 Grad, die Zeit zwischen 2 und 41 Minuten. Bei 67 Grad verflossen 15 Minuten, bei 80 Grad 33 Minuten. Noch merkwürdiger ist der Wechsel der Zeitdauer im Verhältniß zu der Reihenfolge der Tage. Man wäre vielleicht geneigt, zu glauben, die Zeit bis zum Flüssigwerden nehme mit dem Fortschreiten der Tage, an denen dasselbe erfolgt, ab, und wenn dasselbe heute stattgefunden, werde es morgen um so schneller vor sich gehen. Keineswegs. Am 2. Mai 1795 verflossen 12 Minuten, am 3. bloß 2, am 4. hingegen 41, am 5. nur 22. In den acht Tagen, vom 19. bis 26. September 1795 schwankte der Thermometer zwischen 74 und 81 Grad, die Zeit bis zum Flüssigwerden zwischen 3 und 33 Minuten, und auch dießmal standen Wärmegrad und Zeit durchaus in keinem Verhältniß. Im September erfolgte das Flüssigwerden Vormittags 9 Uhr, worauf das Blut aus der weit wärmern Januarskapelle auf den Hochaltar der kälteren Domkirche getragen wird, und bis zum Abend, wo man es wieder in den Mauerschrank verschließt, in immer gleich flüssigem Zustande bleibt. Im Mai wird es täglich zweimal flüssig, Vormittags von 9 bis 12 Uhr; dann wird das Reliquarium verhüllt und die Kirche verschlossen; Nachmittags drei Uhr wird die Hülle weggenommen, dann befindet sich das Blut wieder in festem Zustand, die

vormittäglichen Gebete werden wiederholt, bis es abermals flüssig geworden ist.

Das nun sind Aufzeichnungen eines Forschers während bloß zwei Jahren. Allein seit dem Jahre 1659 werden alle Wahrnehmungen über den Zustand des Blutes bei dem Herausnehmen aus dem Schrank, über die Umstände, unter denen es flüssig wird, über den Grad der Flüssigkeit, über den Zeitverlauf durch den Schatzmeister der Kapelle und einen Chorherren in ein fortgeführtes Verzeichniß genau eingetragen. Würde dieß wohl geschehen oder der Mühe werth erachtet werden, wenn hier Betrug statt fände? Diese Aufzeichnungen sind ein fortlaufender Commentar zu dem eidlich beschwornen Bericht eines frühern Secretärs der zum Schatz Verordneten. Er sagt: „Manchmal verzieht sich das Flüssigwerden, etwa einmal erfolgt es gar nicht, bisweilen ist das Blut schon flüssig, wenn es aus dem Kasten genommen wird; nicht selten füllt es das Fläschchen dergestalt, daß die Bewegung des Flüssigen sich gar nicht wahrnehmen läßt; etwa steigt es, während es ausgesetzt ist, und bleibt so den ganzen Tag; ein anderesmal sinkt es wieder; jetzt wird die ganze Masse flüssig, dann bleibt ein Klumpen, der in dem Flüssigen umherschwimmt; einmal etwa, aber selten, wird es flüssig, wenn es zum Küssen dargereicht wird, gewöhnlich jedoch, wenn es auf dem Altar steht, wo Niemand es zu berühren im Stande ist. Eine brennende Kerze wird von Zeit zu Zeit einzig deßwegen hingehalten, um zu sehen, ob das Flüssigwerden schon erfolgt sei. Alle diese Verschiedenheiten treten ein ohne Ordnung oder Reihengang, welcher an die Witterung sich knüpfen könnte. Nicht allein wird zu gleicher Zeit des einen Jahres wahrgenommen, was zu eben derselben des andern Jahres ganz verschieden ist, sondern oft in der gleichen Octave, an dem gleichen Tag ist es verschieden."

Damit ist die Behauptung von dem Einfluß des Temperaturwechsels zwischen der kältern Nische und der wärmern Kirche entschieden widerlegt, wenn nicht ohnedem dürfte angenommen werden, daß der Unterschied der beiderseitigen Temperatur nicht so bedeutend seyn könne, um einen Körper aus dem festen in den flüssigen Zustand zu verwandeln. Nichts ist einfacher, als Versuche hierüber anzustellen. Der Engländer Weedal setzte ein Glasgefäß mit Gallerte aus Kalbsfüßen mit einem Thermometer an eine Feuerwärme von 73 bis 75 Grad Fahrenheit; er mußte sie fünf Viertelstunden lang wenden, bis sie allmählig zerfloß; in 15 Minuten bedürfte es 105 Gr. F. (32¼ R.). Bei 78 Grad wird Butter nur in fünf Viertelstunden auf der Oberfläche weich, und nur bei 100 bis 106 zergeht sie in 18 Minuten. Eis dagegen würde bei 68 Grad seine Festigkeit nicht lange bewahren, aber eben so wenig, und hätte es nur eine Unze im Gewicht, in 12 Minuten sich vollständig auflösen. Dann ist nicht

zu übersehen, daß alle diese Stoffe bei gleichem Wärmegrad unabweichlich in gleicher Zeitfrist sich auflösen, bei dem Blut des heiligen Januarius aber hierin die größte Verschiedenheit bemerkt wird. Wie endlich will man erklären, daß das Einemal das Fläschchen sich füllt, ein Anderesmal nicht?

Fergola wirft diese Frage auf. In Bezug auf dieselbe sagt er: als Canon der Physik steht fest, daß man zur Erklärung von Naturerscheinungen keine andern, als wahrhafte Gründe, und deren nicht mehr, als zur Erklärung nothwendig seien, beibringen dürfe. Ferner gelte als Canon der Kritik: die Cautelen, welche eine Gesellschaft anwendet, um eine Thatsache gegen Betrug sicher zu stellen, müssen gewisse Gränzen haben, über welche hinaus dieselben nicht gehen dürfen, denn sonst müßte man Cautelen gegen die Cautelen verlangen, was ins Endlose getrieben werden könnte, alle moralische Gewißheit vernichten und die Gesellschaft auflösen müßte, da ja unter solchem Scepticismus keine Sache mehr sich für rechtmäßig erkennen, kein Vertrag gültig, gar nichts mehr gesichert seyn könnte.

Aber, möchten die Rationalisten am Ende einwenden, könnten nicht die Priester von San Gennaro, mittelst falscher Schlüssel, Nachts die Kapelle aufschließen, das Fläschchen aus dem Reliquarium herausnehmen, und mit irgend einer chemischen Zubereitung füllen, und dafür sorgen, daß am folgenden Tage zur bestimmten Stunde diese Substanz flüssig würde? Hierauf antwortet Fergola mit dem Sprüchlein: „Betrug dauert selten lange“, und zum Theil mit denjenigen Gründen, welche in Betreff einer Sache, die unter den verschiedensten Königshäusern und stets im Beiseyn vieler Personen während mehrerer Jahrhunderte jederzeit die gleiche geblieben ist, sich darboten.

Trüge man aber den Einwendungen der Ungläubigen größere Rechnung, als sie verdienen, ließe man die verschlossenen Mauernischen im Schatz des heiligen Januarius die Nacht durch auf das sorgfältigste bewachen, und es würde auch dann noch das Flüssigwerden vor sich gehen, würden sie alsdann die Richtigkeit der Thatsache anerkennen? Lieber würden sie das Wort der Juden wiederholen: „die Wächter haben geschlafen, sie haben von den Priestern sich überlisten lassen.“ Aber in der Octave der Translation bleibt das Blut immer, von Mittag bis Nachmittags drei Uhr, auf dem Hochaltar, nur verhüllt, zeigt sich dann jedesmal bei dem Enthüllen geronnen, und wird hierauf wieder flüssig. Wer schleicht nun am hellen Tage in die Kirche hinein, um die Operation des Füllens des Fläschchens vorzunehmen? Hr. Fergola schließt dieses Kapitel mit den Worten, welche sich auf die gelehrten Wundererklärer des Neuen Testamentes anwenden lassen: „Wer die Wahrheit der Wunder läugnen will, der sieht sich zu tausend Tollheiten gezwungen.“

Vernehmen wir nun noch die ältesten Zeugnisse. Das älteste findet

sich in dem Leben des heiligen Peregrinus, des schottischen Königs Malcolms Sohn, der im zwölften Jahrhundert nach Neapel kam. Dort liest man: „Der heilige Peregrinus kam auch zu dem erlauchten Wunder des heiligen Januarius. Es werden zu Neapel zwei Glasfläschchen*) mit dem Blut des Heiligen aufbewahrt. Dieses ist steinhart. Werden die Fläschchen dem Haupte des Blutzeugen genähert, so wird das Blut mit einem gewissen, schäumenden Brodeln alsbald flüssig, und die Fläschchen bleiben unversehrt." Wenn auch die Kritik diese Lebensgeschichte in das vierzehnte Jahrhundert verweisen muß, so gibt sie doch Zeugniß, daß wenigstens in diesem die Sache bereits so sich zutrug, wie sie noch heutzutage wahrgenommen wird.

Das älteste neapolitanische Druckwerk sind wahrscheinlich die **Pandectae medicinales Andreae Silvatici**, im Jahre 1474 herausgegeben von dem dem königlichen Leibarzt Angelo Cato. In der Zueignungsschrift an König Ferdinand von Aragonien zählt derselbe unter Neapels Schätze auch das Blut des heiligen Januarius, und sagt darüber: „Was soll ich von dem Blut dieses Märtyrers sprechen, welches zu Neapel mit größter Ehrerbietung aufbewahrt wird? Welche Wunder auch unter den Augen der Bekenner Christi zu unserer Zeit vor sich gehen mögen, welches wäre leuchtender, unläugbarer? Von dem Haupt entfernt, wird dieses Blut hart, in dessen Nähe gebracht, wird es so flüssig, als wäre es an eben diesem Tage vergossen worden." Aehnliches berichtet der genuesische Doge Fregoso, welcher vom Jahre 1478 bis 1483 zu Neapel als Flüchtling sich aufhielt. Das gleiche Zeugniß kann man in den **Mirouer hystorial de France** von Robert Gaguin lesen.

Am weitläufigsten spricht darüber am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Franz Pico, Fürst von Mirandola. Er gab im Jahre 1502 ein Werk heraus, **de fide et ordine credendi**. Darin findet sich folgende Stelle: „Zu Neapel in der Campagna werden die Ueberreste des Blutzeugen Januarius aufbewahrt. Ein Gefäß enthält sein Blut, welches frommer Sinn nach seiner Hinrichtung aufbewahrte.' Stellt man dasselbe in die Nähe der Glieder, so fängt es gleichsam zu schäumen an, wird flüssig und kehrt in den frühern Zustand des Blutes zurück; entfernt man es an einen andern Ort, so gerinnt es wieder und wird fest, und nimmt die Gestalt von Blut an, welches vor vielen Jahrhunderten vergossen worden ist. Doch geschieht dieß nicht immer; denn sobald jener Gegend irgend ein Unfall droht, oder Ruhestörung es hindert, so deutet es durch seine Unbeweg-

*) Carl III., als er von Neapel auf den spanischen Königsthron gelangte, nahm das kleinere, worin aber nur Blut mit Erde gemischt sich fand, mit sich.

lichkeit auf die Plage hin, wie die Landesbewohner aus langer Erfahrung wissen. Ich habe mit meinen eigenen Augen dieses feste und seiner Natur gemäß schwarze Blut bei der Annäherung an das Haupt roth, flüssig werden, Blasen werfen gesehen, gleich als wäre es unmittelbar der Ader entströmt. Ich wiederhole: ich habe es mit eigenen Augen gesehen, und habe mich vollkommen überzeugt, daß dieses auf natürlichem Wege unmöglich so sich zutragen könne. Denn für den Philosophen ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß Etwas, was seine Gestalt verloren hat, in diese nicht wieder zurückkehren kann. Wer es nicht glauben wollte, den würde leicht die Erfahrung belehren. Er dürfte nur Blut nehmen und, wäre es erst geronnen, sehen, wenn es nach Monaten — ich will nicht einmal sagen Jahren — in einen erdichten und staubförmigen Stoff verwandelt ist, ob es in seine vorige Gestalt, oder nur in die Accidentien der Gestalt: Röthe, Flüssigkeit u. dgl. zurück versetzt werden könne."

Es ließen diesen Zeugen noch eine große Zahl anderer sich anreihen; die Päpste Sixtus V. Benedict XIV., jener in einer Bulle für St. Januars Kapelle, dieser in seinem Werk de servorum Dei beatificatione, der Cardinal Baronius, der diesen Vorgang insigne et perenne miraculum nennt; eine große Zahl neapolitanischer Gelehrter, die mit größter Gewissenhaftigkeit Alles beobachtet und aufgezeichnet haben; die Bollandisten, von denen in der Mitte des siebenzehnten, und dann wieder in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein paar nach Neapel gereist sind, um an Ort und Stelle zu sehen, zu hören, zu lesen, zu prüfen. Es möge zum Schluß noch das Zeugniß eines ältern neapolitanischen Rechtsgelehrten in gebundener Rede beigefügt werden.

Nondum credis Arabs, Scythicis quin Barbarus oris
Confuges ad verae religionis iter?
Aspice, palpa haec! Stat longum post Martyris aevum
Incorruptus adhuc et sine tabe cruor.
Imo hilaris gliscit, consurgit, dissilit, ardet.
Ocyor extremae est impatiens tubae.
Perfidus an cernis, capiti ut cruor obvius ante
Frigidus et durus, ferveat et liqueat?
Caute vel asperior, vel sit adamantinus Afer
Sanguine quin duro sponte liquente liquor?

Dem gegenüber ließe sich nun eine lange Reihe Reiseschriftsteller anführen, die entweder bloß Zweifel gegen die Sache vorgebracht, oder lächerliche Hypothesen aufgestellt, oder mit ein paar Witzworten sie abgefertigt, meistens aber zeigen, daß sie den Vorgang nicht gesehen haben. Dergleichen sind unter den Engländern Addison, Middleton, Moore, Eustace; unter den Franzosen Misson, Sercas, Dupaty; unter den Deutschen der

hessische Jurist Koremann, Keyßler (diese Beiden am bescheidensten), Kotzebue, der preußische Staatsrath Rehfues u. A.

Allein jenen Zeugnissen gegenüber könnten nur Gegenzeugnisse, erwiesene Thatsachen, concrete Gründe Gewicht haben; bloßes Abweisen, nacktes Läugnen, wohlfeiles Spotten erklärt nichts, entkräftet nichts, hellt das Dunkel nicht auf. Der Baron Bielefeld sagte freilich in Neapel: „einen solchen zerrinnenden Stoff wissen unsere Apotheker ebenfalls zu bereiten.“ Aber warum unterläßt man es, mittelst desselben die außerordentliche Erscheinung zur Enttäuschung anderes zu reproduciren? Ein anderer Deutscher stellte die scharfsinnige Erklärung auf, es wären zwei Monstranzen vorhanden, eine mit dem geronnenen, eine mit dem flüssigen Blut, während der Function würden diese von dem Priester escamotirt. Das wäre dann freilich eine Hexenmeisterei, dergleichen die Welt noch keine gesehen hat, eine ganze Monstranz in den Rockärmel zu schieben! Eben so abentheuerlich hat der Franzose de Sercas die Nähe des Vesuvs und der Solvatara zu Hülfe genommen. Wie müßte es aber den Bewohnern von Messina und Puzzuoli erst ergehen, wenn die Wärmeströmung eine solche Wirkung bis nach Neapel haben könnte? Ein Engländer trug die Wunder von dem Heiligen auf die Priester über: „Wunderbar“, rief er, „sind die chemischen Kenntnisse der Priester des Schatzes von St. Januar!“ Sie tappten Alle im Dunkeln, bis endlich der königlich preußische Rehfues der Welt sein Gefunden ankündigen konnte: „Es ist Gefrornes; das versteht man ja in Neapel besser zu bereiten, als in Archangel.“ Actum'st, plaudite pueri!

Man sieht, auch das Nichtglauben kann mit Aberglauben getrieben werden. In Ermangelung zureichender Erklärung sinnt man lieber das Abentheuerlichste aus, als daß man, unter offenem Bekenntniß seiner Unfähigkeit, das Daseyn von etwas wenigstens Unerklärlichen ablegte, oder doch die Sache lieber auf sich beruhen ließe, als zu Auskunftsmitteln zu greifen, welche einen immerhin achtenswerthen Stand während des Verlaufs von Jahrhunderten durchweg zu gemeinen Betrügern stempeln. Wenn der Neapolitaner die Abwendung der drohendsten Gefahr bei dem Vesuvausbruch am 16. December 1631 der Fürbitte des heiligen Januarius verdankt, so tritt er damit Niemanden zu nahe; auch den Protestanten kann kein Vorwurf treffen, wenn er dieß dem zufälligen Umstand zuschreibt, daß die Lava einen andern Weg genommen, und das Toben des Elementes ohnedem nachgelassen habe; Jeder stellt sich dabei auf einen Standpunkt, den er mit Gründen vertheidigen kann. Wenn aber der Letztere seine Zuflucht zu Kindereien oder gar zu Unredlichkeiten nimmt, die er nicht zu erweisen im Stande ist, dann weicht der Boden unter seinen Füßen, und er sinkt noch unter diejenigen hinab, welche das Austreiben der Teufel nicht

anders, als durch einen Bund mit dem Obersten der Teufel zu erklären wußten.

Die Kirche erweist sich auch hierin weit freier. Sie zwar erkennt das Wunder an, legt aber Niemand die Verpflichtung auf, es förmlich zu bekennen. Man kann vollkommen guter Katholik seyn, und die Sache unerörtert auf sich beruhen lassen. — Nach Allem jedoch, was ich mit Augen gesehen und außerdem noch erforscht habe, muß ich dem Urtheil von Sabbatino am Schluße seiner Abhandlung „über das Blut des heiligen Januarius“ beipflichten, welcher sagt: „Ich weiß gar wohl, daß viele Ausländer, selbst Katholiken, an dem Wunder zweifeln, oder, bevor sie es sehen, nicht daran glauben. Da ich aber Solche öfters in die Schatzkapelle begleitete, und sie zu genauem Beobachten veranlaßt hatte, überzeugten sie sich, daß sie nicht mehr zweifeln dürften, und daß die Sache in keiner Weise einer natürlichen Ursache sich zuschreiben lasse. Nachdem sie selbst Augenzeugen wurden, hat Mancher gegen mich sich erklärt: Das Flüssigwerden des Blutes sei wenigstens eine wunderbare Sache; und Keiner, der sie beobachtet, vermochte einen Grund aufzufinden, um sie ferner zu bezweifeln.“

Dagegen dürfte von der reinsten Gewissenhaftigkeit die Frage gestellt werden: wozu dieses Wunder? Die Gewissenhaftigkeit ist aber auch im Stande, eine befriedigende Antwort zu ertheilen. Beobachte den Neapolitaner, wie lebhaft, wie beweglich, wie er das Spiel seiner Einbildungskraft ist! Sein Auftreten, in welcher Gestalt er dir vorkommen mag, seine wechselnden Gebete, der Ton seiner Rede, der Ausdruck seiner Sprache verrathen dir sein wallendes Blut, seinen des Ungewöhnlichen bedürftigen Sinn. Bei einem solchen Volk würden trockene Abhandlungen, langweilige Belehrungen nicht lange verhalten; er bedarf etwas, was ihm seine Abhängigkeit von einem Höhern nicht allein vor die Ohren, sondern durch die Augen zu dem innern Sinn bringt. Ihm ist eine gewaltige Macht nothwendig, die ihn bisweilen von der Erde, welche, gleich einer Buhlerin, alle Reize und Lockungen unablässig vor seinen Blicken enthüllt, aber deren verzaubertes Kind er ist, losreißt, bisweilen ihm zuruft: Es steht Etwas über dir, in dessen Hand dein Geschick steht, was mit Segen dich überschütten, was Landesnoth über dich herwälzen kann; und dieser, der solches vermag, tritt dir nahe in seinem Boten, dem heiligen Januarius, der zugleich dein Anwalt bei ihm ist! In dem, was zu verschiedenen Zeiten des Jahres unter deinen Augen sich zuträgt, hast du das Siegel, daß Gott deiner gedenke, die Weckstimme, daß du seiner gedenkest. — Die Calculatoren, die berechnet haben, welchen Schaden dasjenige bringe, was sie Aberglauben nennen, fehlt es nicht; möchte einmal Einer in der Berechnung, welchen Nutzen die Befestigung des Glaubens an dieses Wunder

bringen würde, die Probe liefern! Wann aber der leichtfertige, sinnliche, zu mancherlei Bösem geneigte Neapolitaner durch dieses Mittel auch nur einmal des Jahres, zerknirscht oder in Anbetung hingerissen, vor dem Altar liegt, auf dem er die verehrten Ueberreste erblickt, sollte dieß, weil er vielleicht des andern Tages seinen gewohnten Gang fortgeht, darum gar keinen Werth haben? Und wenn ihr eine ganze Litanei von Schlimmem über die Neapolitaner abzukugeln wisset, würde dieselbe sich verkürzen, wenn ihr ihm das Wunder mit dem Blute des heiligen Januarius zu sequestriren vermöchtet?

LVII.

Die katholische Gemeinde und das katholische Krankenhaus in Berlin.

Bald ist ein Jahrhundert verflossen, seitdem der Grundstein zur Kirche der heiligen Hedwig in Berlin gelegt wurde. Es geschah am 20. Juli 1747. Man kann diesen Tag als den Geburtstag der jetzigen katholischen Gemeinde in Preußens Hauptstadt betrachten. Bis dahin war seit zweihundert Jahren, seit der Einführung der neuen Kirchenform in der Mark Brandenburg, katholischer Gottesdienst, außer in Privatkapellen, dort nicht gefeiert worden. Friedrich II. aber, der einige Jahre früher Schlesien erobert, und dadurch eine sehr beträchtliche Anzahl katholischer Unterthanen gewonnen hatte, während bisher nur verhältnißmäßig wenige, hauptsächlich in den vormals Clevischen Besitzungen des Brandenburgischen Hauses, unter vorherrschend protestantische Bevölkerung gemischt, in seinen Landen ansässig gewesen waren, erkannte es als eine Forderung der Gerechtigkeit und billiger Politik an, denselben auch in seiner Hauptstadt eine Freistätte für ihren Cultus zu gewähren,

und ein angemessenes Gotteshaus daselbst erbauen zu lassen, in welchem sie ungehindert nach Lehre und Gebrauch der katholischen Kirche das Wort des Herrn vernehmen, seine Sacramente empfangen, und durch den Priester das allerheiligste Opfer des Altars ihm darbringen könnten, damit auch ihnen nicht der Weg erschwert und verlegt sei, um, wie er sich ausdrückte, „nach ihrer Façon selig zu werden." Wohl hat jene Gemeinde, und mit ihr haben alle Katholiken, die der Einheit der Kirche sich bewußt sind, und in jeder einzelnen Gemeinde ein lebendiges Glied des einigen, lebendigen Leibes der streitenden Kirche erkennen, Ursache, jenen Tag als einen denkwürdigen zu feiern. Gewiß war es von der größten Wichtigkeit, daß den Katholiken in der Hauptstadt eines Staates, der damals schon etwa eine Million katholischer Unterthanen gezählt haben wird, ein gesicherter Vereinigungspunkt ihres kirchlichen Lebens geboten wurde, und doch konnte man damals die ganze Wichtigkeit dieses Ereignisses nicht einmal ahnen. Wie auffallend und außerordentlich auch die Vergrößerung an Macht und Gebiet war, welche Friedrich sogleich im Beginne seiner Regierungszeit kühn zu erstreiten, und unter den drohendsten Gefahren, ein Königs-Genie, zu behaupten wußte, und wie sehr auch dieses Genie den Glauben an weitere Fortschritte in derselben Richtung erregen mochte, wer hätte doch prophezeien mögen, daß noch während derselben Regierungszeit ein ehemals mächtiges Königreich, das kaum sechszig Jahre früher als ein Schirm der Christenheit gegen den Halbmond sich bewährt hatte, den Streichen einer bisher unerhörten Diplomatie erliegen, und ein ehemaliger Vasall desselben den schönsten Theil seines Gebietes sich zueignen, und dadurch abermals mehr als eine Million katholischer Unterthanen gewinnen würde? Und wer hätte vorausgesehen, daß das kaum erst zu größerer politischer Bedeutung sich erhebende Brandenburg-Preußen nach einem Jahrhundert sechs Millionen katholischer Unterthanen in den ihm verbundenen Landen zählen würde? Es war natürlich, daß mit diesem Zuwachs des Landes auch die katholische Gemeinde der-

Hauptstadt, obwohl diese unmittelbar ringsum an Zahl immer zunahm, nur von ganz protestantischer Bevölkerung umgeben war; denn die Hauptstadt, in welcher so viele Interessen ihren Mittelpunkt, so viele Wünsche ihr Ziel finden, muß unvermeidlich auf die Bevölkerung des ganzen Landes eine starke Anziehungskraft üben, und zieht mit tausend Fäden aus allen Theilen desselben stets neue Einwohner an sich, und dieß um so mehr, je mehr, wie es seit Friedrich der Fall war, die Staatsverwaltung centralisirt wird. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Zahl der katholischen Einwohner Berlins gegenwärtig schon über Zwanzigtausend gestiegen ist. Verwundern könnte man sich vielmehr darüber, daß diese nicht noch weit zahlreicher sind. Die Bevölkerung Berlins hat sich in den letzten sechszig Jahren gewiß verdreifacht, und in den letzten dreißig Jahren, seit dem zweiten Pariser Frieden, mindestens verdoppelt; man wird nicht weit fehlgreifen, wenn man den Zuwachs derselben während des letzten Zeitraums wenigstens auf ein hundert und sechszig Tausend anschlägt. Nach dem Verhältniß der katholischen und protestantischen Bevölkerung des ganzen Preußischen Staates aber (d. i. etwa gleich 5 : 7, oder 6 : 9) wäre es nicht erstaunlich, wenn unter jenem Zuwachs allein fünfzig bis sechszig Tausend Katholiken sich fänden, wie z. B. in der Hauptstadt von Bayern, dessen protestantische Unterthanen zu den katholischen sich nur beinahe wie 1 : 2 verhalten, seit dem Jahre 1800 bei einer Gesammtzunahme der Einwohnerzahl von etwa 50000 eine protestantische Gemeinde von beinahe 10000 Mitgliedern sich gebildet hat. Daß die Zahl der Katholiken in Berlin noch jetzt so viel geringer ist, erklärt sich freilich leicht; vor allem aus dem Umstande, daß die nächst gelegenen Provinzen, aus denen die Hauptstadt natürlich den stärksten Zufluß neuer Bevölkerung erhielt, durchaus protestantisch waren. Dann hatten auch einerseits die Polen, aus Anhänglichkeit an ihre Volksthümlichkeit, andererseits die Rheinländer, aus Vorliebe für ihr schönes Land, beide dem Preußenthum sich fremd fühlend, weniger Zug nach der Hauptstadt, durch welche dieses

vorzugsweise repräsentirt wurde, zumal Katholiken, welche dort in religiöser Beziehung eher unangenehme Berührungen zu fürchten, als für ihren kirchlichen Sinn Befriedigung zu erwarten hatten, und selbst in gewerblichen Unternehmungen weniger als Protestanten Förderung und guten Fortgang hoffen konnten. Haben doch wohl noch manche Mitlebende die Erfahrung machen können, wie selbst gebildete Berliner eine Art von Erstaunen und Verblüfftheit nicht verbergen konnten, wenn sie auf einmal gewahr wurden, daß Leute, die ihnen im Umgang sonst ziemlich vernünftig und gebildet vorgekommen, — katholisch seyen; so sehr war die Meinung, daß die katholische Religion unvermeidlich einen verdummenden Einfluß übe, den aufgeklärten Berlinern eingeprägt.

Vorzüglich bedeutend war aber in obiger Beziehung das Verhältniß der Anstellungen im Staatsdienst. Durch diesen vorzüglich werden immer neue gebildete Familien aus allen Theilen des Reiches nach Berlin gezogen, die dann großentheils dort heimisch bleiben. Nun ist aber bekannt, daß bis zur neueren Zeit kaum ein Katholik zu diesem Zentral-Staats-Dienst den Zutritt fand. Vor Kurzem hat erst ein Abgeordneter des Rheinischen Ritterstandes in Zahlen nachgewiesen, wie noch jetzt unverhältnißmäßig wenige Katholiken bei den höhern Staatsbehörden, und überhaupt in höhern Staatsämtern zu finden sind *), und doch muß man anerkennen, daß in neuester Zeit die praktische Anerkennung gleicher Berechtigung der Confessionen in dieser Beziehung Fortschritte gemacht hat. Vor zwanzig Jahren noch war in allen Ministerien kein einziger katholischer Rath, außer einem nothwendigen im Ministerium des Cultus, und ein katholisch gewordener sah sich genöthigt, den Staatsdienst zu

*) Vgl. oben Seite 629. Man darf hier eben nicht so viele Beamte zählen, als Mitglieder verschiedener Staatsbehörden angegeben sind; denn mehrere sind zugleich Mitglieder von zwei oder drei der genannten Behörden.

verlassen; kein Katholik hatte Sitz im geheimen Obertribunal, oder im Kammergericht; kaum zwanzig Jahre wird es seyn, als zum erstenmal ein Katholik (und zwar der jetzige Pater Henricus Goßler), nicht ohne erst im Betreff seines Religionsbekenntnisses erhobene Bedenken bekämpfen zu müssen, als Kammergerichtsassessor vereidigt wurde. Eben so sind auch unter den Offizieren des in Berlin stehenden Garde-Armeecorps immer nur wenige Katholiken gewesen, vollends in höhern Befehlshabersstellen. So mußte also der höchst bedeutende Zuwachs an Bevölkerung, welcher der Hauptstadt durch den Staats- und Militärdienst zugeführt wurde, in weit überwiegendem Maße protestantisch seyn.

Indessen ist bei alledem die katholische Gemeinde in Berlin schon sehr ansehnlich und bedeutend geworden, und sie wird, je mehr eine wahre politische Gleichstellung der Confessionen praktisch sich durchkämpft, im steigenden Maße noch bedeutender werden, sowohl durch die Zahl, als durch die persönliche Stellung ihrer Mitglieder. Sie ist aber auch davon abgesehen für die Preußischen Katholiken überhaupt in gewissem Sinn die wichtigste Kirchengemeinde des ganzen Königreichs, deren Bestand und Blüthe für jene sammt und sonders von besonderm Interesse seyn muß. Es ist natürlich, daß die Stellung, welche die Stadt als Mittelpunkt des staatlichen Lebens einnimmt, auch deren kirchlichen Institutionen eine höhere Bedeutung verleiht, und es ist politisch wichtig, daß in derselben katholisches Leben und Bekenntniß, durch eine lebenskräftige Gemeinde repräsentirt, und dadurch die ausschließende Herrschaft protestantischer Ansichten und Vorurtheile, die so leicht von dort aus in der Staatsverwaltung sich geltend machen, einigermaßen gebrochen werde. Zudem aber kann man kühn annehmen, daß wohl kaum eine Pfarrei im ganzen Lande seyn werde, die nicht im Verlauf eines Menschenalters bleibend oder vorübergehend eins und das andere ihrer Kinder an die katholische Gemeinde in Berlin abgebe, und viele gibt es, aus welchen wohl alljährlich einige wenigstens vorübergehend dieser sich anschließen

werden, abgesehen von denjenigen, welche als Beamte dorthin gezogen werden, oder welche als Künstler oder Gewerbtreibende dort sich niederlassen; bedenke man nur, welche Anzahl von Söhnen aus allen Provinzen fortwährend theils als Studierende, theils zum Zwecke ihrer künstlerischen Ausbildung, theils um sich den letzten Prüfungen für die verschiedenen Zweige des Staatsdienstes zu unterwerfen, theils endlich als Soldaten des Garde-Armeecorps, das aus allen Theilen des Reiches ergänzt wird, nach Berlin ziehen, und wie viele außerdem zur Betreibung ihrer Angelegenheiten oder auch zum Vergnügen auf kürzere oder längere Zeit die Hauptstadt besuchen *). Muß es nicht den Angehörigen vorzüglich der zahlreichen Jugend, deren kirchlicher Sinn ohnehin durch mancherlei Einflüsse der Umgebung leicht gefährdet wird, eine wichtige Angelegenheit seyn, daß jene dort ein reges, kirchliches Leben unter ihren Glaubensgenossen, und in einer zahlreichen, von wahrer katholischer Gesinnung beseelten Gemeinde einen Anhaltspunkt für die Erhaltung und Pflege ihres religiösen Bewußtseyns finden? Muß nicht jeder, auch in den entlegensten Provinzen, erwarten, daß über kurz oder lang er selbst, oder einer seiner Nachkommen, oder sonst ein naher Verwandter oder Freund in den Fall kommen könne, sich jener Gemeinschaft zu erfreuen? Fürwahr, es würde große Kurzsichtigkeit verrathen, wenn Rheinländer und Westphalen, wenn Schlesier und Polen, die sonst an dem Aufschwung kirchlicher Gesinnung lebhaften Antheil nehmen, für den Bestand und die Blüthe der katholischen Gemeinde der Hauptstadt, ich will nicht sagen, gleichgültig wären, sondern nicht ein lebendiges, wo möglich zu thätiger Förderung anregendes Interesse fühlten.

So wichtig aber diese Gemeinde für alle Katholiken ist, so

---

*) Wenn Preußen je eine reichsständische Verfassung erhält, so wird auch noch in je zwei oder drei Jahren allemal eine ansehnliche Zahl katholischer Vertreter des Landes geraume Zeit in Berlin anwesend seyn.

schwierig ist ihre Stellung, so dornig der Boden, auf welchem für ihr Gedeihen zu wirken ist, so unzulänglich die Kräfte, um nur dem dringenden religiösen Bedürfnisse überall zu genügen.

Nur eine Pfarrei, nur eine Kirche für mehr als zwanzig Tausend Seelen! und diese zerstreut in der weit gedehnten Stadt unter etwa 350000 Einwohnern! und darunter eine überwiegende Zahl von solchen, die in untergeordneten, oder beschränkten und dürftigen Lebensverhältnissen sich mühsam fortbringen, oder gar armselig verkümmern! Mit der aufopferndsten Hingebung wäre es den vier oder fünf Geistlichen der Pfarrgemeinde nicht möglich, die Seelsorge in diesem Kreise befriedigend zu versehen, wenn sie auch nicht sonst noch mit so mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen, nicht von vielen Seiten eher Hinderung als Förderung in ihrer Wirksamkeit zu gewärtigen hätten. Wie gern wir auch anerkennen, daß Seine jetzt regierende Majestät unbillige Beschränkung und Beeinträchtigung der Katholiken nicht billigen, so glauben wir uns doch sehr schonend auszudrücken, wenn wir sagen, daß in den höhern Verwaltungsorganen wenig Geneigtheit herrsche, das kirchliche Interesse derselben zu fördern, und sie im Kampfe mit schwierigen Verhältnissen zu unterstützen. Noch weniger ist aber davon bei der grossen Masse der Bürgerschaft und notabeln Einwohnerschaft zu verspüren. Vielmehr zeigt sich hier vorherrschend eine unverkennbare Neigung, ihnen mißgünstig, ja feindlich entgegenzutreten, oder das, was ihnen feindlich entgegentritt, zu begünstigen. Wenn man früher vornehm und geringschätzig keine Notiz von dem kirchlichen Leben der Katholiken nahm, so ist nunmehr, seit der Ultramontanismus sein drohendes Haupt zu erheben wagt, d. h. seitdem sich gezeigt hat, daß in der katholischen Kirche noch ein Lebensstoff vorhanden ist, an welchem die Hoffnung, sie bald gänzlich absterben zu sehen, irre werden mußte, eine ihr entschieden feindliche Gesinnung herrschend geworden. Die Erfahrungen der neuesten Zeit bestätigen dieses auf eine auffallende Weise. Noch sieht man nicht, daß ernstlich Anstalt gemacht würde, um das schreiende Be-

dürfniß einer zweiten Kirche für die Katholiken zu befriedigen, wozu doch eine letztwillige Verfügung des verstorbenen Königs bereits die Fonds angewiesen haben soll. Aber kaum hat sich ein Häuflein von Anhängern jener erbärmlichen Affen der Gründer des Protestantismus, die ohne religiösen und ohne wissenschaftlichen Gehalt, selbst aller Begeisterung für den Irrthum baar, zu modernen Reformatoren der katholischen Kirche sich aufwerfen, in Berlin zusammengethan, so kommt ihnen der Magistrat mit aller Bereitwilligkeit entgegen, bietet ihnen jedwede Unterstützung an, und ist bald auch entschlossen, dieser so sich nennenden deutsch-katholischen Gemeinde eine Kirche einzuräumen, die er nimmermehr der wahren katholischen Gemeinde zu ihrem Gottesdienste hergäbe. Ronge und Czerski, diese Urheber der fadesten Sectirerei, die wohl je in der Kirchengeschichte vorkam, wahre Leerer des Glaubens, werden festlich bewillkommt und mit Ehren überhäuft, während man sich alltäglich daran erfreut, wie in öffentlichen Blättern gläubige und pflichtgetreue Geistliche gehöhnt und durch gehässige Insinuationen in ihrer Wirksamkeit angefochten werden. Es ist hinreichend bekannt, wie der Ronge'sche Skandal, nachdem das Obercensurgericht einen Freibrief dafür gegeben hatte, in den Berliner und andern norddeutschen Blättern ausgebeutet worden ist; es ist auch bekannt, daß man den Anhängern desselben alsbald eine eigene Zeitschrift, „die Reform", als Organ der Verbreitung ihrer Meinungen bewilligt hat, daß dagegen den katholischen Geistlichen in Berlin die Erlaubniß zur Herausgabe eines katholischen Religionsblattes verweigert worden ist, obwohl weder katholische Zeitschriften und Zeitungen, wenn auch nicht gerade verboten, doch schon wegen der größern Kostspieligkeit dort natürlich nur wenig verbreitet sind. Wenn man nun bedenkt, welchen Einfluß die alle Tage aller Orten zahlreich aufliegenden Blätter, die in jenem Sinn redigirt werden, üben müssen; wenn man zudem weiß, wie die Berliner an öffentlichen Orten über alles, was sie verstehen oder nicht verstehen, zu raisonniren und zu witzeln pflegen, und erwägt, daß auch in den wissenschaftlich gebildeten

Kreisen theils heftige Bekämpfung der katholischen Kirche, theils eine vornehm mitleidige Duldung, gepaart mit empfindlicher Antipathie gegen alle charakteristisch katholischen Lehren und Lebenszeichen, vorwaltet; wenn man endlich in Betracht zieht, daß die Abwendung vom katholischen Glauben auch den zeitlichen Interessen eher Vortheil als Nachtheil verspricht, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was dazu gehöre, um allen diesen bedenklichen Einflüssen entgegenzuwirken. Man müßte es fast als ein Wunder ansehen, wenn unter solchen Verhältnissen nicht Manche, die in ihrem Glauben wenig befestigt sind, den Anfechtungen erlägen, und sich von der Kirche gleichgültig abwendeten, oder auch entschieden zu den Gegnern derselben überträten. Gehört doch schon ein gewisser Muth dazu, zu dem geschmähten Glauben sich offen zu bekennen, zu bekennen, daß man geneigt sei, einem Kleide, welches durch eine vielhundertjährige Tradition als das Kleid Christi bezeichnet ist, größere Verehrung zu zollen, als dem Krückenstock Friedrich's des Großen, oder der Uniform Friedrich Wilhelms III., die feierlich nach St. Petersburg abgeholt wurde, oder auch den Gegenständen auf der Wartburg, deren Anblick so manchen Verehrer Luthers noch jetzt in Enthusiasmus versetzt, wie Schreiber dieses selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Gleichwohl geben viele Zeichen einen kräftigen Aufschwung kirchlichen Lebens unter unsern Glaubensgenossen in der Preußischen Hauptstadt zu erkennen. Als eines dieser erfreulichen Zeichen heben wir vor Allem die Adresse an den hochwürdigen Bischof von Trier hervor, welche, von vielen und angesehenen Personen unterzeichnet, den Abscheu der Berliner katholischen Gemeinde vor dem lästerlichen Treiben einiger Neuerer und ihre Anhänglichkeit an bewährte Lehre und Gebrauch der Kirche aussprach. Auch lassen die Geistlichen es nicht ermangeln an glaubenseifrigen und belehrenden Kanzelvorträgen, um ihre Pfarrkinder über das Verhältniß der vielgepriesenen Neulehre zu der wahren Lehre und Verfassung der Kirche besser zu orientiren, und die Wahrheit und Schönheit der letzten einleuchtend

darzulegen, und mit Begierde und warmem Interesse strömt eine Menge zur Anhörung dieser Vorträge, daß die Kirche sie nicht mehr fassen kann, so wie sich auch sonst ein stärkerer Zudrang zum Gottesdienste und zu den heiligen Sacramenten zeigt. Einige dieser Predigten sind durch den Druck auch dem größeren Publikum bekannt geworden. So hat Herr Caplan Ruland eine Predigt gehalten über die Verehrung der Heiligen, ihrer Reliquien und Bilder, um „die vielfach mißhandelte Lehre der Kirche zu zeigen, wie sie ist, und zu allen Zeiten war." Sie machte tiefen Eindruck auf die versammelten Hörer, und erregte vielfältige Nachfrage, wodurch denn der Herr Caplan sich bewogen fand, sie dem Druck zu übergeben. Dagegen trat der protestantische Pastor, Dr. Liebetrut, mit einer Gegenschrift auf, die wiederum den Caplan Ruland zu einer ausführlichern Controversschrift über denselben Gegenstand veranlaßt hat. Derselbe Caplan hat auch zwei Predigten über das heilige Abendmahl nach der Lehre der katholischen Kirche herausgegeben, die ebenfalls durch die sectirerischen Bewegungen hervorgerufen wären, und auf vielfältiges Verlangen dem Drucke übergeben worden sind. Es ist hier nicht der Ort, auf den Inhalt dieser Druckschriften näher einzugehen; wir erwähnen sie nur als einen Beweis der Regsamkeit im Gebiete des kirchlichen Lebens, und in dieser Beziehung sind sie auch noch deßhalb von besonderm Interesse, weil der Ertrag derselben zum Theil für das neu zu errichtende Krankenhaus in Berlin, zum Theil auch für die Errichtung einer katholischen Schule in Spandow bestimmt ist.

Diese beiden Unternehmungen sind eben auch als gute Lebenszeichen so erfreulich, wie sie nach ihrem Zwecke wichtig sind. Es ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß sich in der katholischen Gemeinde Berlins nur der Muth zu einem so großen und schwierigen Unternehmen, wie die Errichtung des projectirten Krankenhauses, entwickeln konnte, und es ist eine schöne Aussicht, daß in Zukunft auch in jener Stadt, die sich gern mit dem hochmüthigen Namen einer Metropole der deutschen Wissenschaft nennen hört, den demüthigen Ordensschwe-

stern eine Freistätte für die aufopfernde Liebesthätigkeit bereitet werden soll, mit der sie den Leidenden Trost und Hülfe spenden, und durch ihr erbauliches Wirken, wie durch ihr Gebet zur Vorbereitung auf ein gottseliges Ende Anregung geben. In welchem Maße ein solches Institut Bedürfniß sei, das weiset die von dem Probst zu St. Hedwig an seine Pfarrgenossen erlassene Aufforderung zu Beiträgen genügend nach, und in welchem Grade es überhaupt wünschenswerth und jeder thätigen Unterstützung würdig erscheine, darüber haben sich auch diese Blätter schon in einem frühern Artikel (Bd. XIV, S. 772—776) ausgesprochen. Es ist keine Frage, daß der Besitz einer eigenen Krankenanstalt, und zwar einer Krankenanstalt unter der Leitung der barmherzigen Schwestern, für die katholische Gemeinde nicht bloß wegen ihres unmittelbaren Zweckes, sondern eben als Besitz eines segenreichen geistlichen Gemeingutes von großer Wichtigkeit seyn werde. Ja ich möchte behaupten, daß zur Zeit in der ganzen preußischen Monarchie kaum ein anderes kirchliches Unternehmen, auch der Cölner Dombau, von dessen glücklichem Fortgang zu hören mir doch stets eine Freude ist, nicht ausgenommen, von größerm und allgemeinerm Interesse für alle Katholiken in Preußen seyn könne, als eben diese Errichtung eines Krankenhauses, in Verbindung mit einem Kloster der barmherzigen Schwestern in Berlin. Darum wiederhole ich, was schon a. a. O. S. 775 geschrieben steht: „Jeder katholische Christ muß diesem Werke von ganzem Herzen das beste Gedeihen wünschen."

Aber es ist auch leicht einzusehen, daß das Unternehmen die Kräfte der katholischen Gemeinde in Berlin weit übersteigt, wenn ihr nicht von andern Seiten kräftige Unterstützung geleistet wird. Daher soll auch der Wunsch wiederholt hier ausgesprochen werden, „daß ihr auch von außen her reichlich beisteuernde Theilnahme bewiesen werden möge." In diesen Blättern a. a. O. ist schon ein vielversprechendes Beispiel solcher Theilnahme angeführt worden, aber die dort ausgesprochene Erwartung vielfältiger Nachfolge scheint nicht ganz in Erfül-

lung zu gehen. Namentlich soll am Rhein bisher sich nur wenig Interesse für die Sache gezeigt haben. Doch hoffen wir, daß dieß nur Zögerung gewesen sei, und daß die Erwägung der Ersprießlichkeit der Sache vor allem am Rhein zu reichlicher Unterstützung derselben bewegen werde. Den Schreiber dieser Zeilen würde es freuen, wenn sie etwa Einiges dazu beitragen sollten, dieses zu bewirken. — Wollte die verehrliche Redaction der historisch-politischen Blätter eine Sammlung veranstalten, wie sie es für die Erbauung einer katholischen Kirche in Eisenach gethan hat, so würden durch ihre Vermittelung wohl auch aus Bayern und andern süddeutschen Ländern nicht unerhebliche Beiträge eingehen. Möchte es doch geschehen!

LVIII.

Kirchliche Zustände im Elsaß.

(Aus einem Schreiben an die Redaction.)

Sie verlangen von mir einen Bericht über die religiösen Zwistigkeiten, welche im Elsasse sich erhoben haben, und in den deutschen Zeitungen so vielfältig besprochen und so widersprechend beurtheilt worden sind. Zu diesem Ende machte ich eine Reise in das Nachbarland, und suchte vor Allem mit Priestern in Verbindung zu treten, die mir über die Vorfälle und den Zustand der Dinge die zuverläßigsten Aufschlüße geben konnten, so wie auch mir die gewechselten Streitschriften zu verschaffen. Von Actenstücken ist mir jedoch nur dasjenige zugänglich geworden, was offiziell bekannt gemacht, oder untergeordneten Stellen mitgetheilt, oder auch durch die Indiscretion des lutherischen Consistoriums der Publicität übergeben worden ist. Was aber die Thatsachen an und für sich betrifft, so habe ich aus den besten Quellen geschöpft, und kann Ihnen die Richtigkeit derselben verbürgen.

Zuerst einige Worte über den politischen Charakter des Landes.

Bekanntlich haben in letzterer Zeit mehrere Zeitungen von den deutschen Tendenzen des Elsasses gesprochen. Wahr ist es, daß der Kern des Volkes in Sprache, Sitten und Gewohnheiten durchaus deutsch ist, vielleicht noch deutscher, als viele

Deutsche selbst. Allein in politischer Hinsicht ist der Elsässer so französisch gesinnt, als der Pariser, der Bretagner, der Provençale und Burgunder. Wer daran zweifeln sollte, der möge nur das Elsaß bereisen von Weißenburg bis Pfirdt, von St. Louis bis Befort und von Zabern bis Lauterburg, da wird er sehr überzeugende Erfahrungen machen, wie im entgegengesetzten Sinne Hr. Thiers auf deutschem Boden zum dermaligen Bewußtseyn gekommen. Was deutsche Blätter von Tendenzen im Elsasse geschrieben, ist der Lüge eben so nahe, als was Pariser Zeitungen früher von französischer Gesinnung in den Rheinlanden geredet. Zwar sind im Elsasse, wie anderwärts, politische Parteien; allein mit Ausnahme einiger lutherischer Pastoren, die man insgesammt Preußen nennt, sind die Verfasser und Leser des Niederrheinischen Couriers, des großen, republikanischen Katholikenfressers, so echt französisch, als die conservativen Geldstellenjäger, als die altklugen Legitimisten mit ihren sanguinischen Hoffnungen, und vorab die große Zahl der Indifferenten, die in praxi mit sämmtlichen politischen Systemen zerfallen sind, und alle die als eigennützige, oder kurzsichtige Spiegelfechter ansehen, welche nicht Frieden predigen und Eintracht, Industrie und Emancipation der Neger, Kunst, Agricultur, Schafzucht und Freiheit des Unterrichtes. Freilich gerathen die Leute einander manchmal in die Haare, absonderlich bei den Deputirten- und andern Wahlen, da mögen sich aber die Deutschen nicht irre machen lassen; die bei diesen Geschichten vorfallenden Derbheiten, Verläumdungen, Ehrabschneidungen, ehrenrührigen Insinuationen, und wie alle die emancipirten Tugenden unserer constitutionellen Staaten heißen mögen, werden nur zwischen Franzosen gewechselt, und die etwa auch zum Vorschein kommenden Prügel fallen immer nur auf echt französische Rücken und Schädel.

Wie ist aber das Verhältniß der politischen Parteien im Elsaß? In Paris und im innern Frankreich wird diese Provinz als eine polytechnische Schule der Wissenschaft, als eine kleine Schweiz radikaler Gesinnung, als eine wahre Grundsuppe

des Republikanismus angesehen, weil das Elsaß seit mehreren Decennien kein anderes politisches Blatt auf die Beine bringen konnte, als der stets sich flott erhaltende Courier des Niederrheins, der denn auch wirklich ein Robespierre des Journalismus ist, ein Sansculotte constitutioneller Frechheit, ein Damoclesdegen für die geplagten Präfecten, ein aprioristischer Opponent aller zukünftigen conservativen Ministerien, ein Feind aller Königsfreunde, ein angestammter Advokat aller Empörer, Lumpen und politischer Abenteurer, besonders aber ein stehendes Lexicon aller Scandale, die er in Wahrheit oder Lüge entweder an den Höfen der gekrönten Häupter, oder in den Bureaux der armen Unterpräfecten und nichtradikaler Maires, besonders aber unter den dreimalhundert Tausend katholischen Geistlichen der katholischen Christenheit auftreiben kann. Ein müßiger Kopf hat 65 Artikel zusammengezählt, die der Courier in einem Monate gegen den französischen Clerus losgelassen. Es versteht sich von selbst, daß ihm die protestantischen Geistlichen ganz recht und tugendsam genug sind, wofern sie sich nur als eifrige Leser seines Journals bewähren. Wenigstens war er noch niemals Zeuge und Erzähler irgend einer lutherischen Unvollkommenheit. Es ist dieses von ihm sehr christlich gedacht, daß er, des lutherischen Aergernisses wegen, alles mit Stillschweigen übergeht, was seiner Confession Schaden bringen könnte; da sollte er aber auch, der Gerechtigkeit und der Unparteilichkeit wegen, wenigstens nichts erdichten, was der Religion der Mehrheit der Franzosen, wie man sich jetzt chartegemäß ausdrückt, zu nahe tritt.

Die Bevölkerung des Elsasses mag gegen 1,200,000 Seelen betragen, wovon etwa ein Fünftel Protestanten. Vor der französischen Staatsumwälzung, am Ende des letzten Jahrhunderts lebten beide Confessionen ziemlich friedlich mit einander, da Eingriffe allzeit schnell und nachhaltig abgewiesen wurden. Durch die Revolution trat aber ein ganz neues Verhältniß ein. Früher waren die Protestanten, mit Ausschluß der ehemaligen Reichsstädte, die Aermsten des Landes; in der Revolution zo-

gen sie Klöster und Kirchengüter an sich, und in gemischten Gemeinden, wo die Katholiken unter dem Schutze der österreichischen Armee über den Rhein zogen, in der Hoffnung, das Reich des Sansculottismus würde bald ein Ende nehmen, haben die Protestanten ihre katholischen Mitbürger, die als Emigranten erklärt wurden, ihres Besitzthums beraubt. Da wurden die Aermsten die Reichen des Ortes, und die zurückkehrenden Katholiken mußten die Protestanten im gesetzlichen Besitze ihrer Häuser und Güter lassen, und von ihnen das Brod des Taglohns erbetteln. So sind die Elsässer Protestanten großentheils reich geworden, wobei ihre vielgerühmte Industrie nicht Alles gethan. Auch ist noch zu bemerken, daß die Protestanten überhaupt ihre Kirchen- und Pfarrgüter, die sie während der Reformation dem katholischen Besitze entwendet, aus dem Revolutionssturm gerettet haben, während die katholischen Kirchen rein ausgeplündert wurden.

Ungeachtet dieser peinlichen Verluste haben die Katholiken ihre angeborne gute Natur nicht verläugnet und das Geschehene leicht verschmerzt. Wahrscheinlich wäre es nie zu Collisionen gekommen, hätte nicht der gewaltsam eingetretene Stand der Dinge in religiöser Beziehung mannigfache Reibungen hervorgerufen. Im Elsasse, namentlich am Niederrheine, besteht eine Menge gemischter Kirchen, man gibt deren mehr als hundert an. Vor der Revolution waren die Katholiken ausschließlich im Besitz der Chöre; diese waren durch eiserne Gitter und hölzerne Balüstraden, wobei öfters Vorhänge, von dem Langhause abgeschlossen. In der allgemeinen Umwälzung wurden diese Gitter häufig zertrümmert; seit dem Concordate Napoleons mit Pius VII. suchten die Protestanten sich im Mitbesitze des Chores zu behaupten, und an manchen Orten gelang es ihnen auch in Folge zu großer Nachgiebigkeit und Duldsamkeit von Seiten der Katholiken.

Damit gaben sich aber die protestantischen Pastoren nicht zufrieden. Da, wo die Katholiken im alleinigen Besitze des Chors waren, ersannen sie Mittel, um sich in den Mitbesitz

einzudrängen. An vielen Orten geschah es ohne Erfolg; an andern gaben die katholischen Pfarrer nach, und öffneten ein- oder zweimal des Jahres, an den größern Bettagen, den Protestanten den Chor, jedoch immer nach eingeholter Erlaubniß. So geschah es in Gundershoffen, einer gemischten Gemeinde im Weißenburger Bezirk. Ich führe diese Gemeinde namentlich an, weil darin der Zunder angefacht wurde, der später zu einer so lichten Flamme geworden.

Gleich zu Anfang der Restauration bat der protestantische Pfarrer den katholischen Seelsorger um die Erlaubniß, an einem gewissen Communiontag einige Protestanten im Chore Platz nehmen zu lassen. Da zu jener Zeit die Protestanten in Frankreich sich unterdrückt glaubten, weil sie in die gebührenden Schranken zurückgewiesen worden, wollte der katholische Priester sich großmüthig erweisen, und gab diese Erlaubniß zu wiederholten Malen; seine Nachfolger thaten desgleichen. Ungefähr um das Jahr 1840 kam in die Gemeinde Gundershoffen ein neuer protestantischer Pfarrer, Namens Liechtenberger. Auch dieser begehrte Anfangs die besagte Erlaubniß; bald aber fand er es weit bequemer, ohne weiters, und so oft es ihm gefiel, den Chor zu seiner Disposition zu nehmen. Dagegen protestirte der katholische Kirchenrath zuerst mündlich, dann schriftlich durch einen Anschlagzettel. Es geschah dieß zu Anfang des Jahres 1841. Den Anschlagzettel riß Herr Liechtenberger hinweg. Man verschloß den Chor zuerst mit einem Schlosse; Hr. Liechtenberger sprengte selbst eigenhändig das Gitter auf. Man verschloß hierauf die Gitterthüre mit Ketten: da kam der Bürgermeister, ein Protestant (die Katholiken bilden die Mehrzahl der Gemeinde), angethan mit der Amtsschärpe, sprengte, im Namen des Gesetzes, die Gitterflügel auf, und nahm einen derselben aus der Kirche fort. Der Unterpräfect von Weißenburg, Herr von Türkheim, ein Protestant und Tochtermann des Herrn von Türkheim, Präsident des lutherischen Generaldirectoriums in Straßburg, anstatt den Bürgermeister zu tadeln und die Balüstrade wieder herzu-

stellen, nahm denselben in Schutz bei dem Oberpräfecten in Straßburg, ebenfalls einem, aber sonst nicht fanatisch gesinnten Protestanten. Dieser mißbilligte das Geschehene keineswegs.

Der Bischof von Straßburg legte, wie man versichert, die entschiedensten und bestmotivirten Einsprachen ein, und ging selbst an Ort und Stelle, um die Sache gütlich beizulegen. Der Oberpräfect that desgleichen. Es kam aber kein Vergleich zu Stande. Endlich kamen die geistliche mit der weltlichen Departemental-Behörde überein, zwei außer dem Departement wohnende Commissäre, einen katholischen und protestantischen, zu ernennen, und sie mit einer Untersuchung, die als Basis des Vergleiches dienen würde, zu beauftragen. Der Bischof designirte den Friedensrichter des Cantons Buchsweiler; der Präfect beschied den Bürgermeister der Stadt Weißenburg und Mitglied des dortigen protestantischen Consistoriums. Es war vorauszusehen, daß dieser kein Friedensrichter, weil in der Sache nicht ganz unparteiisch, seyn würde. Und wirklich konnten sich diese zwei Männer zu keinem Collectivberichte verständigen; sie sandten also Separatrapporte ein. Dadurch ward dennoch wieder kein Resultat erzielt. Auch Bischof und Präfect konnten zu keiner Lösung der Frage gelangen, da Letzterer, anstatt beider Confessionen Interessen gleicherweise zu Herzen zu nehmen, mehr Kämpe des Protestantismus zu seyn sich berufen glaubte. Als Solcher nun erließ der Präfect einen ganz curiosen Beschluß, mit dem die Protestanten, nicht aber die Katholiken zufrieden zu seyn alle Ursache hatten. Dieses merkwürdige Arrêté vom 22. December 1842 verfügte, daß binnen vierzehn Tagen der Bürgermeister von Gundershoffen ein bewegliches Chorgitter an die Stelle des bisher befestigten zu fertigen habe, daß dieses Gitter beim protestantischen Gottesdienst bis an den Altar vorgerückt und beim Beginne des katholischen Gottesdienstes wieder zurückgeschoben würde. Ferner wurde der Bürgermeister durch den Artikel 2 beauftragt, einen Beschluß zu fassen über die verschiedenen Functionen die-

ser nagelneuen Chorgittermaschine, je nach den Bedürfnissen des doppelten Cultusdienstes!!

Der Bischof und die Katholiken protestirten natürlich gegegen diese sonderbare Weise, den Frieden der Confessionen zu schließen. Die öffentlichen Blätter bemächtigten sich des Processes, und die Sache, welche die Gemüther in die äußerste Gährung gebracht, wurde endlich von dem Cultministerium in ernste Aufmerksamkeit genommen. Am 15ten März 1843 erließ der Siegelbewahrer und Staatssecretär der Justiz und der Culte ein Arrêté, das großes Aufsehen erregte und in den Localblättern publicirt wurde. Dieser Beschluß verdient hier ganz mitgetheilt zu werden; er ist ein Muster diplomatischer Gewandtheit und Mäßigung, und äußerst scharfsinnig motivirt, wenn auch hie und da etwas breit getreten, was sich durch die löbliche Absicht erklären läßt, bei keiner Confession mißfällig anzustoßen. Ich übersetze ihn aus dem Präfectur-Journale l'Alsace, denn die dort mitgetheilte Verdeutschung ist in jeder Beziehung grundelend.

„Wir Siegelbewahrer rc. rc.

Nach genommener Einsicht des von Seiten des Adjunctes, der katholischen Mitglieder des Gemeinderathes, des Präsidenten und der Mitglieder der katholischen Kirchenfabrik von Gundershoffen (Niederrhein) unterm 17. November 1842 an uns ergangenen Schreibens, in welchem sie Klage erheben über die durch den Maire verordnete Wegnahme eines Theils der Balüstrade, welche in der dortigen gemischten Kirche den Chor von dem Langhause schied, und über die gewaltsame Besitznahme des Chores durch die protestantische Einwohnerschaft."

„Nach Einsichtsnahme des Berichtes von Seiten des Präfectes vom Niederrhein über die Angelegenheit unterm 12. December v. J."

„Nach Einsichtsnahme des unterm 22. desselben Monats von ihm gefaßten Beschlusses."

„Nach Einsichtsnahme des zwischen dem Präfecten und dem Bischof von Straßburg bei dieser Gelegenheit stattgefundenen Briefwechsels."

„Nach Einsichtsnahme des Recurses des Schatzmeisters der Kirchenfabrik von Gundershoffen vom 24. Januar, welcher im Namen des Rathes uns den Beschluß vom 22. December anzeigt."

„Nach Einsichtsnahme der Zuschriften des Herrn Präfecten vom 14. 14. Januar, 4., 8. und 17. Februar“;

„Nach Einsichtsnahme der Zuschriften des Herrn Bischofs von Straßburg vom 25. Febr. und 4. März.“

„Nach Einsichtsnahme des Planes der Kirche von Gundershoffen, auf Befehl des Präfecten angefertigt unterm 3. Januar durch den Architekten des Bezirkes Weißenburg.“,

„Nach Einsichtsnahme des Beschlusses des Maires (Bürgermeisters) von Gundershoffen vom 26. Jan. in Gemäßheit jenes des Präfecten vom Niederrhein.“

„Nach Einsichtsnahme des Gesetzes vom 18. Germinal Jahr X, des Decretes vom 30. Dec. 1809, des Art. 5 der constitutionellen Charte:

Erwägend, daß in dem Briefe des Bischofs von Straßburg vom 6. Januar d. J. an den Präfecten des Niederrheins als Thatsache erklärt wird, daß die katholische Bevölkerung von Gundershoffen und seiner Annexen sich auf 972 Individuen belaufe.“

„Erwägend, daß dieser, in dem Antwortschreiben des Präfecten vom 11. desselben Monats an den Oberhirten erwähnte Thatpunkt nicht in Widerrede gestellt wird.“

„Erwägend, daß der hochwürdigste Bischof in seinem eben gedachten Briefe das Schiff der gemischten Kirche als für diese Bevölkerung geräumig genug erklärt.“

„Erwägend, daß die durch den vom Präfecten delegirten Architekten von Weißenburg gelieferte Lokalbeschreibung constatirt, daß in dem Chore der Kirche nur zwei beiderseitig an die Mauern angelehnte, dreiviertel Meter lange Bänke bestehen, die höchstens 24 Personen fassen; daß also in der Voraussetzung, diese zwei Bänke werden von Katholiken besetzt, das Schiff der Kirche für die übrige Bevölkerung dieser Confession, d. h. für 948 Personen genüge.“

„Erwägend, daß die durch den Herrn Präfecten des Niederrheines gemachte, strenge Aufzählung der protestantischen Bevölkerung von Gundershoffen, laut Schreibens vom 4. Februar, 974 Individuen betrage, daß 948 in dem Schiffe Platz finden, und mithin nur noch ein Raum für die übrigen 26 vonnöthen sei.“

„Erwägend, daß ein Jeder in Frankreich seine Religion mit gleicher Freiheit bekennt, und daselbst für seinen Cultus desselben Schutzes sich erfreut.“

„Erwägend, daß die Anwendung dieser Verfügung der Charte auf die

in den Departementen des Ober- und Niederrheines annoch bestehenden gemischten Kirchen, wo Lokalverhältnisse (nécessités locales) noch nicht gestattet haben, den Gebrauch des Simultaneums abzustellen, den Behörden die Pflicht auferlegt, alle Convenienzen der zwei Culte mit einander zu versöhnen (concilier toutes les convenances des deux cultes), so viel möglich die Empfindlichkeiten, welche in der Gesinnung, aus der sie entspringen, ihre Rechtertigung finden (qu'épure le sentiment que les excite)."

„Erwägend, daß der katholische Cultus grundfestlich auf dem Dogma der wesentlichen Gegenwart beruht, welche Glaubenslehre dagegen die Protestanten als eine Abgötterei verwerfen; daß mithin die, dem katholischen Cultus schuldige Währung unvollständig und nichtig wäre, wofern das Heiligthum, in dem die heiligsten Gegenstände seiner Anbetung aufbewahrt werden, den Gläubigen eines andern Cultus zugänglich wäre."

„Erwägend, daß dieses unmittelbare Ergebniß des Grundsatzes der religiösen Freiheit ganz natürlich und in Folge der Nothwendigkeit der Dinge, den in den gemischten Kirchen des Elsasses herrschenden Gebrauch herbeigeführt, den Chor ausschließlich den Geistlichen, den Ceremonien und Gläubigen des katholischen Cultus zu öffnen, daß dieser Gebrauch allgemein ist, und daß die Autorität einer solchen Thatsache nicht geschwächt werden kann durch Ausnahmen, welche die Einen vorschützen, die Andern in Abrede stellen, und ohnehin verschiedene, damit verknüpfte Umstände entkräften, z. B. die durch die Protestanten von dem katholischen Pfarrer verlangte Erlaubniß, oder auch nur die durch jene gemachte Anzeige des Vorhabens, vor dem Eindringen in den Chor."

„Erwägend, daß, wenn die dem katholischen Cultus schuldige Währleistung solcher Weise verstanden werden muß, wofern sie von Wirkung seyn soll, der dem protestantischen Cultus schuldige Schutz auf der andern Seite auch erheischt, daß in den gemischten Kirchen den Bekennern dieses Cultus ein gehöriger Raum zu Gebote stehe; daß zur Sicherstellung dieses Vortheils, der im Grunde nur der Genuß oder die Ausübung eines Rechtes ist, überall, wo das Schiff der gemischten Kirchen nicht Raum genug bietet, dasselbe eine Vergrößerung anspricht, damit die sämmtliche, eingepfarrte protestantische Bevölkerung darin aufgenommen werden könne."

„Erwägend, daß die zur Erreichung dieses Zweckes zu ergreifenden Maßregeln zur Wahrung allseitiger Interessen das Gepräge der Dauer und Festigkeit an sich tragen muß; daß eine bewegliche Balüstrade (Brustlehne) zur Absonderung des Chores vom Langhause, so daß nach den relativen Bedürfnissen jeden Tages und der freien Willkühr des Bürgermeisters, das Heiligthum mehr oder weniger vermindert würde, nur ein Nothmittel ist,

das bloß dazu diente, die protestantische Bevölkerung zu verletzen, oder doch wenigstens zu beunruhigen, wenn der Maire katholisch ist, und dagegen die katholische Bevölkerung, wenn der Maire Protestant ist; daß vermöge eines solchen Mittels sonach unmöglich zu hoffen stünde, das gute Einvernehmen zwischen beiden Confessionen herzustellen oder zu handhaben."

„Erwägend, daß die von dem Chore unabhängige Vergrößerung des Schiffes einer Kirche, als nothwendigerweise das innere Verhältniß derselben verletzend und ihre Harmonie störend, in den meisten Umständen nur als eine provisorische Maßregel gestattet oder vorgeschrieben werden darf, als eine Maßregel, die aufhören soll, wenn das ganze Schiff verlängert oder erweitert werden kann, oder Emporbühnen, die der Unzulänglichkeit des Raumes gehörig nachhelfen, daselbst werden angebracht seyn."

„Erwägend, daß der Chor der Kirche zu Gundershoffen eine Breite von 7 Meter 25 Centim. hat, und daß durch Abschneidung von zwei Metern eine Quadratfläche von 14 Meter 50 Centim. gewonnen wird, die mehr als hinlänglich ist, um den Ueberreß der protestantischen Bevölkerung zu fassen, die an den hohen Festtagen in dem Schiffe keinen Platz findet."

„Erwägend, daß zwischen der nach dieser Maßgabe befestigten Balustrade und der ersten Altarstufe nur eine Entfernung von einem Meter 80 Cent. bleibt, d. h. kaum so viel, als für die Ceremonien des katholischen Cultus nothwendig ist:

Beschließen wir wie folgt:

Art. 1.

Sind hiermit kassirt 1. der Beschluß des Herrn Präfecten des Niederrheins, dd. 22. September 1842, 2. jener des Maires von Gundershoffen vom folgenden 26. Januar zur Vollziehung jenes des Präfecten."

Art. 2.

„Die Balustrade, welche den Chor der gemischten Kirche zu Gundershoffen von dem Schiffe derselben Kirche absonderte, wird um zwei Meter gegen den Altar besagter Kirche auf die punktirte Linie M. N. des dem gegenwärtigen Beschlusse angebogenen Planes vorgerückt."

Art. 3.

„Das Heiligthum oder der Chor, auf solche Weise beschränkt, bleibt ausschließlich dem katholischen Cultus vorbehalten, und das, um den ganzen von dem alten Chore erborgten Raum, vergrößerte Schiff steht abwechselnd den Katholiken und Protestanten zur Verfügung."

Art. 4.

„Die Sakristeithüre wird dergestalt geändert, daß sie mit dem nach diesem Maßstabe verkleinerten Chore correspondirt."

Art. 5.

„Es sollen so schnell wie möglich (le plus promptement possible) alle nöthigen Maßregeln zur Vergrößerung der Kirche zu Gundershoffen ergriffen werden, entweder durch Verlängerung des Schiffes am Westgiebel, oder durch Anbau neuer Emporbühnen, oder durch Erweiterung der schon bestehenden."

Art. 6.

„Gleich nach Vollendung dieser Arbeiten soll die Balüstrade des Chors auf der Linie, wo sie immer gestanden, wieder hergestellt worden, und da sofort die Kirche geräumig genug ist, um selbst unter Abscheidung des Chores die protestantische Bevölkerung zu fassen, so wird der Chor nach seiner ganzen ursprünglichen Ausdehnung ausschließlich dem katholischen Gottesdienste zugestanden bleiben."

Art. 7.

„Der Herr Präfect des Niederrheins ist beauftragt mit der Vollziehung dieses Beschlusses, wovon eine Abschrift dem Herrn Bischof von Straßburg zugefertigt werden soll.

Paris, den 15. März 1843.

Gez. N. Martin (du Nord).

Für treue Abschrift:

Der Staatsrath, Director der Verwaltung der Culte,
Dessauret."

Gegen diesen Beschluß hatten die Katholiken des Elsasses nichts einzuwenden, weil derselbe einen Grundsatz anerkannte, der allein den bisherigen Unordnungen und Confessions-Zwistigkeiten, in Bezug auf die Chöre, ein Ende zu machen ihnen geeignet schien. Die Protestanten dagegen waren damit äußerst unzufrieden, erstens weil der Ministerialbeschluß eines katholischen Dogmas erwähnt, und den Protestanten, wenigstens den Calvinisten, den weltberühmten Passus des Heidelberger Katechismus, hinsichtlich der bekannten vermaledeiten Abgöt-

terei, indirect in Erinnerung bringt; zweitens weil die Protestanten als eine Beleidigung ansehen, daß sie nicht würdig seyn sollen, wie sie sich auszudrücken pflegen, das Heiligthum zu betreten. Im Uebrigen hätte die Ausführung des Beschlusses den Unfug beseitigen können, den die Eröffnung des Chores herbeigeführt hatte, daß nämlich rohe Individuen den heiligen Ort verunreinigten, und gerade auch dadurch den Katholiken die Veranlassung gegeben wurde, dieses den Protestanten zuzuschreiben.

In Loco Gundershoffen selbst waren mit dem Beschlusse weder die Protestanten, noch die Katholiken zufrieden, — jene, weil sie nebst den eben gedachten Gründen darin auch noch eine directe Niederlage erblickten; diese, weil sie fürchteten, das Provisorium möchte zu lange dauern. Und in der That, ihre Furcht war nicht ohne Ursache, wie die Folge deutlich beweiset.

Der protestantische Präfect ließ sogleich durch den protestantischen Unterpräfecten, und dieser durch den protestantischen Maire und durch den protestantischen Architekten den Beschluß vollziehen in so weit er den Protestanten günstig war. Das heißt, die Balüstrade wurde abgebrochen und nahe an den Altar befestiget, und innerhalb des neuen Gitters eine Sakristeithüre eingebrochen, so daß es beinahe unmöglich ward, den katholischen Gottesdienst zu halten, und der Priester kaum so viel Platz fand, um das Staffelgebet am Fuße des Altars zu verrichten. Darin fügten sich die Katholiken, weil es bloß ein provisorischer Zustand seyn sollte, und sie der Hoffnung lebten, die Lokalbehörden würden beflissen seyn, den fünften Artikel des Ministerialbeschlusses bald in Vollziehung zu bringen. Dem ist aber nicht so, denn nach zwei Jahren dauert das Provisorium noch immer fort, weil dasselbe den Protestanten ganz recht ist.

Die Ursache dieses ganzen Spektakels war ganz allein der lutherische Pfarrer; dieser blieb aber unbehelligt, intolerant und trotzig wie zuvor. Um auch jede Behinderung des so nothwen-

digen Friedens wegzuräumen, gab der Herr Bischof dem bisherigen katholischen Pfarrer eine andere Bestimmung, und ernannte nach Gundershoffen einen frommen, thatkräftigen, bescheiden klugen und einsichtsvollen jungen Mann. Dieser konnte sich sogleich überzeugen, daß in Gundershoffen der Confessionsfriede unmöglich herzustellen sei, so lange das Simultaneum in einer Kirche fortdauern würde. Man dachte also an die Erbauung einer zweiten Kirche und an die Abtretung der Bestehenden an die Protestanten. Der Cultminister ging, wie man versichert, in diesen Vorschlag ein, und versprach dazu eine sehr namhafte Summe aus der Staatskasse. Da aber nach den bestehenden Gesetzen in Frankreich keine Unterstützung der Art aus der Staatskasse bewilligt werden kann, es sei denn, die respectiven Gemeinden, d. h. die Gemeinderäthe, haben zuerst und zu demselben Zwecke eine, wenn auch nur geringe Summe aus der Gemeindekasse votirt, so war es vor allem nothwendig, den Gemeinderath, der beinahe ganz aus Protestanten besteht, für dieses Vorhaben zu stimmen. Nebenbei haben mehrere katholische Gemeinden für diesen Kirchenbau Frohndienste versprochen, und das Städtchen Reichshofen sogar Holz und die nöthigen Steine aus seinen Steingruben. Ferner nahm sich der katholische Pfarrer vor, eine Geldsammlung in dem Bezirke zu veranstalten, damit die ganze Sache für die Gemeinde Gundershoffen durchaus nicht onerös werden möchte. Man erwartete, daß die Lokalbehörden zu diesem einzigen und leichten Mittel, zur Beruhigung der Gemüther, die Hand bieten würden: allein, man hat sich sehr betrogen. Denn vorerst hat der lutherische Gemeinderath, wahrscheinlich im Einverständnisse mit der obern Behörde, schnell allen Gemeindegeldern eine andere Bestimmung gegeben, um Unvermögenheit vorschützen zu können und das Anerbieten der Regierung vereiteln zu können. Dann begehrte man von dem lutherischen Rathe (die Gemeindebewohner sind, wohlgemerkt, großentheils katholisch) nur einen Gemeindeplatz, um darauf die Kirche zu bauen, und die Katholiken nahmen sich vor, alle Kosten, vermittelst freiwilliger

Beiträge, zu bestreiten. Auch diesen Platz verweigerte die lutherische Intoleranz, vorgebend, die Gemeinde hätte nicht Einkünfte genug, um zwei Kirchen unterhalten zu können. (nach den bestehenden Verordnungen in Frankreich liegen die größern Reparationen [grosses réparations] der Kirchen nicht den Kirchenfabriken, sondern den Gemeinden zur Last.) Ferner wurde, wie man versichert, den Ortschaften, welche Material versprochen, von der Forstverwaltung (hinter welcher wohl die Präfectur sich verbarg) die Ermächtigung zu diesen Gaben verweigert.

Sie sehen, daß wenn in Frankreich viel Freiheit zum Guten besteht, dagegen der schlechte Wille und Bosheit eben auch sich ein gar weites Feld eröffnen können.

So stehen nun die Sachen im April 1845, und man weiß nicht, wann die Unordnungen und Bedrückungen ein Ende nehmen werden. Und doch ist die Ministerialbehörde in dieser Beziehung voll guten Willens, und das ganze unedle Treiben kommt nur von einer Handvoll unduldsamer Protestanten, welche die Gutmüthigkeit und Friedensliebe der Katholiken zum Gegenstande ihres Hasses sich genommen.

In einem zweiten Schreiben werde ich Ihnen die Folgen der Gundershoffener Wirren in den übrigen Gegenden des Elsasses berichten.

LIX.

Bemerkungen zu dem Vorworte zur Evangelischen Kirchenzeitung, Jahrgang 1845, Nro. 1 bis 3.

Herr Professor Dr. Hengstenberg hat die von ihm redigirte „Evangelische Kirchenzeitung“, Jahrgang 1845, mit einem Vorwort eingeleitet, was eine schwere Anklage gegen die katholische Literatur und eine Anzahl von bedeutungsvollen Anschuldigungen gegen den jetzigen Geist der katholischen Kirche enthält. Wenn wir diesem Vorwort in dem Predigermagazin von Röhr oder in den sächsischen Vaterlandsblättern begegnet wären, so würde es schwerlich einen sonderlichen Eindruck auf uns gemacht haben, denn die große Fraction des Protestantismus, welcher die Redactoren dieser und ähnlicher Blätter angehören, sehen in uns Katholiken nun einmal nichts anderes als Knechte Babylons, Ultramontane, Finsterlinge, Römlinge, Jesuiten und wie sonst noch alle die Ehrentitel lauten, womit besonders die Leipz. Allg. Zeitung gegen uns überaus freigebig ist *), allein daß Herr Prof. Hengstenberg, dessen Gesichtskreis doch sonst ein größerer ist, und der auf die Gefahr hin, jener überwiegenden Fraction zu mißfallen, auch gute Seiten an der katholischen Kirche zuweilen findet und sie hervorhebt, als ein so entschiedener Ankläger des Geistes der katholischen Literatur auftritt, hat uns befremdet, und darum halten wir es für nöthig, einige Glossen zu jenem Vorworte zu liefern.

---

*) In Beziehung auf die uns von den Protestanten beigelegten Ehrentitel müssen wir uns schon mit den Christen der ersten Jahrhunderte trösten, welchen es von den Heiden nicht besser erging. Die Benennung lucifugax, Finsterling, kommt schon bei Minutius Felix als Ehrentitel für die Christen vor.

Der Hr. Verfasser erklärt zuerst, daß wenn er auf das vergangene Jahr zurückblicke, so zögen zwei Erscheinungen seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich, nämlich das rasche Zunehmen des jesuitischen Geistes in der katholischen Kirche, und das Abnehmen des Fenelon-Sailerschen in derselben, von welchen jener feindselig, dieser verträglich gegen die „evangelische“ Kirche sich erweise. Wir wollen vor der Hand die Wahrheit der Erscheinungen dahin gestellt seyn lassen, eben so die Richtigkeit der Benennung, wenn sie existirten, und uns zu den Anklagen und Anschuldigungen selbst wenden *).

„Das erste Kennzeichen“, fährt der Herr Verfasser fort, „der Zunahme des jesuitischen Geistes ist — der maßlose Haß gegen die evangelische Kirche **), der uns in der katholischen Literatur so häufig wieder entgegentritt.“ Wir hätten gewünscht, daß der Herr Verfasser uns dieß in einer Reihe von Beispielen, oder durch zahlreiche Belege dargethan und bewiesen hätte, statt daß er nur das Wochenblatt aus Westpreußen, ein Beispiel aus Buchmann's Symbolik und einige Sätze aus einer Schrift von Lindenbauer anführt, und die Zeitschrift Sion nennt. Das Wochenblatt aus Westpreußen kennen wir nicht, und darum hätten wir um so mehr gewünscht, er hätte einige Lästerungen desselben gegen die „evangelische Kirche“ mitgetheilt, denn die Protestanten, sonst allein gewohnt das Wort zu führen, sehen nur gar zu oft jeden auch noch so begründeten Tadel ihrer Lehrer, oder der Stifter ihrer Religionsgemeinschaft für Lästerung an ***). Was

*) Beiläufig wollen wir nur bemerken, daß es in der katholischen Kirche nie eine Richtung, welche man die Fenelon-Sailer'sche, oder wie man sonst sie nennen will, gegeben hat. Aber wohl hat es allezeit Bischöfe von einer ausgezeichneten Milde und Liebenswürdigkeit des Herzens, wie Fenelon und Sailer, gegeben, und gibt deren noch, doch selten, wie wir unter den Aposteln nur einen Johannes finden.

**) Wollte man katholischer Seits im Geiste des Verfassers einen Rückblick machen, so würde er ohngefähr so lauten: „wenn ich auf das vergangene Jahr zurückblicke, so stellt sich mir die protestantische Welt dar, wie sie ihren Rachedurst für das Cölner Ereigniß mit vollen Zügen sättiget.“

***) Der Herr Verfasser meint, der Ton unserer Polemik erinnere wieder lebhaft an den Ton der römisch-katholischen Polemik kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. Er hat nicht ganz Unrecht. Die Sache verhält sich nämlich so: Durch die Reformation verlor die katholische Kirche einen großen Theil ihrer Lehranstalten und ihrer scharfsinnigsten Gelehrten, und diejenigen, die noch in der Kirche blieben, wie Eck, Emser, Erasmus wurden von Luther so schimpflich behandelt, gerade wie es jetzt von der protestantisch-radikalen Presse geschieht, daß Andere Anstand nehmen mußten,

er aus demselben anführt, können wir weder für Lästerung, noch für jesuitisch, wie es der Verfasser nennt, erkennen. Er berichtet: „Während des Karthauser Aufstandes finden wir keinen einzigen Artikel, der das Volk zum Frieden ermahnt, wohl aber sogar einen Artikel, der den Aufstand nicht, aber — wie jesuitisch — den Grund des Aufstandes in Schutz nimmt. Und das in einem kirchlichen Volksblatte!“

Wenn wir uns des Vorfalls noch recht erinnern, so hatte es damit die Bewandtniß, daß eine sonst katholische Kirche in eine protestantische sollte verwandelt werden. Ist dem so, alsdann hat das Volksblatt seine Schuldigkeit gethan; einerseits hat es dem Gerechtigkeitsgefühl des Volks Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem es den Grund seines Unwillens in Schutz nahm, andererseits hat es das Mittel getadelt, dessen sich das Volk bedient hat, um Gerechtigkeit sich zu verschaffen. Allein, warum hat er nicht auch zum Frieden ermahnt? Die Sache hatte wahrscheinlich seine Bedenklichkeit. Seit jener Zeit nämlich, ich meine das Jahr achtzehnhundert und zehn, wo immer ein Besitzthum der katholischen Kirche nach dem andern vom Fiscus eingezogen, oder den Protestanten zugewendet wurde, hat sich im katholischen Volke der östlichen Provinzen des preußischen Staates eine gar bedenkliche Stimmung gebildet. Der Geistliche muß sehr vorsichtig seyn, also auch eben so gut das Wochenblatt, um sich nicht den Verdacht zuzuziehen, er halte es mit den Gegnern der Kirche, denn die nächste Schuld der Beeinträchtigungen seiner Kirche pflegt das Volk auf jene zu schieben, die sein Interesse wahren sollen. Indem das Wochenblatt den Aufstand tadelte, ermahnte es indirect zur Ruhe; und damit that es seine Schuldigkeit; zum Frieden durfte es nur mahnen, wenn die gerechte Ursache der Unzufriedenheit gehoben war; mehr konnte es wahrlich, ohne sein Vertrauen aufs Spiel zu setzen, nicht wagen. Was ist nun in dieser Sache jesuitisch, wenn man nicht alles jesuitisch nennen will, wie es die radikalen Blätter thun, was nicht zu Gunsten der „evangelischen“ Kirche geschieht. Von unserm Verfasser aber hätten wir erwartet, daß er nicht an jenen Troß sich anschließen, mit ihm „Jesuit! Jesuit!“ schreien würde.

---

als Vertheidiger hervorzutreten. Die Apologetik und Polemik katholischer Seits verstummte daher beinahe ganz bis gegen 1580. Da erhebt sie sich aufs neue, wie seit dem Jahre 1817, und drängt in Baronius durch seine Kirchengeschichte, Bellarmin und Andern den Protestantismus zurück. Da erhob sich, wie in unsern Tagen, das Geschrei über die Intoleranz und die Uebergriffe der Katholiken.

In die angeführte Lindenbauer'sche Stelle: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Hier gibt es keine Neutralität; diese wäre der schauerlichste Indifferentismus u. s. w.", kann man nur den maßlosen Haß hineintragen, aber nicht herauslesen. Die katholische Kirche hat nie transigirt, sie kann, ohne auch nur einen Funken Haß gegen eine andere Confession im Herzen zu haben, nie transigiren, denn sie würde ihre ersten Principien verläugnen; sie läßt Königreiche von sich losreißen, um einer versagten Dispense willen; läßt Polen sich entziehen, weil sie den Primat nicht an den Czar übertragen will, oder vielmehr kann. Daher war hier 1844 kein neuer Geist des maßlosen Haßes zu sehen, wie der Verfasser ihn will gesehen haben. Hat denn Luther wohl mit den Reformirten transigirt, er wußte noch als Erbtheil, das er aus der katholischen Kirche mitgenommen, daß im Reiche Gottes, oder was Jemand dafür hält, ohne Verläugnung der Sache, es kein Transigiren gibt, wie es sich z. B. in der Union ausspricht.

Ferner heißt es im Vorworte: „Luther wird in jenem Wochenblatte als ein Mann dargestellt, der sich in den frechsten Gotteslästerungen zu ergehen rc. pflegte. Wer aber mit einem Blicke den ganzen Schaden übersehen will, der nehme des Schlesischen Geistlichen Buchmann Popular-Symbolik zur Hand, die nach der Thatsache, daß sie in Jahresfrist eine zweite Auflage erlebt hat, bedeutenden Anklang muß gefunden haben. Vergleicht man diese Symbolik mit ihrer Vorgängerin, der Möhler'schen, in welcher sich freilich auch schon manche einzelne Spuren jenes niedrigen *) Geistes vorfinden, so wird man erschrecken über die Fortschritte, welche derselbe in so kurzer Zeit gemacht hat. Alles, was man sich von bitterem Haß, von roher Grobheit, von Erstickung der christlichen, ja der allgemeinen menschlichen Liebe, von wahrheitsloser Verläumdung nur vorstellen kann, wird durch diese Schrift fast noch überboten. — Calvin wird S. 10 ohne weiters als „„ein unsittlicher Mensch"" bezeichnet, ohne Zweifel auf Grund der schon längst von der Geschichte, und selbst von edleren Katholiken anerkannten, unverschämten Lügen des elenden Bolsec.". Buchmann's Symbolik enthält allerdings eine scharfe Polemik, er rügt schonungslos die Unwahrheiten und Verdrehungen der Gegner, und richtet streng, aber nicht

*) Möhler, einem der edelsten Männer, die wir gekannt haben, und dessen hohen Geist seine Schriften hinlänglich bekunden, einen niedrigen Geist zuschreiben, heißt sich selbst ins Gesicht schlagen. Könnt Ihr denn nie einen Katholiken loben, ohne zu gleicher Zeit auch einen Jesuits-Buckel bei ihm bemerklich zu machen!

ungerecht über die Stifter und Vertheidiger des Protestantismus. Ueberall zitirt er seine Quellen, allein wir fragen Herrn Hengstenberg, wenn er so vielen Anstoß an Buchmann's Polemik gefunden hat, was muß er dann erst zu der Polemik Luther's gegen den Papst und die katholische Kirche, ja selbst gegen die Reformirten sagen? Buchmann's Haß, wenn wir es Haß nennen wollen, ist ja nur gegen die Schmähungen Luther's, womit er den Papst sammt dem ganzen Clerus und die Zwinglianer überschüttete, wie ein Kind gegen einen Riesen. Wird aber wohl Hr. H. seinen gefeierten Religionsstifter der schweren Sünde eines maßlosen Hasses deßhalb beschuldigen wollen? Oder will Hr. H. behaupten, Luther habe mit Recht im maßlosen Hasse sich ergossen, denn sein Haß habe dem Unheiligen, der Lüge, der Unwahrheit, nicht aber den Individuen gegolten, so muß diese Entschuldigung auch Buchmann zu Gute kommen. Die Nachfolger Luther's nannten die Calvinisten geradezu Teufelskinder, und verdammten sie in Cumulo. Das hat Buchmann nicht gethan, er läßt den von der katholischen Kirche Getrennten noch einen Weg zur Seligkeit. Indessen könnte er sich vielleicht zuweilen schonender ausgedrückt haben. Was also scharfe Polemik ist, nennt Hr. H. maßlosen Haß gegen die „evangelische" Kirche. Das ist unrecht. Eine solche Verwechslung des Objectiven ist, zumal für einen Theologen, eine unwürdige Erschleichung. Zwei Könige können den heftigsten Krieg gegen einander führen, und doch persönlich frei vom Hasse seyn, im Gegentheile sich wechselseitig achten.

Indessen, um gerecht zu seyn, müssen wir auch anführen, daß der Verfasser diesen sogenannten maßlosen Haß gewissermaßen dadurch entschuldigt, eingestehend, daß die katholische Kirche von Vielen auf empörende Weise gemißhandelt werde. „Es ist nicht zu verkennen", sagt er, „daß die katholische Kirche von Vielen, die äußerlich zu uns gehören, zum Theil auf empörende Weise gemißhandelt wird. Aber ihr Thun darf der Evangelischen Kirche nicht zugerechnet werden, die zu ihnen nur in einem äußerlichen und zufälligen Verhältnisse steht, und von ihnen nicht weniger verspottet und gemißhandelt wird, wie die Katholische." Aber nenne uns der Herr Verfasser doch ein Kennzeichen, wornach wir die nur zufällig zu ihr gehörenden von den wahren Mitgliedern unterscheiden können? Soll etwa seine Dogmatik zum Maßstab dienen? dann schmilzt leider die evangelische Religionsgemeinschaft zu einem sehr kleinen Häuflein zusammen, das in einigen Provinzen Deutschlands nur als Ausnahme betrachtet werden kann. Wohin z. B. sollen wir Ihren eigenen Collegen, Marheinecke, der bei Gelegenheit des Cölner Ereignisses sich auf eine empörende Weise gegen die katholische Lehre versündiget hat, zählen; wohin einen Consistorialrath Falk mit seiner bekannten Predigt am Reformationsfeste, die den

Geist der katholischen Kirche zum Teufelskinde macht, und der auf wenige Seiten alle Schmähungen, die je gegen die katholische Kirche ausgestoßen worden, darin concentrirt? Wohin gehört ein Julius Wiggers mit seiner kirchlichen, 1842 erschienenen Statistik, in dessen Capitel über den Papst allein so viele Irrthümer enthalten sind, als es aus Zeilen besteht. Wer kann es katholischen Schriftstellern verargen, wenn sie empfindlich und bitter werden gegen solche Gegner, die einen hundertmal widerlegten Irrthum zum hundert einstenmale wieder aufwärmen? Auf keinen Fall hat Buchmann seinen Haß, wenn wir es so nennen wollen, so weit getrieben, daß er dem Evangelismus falsche Symbola angedichtet, wie wir es mehr als einmal haben erfahren müssen. Uebrigens ist der Herr Verfasser in der Polemik neuerer Zeit wohl bewandert genug, daß es ihm nicht unbekannt seyn kann, wie die Polemik der katholischen Kirche erst jene Schärfe erhalten hat, seitdem der neuere Rationalismus mit allen Waffengattungen gegen die katholische Kirche anstürmt. Daß mitunter in einem solchen Kampfe auch Unschuldige verwundet werden, läßt sich nicht vermeiden, ist das Schicksal des Krieges. Uebrigens möge Hr. Prof. Dr. Hengstenberg es uns auf's Wort glauben, Haß, noch weniger namenloser, erfüllt uns nicht gegen die Protestanten als solche, aber Unwille, Entrüstung bemächtigt sich unser zuweilen, wenn wir sehen müssen, wie die, in protestantischen Händen, von der Memel bis an die Mosel sich befindende Tagespresse; weder der Erdichtung, noch der Verläumdung, noch der Schmähungen spart, um ein paar unbedeutende, abtrünnige Geistliche, die jeder Pfarrer gerne als Capelläne los wurde, zum Hohn der katholischen Kirche zu Tageshelden zu erheben, wenn ihnen von allen protestantischen Städten Dankadressen und reiche Geschenke zugesendet, wenn Magistrate ihnen Unterstützungen anbieten, um ihre Empörung gegen die katholische Kirche zu fördern und einen Riß in letztere zu bringen. Wie kann man gegen eine solche Religionsgemeinschaft, die in dieser Gestalt in Masse auftritt, auch nur noch Achtung von uns verlangen? Als die Fraction des alten Lutherthums wegen ihrer Anhänglichkeit an die Augsburgische Confession verfolgt wurde, haben wir nicht gejubelt, daß der alte, schwergerüstete Gegner über den Haufen geworfen, und eine Fusion im Protestantismus vorbereitet wurde, welche uns mit der Zeit nur vortheilhaft zu werden versprach; wir haben im Gegentheil sie für ungerecht gehalten. Indessen, ich gebe zu, daß das Maaß von manchem katholischen Polemiker überschritten wird, und ich kann es nur mit der Hitze des Kampfes, in dem wir uns nach allen Seiten hin befinden, entschuldigen.

Ferner heißt es: „Ein zweites Kennzeichen der Zunahme des jesuitischen Geistes in der katholischen Kirche sind die sich wieder mehrenden Versuche, die Evangelische in ihrem Besitzstande zu beeinträchtigen, und durch

unerlaubte List oder Gewalt Vortheile über sie zu erlangen." Eine solche Beschuldigung ist mindestens eine Unwahrheit! Darum auch scheinen Dinge als Beweis herbeigezogen, die gar nicht hierher gehören, wie z. B. das Kniebeugen, und daß ein großer katholischer Staat, wahrscheinlich Oesterreich, auf seiner eigenen evangelisch-theologischen Lehranstalt den gemeinen Rationalismus begünstige, um dadurch die „Evangelische Kirche" zu untergraben *).

In Frankreich rühmen sich die Protestanten die Zahl ihrer Geistlichen in wenig Jahren um dreihundert vermehrt zu haben, mithin auch ihrer Kirchen, und ihre Tractätchens- und Bibel-Colporteure durchziehen ungehindert, von Genf und England aus, das ganze Land, während die einzige katholische Kirche in Stockholm durch ihre äußere bedrängte Lage seit vierzig Jahren auf die Hälfte ihrer Mitglieder zusammengeschmolzen ist. Und es sollte sich in Schweden, Norwegen oder Dänemark einmal nur ein katholischer Missionär sehen lassen, wie würde es ihm gehen, da man die Inländer, welche zur katholischen Kirche übertreten, aus dem Lande jagt? In Preußen erhalten die Protestanten in allen katholischen Provinzen für vierzig bis fünfzig Mitglieder, die noch dazu in der Regel zerstreut herum wohnen, Jahr für Jahr neue Kirchen, entweder indem man ihnen katholische zuweiset, oder das Simultaneum einführt, oder durch Staatsunterstützung neue bauet, während die Katholiken selbst bei zahlreicheren Gemeindegliedern ihr Eigenthum mit dem Rücken ansehen müssen **). **Veteres mi grate coloni** heißt es. Oder bedrohen etwa in den beiden Hessen, in Baden, Würtemberg, Nassau, Weimar, Sachsen die Katholiken mit List oder Gewalt das protestantische Besitzthum? Als einzigen relevanten Beleg von dem jesuitischen, die Protestanten aus ihrem Besitzthum verdrängenden Geiste der katholischen Kirche wird Tahiti angeführt, oder mit den Haaren herbeigezogen. Der Verfasser glaubt selbst nicht, daß Philipp Ludwig und sein echt protestantischer Premierminister Guizot von jesuitischem Geiste getrieben wurden, als sie das Schutzrecht über Tahiti acquirirten? Nein, das glaubt er nicht, aber er wollte doch für seine Vision einen Beweis anführen. Aber solche Erschleichungen, solche Anschuldi-

---

*) Wenn aber protestantische Regierungen, wie Beispiele in promptu sind, den Rationalismus auf ihren Lehranstalten begünstigen, thun sie dieß auch, um ihn zu untergraben. Aber weil dieß eine katholische Regierung thut oder thun soll, so liegt gleich eine, der „evangelischen Kirche" verderbliche Absicht zum Grunde.

**) Vgl. histor.-polit. Blätter Bd. 15, Heft 2.



soll dieß gar von uns mit List und
wissen, wie es uns Katholiken von
nur Professor Meyer's Denkschrift
tät in Bonn, oder die Artikel
storisch = politischen Blättern. Nö
Nachlese der darin ausgesprochenen
deßhalb die Regierung oder die „Ev
und eines maßlosen Hasses beschuldi
Handlungsweise des Gegners gleich
lehrt unsere Moral nicht.

„Ein drittes Merkmal“,
kennbare und unverholene Freude, n
Kirche der vermeintlichen „„Selbstau
mit der man jede neue Entwicklung
Den Grund dieser Freude können n
Hasse gegen die Evangelische Kirche
funden! Sei es, daß Manche sich ül
schen Kirche“ freuen, und sie auch an
tern nicht erinnern, noch weniger, da
jetzt gegen die katholische Kirche, vo
gelegt worden, oder daß wir Collecte
lein dieser Freude liegt keine unedle
wenigsten eines blinden, fanatisc
wahren Mitgliedern jeder Confession

angeben, vom Bösen ist. Wenn man ein und dieselbe Handlung zwei Erklärungsweisen über ihren Grund zuläßt, zumal nur Gott in's Herz sieht, wovon die eine den Nächsten ehrt oder doch entschuldiget, die andere entehrt, welche muß ich dann nach der christlichen Moral und nach der Definition des Apostels Paulus über die Liebe wählen, wenn ich nicht der Sünde, einen fremden Knecht gerichtet zu haben, mich schuldig machen will? Uns selbst scheint es übrigens nicht, daß der Zwiespalt der Confessionen noch so bald werde behoben, und daß sie unter einem Hirten zu einer Heerde sich nächstens vereinigen werden. **Solum Deus novit tempora et momenta.** Uebrigens werden Sie nicht in Abrede stellen, daß diese Selbstauflösung bei Gelegenheit der Ronge-Czerskischen Sectirerei sich auf eine schauderrerregende, und im Interesse der Menschheit setze ich noch hinzu höchst betrübende Weise sich geoffenbart hat; denn wie könnte man protestantischer Seits, und dieß von einem Ende der Preußischen Monarchie bis zum andern, und noch darüber hinaus, eine Sache, welche einst, rücksichtlich ihrer Urheber und ihres dogmatischen Inhalts, zu den Scandalen in der Kirchengeschichte gerechnet werden wird, mit solchem Jubel begrüßen *)? Hier hat die „Evangelische Kirche" in ihren zahllosen Adressen sich selbst gerichtet! Oder hat die „Evangelische Kirche" keinen Theil daran, so müßten die protestantischen Geistlichen aller Orten gegen die Thorheiten der Communen protestiren, statt daß mehrere öffentlich oder im Stillen sie befördert haben.

„Ein viertes Merkmal", sagen Sie, „der Zunahme des jesuitischen Geistes, mit seiner pelagianischen Verblendung und seinem Stolze, ist das aufgeblasene Rühmen der Vorzüge und Herrlichkeiten der Katholischen Kirche, das uns überall entgegentritt." Hätten Sie, Herr Professor, kein Epitheton Ornans mehr, um den Stachel noch tiefer, wenns möglich wäre, hineinzudrücken? Was müßte ein Türke, ein Heide, wenn er die katholische Kirche erst aus dieser Schilderung kennen lernte, für einen Begriff von ihr bekommen? Wir wollen erst die Anklage ihres Beiwerks entkleiden und in ihrer Einfachheit beurtheilen. Sie behaupten, es sei eine Zunahme des jesuitischen Geistes in der katholischen Kirche, daß sie ihrer Vorzüge und Herrlichkeiten sich rühme. Es ist wahr, wir rühmen uns der Kirche, denn ein schlechter und beklagenswerther Sohn, der sich seines

*) Schwerlich dürfte ein Beispiel aufzuweisen seyn, daß eine neue Secte, die, auf Ungehorsam und Sinnenlust ihrer Stifter basirt, und mit einer so zahllosen Menge von Unwahrheiten verkettet war, und deren dogmatische Kraft lediglich in der Negation bestand, in ihren Urhebern so wäre decorirt worden.



........, und dieß etwas, in
Tadelnswerthes seyn sollte, so
die Posaunen in Ihren Kirchen.
Jahre 1817 und 1830, uns da
nige, der in jenen Jahren gehalte
haben, bei uns die Seitenstücke z

Jetzt über die Epitheta Orne
Geiste mit seiner pelagianischen
Sie mir, wie kommen Sie üb
in der katholischen Kirche, und
losen Hasses gegen die „E
ben, einen jesuitischen zu nennen?
sind von Ihnen sämmtlich aus den
men, also muß dieser Geist wohl
Jesuiten in Deutschland, etwa in
nicht irre in Braunau, Städte, m
haben wir in Deutschland nicht, so
ausgehen könnte. Ihre Schriften,
genommen, sind in Deutschland an
noch weniger gelesen; wir bedürfen
ratur immer mehr zunimmt. Sie
einen jesuitischen genannt haben, we
„Evangelische Kirche“ in höch
Ich maße mir zwar nicht an, die
nen, wiewohl, wenn ich sie nach de

seits schreibt man ihnen Dinge zu, die nur ein sehr beschränkter Mensch begehen kann. Sie werden gewiß mit mir einverstanden seyn, daß es der Wunsch und die Absicht des Ordens sei, wenn möglich, die ganze „Evangelische Kirche" wieder zur katholischen zurück zu führen, das ist auch so natürlich, und um diesen Wunsch zu haben, braucht man kein Jesuit zu seyn, als wir es natürlich finden, daß der Protestant den völligen Sieg seiner Sache wünsche, ja als ächter Sohn Luther's, Zwingli's oder Calvin's wünschen muß. Allein wie dumm würden sie verfahren, wenn sie selbst voll Haß, den Haß gegen den Protestantismus anfachten. Nein, glauben Sie mir, Herr Professor, die Gesinnung und Stimmung, wie sie dermalen die Katholiken beseelt, oder wie sie Ihnen erschienen ist, bedarf zu ihrer Erklärung keine Jesuiten, keinen jesuitischen Geist, ich bin nöthigenfalls bereit, Ihnen den Stufengang der Entwicklung des katholischen Geistes vom Jahre 1817 bis auf diesen Tag Schritt vor Schritt nachzuweisen, sowohl aus der Literatur, als aus den Erfahrungen meines Lebens *). Wenn aber die Jesuiten den Geist, der Ihnen in der katholischen Kirche erschienen ist, weder persönlich noch schriftlich heraufbeschworen haben, so können Sie ihn wohl nur darum jesuitisch nennen, weil die Tagespresse ihn zur Quintessenz alles Schlechten gestempelt hat. Und warum sagen Sie, er befände sich in einer pelagianischen Verblendung? Sind die Jesuiten Pelagianer, dann ist es auch die katholische Kirche, denn sie lehren keine andere Lehre über die Erbsünde und die Gnade, als sie selbst. Die katholische Kirche hat aber von jeher den Pelagianismus, wie er historisch dasteht, verdammt, was Ihnen nicht unbekannt seyn wird. Luther hat allerdings einen andern Begriff untergeschoben, der aber weder vor der heiligen Schrift, noch vor der Vernunft sich rechtfertigen läßt, der zum Pantheismus hinführt, und Gott zum Urheber des Guten und Bösen macht. Wollen Sie den historischen Pelagianismus und seinen Stolz finden, so sehen Sie sich nur im Protestantismus um, denn von hundert Protestanten glaubt kaum ein oder der andere an die Dogmen von der Erbsünde und Gnade durch Christum, wie sie noch in der katholischen Kirche gelehrt werden. Ich habe Handel's kurzen Inbegriff der christlichen Reli-

*) Dieser Geist ist wesentlich eine Reaction gegen den mehr und mehr vordringenden radikalen Rationalismus, der, wie in der Politik, so in der Kirche, kein Mittel scheut, um seinen Zweck zu erreichen. So lange seine Herrschaft dauert (die Alt-Lutheraner werden ihn nicht bewältigen, weil sie keinen festen Punkt haben, auf den sie den Hebel auflegen könnten), muß unsere Polemik noch mehr zunehmen, denn der Feind ist gut gerüstet, kämpft tapfer und hat gute Spione.

gionslehre für den Unterricht der Gymnasiasten aus den obern Klassen vor mir, aber vergebens suchte ich in demselben nach einem Paragraphe über die Erbsünde, sie ist ganz bei Seite geschoben. Wie es mit dieser Lehre in den Sprengeln von Sachsen, Weimar, Eisenach, Königsberg steht, brauche ich Ihnen wohl nicht erst in Erinnerung zu bringen. Ehe man der katholischen Kirche den Semipelagianismus vorwirft, sollte man doch erst bei den Protestanten den Pelagianismus bei Seite schaffen.

„Ein fünftes Merkmal", sagen Sie, ist der Geist der Proselytenmacherei, der sich mehr und mehr in der katholischen Kirche regt." Wenn Sie, Herr Professor, unter Proselytenmacherei, wie ich aus den folgenden Sätzen schließen muß, ein Werben verstehen, so sagen Sie eine Unwahrheit, und Sie verläumden die katholische Geistlichkeit *). Fromme katholische Geistliche brauchen erst gar nicht zu werben, die Protestanten kommen von selbst, sogar in der jetzigen Crisis, indifferente Geistliche aber, an welchen es bei uns nicht fehlt, weisen sie sogar ab. Ein vor Kurzem verstorbener katholischer Geistlicher, der ein sehr strenges Leben führte, und es auch mit seinen Katechumenen nicht leicht nahm, dabei kein Vermögen, nur ein spärliches Diensteinkommen hatte, konnte dem Zudrange kaum genügen. Aber wehe ihm, wenn ihn die Polizei, die deshalb ihn stets überwachte und selbst in Untersuchung nahm, auf einer Werbung betroffen hätte. Es waren freilich meistens arme Leute, die sich zum Uebertritt bei ihm meldeten; aber hat nicht auch Christus den Armen das Evangelium gepredigt? Ferner sagen Sie: „Wir sind überzeugt, daß man auf die Uebertritte zur katholischen Kirche ein viel zu großes Gewicht legt." Das will ich nicht bestreiten, denn auf der Gegenseite wird man auf andere Weise, die ich hier aus gewissen Rücksichten nicht nennen will, für den Verlust entschädiget. „Es ist noch zweifelhaft", fahren Sie fort, „wie das Zahlenverhältniß der Uebertretenden zu beiden Kirchen sich gestaltet. Dort wird jeder Uebertritt ausgebeutet und ausposaunt, bei uns dagegen macht man wenig Wesens davon." Das Erste ist abermals eine Unwahrheit, welche Sie nachgeschrieben haben, nicht der zehnte Theil der Uebertretenden zu uns gelangt zur öffentlichen Kunde, selbst die Namen distinguirter Personen verschweigen wir wo möglich. Das Gericht aber, welches Sie über

*) An drei katholischen Höfen leben jetzt Prinzessinnen protestantischer Confession. Hat man je vernommen, daß Versuche wären gemacht worden, sie für die katholische Kirche zu gewinnen, oder daß man ihnen nicht auch die öffentliche Ausübung ihrer Religion gestattet habe. Kann die „Evangelische Kirche" sich gleicher Toleranz rühmen?

Hurter's Uebertritt halten, als habe Hochmuth ihn der katholischen Kirche zugeführt, erscheint mir ganz lieblos. „Wer bist du", spricht der Apostel, „der einen fremden Knecht richtet, er steht und fällt seinem Herrn." Haben Sie in sein Herz geschaut; nur der Herzenskundige kann die innersten Motive kennen. Obgleich es bekannt ist, daß die Neuerungen von Czerskis ihren Grund allein im fleischlichen Gelüste haben, so erheben ihn die Euern doch auf's Schild, und die Berlinerinnen senden seiner Donna, mit der er längst im Concubinat, oder wie er behauptet, in einer Gewissensehe lebte, ein Geschmeide zu; dagegen wird der edle, sonst gefeierte Hurter wegen seines Uebertritts moralisch besudelt, denn, heißt es, alle Umstände vereinigen sich dahin, seinen Uebertritt aus dem Hochmuth zu erklären *). Und ihr verlangt noch, daß unsere Theologen zarte Rücksichten gegen die Schwachheiten eurer Reformatoren nehmen, daß wir alle recht absichtlich und chormäßig die uns zugefügte Schmach vergessend, wahre Achtung gegen Eure Religion hegen sollen? Eine Religion, die solche Früchte trägt, und mag sie ihre Toleranz und Liebe nach allen vierundsechszig Winden ausrufen lassen, kann keine wahre Achtung einflößen. Möge, Herr Professor, Ihr Auge im Verlaufe des Jahres sich klären, auf daß, wenn Sie am Eingange von 1846 auf 1845 zurückblicken, die Dinge in ihrer wahren Gestalt sich zeigen mögen.

---

*) Der Verfasser spricht auch von dem Jubel, welchen die Katholiken über die Rückkehr Hurter's zur katholischen Kirche angestimmt hatten; gefreut haben wir uns, daß Gott unsere Gebete erhört, denn es hatten sich Gebetvereine für ihn gebildet, und wir haben Gott dafür gedankt, aber von einem Jubel wissen wir nichts. Daß jede Zeitung die Sache wiederholt gemeldet hat, ist jetzt so Brauch, wo alle Tage ein Bogen von Neuigkeiten erwartet wird.

LX.

Bettina von Arnim und Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Fassen wir nun den Inhalt der Briefe näher ins Auge, so begegnen wir überall einer herzlichen Liebe der Geschwister; allein die Verschiedenheit ihrer Natur war dennoch zu groß, als daß eine innigere Verständigung, eine Hingabe der jüngeren Schwester an den leitenden Bruder leicht gewesen wäre. Clemens hätte seine pädagogischen Bemühungen wahrscheinlich mit mehr Erfolg an einer Gemse des Hochgebirgs, oder einem Reh des Waldes angestellt, als an diesem Wildfange fesselloser Genialität.

Unruhe ist der Charakter unserer Zeit; dem ewigen Juden gleich jagt sie nach Ruhe, ohne sie zu finden, weil ihr die Ruhe des Inneren, der Friede der Seele fehlt. Der Glaube hat seine Heiligkeit, das Recht seine Unantastbarkeit verloren; das Ewige, das Unveränderliche als Grundlage der gesellschaftlichen Bande ist in den Hintergrund getreten; da herrscht denn das Zeitliche mit seinem endlosen Wechsel, die Willkühr des Menschlichen führt den Scepter, und Revolutionen folgen auf Revolutionen. Die Gesellschaft, jener ewigen, den Angriffen entrückten Unterlage beraubt, wähnt, auf dem Wege äußerlicher Reformen und Umwälzungen das verlorne Gleichgewicht wieder zu gewinnen, und so müht sie sich in rastloser Thätigkeit ab. Der

Sturm der Nacht zerstört aber jedesmal, was der Tag auf Sand gebaut.

Dieser Charakter unserer Zeit drückt sich nothwendig auch ihren Kindern auf, und je reich begabter und empfänglicher ihr Geist ist, um so sichtbarer wird er darin hervortreten. Darum haben die Briefe für uns noch ein besonderes Interesse, indem sie uns als Spiegel unserer Zeit dienen können.

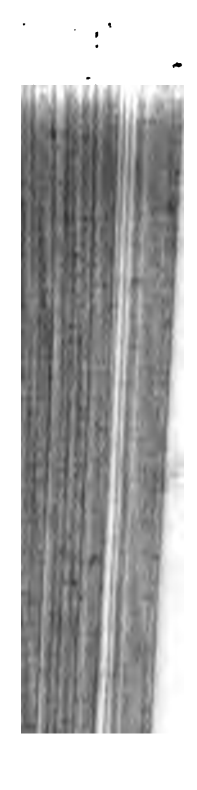
Clemens hatte in seiner Jugend selbst die Leiden und Kämpfe seiner Zeit durchmachen müssen. Da er sich selbst am liebsten als einen irrenden Pilger darstellte, der seine besten Jahre jugendlicher Kraft in der pfadlosen Wüste einer glaubenslosen, dem Göttlichen entfremdeten Zeit mit nackten, wunden Füßen irre gegangen, bis er endlich eine Ruhestätte für sein müdes Haupt unter dem Kreuze gefunden: so erfüllten ihn die ruhelosen Irrgänge Anderer mit schmerzlicher Wehmuth; dem Zauber künstlerischer Schönheit, dem farbenreichen Spiele des Geistes und Witzes verschloß er dabei grundsätzlich seine Augen, um sich nicht auf's Neue davon verführen zu lassen. Diese Betrachtung hinderte ihn sogar an der Herausgabe so manches Schönen seines früheren poetischen Schaffens; er pflegte alsdann seinen bittenden und ihn drängenden Freunden zu sagen: „Die Zeit kömmt mir vor, wie ein Haus, das von oben bis unten mit Möbeln angefüllt ist; vor lauter eleganten Stühlen und weichen Sophas kann man gar nicht zum Sitzen kommen; soll ich diesen unnöthigen Luxus-Hausrath der Geistreichigkeit nun auch noch vermehren, und die Leute von dem Einzigen, was Noth thut, ihrer Schuldigkeit gegen Gott, durch poetische Zerstreuung abhalten?" Wie er denn auch die geistreichsten, aber jenes ewigen, göttlichen Grundes entbehrenden Ergießungen seiner Zeitgenossen mit nachdenklichem, schmerzlichem Schweigen anhörte und dann allenfalls noch sprach: „Ach! es ist doch am Ende alles nur Schnatterapa, die den Hunger und Durst der Seele nach heiliger Nahrung nicht stillt." Drückte ihm dann Jemand seine Bewunderung etwa über ein Gedicht aus, das jener früheren Zeit angehörte, da

ihm der Cultus der Kunst noch die Stelle des Gottesdienstes vertrat, dann pflegte er auch zürnend zu sprechen: „Schweigen Sie mir davon! das habe ich, Gott sei Dank! schon lange gebeichtet und abgebüßt.“ Nur in einzelnen Momenten übte der alte Zauber, wenn er die Schöpfungen neuerer Dichter las, seine Macht wieder über ihn aus, und dann ließ er sich zu leidenschaftlicher Bewunderung von dem hinreißen, was sonst nur sein inniges Mitleiden oder seinen tiefsten Abscheu als Verirrung und Sünde hervorrief, und was er auf's tiefste beklagte, weil so Viele sich davon würden verführen ließen. Auch dieser nie endende Kampf seines Innern, dessen Gegensätze manchmal in schnellem und grellem Contraste einander folgten, trug dazu bei, daß nicht Wenige ihn mißverstanden, oder ihn wenigstens als ein räthselhaftes, unerklärliches Wesen, mit mißtrauischem Blicke, ansahen. Kehren wir zu Bettinas Briefen zurück, die uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung gaben.

Welch Bild einer zerstreuten, zersplitterten Thätigkeit gibt sie uns von ihrem Jugendleben in diesen Briefen an den Bruder, an Göthe, an Günderode! Wie springt sie ruhelos von dem Hundertsten zum Tausendsten! Wie schießt sie schwalbenartig durch die Lüfte, ohne eine Schranke zu achten, oder um ein Gesetz sich zu bekümmern. Begleiten wir einmal den Sausewind, wie er in schnellem Wirbel sich fieberhaft abjagt: da gräbt sie das Beet im Garten der Großmama um, säet Salat hinein, und führt dabei idyllische Reden sanfter Empfindsamkeit mit dem Gärtner über Blumen und Bienen, und hilft ihm die Erdbeeren umsetzen, die Reben auslauben, das Geisblatt binden, die Pfirsiche spaliren, die Nelken stängeln und die Weinenräuber ausbrechen; jetzt aber fährt es ihr durch den Kopf, sie muß dem Bruder schreiben, sie läuft in ihre Stube, setzt sich dort nieder, die Katzen springen ihr in den Schooß, sie streichelt sie, die Katzen schlafen ein, sie kann nicht mehr schreiben, denn sie möchte die Thiere nicht stören; im nächsten Augenblick aber setzt sie die Katzen auf den Boden, springt hin-

[redacted]

aus, klettert auf die Pappel, dort poetische und geistreiche Gedanken einzufangen; es wollen ihr aber keine einfallen; mißmuthig kehrt sie zurück, liest dem Herzog von Aremberg über Volkssouverainetät vor, streitet mit den Emigranten, läßt sich Protestant, Philosoph, Encyclopädist, Illuminat, Demokrat, Jakobiner, Terrorist, homme de sang von den Erzürnten schelten, schwärmt für Mirabeau und schreibt eine Betrachtung sur la volonté de la France; bald jedoch vertauscht sie die Feder mit Röthel, den sie heimlich in der frühesten Morgenstunde aus den Offenbacher Häusern gebohrt; sie zeichnet damit vier rothe Knaben mit weißen Perrüken, die mit einem Bock spielen; das Kunstwerk hält sie zum Fenster hinaus, die Offenbacher Gassenbuben versammeln sich jubelnd, dasselbe zu bewundern; wieder geht sie in aller Frühe zu des Juden Tochter und, den Besen in der Hand, kehrt, zum Scandal der Verwandten, die Straße vor seinem Hause, und hilft dem Judenmädchen, dem zarten Veilchen an der feinen Goldstickerei; Abends sitzt sie bei der armen Töpferfamilie, und knetet und backt aus Thon Geschöpfe, die der liebe Gott noch nachträglich erschaffen muß; dann rennt sie an die Wand in der Großmama Garten, und hält über die Mauer Conversationen mit dem Magnetiseur; wieder setzt sie sich ans Klavier und phantasirt, allen Regeln des Generalbasses zum Trotz, in freier Begeisterung wild darauf los; die Nacht wird mit Günderödchen durchgeplaudert; krank von deren Gottheitsphilosophie, von Kant, Fichte und Schelling, wacht sie auf; sie rennt wieder ins freie Feld hinaus, die Gedanken der durchträumten Nacht wie Schmetterlinge ihr nach; einsam legt sie sich draußen ins Gras, und hält, halb wach, halb schlummernd, ein Zwiegespräch mit den blühenden Linden; nun kehrt sie nach Hause, ihre Klostergeschichten aufzuschreiben; die Magd hält aber eben ein Huhn zum schlachten unter dem Messer, da entreißt sie ihr das Thier, wie ein gespenstischer Kobold vorüberfahrend; die Gedanken an die Klostergeschichte schweben schon wieder weit weg, hoch am Himmel, wie die Schwalben; also springt sie ins Boskett, legt sich



aber fallen ihr wieder d
sterbenen, an Vater un
geht zu den Karmelitern,
gesellt sie sich den Kind
kranze flechten; am Son
fest, statt auf die Pfingst
rem geliebten Bruder Cl
zum Dache der Kirche h
und Kränze seiner Poesie
meinde aus; daheim lie
und macht die gefühlswei
über ihre halsbrechenden
Handschuh, den der jug
regen in der glühend Be
drei Treppen nimmt sie u
sucht aufgeregt, und guckt
wie die untergehende Son
sie sich hinabstürzen und i
higt, liest sie der Großm
und sieht mit ironischem L

die Dichtungen der Günderode vor, oder singt ihm die eigenen zur Guitarre, oder geht Abends mit Nikolaus Vogt philosophirend durch das Dorf, schaut den Leuten in die erleuchteten Fenster, und lauert ihnen dabei Lieder für das Wunderhorn ihres Bruders ab; zurückgekehrt in die Gesellschaft, liest sie die Scene von Hamlet und Ophelia; dann wieder schneidet sie, einen knurrenden Marder auf dem Schooße, Arme und Beine aus zu einem Puppenspiel für den Geburtstag; jetzt zieht sie sich zu einem Festballet für eine prinzliche Hochzeitfeier an, da geht es hoch her: mimischer Tanz, Ringeltanz, Ysenburgisches Wappen, Ritter, Bauern, Landmädchen; Blumen und Früchte im Körbchen, Erntezug, Fahnen, Silber- und Goldpapier, Verse auf Bändern, Bauerntanz, Ballspiel mit Aepfeln, Kränze und Satyrtanz; Tannen, Myrthen, Orangen, Oleander und Lorbeer; Blondencoiffüre; prinzliche und gräfliche Herrschaften; Pastete mit einem kleinen Hündchen; Uhrketten mit Berlocken. Müd von all der Herrlichkeit, schläft sie im Ballsaale ein, träumt von Goldfrüchten, die Baßgeige aber weckt sie auf, der Franz Chameau will den Kehraus mit ihr tanzen, sie sagt: „Ach, gehen Sie Esel, und machen Sie mir nicht schwindlich mit ihren Uhrketten!“ Um sich abzukühlen, läuft sie mit dem Spitz in den Garten an die hintere Rasenbank, dort will sie den Geistern auflauern, und verschatzgräbert für den Magnetiseur ihre Dukaten in einem ihrer Schuhe; dafür wird sie über ihre Schlamperei wegen des fehlenden Schuhes gescholten; sie hört es mit halbem Ohr und schließt eine Geistes- und Herzensfreundschaft mit einem alten mathematischen Juden, dem übergibt sie den liebevoll gepflegten Rosenstock, er soll den Studenten von Marburg, zum Andenken an sie, die Knospen vertheilen; endlich geht sie in der Einsamkeit der stillen Nacht hinaus zum alten Thurme, auf zerbrochner Leiter steigt sie hinan und verliert sich in ihren Träumereien, gleich einer Nachtwandlerin die endlosen Räume des Himmels von Stern zu Stern mit geschlossenen Augen durchwandelnd.

Dieser Ueberblick mag unsern Lesern einen ohngefähren



die gleiche, fessellose Ge
aus einer Zerstreuung in
rath ihr Siegel aufgedrü
einem Briefe der Günder
die strafende Freundin, „
nem Zimmer sah es aus
strandet war. Schlosser
von der Stadtbibliothek
Vierteljahr hast, ohne da
geschlagen auf der Erde,
geschont; Deine schöne,
lag daneben, und der
Sepianäpfchen und aller
hat einen braunen Fleck
macht; ich habe mich be
bringen. Dein Flageolet
vergeblich suchtest, rathe,
Kübel auf dem Altan wa
vergraben; Du hofftest wa
bei Deiner Rückkunft aufk
Baum übermäßig begossen,

an Deiner Guitarre nun schon seitdem Du weg bist, zum großen Gaudium der Schulkinder gegenüber, so lang es ist, zum Fenster hinaus, hat Regen und Sonnenschein ausgehalten, und ist sehr abgeblaßt; dabei ist die Guitarre auch nicht geschont worden; ich hab die Lisbet ein wenig vorgenommen, daß sie nicht so gescheut war, das Fenster zuzumachen hinter den dunklen Plänen; sie entschuldigt sich, weils hinter den grünseidenen Vorhängen versteckt war, da doch, so oft die Thüre aufgeht, die Fenster vom Zugwind sich begegnen. Dein Riesenschilf am Spiegel ist noch grün; ich hab ihm frisch Wasser geben lassen. Dein Kasten mit Hafer, und was sonst darein gesäet ist, ist Alles durcheinander emporgewachsen; es deucht mir viel Unkraut darunter zu seyn; da ich es aber nicht genau unterscheiden kann, so hab ich nicht gewagt, etwas auszureißen. Von Büchern hab ich gefunden auf der Erde: den Ossian, die Sacontala, die Frankfurter Chronik, den zweiten Band Hemsterhuis, den ich zu mir genommen habe, weil ich den ersten Band von Dir habe. Im Hemsterhuis lag beifolgender, philosophischer Aufsatz, den ich mir zu schenken bitte, wenn Du keinen besondern Werth darauf legst. Ich hab mehr dergleichen von dir, und da Dein Widerwille gegen Philosophie Dich hinderte, ihrer zu achten, so möchte ich diese Bruchstücke Deiner Studien wider Willen beisammen bewahren; vielleicht werden sie Dir mit der Zeit interessanter. Siegwart, ein Roman der Vergangenheit, fand ich auf dem Klavier, das Tintenfaß darauf liegend, ein Glück, daß es nur ein wenig Tinte mehr enthielt. Doch wirst Du deine Mondschein-Composition, über die es seine Fluth ergoß, schwerlich mehr entziffern. Es trappelte was in einer kleinen Schachtel auf dem Fensterbrett, ich war neugierig sie aufzumachen: da flogen zwei Schmetterlinge heraus, die Du als Puppen hineingesetzt hattest; ich hab sie mit der Lisbet auf den Altan gejagt, wo sie in den blühenden Bohnen ihren ersten Hunger stillten. Unter deinem Bett fegte Lisbet Karl den Zwölften und die Bibel hervor, und auch — einen Lederhandschuh, der an keiner Dame

Hand gehört, mit einem französischen Gedicht darin; dieser Handschuh scheint unter Deinem Kopfkissen gelegen zu haben; ich wüßte nicht, daß Du Dich damit abgibst, französische Gedichte im alten Styl zu machen; der Parfüm des Handschuh ist sehr angenehm, und erinnert mich und macht mir immer heller im Kopf, und jeden Augenblick sollte mir einfallen, wo des Handschuhs Gegenstück seyn mag; indeß sei ruhig über seinen Besitz, ich habe ihn hinter des Kranach Lukretia geklemmt, da wirst Du ihn finden, wenn Du zurückkommst; zwei Briefe habe ich auch unter den vielen beschriebenen Papieren gefunden, noch versiegelt; der eine aus Darmstadt, also vom jungen Lichtenberg, der andere aus Wien. Was hast Du da für Bekanntschaft? — und wie ist's möglich, wo Du so selten Briefe empfängst, daß Du nicht neugieriger bist, oder vielmehr so zerstreut." —

Diesen Bericht läßt sich Bettina von ihrer Zimmerordnung abstatten; wäre nun Clemens plötzlich zu ihr hereingetreten, kein Zweifel mit ihrer gewohnten Offenheit, die theilweise wieder aus ihrem Freiheitssinne floß, würde sie ihm gesagt haben: „Lieber Clemente, gerade so, wie in meinem Zimmer, so sieht es auch in meinem Inneren aus; auch hier liegt Alles in der gleichen Unordnung zerstreuter Genialität unter- und übereinander." Clemens hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich bemühen, Ruhe und Ordnung in diese wilde, chaotische Zerstörung zu bringen; die Bildung der reich begabten Seele seiner geliebten Schwester erschien ihm nun als die höchste Aufgabe seines Lebens, und nur mit Entzücken dachte er an ihr Gelingen. An guten und gutgemeinten Lehren ließ er es auch nicht fehlen; sie kehren in seinen Briefen immer wieder. So schreibt er: „Sei fleißig, und mache, daß Dir das bürgerliche Mechanische im Leben nicht verächtlich wird, es ist die Quelle von viel Geistigem, und bestrebe Dich immer einer schönen Sparsamkeit. (Frühlingskr. I. 37.) Liebe deine Geschwister, und besonders die um Dich sind; mach Dich ihnen unentbehrlich; mache Dich Allen geliebt und geehrt, dann ist Dein Inneres ungestört und

[redacted]

Deine äußeren Verhältnisse recht angenehm in der Welt. Spiele brav Klavier, singe, zeichne und lerne, wo Du kannst; nur damit kannst Du Dir Deinen Lebenskreis erweitern." (I. 5.) Und weiter: „Um was ich Dich aber noch bitte, so sehr ich Dich liebe, lerne schweigen, für Dich selbst bestehen, und sei in der Würdigung eines Jeden gerecht. (I. 37.) Ich will, daß Du so vernünftig werdest, daß alle Welt einst ihre Zuflucht zu Dir nehme und Dich hochstelle, und dann will ich Dir's wieder ablernen. Hast Du Lust, dumme Streiche zu machen, so warte, bis ich komme, und mache sie ganz heimlich mir allein; ich kann mich an Deinem ganzen Leben ergötzen; lese brav, schreibe viel, alles was Du empfindest, schreibe nieder, denn das Ausgesprochene ist lebendig, wie meine Liebe zu Dir. (I. 44.) Schreibe mir auch nicht zu heftig, es ist nicht gut, wenn man sich daran gewöhnt; und man thuts so leicht, weil es einem wohl thut, aber ein solcher Brief ist zu sehr Stimmung, und ein Wort gibt zu sehr das andere, da eigentlich die Seele jedes Wort geben soll. (I. 5.) — Ich möchte dir Alles zuwenden, was mich je gerührt und bewegt hat. Lerne, wenn Du auch nur dabei begreifst, wie man Dich nicht lehren sollte. Dein Bestreben sei, Dich so mit Deiner Vorzüglichkeit zu durchdringen, daß kein Mensch merke, wo Du es bist. (I. 92.) — Ach! Du weißt nicht, was Du mir bist? was ich liebe, das bist Du; Du hast es also in Händen, kannst es mir hegen und pflegen. Wirst Du das? — O fasse ein recht lebendiges Interesse an Allem, und bringe tief ein in das, was Du lernst, nicht oberflächlich, lieb Kind. Du glaubst nicht, wie unendlich wohl es Dir thun wird, wenn Du in ein paar Jahren besitzest, dem Du Dich ganz hingeben kannst. Zeichne recht muthig — schicke mir Deine Melodie, schreibe mir und halte Wort und — fasle nicht mit Ring und Talisman und Mirabeau. (I. 45.) Ach lerne, arbeite, Dich zu bereichern; was es auch sei, nichts ist unbedeutend, Alles nährt und weckt und erleuchtet. Aus Allem kannst Du flechten und weben einen schattigen Hut, wo die Sonne im Zenith steht, eine Freiheitsmütze, die Deine hö-



Wege, Gutes zu wirke
lassen werden; sie ist e
nie verstanden wird. (I.
um Eins: ohne Dich
Dich doch innerlich übe
nen Preis bestimmen ka
sen. Sich so betragen,
lieben kann, und den
das ist die Würde und
Seele schwingen soll, u
du vorgibst, oder auch
O, ich bitte Dich, lieb
Menschen und Du selbst
nicht verstehen und Du
kannst. (I. 323.) Du n
bilden. Diese Bildung b
man uns lehrt, als in d
hübsch fleißig und fröhli
ohne irgend gleich darauf
das eigentliche Ende ist,
jeden Kenntniß sind wir

Namen, der Großmama zu Lieb, Latein zu lernen; dann fordert er sie wieder auf, das Englische zu treiben, damit sie den Shakespeare englisch lesen könne. Nun soll sie Müller's Schweizergeschichte lesen; wieder sendet er ihr die Mythologie von Moritz; dann empfiehlt er ihr Göthe, Sacontala, Anacharsis, Homer; seine vage Begeisterung für den Physiker Ritter soll sie mit ihm theilen; alle ihre Gedanken, ihre Gedichte, ihre Melodien, ihre Zeichnungen räth er ihr zu Papier zu bringen; ihre Jugendgeschichte, ihr Klosterleben soll sie aufschreiben; ein Buch soll sie machen; dann zweifelt er wieder, ob eine Künstlerwerkstätte, etwa die eines Bildhauers, nicht ihre Bestimmung sei. So schwankt er hin und her; doch ist immer das Bestreben darin sichtlich, ihren ungebundenen Geist in irgend einer Weise zu fassen, und aus seiner dunstigen Träumerei zu einem festen Kern zusammenzudrängen. Allein, seine Mühe war vergeblich; seine Forderungen widerstrebten ihrer Natur, oder vielmehr ihrem Eigenwillen, den sie in Allem und allzeit ungezügelt walten lassen wollte; für ihre Ordnungslosigkeit, ihren Mangel an Selbstüberwindung, ihre Zerstreutheit, ihre Flatterhaftigkeit, ihre geniale Ausgelassenheit, ihr gänzliches Sichgehenlassen, die geheimnißvollen Gesetze göttlicher Begeisterung vorschützend, und die Unantastbarkeit ihres vergötterten Ichs gegen jeden fremden Eingriff, gegen jede Leitung und Lenkung mit entrüstetem Stolze wahrend.

In diesem Sinne sind ihre Antworten auf seine Lehren und Mahnungen abgefaßt; da schreibt sie: „Ich habe ja nicht eine Vernunft, der ich folge, ich bin ja ein electrischer Funke, und in's Latein kann ich nicht hineinfahren, es stößt ab, sagst Du selbst." (I. 25.) Wieder erzählt sie der Günderode: „Clemens sagte auch, ich sollte mich sammeln, daß ich meinen Geist nicht wegwerfe, und ein Leben führe, das würdig sei. — Was meinst Du, daß ich zu all diesem gesagt habe? — Nichts! mir wird bang einen Augenblick, daß ich so selbst verlassen bin, und daß sich mein Geist nichts um mich bekümmern will, in die Weite hinausschweift, wie eine Biene sich unscheinbare Blü-

then sucht, von denen nippt — aber Honig will er nicht machen, er verzehrt Alles selber. — Da nun die Biene aus Instinkt Honig macht, mein Geist aber nicht, so wird der wohl nicht überwintern, wo er dann keinen Vorrath braucht — er gehört wohl ins Land, wo ewiger Frühling ist." (Günderode I. 379.) Und an einer andern Stelle, wo sie von dem Geschichtsunterricht und ihrem Lehrer spricht: „Auch der ist von der närrischen Idee besessen, ich lerne, um was zu wissen, um Kenntnisse zu sammeln; Gott bewahr! da könnte ich nur innerlichen Raum mit Dingen ausfüllen, die mir im Weg sind; wenn sich ein Reisender viel Besitzthum anschafft, so hat er die Noth, Alles unterzubringen, und hat er sich an Ueberflüssiges gewöhnt, so muß er einen Bagagewagen hinter sich drein fahren haben. Den Mantel umgeschwungen und damit zum Fenster hinaus und alles Gerumpel dahinter gelassen, das ist meine Sinnesart, lernen will ich, wie Luft trinken. — Geist einathmen, wodurch ich lebe, den ich aber auch wieder ausathme, und nicht einen Geistballast in mich schlucken, an dem ich ersticken müßte. Das will mir aber keiner zugeben, daß solche Unvernunft naturgemäß sei." (Günderode II. 101.) Und ferner: „Ich ging mit dem Franz zu Fuß nach Haus, die Andern fuhren, der Franz hat mir allerlei Schönes und Gutes gesagt unterwegs, ich hing mich mit beiden Händen an seinem Arm und verhopste Alles." (Günderode II. 30.) Als ihr die Freundin Vorwürfe über diese Zerstreutheit machte, entgegnet sie: „Deine Sorge um meine Ausschweifungen im Lernen, die lasse sich legen. Der Wind zaust mich und schüttelt mir Alles aus dem Kopf. — Wenn Du meinst, ich könnt was dafür, daß ich nichts kann, so thust Du mir unrecht. Es ist nicht möglich, meine Lerngedanken zusammen zu bringen, sie hüpfen wie die Frösche auf einem grünen Anger herum. Meinst Du, ich mach mir keine Vorwürfe? — meinst Du, ich raffel mich nicht alle Tage zusammen, mit dem festen Vorsatz, es durchzunehmen, bis es mir ganz geläufig ist? Aber weißt Du, was mich zerstreut? daß ich's allemal schon weiß, noch ehe der

Lehrer mir es ganz auseinandergesetzt hat, da muß ich warten, bis er fertig gekaut hat, da nehmen unterdeß meine Gedanken Reißaus, und dann ist es nachher nicht, daß ich es nicht gelernt hab, sondern ich hab's nur gar nicht gehört, was er gesagt hat." (Günderode II. 203.) Ein andermal ist es wieder der Dämon, der die Schuld davon tragen muß; es ist ihr arm jung Leben, dem sie die Zügel aus Mitleid schießen läßt, indem sie sich also vernehmen läßt: „Schreib dem Clemens nichts von mir; sag ihm nur nichts von meiner Ausgelassenheit; er meint gleich, ich wäre besessen; er thut mir tausend Fragen; er ist ganz verwundert, daß ich so bin; er forscht, er sucht eine Ursache und frägt andere Leut, ob ich verliebt sei, wo ich doch nur im heiligen Orden meiner eignen Natur lebe. Zum Beispiel, wenn er wüßte, daß ich Abends auf dem Dach vom Taubenschlag sitze, und der untergehenden Sonne auf dem Flageolett vorblase, würde er's gut heißen? — Mein arm jung Leben liegt mir am Herzen, ich kann ihm nichts versagen. Red nichts von mir, laß die Leut bei ihrer herzlich schlechten Meinung von mir; es ist meine beste Freud; ich geh mit meinen Dämon um, der sagt: „Du sollst Dich nicht vertheidigen." (Günderode I. 187.) Von dieser inneren, sie verzehrenden Unruhe, der sie nicht Meister werden kann, macht sie selbst dagegen auch dem Bruder kein Hehl. „Du willst", schreibt sie, „meine Trägheit überwinden, mich aufreizen, und vor ungeduldigem Eifer spring ich von einem Buch zum andern. Ich will nicht mit den Katzen spielen, nein, heute nicht; ich will gewiß schreiben — lernen — nein, es will nicht in mir; es lacht mich inwendig aus und sagt: Du lernst ja doch nichts. Ach, wenn Du wüßtest, wie ich mich oft bezwingen möchte, Du würdest sehen, es ist nicht Mangel an Treue. — Ich kann mich keiner Beschäftigung hingeben. Inwendig ruft es: dorthin, und dort rufts wieder, hieher, und hier lockts, da flüsterts, und hinter mir und vor mir und in den Lüften gehen Stimmen, die mich reizen." (Frühlingskr. I. 124.) Kein Wunder, wenn ihr daher wieder in

andern Augenblicken diese in Dunst zerfließende Nichtigkeit ihres zersplitterten Treibens schwer auf die Seele fiel, und ihr das ganze Leben und alle Menschen wie bestandlose Thorheit erschienen. Da lautet ihre Klage: „Ich kann doch nicht auf jede Seite schreiben, daß die Leute mir ganz närrisch vorkommen, und sonst begegnet mir nichts jeden Tag, und ist mir von Jugend auf nichts begegnet, als der große Gedanke, widerhallend von Stufe zu Stufe, meines Jugenthums: Alles, was begonnen wird in der Welt, sei närrisch. Dabei komme ich mir eben auch nicht anders vor, eben weil kein Bestand in mir ist, weil ich von so Manchem ein profundes Gefühl habe, und dennoch ein Spielball der Zerstreuung bin, die ganz gehaltlos ist, das fühl ich, das quält mich, davon möcht ich gesunden, und weiß nicht wie.“ (Frühlingskr. I. 140.)

(Schluß folgt.)

LXI.

Vigilantius von Hundsfeld.

Es war zur Zeit des heiligen Hieronymus, als ein gewisser Vigilantius dadurch eine unglückliche Berühmtheit erlangte, daß er der abendländischen Kirche durch seine Lehre von der Verwerflichkeit der Jungfräulichkeit überhaupt, und insbesondere der clerikalischen, eine tiefe Wunde schlug. Seinem Vorläufer, dem entsprungenen Mönche Jovinianus gleich, den jener Kirchenvater als den Epikur der Christen bezeichnet, wußte er durch die von ihm verkündete Emancipation des Fleisches eine große Schaar von Geistlichen gegen den Cölibat zu entflammen. Ja sogar Bischöfe wurden von ihm bestrickt, „wenn anders diejenigen noch Bischöfe zu nennen sind, welche keinen Diacon eher weihten, als bis er ein Weib heimgeführt, und

die Sacramente nicht spendeten, bis daß sie die schwangeren Weiber der Cleriker und deren schreiende Kinder auf den Armen der Mütter gesehen." Gerade die abendländische Kirche hatte, festhaltend an der apostolischen Tradition, die Jungfräulichkeit stets als dem christlichen Priesterthume naturverwandt betrachtet; sie hatte in dem Worte Christi, welches zwar nicht Allen verständlich, wenn aber überhaupt faßlich, zuerst von den Mitgliedern des Priesterthums begriffen werden mußte, einen Wink, und in den Worten des Apostels, daß der Verheirathete getheilt sei, einen Rath erblickt, wie der Clerus sich in Betreff der Ehe zu benehmen habe. Sie hat daher auch in ihrer Gesetzgebung, welche da nothwendig wurde, als die innige Begeisterung des Clerus für seinen Stand zu erschlaffen begann, Nichts weiter gethan, als jenen Wink, jenen Rath zur Richtschnur erhoben und damit erklärt: Diejenigen wolle sie in den Clerus aufnehmen, welche das Wort Christi erfaßt hätten, Andere aber nicht. Das hat freilich Vielen, Jahrhunderte hindurch, eine harte Rede geschienen; die kirchliche Gesetzgebung ist aber ruhig ihren Gang gegangen, und hat zu verschiedenen Zeiten, wenn die Schläfrigkeit der Hirten dem Wolf der Sinnenlust die Heerde preiszugeben drohte, jene, die priesterliche Jungfräulichkeit schützenden Gesetze von Neuem eingeschärft. Daher hat auch das gegenwärtige Oberhaupt der Kirche die neueren, anticölibatarischen Vereine, welche sich in Deutschland zu bilden begannen, als eine „höchst schändliche Verschwörung" bezeichnet, und über die Geistlichen, welche derselben sich angeschlossen, sich in der Weise geäußert: „daß sie der Person, die sie vorstellen, und des Amtes, das sie bekleiden, vergessen", und hat es höchlich getadelt, wie sie, „fortgerissen von den Lockungen der Wollust, so weit in der Zügellosigkeit gekommen sind, daß sie es an einigen Orten gewagt haben, zu wiederholten Malen an die Fürsten öffentliche Bittschriften zu richten, um diese höchst heilige Disciplin zu zerstören." „Allein es ist ekelhaft" — fährt Papst Gregor XVI. in seiner, an alle Bischöfe gerichteten Encyclica vom 15. August 1832 fort — „mit diesen so schändlichen Unirie-

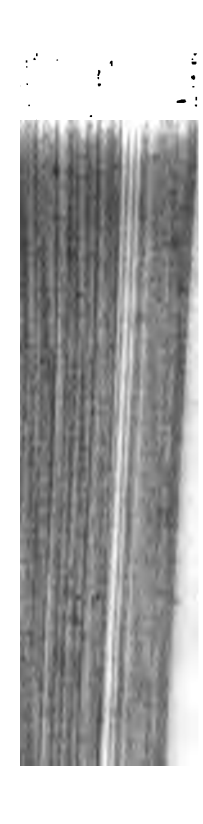


Brüder, Joh. Anto
sie gaben im Jahre
Einführung der erz
Geistlichen und ihre
bekannt, ja weltkun
Augustin Theiner, e
werfung unter die A
sich seither als einen
in vielen Schriften
oder damals schon P
her in einer Dissertat
sprunge des Pseudo-
ren Gesinnung treu g
men beweist. Nicht e
verehlicht, im Gegenth
rück, aber er hat geglau
ßigen Absatz gefunden ha
Reformatoren auftraten
um das Buch unter d
die Apostaten anzuschlie

Wahrhaft eine ingeniöse Speculation, von welcher uns in der Weise, daß sie mit ausdrücklicher Genehmigung des Autors geschehen wäre, bisher noch bei keiner andern Schrift ein Beispiel vorgekommen ist.

Da also die neue Ausgabe, oder vielmehr diese neue Art des Ausgebens keine neue Auflage ist, mithin wirklich nur die im Jahre 1828 gedruckten Exemplare in Umlauf gesetzt werden, so kann juristisch der Bruder des Herausgebers Nichts dagegen sagen, sondern muß es sich vor aller Welt gefallen lassen, daß sein Name im Jahre 1845 abermals vor jeder einzelnen Lieferung dieses Buches, welches er selbst tief bereut hat, gedruckt wird, und man also seines Namens sich bedient, um dieses völlig antikirchliche Product möglichst zu verbreiten. Aber welch ein moralisches Urtheil muß man über diese neue Art des Mißbrauchs eines Namens fällen? Statt in der neuen Vorrede, welche der Herausgeber der ersten Lieferung vorangestellt hat, das Verhältniß anzugeben, in welchem sein Bruder gegenwärtig zu dem Buche steht, läßt sich derselbe in folgender Weise vernehmen: „Eine Quelle der traurigsten, sittlichen Folgen ist für denselben (den Clerus) das Cölibatgesetz bis jetzt geworden. Wir weisen nach des Cölibatgesetzes Ursprung und endliche Durchführung, aber auch die schauerlichen Entsittlichungen, welche es laut dem durch alle Jahrhunderte fortlaufenden Zeugnisse begleitet." „Noch lastet es aber auf der Geistlichkeit." Jetzt habe, meint er, eine neue Zeit begonnen, und „Wahrheit und Recht siegen doch endlich. Nicht ausbleiben wird, unter göttlicher Leitung, die Reinigung der Kirche von Mißbräuchen, und auch die Zeit kommt, wo der Geistliche nicht mehr einem, sein Heil und seine Wirksamkeit untergrabenden und vernichtenden Zwangsgesetze zur Ehelosigkeit unterworfen seyn wird."

So spricht im Jahre 1845 der Pfarrer von Hundsfeld dem Oberhaupte der Kirche gegenüber, und richtet mit jenen Ausgelassenen die Pfeile gegen das Gesetz der priesterlichen Jungfräulichkeit. Bei einer so klar ausgesprochenen Opposition



nen, wegen ihres ste
nicht zusagend, nun, s
ronymus wider den V
kein wahrer Vigilantiu
diesen bezeichnete, nur
nymus gelang es, diese
gelingt es ihm auch,
zur Liebe unserer heilig
dem äußern, sondern a
setze zu erwecken und zu

—



LXIII.

Die Moral aus den Vorgängen in der Schweiz.

Als der politische Protestantism neuerer Zeit die Einheit über die Gebühr abgeschwächt, sind aus ihm die Flammen der Revolution herausgeschlagen; und in ihrem Gefolge sind dann die Parteien Leveller und Independenten, Radikale und Communisten eingezogen. Die Einheit ist nun gleichfalls trächtig geworden, und hat den Absolutism geboren mit seinem Comitat von Scheusalen und Ungethümen. Die Herzoge beider Heergefolge haben darauf einen blutigen Krieg angefangen, der die europäische Gesellschaft zerrüttete; zuletzt wurden sie genöthigt, um die gleichgültige Mitte einen Waffenstillstand abzuschließen, der zur Zeit noch dauert.

Als der religiöse Protestantism, der aus dem Politischen hervorgegangen, die kirchliche Einheit über alles Maaß und alle Gebühr abgeschwächt, hat sich auch die Revolution auf's kirchliche Gebiet überverpflanzt; und von ihr ist das tausendhauptige Geringel der Secten ausgegangen, die zuletzt in das Infusorium des Pantheism und die Atomistik des Materialism, und endlich in die Leere des Atheism sich verloren. Sofort ist die aufgestörte, losgebundene Einheit der Revolution ins kirchliche Gebiet gefolgt, und hat dort ihr Lager aufgeschlagen, damit sie gebären könne, und sie ist nun des Cäsaropapats genesen, und das hat die Kirche zu säcularisiren, die



Das haben di
stande aus dem La
der transcendentalen
mannskost nicht zu.
Verwirrung angerich
Gaben, ihrer ungefä
benden Gemüthsart
Friedens willen ange
theil und Ehrenpreise,
fenstilstandes, um die
haben daher mit der
tungen ausgemessen,
Größe aufgestellt. A
Jesuitism und beide
hic niger est, hunc
und der Absolutism,
fügen, nieder mit Ih
aufgehängt, schwebend
Platz der Allwissenheit
her Alles gut gewußt
Beßte gewußt; die dah

niedergelassen. Sein Angesicht erscheint durch die Stirnlinie in der Mitte in zwei Hälften getheilt; nur zur Kirche hinauf, und zu dem, was sie ihren Ultramontanism nennen, blicken beide Hälften gleich zornentbrannt und grimmig auf; aber die schwarze, linke Seite wirft verstohlene Liebesblicke dem Radikalism zur Linken zu, damit er ihr vollends die Revolution in's Kirchengebiet hinüberspiele; die rechte, weiße Seite, die sich die conservative nennt, spricht mit holdselig spielendem Augenblicken dem niedergeschlagenen Absolutism Muth ein, daß er sich ermanne, und der Herablassung des Inhabers zum Cäsaropapat verhelfe. Das Mienenspiel und das Zuwinken, die Gespräche, die sich mit dem Aufwand weniger Augenstrahlen führen, die allmähligen Verständigungen, die sich erwirken, bieten ein interessantes Schauspiel dem Zuschauer dar, der sich in die Geheimsprache einstudirt. Das Auge im Dreieck sieht den emsigen Fleiß der Schüler auf ihren Bänken und läßt sie gewähren; wenn sie den Zettel ausgewebt und ihr Gewebe schülerhaft ausgezettelt haben, dann schaut es wieder zu, und ein armes Wörtchen seiner Lichtsprache corrigirt die Oration der Rhetoren, und es bleibt keine Spur in der Schreibtafel der Geschichte davon zurück.

So war es schon einmal bei dem Vorgange in alter Zeit, dessen die Erinnerung noch so lebhaft gedenkt, und der seither gar zum öfteren sich zugetragen. Der weise Mann von Nazaret, wie sie ihn nennen, hatte seinen Ultramontanism eingerichtet, und bei seinem Einzuge in Jerusalem ihn proclamirt. Da hatten sie ihn aufgegriffen und ihn vor Gericht geführt, damit der Jesuitism gleich im ersten Keim erstickt werde. Pilatus, das Organ des römischen Cäsaropontificates, hatte sich am Orte, der da Gabbatha heißt, auf jenen Stuhl gesetzt, damit er dem, was vom Himmel ist, der Menschen Recht weise nach Art der Irdischen. Er ruft die Hohenpriester, die Obersten und das Volk zusammen; der Absolutism, in Herodes mit dem Römer ausgesöhnt, klagt an durch den Mund der Obersten, daß er das Volk aufwiegle; der Radikalism im Volke



Alles gesehen, was vergega
Jerusalem und sein Volk ges
alter vorübergegangen, war
Volk war hinweggenommen;
und sein Reich und Pontifica
durch die Pflegesöhne des W
stellte Neue durch die zwei V

Das sind alte Geschicht
die in aller Langmuth furcht
nen hätte einen tiefen, unaus
Dem aber ist nicht also; die
Blut gezüchtigt werden, sie w
selt um Erbarmen; wird aber
den erst vernarbt, dann regt
führung; die ersten Erfolge
einladend zu weiterer Wagniß,
Erkühnen verwegener, bis en
bis zum Ueberlaufen sich ge
then gewachsen, mit dem H
Züchtigung erfolgt. Sollte

schenkunft sich nicht haben aufhalten lassen. Die Geschichte hat darum viele solcher Kämpfe der beiden Ordnungen miteinander aufzuzeichnen sich genöthigt gesehen; und der schmähliche Ausgang, den jedesmal die vorhergegangene genommen, hat bei der thörichten Verblendung des Geschlechtes den Eintritt der folgenden nicht aufgehalten, wenn sich ihre Zeit erfüllt.

Eine solche Zeit war einmal wieder abgelaufen, als die Dinge, deren Augenzeugen wir gewesen, in der Schweiz sich zugetragen. Wie im Hamlet die That des Meuchelmordes, von der Nacht umhüllt, vor den Thätern, die sich auf der weiteren Bühne um die engere vereinigt haben, dort im Spiele sich wiederholt, damit ihr Gewissen gegen sich selber zeugen möge; so hat dieser Frevel vor dem Angesichte der europäischen Gesellschaft allen denen, die im gleichen Werke der Iniquität begriffen sind, ihr nächtliches Wirken an das Licht des Tages hervorgezogen, und die Folgen dieses Thuns, als warnende Weissagung, den betroffenen Zuschauern vor Augen gestellt, damit sie einst die Fügungen nicht anklagen können, ihre Ate habe sie ungewarnt ereilt.

„Confessionalität, Cantonalität und Bund sind das Sittengesetz der Schweizer Historie", hat Schleuniger in seinem Vortrag, den er am 6. Mai mit sehr lobenswerthem Muthe vor dem großen Rathe des Cantons Aargau abgehalten, diesem zugerufen. Sechs Wochen früher wären die Worte an dieser Stelle Hochverrath gewesen; da aber dazwischen die Kanonen Toleranz geboten, wurden sie mit einer Art von Contrition an Leib und Seele angehört, wie auch Ochsenbein eine solche gefühlt, als er die Generalbeichte über seinen Zug vor aller Welt abgelegt; und einer der Meistbetheiligten in der Versammlung erklärte nur kurz: der Redner habe aus seinem Gesichtspunkt unläugbar Recht. Seit den Tagen des Aufstandes, und viel früher unter den in ihm niedergeworfenen Regierungen, gehörten solche Gesinnungen zum Rococco finsterer Jahrhunderte, und sie hatten eine Schule wechselseitigen Unterrichtes dort angelegt, um sie aus den Köpfen der Leute zu verreden. Großer Segen war



Die Sache hatte zu
und es kam guter Rath
der That, wo er noch m
Wien, in ernsten, mannh
auch keiner unzulässigen G
zu verschaffen. Aber: sa
hunt. Der Freischaarenzug
Erde hervor, zweitausend
formirten von Aarau, di
wieder aus Basel Land,
umliegenden Philisterschafte
führte sie, und ihre Stärke
und Spielarten des Radik
ständisch repräsentirt: der sch
dio, der des Lumpacius Vag
allen Gassen in denen von Aa
gerschaft, die im Tressenhut
Bern; endlich der einer ver
Aussicht perspektivisch mit d
stigen Füsse mit dem Bunds
den Dächern verwahrt. D

Gränzen dee Eidgenossenschaft fortan seyn. Bern soll als die Bruthenne im Neste sitzen, Waad und Aargau aber sich unter ihren Flügeln bergen. So sind sie ausgezogen, festiglich überzeugt, die bekannte, offenkundige Dummheit der Rothstrümpfe würde ihrem Heroism keine Gefahr bereiten, sondern den Ziehenden alle Schlagbäume öffnen, und ihnen Rosen streuen.

Da die Sturmwolken also über den Himmel flogen, versammelte sich die ausserordentliche Tagsatzung, daß sie das Unwetter beschwöre. Aber die Schweizerbirne ist gelb und grün gestreift, wie die Tellshose; auch der Weibel trägt den officiellen zweigestreiften Mantel. Jedes aber hält sich gerne zu seines Gleichen, schwarz zu schwarz, und weiß zu Weißem, wie die Bösen, so meint Schwedenborg, sogleich ohne überflüßige Prozeßform und Instanzenzug sich selber auf den Weg zur Hölle begeben; die Guten aber eben so ohne weitern Spruch abzuwarten, zu den himmlischen Freuden eilen. So geronn also sogleich die Milch des Friedens, indem der Käs von der Buttermilch sich schied; es kam zu keinem Resultat, als zu einer machtlosen Mißbilligung der großen Armada, die ungestüm an den Thüren klopfte.

Also trat der Bundesort ein, und die Parteien in seinem Rathe bestiegen den verhängnißvollen Stuhl. Von seiner Höhe hernieder lag in ungetrübter Perspektive die Lage der Dinge klar vor Augen. Die Urkonfessionalität, der Ultramontanism und Compagnie hatte sich im Urkantonism gelagert, und hinter alten Erinnerungen Position genommen, und die Dummheit, die jedoch von Zeit zu Zeit lucida intervalla zu haben schien, drohte mit hartnäckigem Widerstande. Auf der andern Seite der pure, pute Radicalism in seinem ganzen Farbenspiel, in seiner Mitte der Bär von Bern sein Zeichen und sein Symbol; wer mag neben dem Gefräßigen bestehen. Sollen die Schafe Hirten werden in den Schweizerbergen, soll der Bär die Eidgenossenschaft zerreissen, das Eine wie das Andere darf nimmer seyn. Also beschloß die hohe Intelligenz vom Stuhle in Zürich: werfen wir dem Bären mit seinen gedungenen Landsknechten die Heerde

der Schafe vor, damit er sie zerreisse, und wenn der plumpe Petz nun im Blutwerke sich verirrt, dann treten wir im Namen der Tagsatzung auf, und weisen den Blutgierigen in seine Schranken; die andern von der blöckenden Heerde, die noch am Leben geblieben, werden sich von selber in unsere Ordnung fügen, ihre Wunden verbinden, und den Schaden zu tragen haben; so wird der gereinigte Glaube allein herrschend auf dem Schlachtfeld bleiben.

Gedacht, gethan; ein Bundesheer wird schnell gesammelt, eine Reserve aufs Pikett gesetzt. Hätte der Radikalism nicht selber im Rathe mit rathgeschlagen, dann wäre das Heer, wie es vielleicht die Conservativen gemeint, den Freischaaren entgegen gezogen, hätte die willigen Eisenfresser zurückgewiesen, und dann einigen Anspruch sich erworben, auch gegen die andere Seite seinen Einfluß geltend zu machen. Aber wie die radikalen Regierungen hinter den Freischaaren verdeckt gestanden, und ihre Kanonen mit dem Zuge hinziehen lassen, mit der Bedingung jedoch, daß sie keinen compromittirenden Schaden anrichten wollten; so sind auch die geheimen Wünsche des Vororts zum Verderben der Freischaaren auf ihre Seite getreten; des Herzens Gelüst aber pflegt der Augen Licht zu trüben, und so geschah es denn auch hier den Klugen. Die Doppeltinctur in der Intelligenz begann sich in ihrem Grund zu regen, der radikale Liberalism und der conservative Liberalism begannen miteinander zu hadern, die Zungen spalteten sich, die schwarze Hand fing mit der Lichteren an zu zanken, und die Schwächere wurde zuletzt von der Stärkern abgeschlagen, das reformirte Zürich hatte zum expectativen Radikalism sich entschlossen, die Straße war den Freischaaren nun aufgethan; und sie begannen mit großer Hast den gewiesenen Weg dahin zu wandern.

Die Urkantone hatten unterdessen in Fassung sich gesetzt. Die entschlossensten ihrer Communeros waren draussen beim Zuge, damit sie als Vorwand ihm vorangingen. Der Ultramontanism der Urbauern und jener der Bürger und Herrenleute, die sich zu ihm bekannten, war also geworfelt und gefegt

allein auf Ort und Stelle zurückgeblieben. Die Bauern hatten nach altherkömmlicher Weise sich vorbereitet; seit Jahren schon hatten sie sich verlobt, daß jeden Tag, Winters und Sommers, einer der Ihren nach Einsiedeln wallfahrte, und dort vor dem Schrein der Jungfrau ihnen Schutz für ihre Sache erflehe, und sie hatten treulich bei Sturm und Ungewitter, bei Frost und Schneegestöber das Gelübde erfüllt. Dessen lachte nun, wie billig, die Intelligenz, die in den Freischaaren zog. Sie hatten, wie die Sage ging, ein Krucifix mitgenommen, und dieses in ihrer Mitte aufgerichtet, zu ihm redend: bist du, wofür du dich ausgegeben, so wirst du uns den Sieg verschaffen; unterläßt du aber unsere Bitte aus dem Deinigen zu gewähren, so werden wir aus dem Unsrigen sie doch erstürmen. Die Herrenleute hatten auch ihrerseits verständige Anstalten getroffen; es wollte nicht Alles anschlagen, denn man versetzt sich nicht so leicht in einem Nu aus der Mitte des Friedensstandes in den Kriegsstand; aber man hatte für die Eintracht der Betheiligten, und für einen kundigen Führer vorgesorgt, und war des Volksgeistes sicher, und damit war dem eine Genüge geschehen, was bei solcher Gelegenheit von dem Menschen gefordert und von ihm geleistet werden kann; das Beste mußte der wachende Schirmherr thun. Die pochenden Prahler kamen herangestürzt, das Auge blickte hin, und es war vollbracht, nicht wie die Menschen es auspunktirt, sondern in seiner Weise, in der Beschluß und Ausführung in eins zusammenfallen. Was ist groß, was klein vor ihm? Von Moskau bis Wilna liegen in langer Linie die Gebeine derer verscharrt, die damal auch siegesgewiß in den Aufgang hingezogen; die Catastrophe ist den Menschen äußerlich groß erschienen, innerlich steht, was an der Emme vorgefallen, mit dem an der Beresina auf gleicher Höhe; in beiden Fällen haben die Menschen über sich selbst Kriegsgericht gehalten, die Sentenz gefällt, und nach erhaltener Bestätigung von oben sie mit eigener Hand vollzogen.

Der Erfolg ist überraschend in seiner Magie gewesen. Licht! Licht! Licht! hat Polonius gerufen, dem König Vielkopf

auf diese Schule gelegt; das Lehrerseminar, die Presse, die Schützenfeste und die Freischiessen thaten Wunder, und ein zucht- und rücksichtsloser Pöbel ist in wenig Jahren aus dieser Pflege hervorgegangen, mit dem sich Alles versuchen liess. Keine Confessionalität, keine Cantonalität, kein Bund als durch die Mehrzahl in der Hand des Starken! Das war das Sittengesetz der neuen Schweizerhistorie, und da die Tagsatzung Umstände machte, wurde der Freischaarenzug gerüstet.

Die Sache hatte zum Aufsehen in der Umgegend gemahnt, und es kam guter Rath von aussen meist zu rechter Zeit, vor der That, wo er noch nützen mogte; zum Theil wie der von Wien, in ernsten, mannhaften Worten ausgesprochen, und daher auch keiner unzulässigen Eidhelfer bedürfend, um sich Glauben zu verschaffen. Aber: fata volentem ducunt, nolentem trahunt. Der Freischaarenzug, den sie gerüstet, er sprang aus der Erde hervor, zweitausend und mehr aus dem Stamme der Reformirten von Aarau, die gleiche Zahl aus denen von Bern, wieder aus Basel Land, der Rest aus Solothurn und den umliegenden Philisterschaften, in Summa 10,000. Abaddon führte sie, und ihre Stärke lag in ihren Mäulern. Alle Arten nnd Spielarten des Radikalism waren in diesen Heerschaaren ständisch repräsentirt: der schlechthin Katerochen des Bruder Studio, der des Lumpacius Vagabundus, und wieder des Hanns in allen Gassen in denen von Aarau; der einer ehrsamen ernsten Bürgerschaft, die im Tressenhute einherstolzirt in den Zuzügen von Bern; endlich der einer verstiegenen Bauernschaft, die die schöne Aussicht perspektivisch mit dem Pfauenschweife umgibt, die garstigen Füsse mit dem Bundschuh verhüllt, ihr Pulver aber auf den Dächern verwahrt. Das Sittengesetz der neuen Schweizerhistorie, das sie ausgerufen, war: Kein Bund, wenn er uns im Wege steht, die Mehrheit des souveränen Volkes soll Bundesherr seyn; keine Confessionalität, nieder mit dieser Kirche, sie soll auf den Abriß versteigert, ihre Millionen aber sollen zu den Andern geschlagen werden, die wir schon in Besitz genommen; keine Kantonalität endlich, die Gränzen des Kanton Bern sollen bis

Gränzen der Eidgenossenschaft fortan seyn. Bern soll als die Bruthenne im Neste sitzen, Waad und Aargau aber sich unter ihren Flügeln bergen. So sind sie ausgezogen, festiglich überzeugt, die bekannte, offenkundige Dummheit der Rothstrümpfe würde ihrem Heroism keine Gefahr bereiten, sondern den Ziehenden alle Schlagbäume öffnen, und ihnen Rosen streuen.

Da die Sturmwolken also über den Himmel flogen, versammelte sich die ausserordentliche Tagsatzung, daß sie das Unwetter beschwöre. Aber die Schweizerbirne ist gelb und grün gestreift, wie die Tellshose; auch der Weibel trägt den officiellen zweigestreiften Mantel. Jedes aber hält sich gerne zu seines Gleichen, schwarz zu schwarz, und weiß zu Weißem, wie die Bösen, so meint Schwedenborg, sogleich ohne überflüßige Prozeßform und Instanzenzug sich selber auf den Weg zur Hölle begeben; die Guten aber eben so ohne weitern Spruch abzuwarten, zu den himmlischen Freuden eilen. So geronn also sogleich die Milch des Friedens, indem der Käs von der Buttermilch sich schied; es kam zu keinem Resultat, als zu einer machtlosen Mißbilligung der großen Armada, die ungestüm an den Thüren klopfte.

Also trat der Bundesort ein, und die Parteien in seinem Rathe bestiegen den verhängnißvollen Stuhl. Von seiner Höhe hernieder lag in ungetrübter Perspektive die Lage der Dinge klar vor Augen. Die Urkonfessionalität, der Ultramontanism und Compagnie hatte sich im Urkantonism gelagert, und hinter alten Erinnerungen Position genommen, und die Dummheit, die jedoch von Zeit zu Zeit lucida intervalla zu haben schien, drohte mit hartnäckigem Widerstande. Auf der andern Seite der pure, pute Radicalism in seinem ganzen Farbenspiel, in seiner Mitte der Bär von Bern sein Zeichen und sein Symbol; wer mag neben dem Gefräßigen bestehen. Sollen die Schafe Hirten werden in den Schweizerbergen, soll der Bär die Eidgenossenschaft zerreissen, das Eine wie das Andere darf nimmer seyn. Also beschloß die hohe Intelligenz vom Stuhle in Zürich: werfen wir dem Bären mit seinen gedungenen Landsknechten die Heerde

der Schafe vor, damit er sie zerreisse, und wenn der plumpe Petz nun im Blutwerke sich verirrt, dann treten wir im Namen der Tagsatzung auf, und weisen den Blutgierigen in seine Schranken; die andern von der blöckenden Heerde, die noch am Leben geblieben, werden sich von selber in unsere Ordnung fügen, ihre Wunden verbinden, und den Schaden zu tragen haben; so wird der gereinigte Glaube allein herrschend auf dem Schlachtfeld bleiben.

Gedacht, gethan; ein Bundesheer wird schnell gesammelt, eine Reserve aufs Pikett gesetzt. Hätte der Radikalism nicht selber im Rathe mit rathgeschlagen, dann wäre das Heer, wie es vielleicht die Conservativen gemeint, den Freischaaren entgegen gezogen, hätte die willigen Eisenfresser zurückgewiesen, und dann einigen Anspruch sich erworben, auch gegen die andere Seite seinen Einfluß geltend zu machen. Aber wie die radikalen Regierungen hinter den Freischaaren verdeckt gestanden, und ihre Kanonen mit dem Zuge hinziehen lassen, mit der Bedingung jedoch, daß sie keinen compromitirenden Schaden anrichten wollten; so sind auch die geheimen Wünsche des Vororts zum Verderben der Freischaaren auf ihre Seite getreten; des Herzens Gelüst aber pflegt der Augen Licht zu trüben, und so geschah es denn auch hier den Klugen. Die Doppeltinctur in der Intelligenz begann sich in ihrem Grund zu regen, der radikale Liberalism und der conservative Liberalism begannen miteinander zu hadern, die Zungen spalteten sich, die schwarze Hand fing mit der Lichteren an zu zanken, und die Schwächere wurde zuletzt von der Stärkern abgeschlagen, das reformirte Zürich hatte zum expectativen Radikalism sich entschlossen, die Strasse war den Freischaaren nun aufgethan; und sie begannen mit großer Hast den gewiesenen Weg dahin zu wandern.

Die Urkantone hatten unterdessen in Fassung sich gesetzt. Die entschlossensten ihrer Communeros waren draussen beim Zuge, damit sie als Vorwand ihm vorangingen. Der Ultramontanism der Urbauern und jener der Bürger und Herrenleute, die sich zu ihm bekannten, war also geworfelt und gefegt

allein auf Ort und Stelle zurückgeblieben. Die Bauern hatten nach altherkömmlicher Weise sich vorbereitet; seit Jahren schon hatten sie sich verlobt, daß jeden Tag, Winters und Sommers, einer der Ihren nach Einsiedeln wallfahrte, und dort vor dem Schrein der Jungfrau ihnen Schutz für ihre Sache erflehe, und sie hatten treulich bei Sturm und Ungewitter, bei Frost und Schneegestöber das Gelübde erfüllt. Dessen lachte nun, wie billig, die Intelligenz, die in den Freischaaren zog. Sie hatten, wie die Sage ging, ein Krucifix mitgenommen, und dieses in ihrer Mitte aufgerichtet, zu ihm redend: bist du, wofür du dich ausgegeben, so wirst du uns den Sieg verschaffen; unterläßt du aber unsere Bitte aus dem Deinigen zu gewähren, so werden wir aus dem Unsrigen sie doch erstürmen. Die Herrenleute hatten auch ihrerseits verständige Anstalten getroffen; es wollte nicht Alles anschlagen, denn man versetzt sich nicht so leicht in einem Nu aus der Mitte des Friedensstandes in den Kriegsstand; aber man hatte für die Eintracht der Betheiligten, und für einen kundigen Führer vorgesorgt, und war des Volksgeistes sicher, und damit war dem eine Genüge geschehen, was bei solcher Gelegenheit von dem Menschen gefordert und von ihm geleistet werden kann; das Beßte mußte der wachende Schirmherr thun. Die pochenden Prahler kamen herangestürzt, das Auge blickte hin, und es war vollbracht, nicht wie die Menschen es auspunktirt, sondern in seiner Weise, in der Beschluß und Ausführung in eins zusammenfallen. Was ist groß, was klein vor ihm? Von Moskau bis Wilna liegen in langer Linie die Gebeine derer verscharrt, die damal auch siegesgewiß in den Aufgang hingezogen; die Catastrophe ist den Menschen äußerlich groß erschienen, innerlich steht, was an der Emme vorgefallen, mit dem an der Beresina auf gleicher Höhe; in beiden Fällen haben die Menschen über sich selbst Kriegsgericht gehalten, die Sentenz gefällt, und nach erhaltener Bestätigung von oben sie mit eigener Hand vollzogen.

Der Erfolg ist überraschend in seiner Magie gewesen. Licht! Licht! Licht! hat Polonius gerufen, dem König Vielkopf

ist sehr übel. Ei der Gesunde hüpft und lacht, dem Wunden ist's vergällt; der eine schläft, der andere wacht; das ist der Lauf der Welt, hat der wahnwitzige Hamlet declamirt; die Verständigen aber haben zu einander gesagt: die That ist wieder faul gewesen, sie hat zum Himmel aufgestunken, und den ersten, ältesten der Flüche eingetragen. Die Niederlage war total, alle Gebeine zerschmetternd; da war keine Gestalt mehr an dem Zerschlagenen zu sehen; die Lüge, die mitgezogen, um den Siegsbericht zu redigiren, sie selber hatte, wie damal im achtundzwanzigsten Bulletin, den Muth verloren, und sich seitwärts gewandt; die Flammen, die von dem Schlage ausgefahren, irrten jede auf ihrem eigenen Weg; der Bär, nachdem er zur Lichtmesse seinen eigenen Schatten gesehen, ist auf sechs Wochen in die Höhle zurückgegangen, und spinnt dort conservative Fäden vom Rocken. Die Urbauern aber haben die erbeuteten Kanonen mit in ihre Berge geführt, damit sie ihnen Wächter seien, und sie bei wiederkehrender Gefahr zu neuem Sieg mit lautem Munde zusammenrufe. Denn sie haben zum voraus neue Erfolge sich bereitet, weil sie diesen Sieg nicht sich selber, nach der Prahler Weise, zugeschrieben; sondern dem Geber dort den Dank dargebracht, wo sie um seine Gewährung gefleht. Bescheiden hat ihr Führer, bescheiden haben sie selber sich gehalten; sie haben keinen Mißbrauch mit dem Sieg getrieben, mässig in Allem hat ihr Sinn nicht nach Blut gestanden; den Gegnern haben sie die Schmach ungetheilt zugelassen, ihre ohnmächtige Wuth an Schuldlosen auszulassen, und dadurch vollends sich selber zu zerstören.

Aber auch unter den Zuschauern im übrigen Europa hat das Ereigniß erstarrend gewirkt, und eine fühlbare Wetterveränderung scheint heranzubrechen. „Der Ultramontanismus", hat die Elberfelder Zeitung vor der Entscheidung gesagt, drängt jetzt die Schweiz an den Vorabend eines Bürgerkrieges, wenn er zurück über die Berge geht, ist die Schweiz ruhig. Wäre er redlich, besäße er nur einen Funken Gefühl für Menschenglück, würde er es thun; er wird aber nicht eher weichen, als

bis auf den Alpen die Bivouakfeuer brennen, und dann wird er fortlaufen, ohne zu kämpfen, und seine Getäuschten im Stiche lassen, denn er ist ein gar feiges Gesindel." Am 30. März läßt sie sich von Bern schreiben: „Auf dem See und sonst überall sind von liberalen Männern Maßregeln ergriffen worden, um die schwarzen Vögel, wie Müller, Meier, Kost abzufassen, wenn sie die Flucht ergreifen sollten; diese müssen dann hinunter in den Pfuhl der Hölle, denn sie haben es verdient." Wie lange wird Europa der Menschenschlachterei des Luzerner Jesuitenregiments unthätig zusehen, hatte das Frankfurter Journal unter dem 8. April dann mitleidig ausgerufen. Der Rheinische Beobachter hatte sich, wie Thiers in der französischen Kammer, zwischen Jesuiten und Freischärler gestellt, unbedenklich für die Letztern ausgesprochen, und die Hoffnung geäußert: „wenn die Tagsatzung nicht die Austreibung der Erstern aus der gesammten Schweiz beschließe, würden hoffentlich die liberalen Cantone der Schweiz Ehre machen." Nachdem die liberalen Cantone aber der Schweiz keine Ehre gemacht, läßt sich dasselbe Blatt von Berlin aus über den niederschlagenden Eindruck, den die traurige Kunde dort gemacht, vernehmen: „man sei schon auf eine solche Catastrophe gefaßt gewesen, als sie aber in so furchtbarer Weise eingetreten, habe man sich überrascht gefühlt, als hätte man solchen Ausgang gar nicht denken können." Als im Jahre 1830 der Pariser Aufstand ausgebrochen, da war man besser auf den Ausgang dieser Catastrophe gefaßt, und die Jubelrufe von damal klingen uns noch in den Ohren nach. Der Beobachter läßt sich auch von dieser Zeit, von 1830, erzählen, dort habe man die Saat groß gezogen, die nun so blutige Früchte getragen. Ihr meint etwa, daß sie damals Wind gesäet und nun Sturm geärndtet. Ach nein, es kömmt ganz anders. „Man hat damals dem religiösen Fanatism die Thore weit aufgemacht, und dadurch ist dann der Radikalism mit eingezogen; Eine dieser Parteien ruft mit eiserner Nothwendigkeit die Andere ins Leben." Man sieht, bei den Inkurabeln sind diese Leute eingeschrieben. Der Beob-



es will scheinen, als
in der Schweiz sich
Unsern. Confessional
Beides in vollkommen
sind auch das Sittenge
in Wien beim Congress
land hat es sich gefall
will, Liebhaber bei un
gern an unsere Cantonal
zu einem brauchbaren
wieder Andere, die, glei
schaaren, die Cantonalit
stürzen. Tagsatzung d
cher Chlorose; sie habe
opfern. Zwar ist uns
gepredigt worden; von
von dem Bedürfnisse de
versen; aber da diese P
schon vorgekommen, so
Schnell aber ist dieß T
dich, du Menschenkind, d

der conservativen Liberalen von Zürich, es ist auch die des Exministers Thiers, es ist auch die des Rheinischen Beobachters. Die literarische Zeitung hat dies Thema aufgespielt; in der Comandite am Rhein ist es nachgespielt worden; achtzehnhundertfältiges Echo hat es in allen Zeitungen und Journalen nachgesummt; sie haben es gewendet und vielfältig variirt, gegeneinander eingebogen, fugenartig den immer wiederkehrenden Satz durcheindergeschlungen; so hat die Janitscharenmusik der Presse es uns wiederholend eingeschärft, daß die brennende Rose und das klingende Zwirkellied, wohin wir sehen oder hören, uns überall begegnet. Den Ultramontanism hätten wir also im Lande, und zwar seit unfürdenklichen Zeiten; er ist der Mehrheit zur andern Natur geworden, und sogar bei der Minderzahl sind Rückfälle bei ihm häufig; aber wir haben in der deutschkatholischen Kirche ihn mit unserm religiösen Radikalism legirt, das wird sein sprödes Metall für unsere Zwecke geschmeidig machen. An politischem Radikalism haben wir auch im Reich die Fülle; die ersten Eier haben wir vom Gockelhahn uns legen lassen, und bald selber das Eierlegen ihm abgelernt; jetzt sitzen wir Tag und Nacht darauf, und werden, wills Gott, wenn kein einfallendes Gewitter uns stört, auch den Basilisken des Absolutism zu Tage brüten. Die Jesuitenhatze tobt schon seit der Altväterzeiten im Lande um; so besitzen wir die Hauptingredienzien zum Recepte des Theriaks. Für das Uebrige, die Freischaaren zum Beispiel, wird Rath werden; man gibt uns zu verstehen, in Schlesien habe man hoffnungsreiche Nester aufgeschürft, und die Arbeiter im Schurze und mit der Kelle werden noch Wunder zu Tage fördern.

So weit steht Alles gut und vielversprechend, da platzt mit einemmale die vorlaute Schweizergeschichte hinein, und die Ungeduld hat Alles verdorben. Die Pfiffigen im Lande, die Alle, klein und groß, sagen: Staat bin ich! hatten in ihrem Concepte festgestellt: zehntausend Radikale, mit Stutzen bewehrt, mit vierzehn Donnerbüchsen begleitet, wie kläglich werden diese

ultramontanen, dummen Bauern ihnen gegenüber stehen? lassen wir sie gewähren, was fällt von beiden Seiten, ist reiner Gewinn: dann kommen wir mit unserer Weisheit, die gedemüthigten Bauern kriechen zum Kreuze; die Freischaaren aber, die ihren Zweck erreicht, fraternisiren mit den Brüdern, und Alles ist unter einem Hute. Alle, die außen in der Runde von sich meinen und ausrufen, der Staat bin ich, billigten das Alles, und legten sich auf's Warten, die Sache als ein Vorzeichen des vorhabenden Werkes nehmend. Aber es kam anders in unvorgesehener, höchst befremdlicher Weise. Ein Meteorstein ist in den siedenden Herenkessel hineingefahren, und die glühe Masse sprühte umher, und brannte bis zum Knochen in jedem Gliede durch, worauf ein Funke sich gesetzt. Zum namenlosen Erstaunen behauptete die ultramontane Dummheit das Schlachtfeld, und die intelligente Schaar zog den Kürzern. Wie nun! — Ja eben! die Nachfrage nach gutem Rath ist stark, kann aber nicht befriedigt werden, denn der Artikel ist gänzlich ausgegangen. Einstweilen sind die Urbauern ganz und gar keine Ultramontanen mehr; von den Jesuiten ist es still geworden, und die Freischaaren erhalten für ihre Einbusse keinen Schadenersatz.

Hier nun aber tritt die Moral der Fabel ein, sprechend also mit bitterm Ernste: ihr habt diese Sache als ein Vorzeichen Euch gesetzt, so laßt Euch denn warnen von dem Ausgang, der Euch so hart erschreckt. Ihr Alle, die ihr in hochmüthigem Dünkel auf Arges zu seiner Befriedigung gesonnen, habt ihr nun im Lager des Bären oder im Rathe der Ueberklugen, drinnen oder draussen des Ausganges geharrt, nehmt dies Zeichen als ein Augurium des Ausganges auch Euerer Pläne hin! Von der Saat, die ihr gesät, blickt hin, dort steht im lachenden Bilde schon die Aerndte, die euerm Verlangen entgegenreift, und die vollen Aehren scheinen nur der Sicheln zu warten, um in euere Tennen zu wandern. Merket auf, was jener Redner in Mitte des großen Rathes seines Kantons, der gebunden vom drückenden Bewußtseyn seiner Mitschuld mit vollends lähmendem Erstaunen seiner Strafrede zugehorcht, ihm zugerufen. Nachdem

er nämlich die Unkosten, die die aargauische Regierungspolitik dem Lande gemacht, neben dem Klostergute auf allermindestens drei Millionen Schweizerfranken angeschlagen, fährt er fort:

Wie kam es doch, daß eine solche Politik sich so lange aufrecht halten konnte, da sie doch den freisinnigen Grundsätzen der Verfassungen und des Bundesvertrags, den sittlichen, politischen, ökonomischen Interessen des Kantons und der Schweiz schlechtweg als Verneinung gegenüber steht. Ich will es Ihnen sagen: sie hielt sich so lange aufrecht, weil sie keine sittliche Grundlage hat, sie vermag fortzubestehen, so lange ihr die Gewalt nicht fehlt, ihre Verworfenheit ist ihre Stärke, ihre Regierungskunst — die Unfähigkeit zu regieren. Nicht aus den Gesetzen, aus Verfassung und Bundesvertrag, sondern zunächst aus den Personen kommt das Uebel, in den Personen muß also geholfen, und die Gewähr künftiger, besserer Tage gefunden werden.

„Die gegenwärtige aargauische Regierung ist eine moralische Unmöglichkeit geworden; es ist moralische Nothwendigkeit, daß sie abtrete, wenn der vielgepriesene eine und schöne Aargau gerettet werden muß, und zwar gerettet werden ohne gefährdende Erschütterung des Staatsorganismus selbst; sie muß abtreten, wenn die Eidgenossenschaft wieder Eidgenossenschaft werden soll. Sie hat die Thatsachen geschaffen, welche die Eingeweide des Vaterlandes zerrissen haben; mit ihr nur fallen diese Thatsachen fort. Zum wirklich politisch Guten findet sie weder in sich die nöthige Kraft, noch außer sich Glauben und Vertrauen. Und wir, der Große Rath, müssen ebenfalls abtreten, denn wir waren schwach genug, uns der Regierungspolitik theilhaft zu machen; wir haben sie stets und immer belobt und genehmiget, wir haben uns zum Schirmherr und Sklaven derselben hergegeben. Das Volk mag zu Gericht sitzen und seine Behörden neu wählen. Wer das allgemeine Beste höher hält als seinen Sessel, der hat nun Gelegenheit, es zu beweisen. Der Sprechende und seine Freunde sind die Ersten zum Rücktritte bereit."

„Was für Leute braucht der Aargau, um seine Zukunft zu sichern? Er braucht sich selbst beherrschende, besonnene Männer aus beiden Konfessionen, Männer, deren Gesinnung auf die Grundsätze geht, welche von Anbeginn an das Heil der Eidgenossen waren und stets bleiben werden."

„Die Konfessionalität, die Kantonalität und der Bund müssen in guten Treuen wieder zur Anerkennung kommen. Ich wiederhole es, aus dieser dreifachen Wurzel ist die Schweiz erwachsen, in dieser Wurzel liegt das Gesetz und die Kraft ihres historischen Lebens. Wird diese Wurzel zerstört, so ist die Uhr unserer Schweizerfreiheit abgelaufen. Die staatliche, Alles verschlingende Einheitlichkeit ist für eine freie Schweiz entweder Chimäre oder Tod."

„Ist es nicht unmöglich, eine Konfessionspartei zu zernichten, und muß nicht jeder Religionsstreit mit dem Religionsfrieden enden? Das heißt, haben wir nicht die Erfahrung, daß es Thorheit ist, sich gegenseitig nicht dulden zu wollen? Der konfessionelle Gegensatz ist sogar gut; in ihm gerade liegt die religiöse Frische und Spannkraft der Völker*)." (?)

„Für die kantonale Selbstständigkeit trägt jeder Kanton, — groß oder klein — eine unveräußerliche, tiefe sittliche Berechtigung in sich, gerade wie der Mensch, gleichviel reich oder arm, die Berechtigung für die persönliche Freiheit in sich trägt."

„Der Bund ist jene von unsern Vätern auf Gott und ewige Treue gebaute Grundlage, auf der wir auch frei, stark und groß geworden sind vor

*) Der Redner ist hier etwas in Hegelianism verfallen.

Gott und den Völkern, die Grundlage, auf welcher die Schweiz zu einem selbstständigen, reichen, gegensatzkräftigen Nationalleben gelangt ist, der Boden, auf dem, — sobald wir unsere Kraft nicht mehr darauf verwenden, ihn selbst zu bestreiten, — für eidgenössische Bestrebungen Raum genug ist."

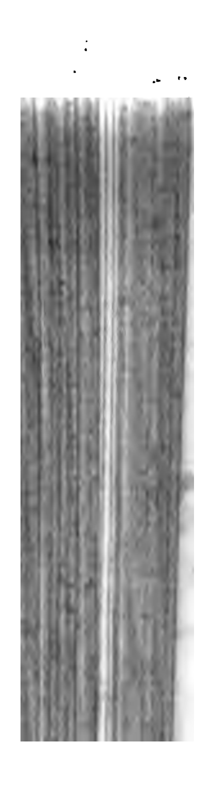
„Das protestantische und katholische Volk sollen zusammentreten und sagen: „„Die Weisheit unserer gegenwärtigen Herren hat uns zu Feinden gemacht, hat uns Krieg gebracht; wir aber wollen Friede und Freundschaft, wie es Brüdern ziemt. Der Schleier der Vergessenheit sei über das Alte und Vergangene ausgebreitet, und eben darum soll unsere Haushaltung von Neuem beginnen, mit neuen Haushältern und bessern Grundsätzen. Das reformirte und katholische Volk sollte sich Hand und Herz bieten zum Versprechen, Konfessionalität, Kantonalität und Bund — in guten Treuen, in frohen und schweren Tagen, heilig zu halten als die Erbpfänder des ächten Schweizerthums, und was dagegen gefehlt wurde, — gut zu machen.""

„*Konfessionalität, Kantonalität und Bund sind das Sittengesetz der Schweizerhistorie.* In ihr allein wird die Schweiz ihr eigenthümliches, großes geschichtliches Daseyn sichern, in ihr allein der Eidgenosse den großen Sinn und Muth seiner Väter bewahren."

Das waren harte Worte, wer mag sie hören, aber der große Rath hat sie gehört, schwer aufathmend, lautlos; mea culpa, mea maxima culpa waren die Worte, die sein Gewissen ihm zugerufen, denn die schweren Schicksale wollten für den Augenblick keinem andern Gefühle den Zugang gestatten. Sollte aber diese Lehre, die dem großen Rathe mit solchem Nachdruck eingeprägt worden, für uns Anderen in der Runde umher verloren seyn? Sind in England, Spanien, Frankreich, Deutschland, Polen und beinahe all überall, die Verhältnisse etwa anders; hören wir nicht überall den schweren Tritt des Schicksals durch die Gänge der Geschichte hallen; und wäre es nicht besser, ehe diese Worte uns an die Ohren gedonnert werden, sie uns selber leise zuzurufen, und sie in des Herzens Geist und Empfindung wohl gründlich zu überlegen? Als bei uns vor einem Menschenalter eine Militärpartei die Schwerter wetzte, und die Gewetzten bald durch eine Verkettung von Umständen, die Gentz uns umständlich ausgelegt, zur unglücklichsten Stunde gezogen wurden, da ist auch eine ähnliche Catastrophe eingetreten; welch ein Glück wäre es gewesen, hätte ein solcher Redner vor ihrem Eintritt Gehör gefunden, und hätte es abgewendet, daß nicht die Unsittlichkeit der Verhältnisse die Nothwendigkeit des verderbenbringenden Ereignisses herbeigeführt.

Die Schicksale gingen ihren Gang, sie sind über den Staat dahingegangen, er hat unter ihnen sich gebeugt, und sie haben ihn beinahe zermalmt. Seine Heere vernichtet, seine Waffenplätze durch Unfähigkeit dem Feind verrathen; seine Provinzen vom Feindesheer Jahre lang überzogen, und von diesen Blutegeln bis auf den letzten Tropfen ausgesogen; dann im Frieden nicht etwa die genommenen Länder abgezogen, sondern die Zurückgegebenen aufgezählt, zuletzt noch die Evacuation mit hunderten von Millionen erkauft. Das war auch eine Catastrophe furchtbarer Art. Die nach rückwärts gekehrten Propheten haben die Ursachen, die sie herbeiführt, der Welt ausgelegt; jedes Kind weiß sie aufzuzählen; es weiß auch gründlich, was uns die beiden Pariser Frieden verschafft, und was dann gefolgt. Was hilft es uns, was kann uns Epimetheus fördern, wenn wir durch den Prometheus uns nicht in Zeiten warnen lassen.

Das Heer hat Gelegenheit gefunden, seine Scharte auszuwetzen; es hat wieder in wahrhaften Thaten nicht in windigen Worten Fuß gefaßt, und so ist es pflichtgetreu und bescheiden geworden, hat eine sichere Haltung erlangt, und man hört keine Klage gegen den in ihm herrschenden Geist sich verlautbaren. Aber die Civilisten, sie sind an die Reihe jetzt gekommen, ihre Degen zu wetzen; seit vielen Jahren haben sie aus ihren radikalen Wasserwerken die Erde überrieselt, und nachdem Berg und Thal sattsam mit den brennbaren Effluvien sich vollgetränkt, haben sie auch die Brunnen ihres chinesisch-kaltblütigen Fanatismus aufgethan, und in denselben Canälen, in denen zuvor der Brennstoff hingegangen, verbreitet sich nun auch der Zündstoff nach allen Seiten hin. Die Hähne an der Presse haben sie aufgedreht, die das Verderben ausspeien; die aber, die ihm wehren sollen, halten sie, so viel sie können, zugesperrt; die linke Hand, die den Zauber bindet, sie haben sie losgelassen; die Rechte aber, die den Gebundenen löst, halten sie eng gefesselt; den Mund, der den Fluch ausspricht, ihn haben sie durch das Sprachrohr der concessionirten Presse verstärkt; den aber, der ihn amortisiren sollte durch ernsten Zu-



den Radikalism zu bekän
zuführen sich bemüht, h
grund hingedrängt, wo
communistische Aufstand ei
tonen hervorgerufen; de
Spiegelfechterei der Höll
zerstreut.

So klar und einfach
fache Worte sich zusamm
markigten Zügen sich au
der Augen das Nichtlesen
der Geschäfte das Nichte
gen kann. Die Regierun
lange das Wort der Ent
Mächte, die sich nichts e
Handels sich angenommen
richte gekommen, dem Ra
und aller radikalen Mächt
Vollzuge der Sentenz befo
von ihnen abgehalten.
spät von der nachhinkende

[redacted]

LXIII.

Landgraf Philipp von Hessen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

V.

Philipp und der schmalkaldische Bund.

Das durchaus verfehlte politische System der halben Maßregeln, welches Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg befolgte, hatte gerade das herbeigeführt, was dieser Monarch abwenden wollte. Es hatte seine nnd der Kirche Gegner zum schmalkaldischen Bunde ermuthigt, in welchem nunmehr der Protestantismus zum Verderben des Reiches eine politische Form und einen Mittelpunkt gewann. — Von jetzt an, zum Angriffe wie zur Vertheidigung organisirt, bildeten die zerstörenden Elemente, im übelsten Sinne des Worts, einen Staat im Staate, der, wie ein Geschwür sich zusammenziehend und anschwellend, die Heilung unmöglich machte, und endlich den Organismus, in dem er sich angesetzt hatte, mit Untergang und Zerstörung bedrohte. — Dieß ist die Signatur der Geschichte des nun folgenden Zeitraums von sechszehn Jahren, welcher mit der Crisis des schmalkaldischen Krieges endet. — Diese Periode ist eine der verderblichsten in der Geschichte von Deutschland. — Denn während dieses schmachvollen Scheinfriedens hat die kirchlich-politische Revolution, mehr durch große



ythonischen Uebel gelegt
lag, und unter dessen F
terland seufzt. — Abge
rührenden Interesse, ist
lehrreiche, als in ihr die
nannten Reformationsge
benssspaltung nur höchst
in ihrer ganzen Bedeutu
man nämlich diese unglü
zweier Principien, als ei
chenglauben, so bleiben
klärt, und man gewinnt
halbwahren Standpunkt fü
der Geschichte. — Es h
lich und vor Allem um
der theologischen Controv
sprünglich mit Glauben
schaffen haben, dennoch
pienkampf hinübergreifen. -
sechszehnten Jahrhunderts
des Ritter- und Bauernkr

daß in dieser Beziehung, von den fürstlichen Verfechtern der Kirche genau das Nämliche gilt, wie von ihren neugläubigen Gegnern. Zu läugnen, daß ganz äußerliche und nichts weniger als kirchliche Interessen auf das Thun und Lassen des Kaisers und der katholischen Reichsstände den wesentlichsten Einfluß übten, wäre eine grobe Versündigung an der geschichtlichen Wahrheit. — Im Gegentheile können nur der sündhafte Eigennutz und die Glaubenslosigkeit, so wie die aus beiden fließende Halbheit und kurzsichtige Beschränktheit mancher von denen, welche geborne Schutzherren der Kirche hätten seyn sollen, — nur diese können die Triumphe einer Irrlehre erklären, deren Haltungslosigkeit und innerer Widerspruch auch dem Befangensten hätten klar werden müssen, wenn es sich bloß um das gehandelt hätte, was des Geistes ist.

Sechszehn Jahre lang dauerte der oben bezeichnete, unselige Mittelzustand zwischen Krieg und Frieden, von dem mit Recht gesagt werden kann, daß während desselben die protestantische Opposition zu ihrem Vortheil, mit oder ohne Waffen, Krieg führte; während die katholische Hälfte des Reiches zu ihrem Nachtheil, mit Lammesgeduld an der Fiction des Friedens fest hielt. — Wir Jetztlebende, die wir an einen raschen Verlauf der Begebenheiten gewöhnt sind, pflegen es beim ersten Anblicke unbegreiflich zu finden, daß der schmalkaldische Bund mit seiner ausgesprochen feindlichen Tendenz gegen den alten Glauben und die herkömmliche Reichsverfassung so lange bestehen konnte, ohne daß es zum offenen Kriege mit dem Reiche kam. Noch unbegreiflicher scheint es, daß ein Mann ohne religiösen Glauben und ohne politisches Gewissen, wie Landgraf Philipp, der Kopf und die Seele des Bundes, es nicht schon in den ersten Wochen nach Abschluß desselben zum Bruche mit dem Kaiser brachte, nachdem er, leider! aus den bisherigen Erfahrungen nur gar zu wohl gelernt hatte, was er ungestraft und ohne sonderliche, eigene Gefahr dem Reiche und dessen Oberhaupte einerseits, und der wehrlosen Kirche andererseits bieten konnte. Allein dieß Räthsel löst sich bei einer richtigen Würdigung aller Factoren,

deren Zusammenwirken die bekannten, unglücklichen Resultate herbeiführte. Zunächst muß beherzigt werden, daß auf deutschem Boden zu allen Zeiten die guten wie die bösen Früchte nur langsam reiften. — Insbesondere führte die Eigenthümlichkeit des Kaisers und das von ihm angenommene System der Nachgiebigkeit und Unentschlossenheit zu einer Schwäche und Zerrissenheit der katholischen Partei, welche thatsächlich jedem, auch dem unerhörtesten Frevel der Gegner im voraus Straflosigkeit zusicherte. — Andererseits war die Gewissenslosigkeit Philipps durch einen hohen Grad von beinahe furchtsamer Schlauheit gemildert. Er wußte, wie weit er gehen konnte, wenn er langsam ging. Endlich lag auch in der Zusammensetzung der Partei, welche sich die Hand zum schmalkaldischen Bunde gereicht hatte, ein starkes Gegengewicht gegen jede etwaige Neigung des Landgrafen: Alles auf einen Wurf zu setzen. Denn auch der Bund litt von vornherein an innern Gebrechen, die seine Thatkraft schwächten, und später die Ursache seines Verderbens wurden.

Ein Unglück für die katholische Sache war es, daß zwischen Bayern und Oesterreich eine durch politische Eifersucht herbeigeführte Spannung herrschte, welche bei Gelegenheit der Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige (1530) in einen offenen Bruch überging. Das katholische Bayern ließ sich nun mit dem neugläubigen Sachsen in Verabredungen ein, die gegen das katholische Oesterreich gingen. Es ward am 24. October 1531 zu Saalfeld ein Bündniß zwischen dem Herzoge von Bayern und den Schmalkaldnern geschlossen, dem sich, weil es gegen die Macht des Hauses Habsburg gerichtet war (in dem Vertrage zu Scheyern am 26. Mai 1532), König Franz I. von Frankreich freudig beigesellte. Erst, nachdem das Schmalkaldner Bündniß durch die weiter unten zu berichtende Wiedereinsetzung des geächteten Ulrich von Würtemberg seinen wahren Charakter enthüllt hatte, hörte diese unnatürliche Verbindung auf, und es erfolgte (zu Linz am 10. September 1534) die Wiederaussöhnung zwischen

Bayern und Oesterreich, obwohl das Mißtrauen fortdauerte, und namentlich auf österreichischer Seite die Uneigennützigkeit des Religionseifers der bayerischen Herzoge fortwährend in Zweifel gezogen wurde. Der Verlauf der Geschichte hat jedoch völlig zu Gunsten der Verdächtigten entschieden, und Bayern ist der Ruhm, das Interesse der Religion bei weitem mehr zum Augenmerk seiner Politik gemacht zu haben, als irgend ein anderes Cabinet des sechszehnten Jahrhunderts, nicht mehr streitig gemacht worden.

Leider war dieß am kaiserlichen Hofe am wenigsten der Fall. Niemand kann sich darüber täuschen, daß hier, ohne den mindesten Scrupel, das vermeintliche Staatsinteresse über die Religion gesetzt wurde. — Dennoch wäre es ein gewaltiger Irrthum, den Kaiser für indifferentistisch aufgeklärt im modernen Sinne, oder gar für einen geheimen Anhänger der Häresie jenes Jahrhunderts zu halten. Ohne Zweifel war der Monarch für seine Person dem alten, christlichen Glauben aufrichtig ergeben. Allein es trifft ihn der doppelte Vorwurf, theils die Wichtigkeit der gegenkirchlichen Bewegung nicht, als es noch Zeit war, erkannt, diese aber für eine vorübergehende Irrung gehalten, theils dem schon damals fast allgemeinen Irrthum gehuldigt zu haben, nach welchem die verpflichtende Kraft des göttlichen Gebotes und der Einfluß des christlichen Glaubens an der Gränze der Politik aufhören sollen. Auf diesem Gebiete, so glaubte die Mehrzahl der Zeitgenossen, gelte ein anderes, von der Klugheit dictirtes Recht, und eine auf der Basis des eignen Nutzens ruhende Moral, weßhalb von der Kirche Gottes nur in so weit die Rede seyn könne, als sie politischen Zwecken zu dienen geneigt oder im Stande sei und ihr Interesse mit dem der Staatsraison zusammenfalle. Bekanntlich ist auch heutzutage noch dieses System die herrschende Lehre bei manchen Staatsmännern, gewöhnlich aber, wie es die Natur der Dinge mit sich bringt, mit consequenter Verachtung alles und jedes geoffenbarten Glaubens gepaart. Nicht so bei Karl V. Bei diesem scheint sich die eben bezeichnete, keineswegs christliche Politik mit dem christlich katholischen Glauben in die Herrschaft

über sein Gemüth getheilt zu haben. — Daraus ergab sich ein Zustand innerer Zerrissenheit, welcher den politischen Geschäften eben so wenig förderlich war, wie den kirchlichen Verhältnissen. Die machiavellistische Staatskunst hinderte den Herrscher, sich, wie später Ferdinand II., der Kirche und der Sache Gottes mit frischem und kühnem Herzen vertrauensvoll in die Arme zu werfen; — das Christenthum, mit dem er keineswegs brechen wollte, hielt ihn andererseits ab, die Früchte jener gottlosen Staatsraison zu ärndten, und sich über jede Mahnung seines Gewissens wegsetzend, mit kühner Consequenz das irdische Interesse zu seiner einzigen Richtschnur zu nehmen. — So verlor er die Vortheile, die ihm, bis auf einen gewissen Grad, das eine, wie das andere dieser Systeme geboten hätte, zugleich aber jene innere Zuversicht, welche die nothwendige Bedingung des Sieges über schwierige Verhältnisse ist. — Das Resultat dieses getheilten Herzens war ein Zustand des Schwankens, der Halbheit, des unentschiedenen Zauderns, welcher bei dem Kaiser, dem es an durchdringendem Geist, großen Herrschergaben und persönlichem Muthe keineswegs gebrach, allmählig habituell wurde, und alle energischern Naturen, die mit ihm zu thun hatten, in Verzweiflung brachte. — Seine Schwäche war die Stärke der Schmalkaldner; aus seinem Zaudern schöpfte eine Natur, wie Philipp von Hessen, dessen innere, nur durch Schlauheit verdeckte Unbedeutendheit sein nachheriges Unglück sattsam enthüllte, den Muth zu maßlosem Frevel. Hätte der Kaiser zur rechten Zeit gewollt, diese Opposition hätte er durch seinen bloßen Entschluß erdrücken können. — Statt dessen ließ er sie wachsen und groß werden, bis sie in bübischem Uebermuth nach seiner Krone griff.

Es konnte nicht fehlen, daß die Doppelheit im Innern des Monarchen auch äußerlich in seiner Umgebung sich abspiegelte. In seinem Cabinette hielten zwei Parteien einander lange Zeit das Gleichgewicht. Die eine, an deren Spitze Johann von Weffel, Erzbischof von Lund, später Bischof von Constanz und Abt von Waldsassen, stand, und zu welcher vor-

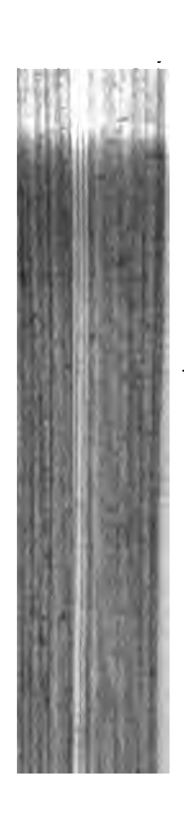
nämlich Granvella und der Vicekanzler Naves gehörten, war einem damals allgemein verbreiteten und geglaubten Gerüchte zufolge dem Gelde des Landgrafen Philipp nicht unzugänglich. Diese predigte nichts als Nachgiebigkeit, Concessionen, Toleranz. Die verwittwete Königin von Ungarn und Böhmen, Maria, Schwester des Kaisers und Statthalterin in den Niederlanden, eine thätige und gefährliche Stütze dieser Fraction, war sogar der Häresie in dem Grade geneigt, oder verdächtig, daß Luther es wagen durfte, ihr die Auslegung einiger Psalmen zu widmen. — An der Spitze der andern, ehrlichen und unbestechbaren, dem katholischen Interesse ohne Vorbehalt und Rückgedanken ergebenen, aber bei weitem weniger starken und einflußreichen Partei stand der kaiserliche Vicekanzler v. Held, der die ganze Gefahr der Kirchenrevolution erkannte, die politischen, auf den Untergang des katholischen Kaiserthums gerichteten Zwecke der Neuerer durchschaute, und in Uebereinstimmung mit der Ansicht der bayerischen Herzoge Kraft und Entschiedenheit für das einzige Mittel zur Rettung der Ordnung und des Rechts im Reiche erklärte. Auf welche dieser beiden Seiten aber das Gemüth des Kaisers neigte, kann nach dem früher Gesagten kaum zweifelhaft seyn. Das, was nach langem Schwanken den Ausschlag gegeben zu haben scheint, war die Vorspiegelung der erkauften Begünstiger des Protestantismus: der Kaiser werde nach seiner Willkühr über Deutschland verfügen können, wenn er nur die lutherische Partei ruhig gewähren lasse. Vor Allem aber dürfe sie im Besitze der geraubten, katholischen Kirchengüter nicht angefochten werden. Kam dazu noch die Bedrängniß, in welcher sich der Kaiser in dieser Periode fast unausgesetzt der verbündeten Macht der Türken und Franzosen gegenüber befand, und die nur allzu nahe liegende Sorge: daß bei dem Ausbruche eines Krieges mit der protestantischen Opposition diese gemeinschaftlichen Feinde des Reichs sofort gemeine Sache machen würden, so läßt sich die Ungnade des wackern Vicekanzlers Held nicht minder leicht begreifen, wie das System, welches der Kaiser dem schmalkaldischen Bunde

gegenüber, bis nach dem Frieden von Crespy zur Richtschnur seines Benehmens machte, und dessen Devise lautete: Friede um jeden Preis.

Wäre, gegenüber diesem Stande der Dinge auf katholischer Seite, die Eintracht innerhalb des protestantischen Bundes eben so groß gewesen, wie die, jede Ausgleichung verschmähende Störrigkeit dieser Partei; hätte derselbe unternehmende Uebermuth die ganze Bundesgenossenschaft durchdrungen, welcher den Landgrafen von Hessen beseelte, so wäre der offene Bruch mit dem Reiche und dessen Oberhaupte, trotz aller Nachgiebigkeit des letztern, dennoch schon nach Verlauf weniger Wochen unvermeidlich gewesen. — Glücklicherweise aber sah es im Lager der Widerkirchlichen nicht viel besser aus, als bei den Katholiken. Rommel gesteht: daß von Anfang an der schmalkaldische Bund an einigen Hauptgebrechen gelitten, denen Landgraf Philipp fast allein und unermüdlich entgegen gearbeitet habe: „an jener trägen Scheu trauriger Möglichkeiten und ungeduldigen Friedensliebe, welche oft die blutigsten Kriege in der Ferne bereitet, an *jenem blinden Vertrauen auf die unmittelbare Einwirkung Gottes*, welches immer zur Selbstversäumniß, dem gefährlichsten Feind der Unionen, führt, *und an jener confessionellen Beschränkung, wodurch Luther und in seinem Sinn der Kurfürst von Sachsen die freie Entwickelung einer evangelischen Kirche hemmten.*“ Diese merkwürdigen Aeußerungen sind nicht nur bezeichnend für den Standpunkt des heutigen kurhessischen Protestantismus, sie enthalten zugleich, wenn auch in einem ganz andern Sinne, als der etwas beschränkte Hof-Historiograph es gemeint und verstanden hat, eine große Wahrheit. — Wenn es in der Umgebung des Kaisers eine gläubig-katholische Partei und eine indifferentistisch-aftertolerante gab, so tritt in entsprechender Weise unter den Schmalkaldern der Gegensatz der damaligen Häresie zu einem Indifferentismus hervor, welcher augenscheinlich seiner Zeit vorausgeeilt war. Landgraf Philipp verhielt sich zu dem beschränkten, von engherzigem Sectengeiste

bestrickten, aber immer noch durch ein gewisses dogmatisches Interesse im Schach gehaltenen, Kurfürsten von Sachsen, eben so wie der heutige jungdeutsche Radikalismus der äußersten Linken zum Augsburgerthume der Altlutheraner. Diese glückliche, innere Zwietracht hinderte damals, wie heute, ein kräftiges Zusammenwirken der außerkirchlichen Parteien. Damals so wenig, wie in unsern Tagen, konnten sich diese über eine gleichförmige Regel und Ordnung ihres Kirchenwesens vergleichen. Nicht darum, wie Rommel in seiner ganz modernen, vulgär rationalistischen Auffassung meint, die er unklugerweise aus dem neunzehnten in's sechszehnte Jahrhundert überträgt, „weil man ein neues Papstthum und den tödtenden Einfluß einer von den folgenden Geschlechtern blindlings verehrten Vorschrift fürchtete", — sondern aus dem viel näher liegenden Grunde, weil die Uebereinstimmung in der Opposition gegen die Wahrheit noch niemals zu einer positiven Schöpfung auf dem außerkirchlichen Gebiete genügt hat. — Daß aber diese dogmatisch-religiöse Spaltung unter den Protestirenden auch auf das politische Gebiet hinübergriff, und hier einen wohlthätigen, hemmenden und verwirrenden Einfluß äußerte, wird sich aus dem Nachfolgenden ergeben. So hielten glücklicherweise die Fehler und Schwächen des Bundes der Neugläubigen den groben Mißgriffen und Unterlassungssünden der Katholiken einigermaßen das Gegengewicht, und verhinderten dadurch den völligen Sieg der Opposition, die, wenn sie in sich einig gewesen wäre, ohne Zweifel bei der, am kaiserlichen Hofe herrschenden Gesinnung dem Reiche das Gesetz dictirt hätte.

Den ersten Span und Streit unter den Schmalkaldnern erregte die Frage über die Zulassung der schweizerischen Eidgenossen in die Union. Die Bundesglieder hatten sich darüber ohne Schwierigkeit verglichen: daß sie in jedem, der Religion wegen vor den Reichsgerichten geführten Processe gemeine Sache gegen die Reichsjustiz machen wollten. Auch die Verbindung mit König Franz I. von Frankreich wurde, trotz dessen, daß er in seinem Lande die Protestanten mit Feuer und Schwert



führte, wie sein Panegyrist
tät meint: „statt aller t
litische Interesse und
Verbindung dem gemeinsan
der hyperlutherische Kurfürst
entgegengesetzten Standpunkt
sandten erklären: „Da die G
mahl abwichen, könne er ke
Auf ihre weltliche Macht n
lige Schrift verkünde denen,
ließen, einen unglücklichen A
beide, einander gerade ent
pseudopolitische und die ps
ander verständigen. Um so
alles Sträubens und Wehre
terhandlung, die zu Schwein
digt wurde, einen Frieden
Stande zu bringen. — Der
daß bis zu einem Concilium
käme, bis zu einem neuen
zwischen dem Kaiser und den

den Glauben betreffenden Processen beim Reichskammergericht bis zum Concil oder nächsten Reichstage versprach.

Zu diesem Resultate war man durch eine Reihe langwieriger und schwieriger Verhandlungen gelangt *), über welche hier nur berichtet werden soll, daß der Hauptgegenstand des Streites sowohl zwischen den protestantischen Ständen und dem Kaiser, als zwischen den schmalkaldischen Verbündeten unter sich in der Frage lag: ob der zu schließende Friede bloß für die Stände, welche sich bis jetzt für die Neulehre erklärt hatten, oder auch für jene gelten solle, welche dieselbe künftig noch annehmen würden. K. A. Menzel, auf dessen treffliche Darstellung dieser Negotiation wir im Uebrigen verweisen, würdigt die Gründe keineswegs unparteiisch, welche den Kaiser, wenn er einmal den Mißgriff beging: sein Heil in den diplomatischen Verhandlungen solcher Art zu suchen, gebieterisch nöthigten: den Frieden auf die dermaligen, protestantischen Bundesgenossen zu beschränken. Sein Gesichtspunkt war und mußte folgender seyn. — Die Neuerung in der Religion hatte bereits zu Aufruhr und Blutvergießen im Reiche geführt. Ein allgemeiner Krieg stand in Aussicht, dem leicht die gänzliche Zertrümmerung Deutschlands folgen konnte. Um diesem traurigen Ereignisse vorzubeugen, wollte der Kaiser sein unzweifelhaftes Recht: dem Gesetze freien Lauf zu lassen und die Störer des Kirchenfriedens durch seine oberherrliche Gewalt unschädlich zu machen, — nicht gebrauchen. Er wollte sogar bis zur Schlichtung des Streites durch ein allgemeines Concilium Duldung für Jene eintreten lassen, die sich außerhalb der Staatsreligion des Reiches gestellt hatten. Dann aber mußten diese auch ihrerseits bis zu jener Entscheidung durch die rechtmäßige Behörde Frieden halten, und dieser, nicht ihrer Privatwillkühr, oder der Laune von unaufhörlich sich selbst widersprechenden Sectenstiftern, die keinen Beruf zur Umgestaltung der Kirche aufzuweisen hatten, die Abschaffung etwaiger Mißbräuche in

*) S. Menzel neuere Geschichte der Deutschen Bd. I, S. 433 u. ff.



ten lassen, aber künftigen V
aus dieselbe Wohlthat zuzu
als eine Prämie auf die
Friede, der, wenn auch n
eingeräumt hätte, ihre bis
fortzusetzen, wäre kein Fried
mit sich selbst, ja ein Mitt
Allein gerade das war es,
wollte. — Derselbe Parteis
Reichstage von 1529 unert
gläubigen Fürsten ihren U
Glauben treu bleiben woll
hätten, — forderte jetzt:
erlaubt seyn müsse, „auf
zu verschicken, ihres Glaub
Bücher zu kaufen und sich
len hinsichtlich des Zwecks
Stillschweigen sollte nicht
tes treffen (man weiß, in w
kündigte!); „endlich in Betr
wieder noch zu unterr

den Krieg fortzusetzen, wolle dann er, der Landgraf, kaiserlicher Majestät ziemliche Unterthänigkeit leisten. Doch gab er zu verstehen, daß die „ungarischen Händel“, d. h. der Versuch der Türken, sich vor den Thoren von Wien, in dem wichtigsten Bollwerke Deutschlands, festzusetzen, die deutsche Nation nichts angingen.

In dieser eigenthümlichen Weise standen sich bei den Nürnberger Verhandlungen zwei Extreme gegenüber: eine das wahre Interesse des Reiches und der Kirche leider nur zu wenig berücksichtigende Milde und Mäßigung auf Seiten des Reichsoberhauptes, — und bitterer Hohn des Radikalismus, wie dieser ihn immer an den Tag legt, wenn er der Stärkere zu seyn glaubt, in der Person des Landgrafen, — als plötzlich, wider menschliches Erwarten, der Kaiser einen Bundesgenossen in Luthers eigener Person erhielt.

Wie überhaupt im Charakter dieses Mannes rein persönliche Motive und augenblickliche Stimmungen, selbst im Widerspruche mit den Theorien, auf welche er seine Sache gründete, den Ausschlag gaben, und die Geschichte seines, von wilder Leidenschaft zerrissenen Lebens nichts ist, als ein rastloses Schwanken zwischen unvereinbaren Gegensätzen, so hatte die kriegerische Stimmung, welche sich seiner unmittelbar nach dem Augsburger Reichstage bemächtigt hatte *), sehr bald wieder den entgegengesetzten Erwägungen Platz gemacht. Luther, der in der „Warnung an seine lieben Deutschen“ die öffentliche Meinung bereits auf Krieg und Blutvergießen vorbereitet, und die Gläubigen seiner Lehre über den bewaffneten Widerstand gegen ihren Kaiser und Herrn im Gewissen beruhigt, — Luther, der mit einer an Wahnsinn gränzenden Leidenschaft darauf gedrungen hatte, daß sich die neugläubigen Fürsten ihre gewaltthätige Proselytenmacherei auch für die Zukunft offen halten, und den Stillstand in der Durchführung der kirchlichen Revolution bis zum künftigen Concilium, das die Katholiken begehr-

*) S. histor.-polit. Blätter Bd. XIV, S. 770, 771.

ten, gerade nicht gewähren sollten. Luther fand jetzt: daß man diesen Punkt, der sich von den Gegnern ohnedieß nicht werde erhalten lassen, ohne Beschwerung des Gewissens fallen lassen könne. Es ist unglaublich aber urkundlich gewiß, daß das Haupt der Wittenberger Kirche, in seinem Rath zu der Friedensverhandlung in Schweinfurt, seiner Natur zuwider und im schroffsten Widerspruche mit allen seinen frühern und spätern Erklärungen, so wie mit dem Geiste und Charakter der Bewegung, die er selbst in Gang gebracht, sich zum ersten und einzigen Male in seinem Leben bis zu der Erwägung vergißt: „wenn die protestantischen Fürsten sich weigerten, ihren Unterthanen den alten Gottesdienst zu gestatten, so folge daraus, daß man auch die Obrigkeiten des katholischen Theils nicht zwingen dürfe, ihren Unterthanen den neuen Gottesdienst zu erlauben.“ — Ja, in einem spätern Gutachten, welches er seinem Herrn, dem Kurfürsten, ertheilt, meint er sogar: es gebühre sich nicht, den Kaiser und andere Potentaten zu zwingen, dasjenige, was er ihnen aus Gnaden als ein persönliches Privilegium ertheile, auch Andern zu bewilligen.

Ueber diese plötzliche Friedensliebe desselben Mannes, der vor anderthalb Jahren noch mit kindischer Renommisterei geprahlt hatte, daß er die Gegner verzagt und erschrocken machen wolle, „wenn sie nicht allein diesen mächtigen, Römischen Kaiser Karolum, sondern auch den türkischen Kaiser sammt seinem Mahomet um sich, neben sich und bei sich hätten“, — stand den Unterhändlern der Protestanten zu Nürnberg der Verstand still. Sie konnten sich diesen, scheinbar durch Nichts motivirten Umschwung nur daraus erklären, daß Luther gar nicht begriffen oder vergessen habe, woran eigentlich in Betreff des in Frage stehenden Punktes die Rede sei. — Und allerdings ist die Erklärung seines plötzlichen, kleinmüthigen Rückzuges beim ersten Anblick ein schwieriges Problem. Hatte plötzlich eine Mahnung von Vernunft, Billigkeit und Gewissen an dieses steinerne Herz geklopft? Hatte den Reformator eine Ahnung überschlichen, wohin die Wege führen, die er wandelte? Aber

dann bliebe diese, so plötzlich eingetretene, so schnell wieder verrauchte Milde und Billigkeit ein eben so großes Räthsel, wie vorher. Der Knoten ist, durch diese Voraussetzung nur weiter hinausgeschoben, nicht gelöst. Am ungenügendsten erscheint K. A. Menzel's Erklärung, der das politische Umspringen Luthers mehr im Sinne des neunzehnten, als des sechszehnten Jahrhunderts, aus patriotisch-deutschen Gefühlen herleitet. — Aber ein Patriotismus, dem Luther das Interesse seiner kirchlichen Partei aufgeopfert hätte, lag weder in seinem, noch in dem Charakter seines Jahrhunderts. Uns scheint der Schlüssel einfach in dem historischen Factum zu liegen, daß am 11. October 1531 Luthers Nebenreformator, Zwingli, in der Schlacht bei Kappel unter schauerlichen und Schrecken erregenden Umständen von der Nemesis ereilt wurde, was ohne Zweifel geeignet war, den Wittenberger Hierarchen nachdenklich und gegen das Kriegsglück wieder mißtrauisch zu machen, auf welches er seine Sache zu stellen in der letzten Zeit bereits begonnen hatte. Die tüchtige Niederlage, welche die Neuerer dort erlitten, hatte ohne Zweifel für einige Zeit abkühlend auf die revolutionäre Partei aller Länder, besonders aber auf Luther gewirkt, der, wie in diesen Untersuchungen schon öfters nachgewiesen wurde, zwar kriegslustig, aber keineswegs mit persönlichem Muthe begabt war. — Unter dem tiefen Eindrucke des warnenden Exempels, welches Zwingli's Schicksal gegeben, waren im April und Juni des folgenden Jahres jene Friedensverhandlungen gepflogen worden, zu welchen Luthers Gutachten in der eben berichteten Weise mitwirkten. Rechnet man dazu noch, daß wenn es nach dem damaligen Wunsche und Willen des Landgrafen zum Kriege kam, das Bündniß mit den Sacramentirern unvermeidlich schien, und daß Luther sich dadurch überflügelt und aus seiner Stellung als Haupt der Partei verdrängt ansehen mußte, so bedarf es keiner weit hergeholten Gründe, um zu erklären, daß die kriegerische Stimmung, in welche sich der Reformator nach dem Augsburger Reichsschluße hatte hineintreiben lassen, schon sobald, als der bittere Ernst näher rückte,

ungemein friedlichen Erwägungen Platz machte. Ohne Zweifel wirft diese Feigheit, die sich beim ersten, immer noch entfernten Anschein der Möglichkeit einer Gefahr des Hauptes der neuen Kirche bemeisterte, kein vortheilhaftes Licht auf die ganze Partei. Aber das Urtheil über die fürstlichen Schutzherren der katholischen Sache, welche im thörichten Vertrauen auf die Kraft und Wirksamkeit einer principlosen und kleinmüthigen Diplomatie solche Momente nicht besser zu benutzen wußten, gestaltet sich dadurch nicht um ein Haar breit günstiger.

Vorläufig war das Wiederaufleben der frühern Spannung der sächsischen Reformatoren mit dem Landgrafen von Hessen die einzige, der katholischen Sache günstige Wirkung dieser Rathschläge, welche auf den beschränkten Kurfürsten Johann, und dessen in jeder Beziehung untergeordneten, phlegmatischen Sohn (der ihm am 16. August 1532 in der Regierung folgte) einen unwiderstehlichen Einfluß übten. Vergebens suchte Philipp schon die Eröffnung der früher erwähnten Unterhandlungen mit Karl V. durch den hinterlistigen Rath zu hindern: der Kurfürst möge auf die Friedensvorschläge des Kaisers eine „glimpfliche aber aufzügige Antwort, unter dem Vorwand der Mitverwandten, geben.“ Vergebens suchte er dießmal lutherischer als Luther, weil ihm, wie Rommel in seiner Unschuld berichtet: „die Stiftung einer evangelischen Kirche am Herzen lag“, unterstützt von einer Anzahl schmiegsamer, und gegen das Dogma gleichgültiger Prädicanten, die Frage nach dem Bekenntniß auf eine möglichst zweideutige und schwankende Basis zu stellen*). Seine Gesandten wurden angewiesen: „Auf den Artikel von der Zulassung aller künftigen Anhänger des Evangeliums und von

---

*) Er verlangte z. B., um sich jede mögliche Ausflucht offen zu halten: „daß man nicht buchstäblich bei der Confession (als welche nur eine ungefähre und nicht vollständige Anzeige ihrer Lehre und der papistischen Mißbräuche sei), sondern überhaupt bei der Lehre, zu Augsburg angezeigt“, verbleiben zu wollen, erklären möge. S. Rommel a. a. O. S. 100.

dem Concilium, (daß es nach dem Worte Gottes entscheide) zu bestehen, und lieber in der Sache der Klostergüter nachzugeben *). Trotz der bekannten Gemüthsart des Landgrafen begreift sich diese Nachgiebigkeit. Blieb die Wunde traktatenmäßig offen und wurde Deutschlands fernere Revolutionirung ausdrücklich vorbehalten, wie es in Philipps Absicht lag, so war der ganze Friede, was auch immer zum Scheine von den Protestirenden versprochen oder aufgeopfert seyn mochte, dennoch der Sache nach illusorisch. Bei gelegener Zeit ließ sich mit einem Griffe nicht nur das Scheinversprechen einer Restitution zurücknehmen, sondern der Rest der Kirchengüter im Reiche als fette Beute wegschnappen. — Unter solchen Umständen verlor und wagte Philipp nichts durch eine Concession, deren Buchstabe seiner Absicht nach niemals weder That werden konnte noch sollte. — Zum Glück scheint Luther in seiner damaligen Friedensliebe diese Finte nicht begriffen zu haben. Vergebens suchte der Landgraf diesem einzureden, daß er in dieser Sache weder Blutvergießen, noch Krieg und Aufruhr, sondern „gottes ehre und außpreitung seines worts zu vieler leuthe beßerung" bezwecke. — Luther, der jedenfalls seinen Mann in diesem Punkte besser kannte, blieb bei seiner Meinung. Als sein von der Furcht diktirter Rath bei den übrigen Bundesverwandten überwog, ließ Philipp wenigstens durch seine Gesandten gegen den Friedensschluß protestiren, welcher trotz dessen, wie oben berichtet, am 23. Juli 1532, dem Vorschlage Karls V. gemäß, zu Stande kam.

Mochte immerhin der Kaiser glauben, durch die Einschränkung des Friedens auf die dermaligen Genossen des Schmalkaldner Bundes einen diplomatischen Sieg davon getragen zu haben, so bestand dieser dennoch nur mehr auf dem Papiere, als in der Natur der Dinge. Der Sache nach war der Nachtheil, den der Monarch aus diesem Schritte ärndtete, sehr bedeutend, und der Erfolg hat gezeigt, daß die Protestirenden

*) S. Rommel a. a. O. S. 103.

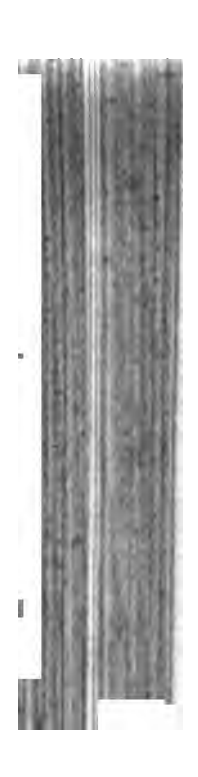
allein den Vortheil zogen. Wenn man die diplomatischen Anstrengungen und politischen Kraftäußerungen erwägt, zu welchen Karl V. sich genöthigt sah, um diesen Friedensschluß nur in eine ihm taugliche Form zu bringen, so sollte man glauben, daß es sich wenigstens um einen überaus großen, auf die Dauer ausgiebigen Erfolg für die gute Sache gehandelt habe. Der Kaiser überging in seiner Bestätigung mehrere, zum Vortheil der Protestirenden gereichende Nebenbestimmungen mit Stillschweigen. In dem Reichsabschiede, der vier Tage darauf erging, wurde des ganzen Vertrages mit keinem Worte erwähnt. Diesen Abschied selbst erließ er ohne Hinzuziehung der Neugläubigen, so wie er umgekehrt jenen Religionsfrieden ohne Hinzuziehung der katholischen Stände und des Papstes geschlossen hatte. — Es ist schwer, den Kaiser von dem Vorwurfe frei zu sprechen, daß er durch dieß Verfahren wenigstens den Schein der Tergiversation auf sich geladen habe, und unbegreiflich, wie der Monarch glauben konnte, durch einen derartigen Gang Aussöhnung und Besänftigung der hartnäckigen und erbitterten Gegner des Reiches und der Kirche erreicht, oder den Zeitpunkt eines definitiven Friedens mit ihnen wenigstens näher gerückt zu haben. Dermalen war nicht ein Friede, sondern ein zweideutiger und unsicherer Waffenstillstand gewonnen, mit einem Feinde, von dem sich mit Sicherheit voraussagen ließ, daß er ihn nur so lange, als derselbe seinem Interesse diente, halten, und in dem Augenblicke brechen werde, wo etwa ein offener Krieg größere Vortheile verspräche. Und für diesen elenden Preis war der gesetzliche Standpunkt aufgegeben, das zu Worms und Augsburg gegen die Sectenstiftung erlassene Decret stillschweigend zurückgenommen, die Widerkirche faktisch anerkannt!

Der erste Nachtheil dieser falschen Stellung war die sich laut äußernde Unzufriedenheit aller Betheiligten. Die katholischen Stände fanden das Ansehen des Kaisers auf bedrohliche Weise bloßgestellt. Der päpstliche Legat machte dem Monarchen die eindringlichsten Vorstellungen, und rief ihm die Ehre des Rei-

ches in's Gedächtniß zurück. Der Landgraf Philipp konnte, als er sich von seinen Bundesgenossen verlassen und dem Kaiser allein gegenüber sah, erst nach dreiwöchentlicher Zögerung, und nur durch drohende Aufforderungen genöthigt werden, dem Frieden beizutreten. Ob er von dem Verdachte des geheimen Vorbehaltes: bei nächster Gelegenheit die Zusage zu brechen, freigesprochen werden könne, wird der Verfolg zeigen. Voll Unmuth machte er einstweilen dem Kurfürsten von Sachsen die bittersten Vorwürfe über den „treulosen und löcherigen Frieden", den selbst der Kaiser verhehle. — Luthers Bedenken in dieser Sache komme mit der Schrift nicht überein; noch weniger gelte Melanchthon's Autorität bei ihm, da dieser seine Zaghaftigkeit zu Augsburg bereits genugsam gezeigt habe. „Es sei dem Luther lügenhaft eingebildet, er wolle im Blute waten bis über die Sporen; wer das gesagt, verdiene eine Behandlung, wie Herzog Georg sie von Luther erfahren" *). Dem Gutachten der sächsischen Reformatoren stellte er das vieler andern Theologen und aller frommen Christen entgegen. Ueber solche Vorhaltungen geriethen die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes dergestalt aneinander, daß es zwischen beiden zu einem förmlichen Bruche kam, der durch Schiedsrichter vermittelt werden mußte. Leider ließ die, von der irrigen Voraussetzung der Möglichkeit eines dauernden Frieden's mit solchen Gegnern ausgehende Politik des Kaisers auch diesen günstigen Augenblick unbenutzt vorübergehen, und somit den einzigen Vortheil aus den Händen schlüpfen, den der Nürnberger Friede zu bringen überhaupt noch im Stande gewesen war.

Schon die nächsten Jahre zeigten, wie richtig alle redlichen Katholiken den Nürnberger Vertrag beurtheilt hatten, und wie übereilt und chimärisch die Meinung gewesen war, daß ein Gegner, wie Philipp von Hessen, sich durch ein gegebenes Wort gebunden erachten, oder seine bisherige, auf Raub und Gewalt gerichtete Politik aufgeben werde. Die einzige Macht

*) S. Rommel Anmerkungen zum 4. Bd. S. 78.



lischen Fürsten und vielen ober
ten, konnte er fernerhin der ev
derben dienen." — Der einzig
sten dieses Bundes war Landg
sich zum Zwecke, denselben auf
die oberländischen Städte gew
so leicht, als daß der König
den Sinne wirkte, „weil er",
keit berichtet, „die Uebermacht
land immer mit Eifersucht betr
katholische Bayern, ja Prälaten
und Trier und der Bischof vo
Plan eingehen, daß sie sich n
ein rheinisches Bündniß (geschl
sen konnten, dieß ist ein Bew
dung sich über die Politik des
gert, und wie wenig dieser be
jener gewaltigen Crisis handelt

Nachdem der Landgraf sei
ein weiterer Schritt gewagt n
bestimmte, wie oben erwähnt,

sachen im eigentlichen Sinne verstanden seyen, daß es dagegen aber in allen den Fällen, wo wegen gewaltsamer Entsetzung aus dem Besitze kirchlicher Güter bei den Reichsgerichten Hülfe gesucht werde, bei dem gesetzlichen Wege Rechtens sein Bewenden haben müsse. — Die Protestanten bestanden dagegen auf der Anforderung: daß in allen gegenwärtigen oder künftig noch strittig werdenden Fällen, wo es sich den Protestanten gegenüber um kirchliches Eigenthum handle, ein Verfahren am Reichskammergerichte nicht statt finden solle. — Mit andern Worten ausgedrückt, enthielt diese Auslegung des Nürnberger Friedens die einfache Anforderung, das Kirchengut im Reiche spoliiren zu dürfen, ohne vor den Reichsgerichten belangt werden zu können. — Als das Reichskammergericht diese Auffassung der Neugläubigen nicht zu der ihrigen machte, und das Verfahren in Spoliensachen gegen die Protestirenden in üblicher Weise fortsetzte, kündigten diese am 30. Dec. 1534 der genannten Behörde förmlich den Gehorsam auf, „ein Act", wie K. A. Menzel sagt, „der das mühevolle Werk der Maximilianischen Landfriedensgesetzgebung zerriß, und die Verfassung des Reichs in die Verwirrung oder Auflösung zurückwarf, in welcher sie sich in den Zeiten Kaiser Friedrichs befunden hatte."

Die eben erwähnten Schritte waren nichts als Vorbereitungen zu einem offenen, gewaltthätigen Schlage gewesen, welchen der Landgraf von Hessen seit geraumer Zeit im Sinne hatte. Herzog Ulrich von Würtemberg war wegen grober Verbrechen, unter denen die Ermordung des Herrn von Hutten ganz Deutschland entrüstet hatte, so wie wegen gänzlicher Unfähigkeit zur Regierung durch den schwäbischen Bund aus dem Lande gejagt, vom Kaiser aber seines Reichslehns entsetzt und mit der Acht belegt. — Als der Bauernkrieg ausbrach, hatte er, dem es gleichgültig war, ob er durch „Schuh oder Stiefel" wieder in's Land komme*), einen

*) Rommel berichtet in ähnlicher Weise von ihm: daß er „Luther's

Versuch gemacht, an die Spitze der mordbrennerischen Banden zu gelangen, und sich mit ihrer Hülfe seines ehemaligen Herzogthums zu bemächtigen. Dieser verbrecherische Anschlag mißglückte jedoch schon deßhalb, weil alle rechtlichen Einwohner Würtembergs sich mit tiefstem Abscheu gegen solche Wiederherstellung erklärten. Ulrich, der nur mit Mühe entrann, fand jetzt bei seinem Vetter, dem Landgrafen Philipp, trotz der auf ihm lastenden Reichsacht und der wiederholten Abmahnungen des schwäbischen Bundes und der Reichsregierung, ehrenvolle Aufnahme und gastliche Herberge. Leider kam ihm, im Widerspruche mit der allgemeinen Verachtung, auch dießmal wieder die eifersüchtige Abneigung der Reichsfürsten gegen Oesterreich zu Statten. Der Umstand, daß der Kaiser das erledigte Reichslehen seinem eigenen Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, verliehen hatte, wurde für die meisten Reichsstände ein Grund: die Wiedereinsetzung des geächteten Friedbrechers, trotz der Schande, die er auf den hohen Reichsadel lud, recht angelegentlich und beweglich beim Kaiser zu bevorworten *). Auch hier zeigte sich wieder jene unglückliche, theils aus gutmüthiger Schwäche, theils auf Eigennutz und Trägheit beruhende Lieblingsneigung der deutschen Katholiken, hinterlistigen und fanatischen Feinden der Kirche gegenüber, — sich über die kirchliche

---

und Zwingli's Freundschaft" erworben habe. Gewiß war ihm die Lehre des Einen so gleichgültig, wie die des Andern, und jene die einleuchtendste, welche ihm wieder zu Gewalt verhalf.

*) Wie tief die Gesinnungslosigkeit der außerkirchlichen Geschichtschreibung zu sinken im Stande sei, zeigt die Bemerkung Rommels (IV, 116): „Ferdinand, anfangs mit Jubel empfangen, besaß nicht die Klugheit des Königs von Frankreich, der auswärts die Anhänger derselben Lehre ehrte, welche er daheim verbrannte." — Die in diesem Urtheile liegende Verläugnung jeder Empfänglichkeit für den Unterschied von Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, Ehre und Schande ist der Protestantismus erst auf dem Stadium seiner tiefsten Erniedrigung in jenen Vulgär-Rationalismus fähig geworden, welchen der oft genannte hessische Hofhistoriker vertritt.

Spaltung wegzusetzen, die Toleranten zu spielen, oder den kindischen Glauben zu hegen: daß sich der naturnothwendige Einfluß der Irrlehre auf alle übrigen Lebensfragen der Gesellschaft durch einige wohlgemeinte Reden werde bannen lassen. Niemand unter den katholischen Fürsten dachte daran, daß Ulrichs Wiedereinsetzung, für die man sich, ohne Unterschied des Glaubens, so eifrig verwendete, das Signal zur Kirchenverfolgung in Schwaben seyn, und daß die Umwälzung eben dadurch im südlichen Deutschland erst festen Fuß fassen werde. — Auch damals schon scheinen manche Katholiken geglaubt zu haben, daß wenn sie nur das Interesse der Kirche Preis gäben, so werde sich auch ihrerseits die Secte beeilen, ihren Parteivortheil außer Acht zu lassen. Statt dessen behielt Landgraf Philipp den letztern nur allzu wohl im Auge, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, durch die Beförderung und Ausbreitung der Secte, sich selbst den größten Dienst zu erweisen. Daß katholische Fürsten sich überhaupt nur mit den Widerkirchlichen in Unterhandlungen solcher Art einlassen, daß sie dem Landgrafen versprechen konnten, bei einem etwaigen Kriegszuge gegen Würtemberg still zu sitzen, ist ein nicht zu übersehender Zug zur Charakteristik der Politik jener Zeit. — Durfte doch Philipp es wagen, dem katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig (demselben, der später als Sühnopfer für die Fehler und Sünden der katholischen Partei in Deutschland fiel) im Jahre 1530 den Vorschlag zu äußern: er wolle den Reichstag überfallen. — Umgekehrt darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß der durch Luther und Melanchthon berathene Kurfürst von Sachsen im Geiste der oben geschilderten, damaligen Politik der sächsischen Reformatoren mit dem gefährlichen Handel, den der Landgraf beabsichtigte, nichts zu thun haben wollte. — Melanchthon jedoch, so erzählt Rommel, „begleitete den Landgrafen mit den frömmsten Wünschen; selbst Luther, als er sah, wie das Werk gelang, nannte es Philipps größte That"; ein Beweis, daß ihr anfänglicher Widerspruch aus keinem sittlich achtbaren Motiv,

sondern lediglich aus jenem schon oft nachgewiesenen Mangel an wahrem, persönlichem Muthe floß, der ja, ohne innern Frieden des Gewissens überhaupt, nicht denkbar ist.

Wurde Philipp von dieser Seite wenig Trost, so suchte und fand er eine desto kräftigere Stütze an König Franz I. von Frankreich, der im Geiste des Machiavellismus der französischen Politik aller Zeiten, und der seinigen insbesondere, die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, neue Spaltungen in Deutschland hervorzurufen, um die Macht des Hauses Oesterreichs brechen zu helfen. Derselbe Monarch, der (nach Rommel) die Klugheit hatte, die Protestanten in seinem Lande mit allen Strafen wider Ketzerei und Aufruhr zu verfolgen, bot ihnen auf das bereitwilligste die Hand, sobald sie ihn „zum Schutzherren der deutschen Freiheit" erklärten, und als solchen in alle Zerwürfnisse ihres unglücklichen Landes hineinzogen. Kraft dieser Politik sagte König Franz dem Landgrafen, der persönlich an sein Hoflager geeilt war, in einem geheimen Vertrage zu Bar le Duc (März 1534) einstweilen Subsidien zu, weil ein offenbarer Bruch mit dem Kaiser ihm noch nicht möglich sei *). — Hierdurch ermuthigt, wählte Phi-

---

*) Die Wiedereinsetzung Ulrichs allein, so äußerte der Landgraf bei dieser Zusammenkunft zum Könige Franz, „könne Ferdinands Anhänger zum Abfall bringen, andere Reichsfürsten getrost machen, welche dem Hause Oesterreich wohl der übernommenen Verpflichtung wegen in der Wahlsache, nicht aber in der verhaßten würtembergischen Sache beistehen würden. Hierzu habe er Alles vorbereitet; statt deß in der Auflösung begriffenen schwäbischen, habe er den rheinischen Bund errichtet; auch andre Fürsten — — — sammt den Städten Straßburg, Ulm und Magdeburg vorläufig gewonnen. Ferdinand habe kein Geld, er 300000 Gulden, die er an dieses Unternehmen setzen wolle, falls der König ihm beistehe: „Noch kein Reichsfürst habe ihm solchen Trost, und eine so hochherzige Aufopferung gezeigt""; antwortete K. Franz, alle andern ihm nur ihre Armuth geklagt." — Dieß sind Rommel's Worte. (IV, S. 132 u. 133.) Es ist gut, dergleichen Documente jener abgeschmackten Fiction neuerer Historiker gegenüber zu stellen, welche in dem

lipp, der seit dem Jahre 1529 unermüdlich in Ränken und Umtrieben zur Wiedereinsetzung Ulrichs gewesen, mit arglistiger Berechnung den Zeitpunkt, wo der Kaiser in Spanien abwesend, Ferdinand von den Türken und Zapolya bedrängt, der schwäbische Bund aufgelöst, und keine Recht und Ordnung handhabende Macht im Reiche vorhanden war, um mit einem zahlreichen und wohlgerüsteten Heere, welches, unter dem Vorwande einer Execution, wider den Münsterischen Aufruhr geworben war, gegen Würtemberg aufzubrechen.

Hatte die schmalkaldische Partei schon im Anfange des Jahres die Autorität des höchsten Reichsgerichts verworfen, so fruchteten die Pönalmandate, die dasselbe gegen den friedbrecherischen Zug erließ, um so weniger. Aus den Streitschriften Philipp's und Ulrich's spricht dieselbe Lüge und Verhöhnung der weltkundigsten, geschichtlichen Wahrheit, deren sich die Revolution in allen ihren Manifesten, bis auf den jüngsten Zug der Freischaaren gegen Luzern, als ihrer eigenthümlichen Waffe bedient. Ulrich berief sich „auf eine an ihm (!) begangene Rechtsverletzung, auf seine und seiner Vorfahren Verdienste um das Haus Oesterreich, und auf die Intervention der Reichsfürsten" *). Von einer Aechtung sei ihm nichts bekannt, und diese in jedem Falle rechtslos und nichtig. Der Landgraf schützte seine Verwandtschaft vor und seine Verpflichtung als Reichsfürst, die Freiheit des Reiches nicht ungestraft kränken zu lassen. Als König Ferdinand sich hierauf zur rechtlichen Erörterung erbot, verwarfen die Verbündeten den Antrag, weil die Wiedereinsetzung Ulrich's *vorher* erfolgen müsse, und setzten den friedbrecherischen Zug fort. War das Attentat mit schlauer

Abfall von der Kirche eine deutsch-patriotische Bewegung erblicken. Zu läugnen: daß der Verrath der Selbstständigkeit Deutschlands an Frankreich von den Außerkirchlichen ausging, ist eine der allerunverschämtesten Geschichtslügen, die auf unserem, mit diesem Artikel über[illegible] literarischen Markte feil geboten werden.

*) S. Rommel a. a. O. S. 149.

Berechnung begonnen, so wurde es, durch Glück begünstigt mit Schnelligkeit und Geschick vollführt. — König Ferdinand konnte bei der Eile, mit welcher der Ueberfall geschah, nichts Erhebliches zur Vertheidigung seines Landes thun. Der Pfalzgraf Philipp, sein Statthalter, warb zwar in Schnelligkeit ein Heer, aber am 13. Mai ward dieses bei Lauffen am Neckar auf's Haupt geschlagen und auseinandergesprengt. Auch die Festungen fielen nach kurzer Gegenwehr in die Hand der Sieger.

Am 23. April war Philipp von Kassel ausgerückt; am 18. Juni stand er bereits mit seinem fast noch vollzähligen Heere drohend an der österreichischen Gränze, bei Langendorf an der Donau, und die Eroberung Würtembergs war vollendet. Daß die Wiedereinsetzung seines Vetters nicht der letzte Zweck seines Zuges gewesen, und er, wäre die Gelegenheit fortdauernd günstig geblieben, nicht gutwillig von größern Entwürfen zurückgestanden seyn würde, läßt sich von vornherein mit überwiegender Wahrscheinlichkeit vermuthen. Damals war im Reiche allgemein die Meinung verbreitet, daß er sich selbst zum römischen Könige aufwerfen, und alle geistlichen und weltlichen Stände, die der alten Kirche in Deutschland treu blieben, mit Krieg überziehen werde; ja der König Ferdinand schrieb an den Papst, daß Philipp, nachdem ihm die Unterjochung Deutschlands gelungen, seine Waffen bis in die Hauptstadt der Christenheit tragen werde. In der That war der Landgraf, wie früher Franz von Sickingen, in mehr als einer Beziehung der Mann, zu dem man sich ähnlicher Entwürfe versehen konnte. Nicht minder gewiß ist es, daß die Franzosen sich vor Verwunderung über den schon so bald wieder eintretenden Frieden Anfangs gar nicht fassen konnten, zum deutlichen Anzeichen, daß Philipp sich den Reichsfeinden gegenüber, die ihm freilich nicht, wie sie versprochen, bezahlten, noch zu ganz andern Dingen anheischig gemacht haben mochte, als zur Eroberung von Würtemberg. Einstweilen war er nach dem [illegible] dergestalt in Geld- und Proviantnoth ge[illegible]

denken bei ihm entstanden, ob er sein Glück weiter versuchen solle. Von allen Seiten ward ihm die Fortsetzung des Krieges widerrathen. — Doch während er noch zauderte, hatte der Kurfürst von Sachsen, den die Verbündeten zum Vermittler zwischen ihnen und dem König Ferdinand ernannt und als solchen bevollmächtigt hatten, am 29. Juni zu Kadan in Böhmen den Frieden geschlossen.

Es möge hier dahingestellt bleiben, ob nicht dieser Vermittler, weil er selbst an die weitausgreifenden Pläne des Landgrafen glaubte, und die ganz Deutschland bedrohende Gewaltherrschaft desselben scheute, sich beeilt haben mag, den Frieden unverzüglich wieder herzustellen. Genug, er erkannte für sich und seine Bundesgenossen den Herzog Ferdinand als römischen König an, wodurch etwaigen Gelüsten des Landgrafen ein Riegel vorgeschoben ward. Andererseits wurde aber auch dem verbrecherischen Attentate seine leicht erworbene Frucht gesichert; der Kurfürst begnügte sich damit, für Würtemberg die Verdammung der Zwinglischen Lehre zu stipuliren. Dieses Land selbst aber blieb in den Händen des Herzogs Ulrich als österreichisches Afterlehen, doch sollte es gleichzeitig als Reichsland gelten. Dem Kurfürsten wurde versprochen, daß der König ihm die immer noch mangelnde Belehnung verschaffen, den Protestanten: daß die Erledigung ihrer Beschwerden gegen das Reichskammergericht bewirkt werden solle. Den moralischen Nachtheil, den das böse Beispiel des Landfriedensbruches gestiftet, glaubte man dadurch gut machen zu können, daß der Landgraf sich anheischig machte: den Kaiser in Person, den römischen König durch Abgeordnete fußfällig um Vergebung zu bitten. Diese hohle Form ließ Philipp, da wenigstens der ostensible Zweck des Krieges erreicht, die Beute gesichert war, und er für weitere Unternehmungen auf seine Bundesgenossen schwerlich rechnen konnte, sich nach mancherlei Winkelzügen zuletzt gerne gefallen. Nur Ulrich, der die übertriebensten Hoffnungen an diesen Krieg geknüpft zu hab[illegible]t, war mit diesem Ausgange eben so unzufri[illegible] Landgrafen, und konnte nur mit Mühe

zur Genehmigung des Kadan'schen Friedens gebracht werden. Ja, er verklagte zuletzt noch seinen Wohlthäter, den Landgrafen, dem er sein unverdientes und widerrechtliches Glück allein verdankte, bei dem Könige von Frankreich.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß das Gelingen des gegen Würtemberg geführten Schlages den nachtheiligsten Einfluß auf die Stellung der kirchlich-politischen Parteien in ganz Deutschland üben mußte. War der Muth der Opposition, deren Theologen im Beginne von der ganzen Unternehmung nichts hatten hören wollen, durch den unerwartet glücklichen Erfolg gewachsen, so war das Vertrauen der Katholiken zur Hülfe des Reichsoberhauptes und des römischen Königs nahezu erschöpft. — Ein großer Theil von Schwaben war durch jenen Sieg einem sitten- und gewissenlosen Feinde der Kirche Preis gegeben, der hier sofort nach Herzenslust zu reformiren, Kirchengüter zu plündern und Klöster aufzuheben, Mönche und Nonnen zu vertreiben, Prädicanten einzusetzen begann. Die Kosten des neuen Kirchenwesens, berichtet K. A. Menzel, beliefen sich nur auf vierundzwanzig Tausend Gulden. Von dem viel größern Betrage des eingegangenen Gutes der geistlichen Stifter bezahlte der Herzog seine Schulden, die er während seiner fünfzehnjährigen Verbannung gemacht hatte, und erstattete dem Landgrafen den Aufwand des für ihn unternommenen Feldzuges. Noch schmerzlicher mußte denen, welche [illegible] Zukunft dachten, und dem alten Glauben mit Be[illegible] treu geblieben waren, das aus furchtsamer Schw[illegible]e oder indifferentistischer Politik hervorgehende Benehmen des römischen Königs seyn, der durch Verläugnung seiner Würde und seiner wahren Interessen einen Feind, wie den Landgrafen von Hessen, zu begütigen oder zu gewinnen hoffte. Den hessischen Gesandten, welche den bedungenen Fußfall leisten sollten, äußerte Ferdinand seinen Wunsch: den Landgrafen selbst zu sehen. Philipp reiste hierauf mit sicherm Geleite nach Wien, wo ihn der König feierlich empfing. „Hier soll dieser dem [illegible]fen eine seiner

Töchter für seinen ältesten Sohn (den damals zweijährigen Wilhelm) angetragen haben *). Auch der Kaiser beeilte sich, ihm schon von Barcellona aus die Absolution wegen des Vergangenen zuzusenden, und ihn der "demüthigenden Ceremonie" des Fußfalls zu überheben, den er ihm später gänzlich erließ. Im nächstfolgenden Jahre, als sich die Protestanten durch die Vorbereitungen beunruhigt fühlten, welche der Kaiser, statt an die Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland zu denken, zum Zuge gegen Afrika machte, ließ er sogar den Kurfürsten von Sachsen versichern, daß er die aufrichtigste Neigung zur Erhaltung des Friedens hege.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß eine große Anzahl von deutschen Fürsten und Reichsstädten, welche bisher noch geschwankt hatten, nunmehr offen von der Kirche abfielen, und dem schmalkaldischen Bunde beitraten. Nach Ablauf der im ersten Bundesvertrage bestimmten Frist wurde dieser (1536) auf zehn Jahre erneuert, und seine Verfassung für Kriegs- und Friedenszeiten neu geordnet, zum Glück in so unpraktischer Weise, daß die Unheil drohende Genossenschaft den gefährlichsten Feind und den Keim ihres nachmaligen Verderbens in ihrem eigenen Schooße trug. Der erste große Act dieses erweiterten Bündnisses war der theologisch-politische Con-

*) Rommel, a. a. O. IV, S. 168. Der Rector der Universität Marburg schrieb bei dieser Gelegenheit in das Album academicum: Philippus profectus est invitatus ad Ferdinandum Pragam versus, nam Ferdinandus admiratione rerum domi belloque gestarum ab Illustr. Principe motus Pragae Landgravium maxima cum pompa excepit, dein Viennam duxit, ubi pari liberalitate eum adfecit. Es läßt sich denken, wie die so übel angebrachte Leutseligkeit des künftigen Kaisers die Hoffart der Feinde der Kirche steigern mußte. Charakteristisch ist es dagegen für das Verhältniß der kirchlichen Opposition zu Frankreich, daß der Landgraf seinen Besuch beim römischen Könige vor Franz I. durch ein besonderes Schreiben entschuldigte. (Rommel IV, Anhang 129.)



greß zu Schmalkalden (1537), wo in Begleitung der verbündeten Fürsten zweiundvierzig neugläubige Theologen erschienen, unter ihnen, nebst Luther und Melanchthon, die meisten Koryphäen der jungen Kirche *). Hier war es, wo der Stifter der letztern, als er von Steinschmerzen geplagt, die Versammlung verlassen mußte, den Seinigen jenen berühmten, das Reformationswerk so glücklich bezeichnenden Segen ertheilte: Gott erfülle Euch mit Haß gegen den Papst! (Deus vos impleat odio Papae.) Das Hauptergebniß der Berathung war bekanntlich die erneuerte Verwerfung des Conciliums, auf welches die kirchliche Opposition selbst so lange und anhaltend gedrungen hatte **). Vergebens waren die Bemühungen des päpstlichen Nuntius Vorstius gewesen, den Häuptern des schmalkaldischen Bundes friedlichere Gesinnungen einzuflößen. Der Kurfürst weigerte sich, die Schreiben des Papstes anzunehmen, und Landgraf Philipp verübte die Heldenthat, dem päpstlichen Gesandten, als dieser ihn in seiner Herberge besuchte, sagen zu lassen: er sei durch Geschäfte verhindert, ihn anzunehmen, unmittelbar darauf aber den kranken Luther zu besuchen, der dem Nuntius gegenüber wohnte. Nicht glücklicher war der Vicekanzler Held, der im Namen des Kaisers mit dem zu Schmal-

---

*) Die Prädicanten hatten hier ein freies Feld ihrer Lieblingsneigung für lange Predigten zu fröhnen. Luther selbst langweilte sich in einer derselben dergestalt, daß er den Mitreformator, der sie hielt (es war Urbanus Rhegius), nachher freundlich warnte: die Geduld seiner Zuhörer nicht zu mißbrauchen. — Nicolaus Amsdorf weissagte bei der Rede des Osiander, der späterhin so große Spaltungen in dem jungen „Evangelium“ veranlaßte: „er habe einige Hornissen im Kopfe, wenn diese zu schwärmen anfingen, würde seines Gleichen vor ihm nicht gewesen seyn.“

**) Rommel sagt wörtlich: „Die Empfehlung der Stadt Mantua beantwortete man mit der Aufführung jener geheimen, italienischen Mordthaten, von denen man in Deutschland nichts wisse.“ Eine Andeutung: wie es möglich sei, sich auf Etwas zu berufen, wovon man nichts weiß, ist der kurhessische Tacitus schuldig geblieben.

kalden versammelten Bunde über die schwebenden politischen Fragen verhandeln sollte. Als er den Protestirenden die Spoliation der Kirchengüter zu Gemüthe führte, ward ihm eine Antwort, die des heutigen Aargauer Radikalismus würdig gewesen wäre. „Die in ihrem Bezirk und von ihren Vorfahren gestifteten Kirchengüter gebührten den Mönchen und Pfaffen nur so lange, als sie ihre Bestimmung erfüllten; so bald die Wahrheit hervorbreche, verschwände Besitzrecht und Verjährung gleich einem Schatten, selbst nach päpstlichem Rechte" u. s. w. Landgraf Philipp, der persönlich wegen seiner Eingriffe in fremdes Eigenthum mit der Acht des Kammergerichtes bedroht war, erklärte dem Kurfürsten von Sachsen: „man solle nur die Papisten an den großen Diebstahl erinnern, den sie an der Reinheit der Dogmen begangen, nach den Gesetzen müsse erst Ersatz für frühere Beraubung gegeben werden" *). Als Held sich wider die Beschwerden des Reichskammergerichts auf den Nürnberger Frieden berief (denselben, auf welchen der Kaiser so großen Werth gelegt, weil er es durchgesetzt hatte, daß bloß die damals verbündeten Glieder der schmalkaldischen Union darin begriffen, alle andern aber fortwährend durch die Reichsschlüsse von Speier und Augsburg gebunden bleiben sollten!), — so antwortete die Opposition darauf durch die Aufnahme noch mehrerer Mitglieder in ihren Bund und durch das Uebereinkommen: jeden einzelnen Stand gegen etwaige Execution des Kammergerichtes mit gesammter Hand zu schützen. Zugleich wurde dem Kaiser und seinem Bruder alle und jede Türkenhülfe rund abgeschlagen, ja sogar verboten: daß ein einzelnes Mitglied für sich etwas beitragen dürfe. Dagegen ward der Beschluß gefaßt: die Unterhandlungen wegen eines Bündnisses mit dem Könige von Frankreich und England auf das eifrigste zu betreiben. Eine wohlverdiente, leider aber nicht verstandene und beherzigte Lection für einen Monarchen, der in der Diplomatie eine Schutzwehr gegen solche Gegner gesucht, und dabei ver-

*) Rommel a. a. O. S. 212, 213.

gessen hatte, daß Tractaten nur dann einen Werth haben können, wenn der, mit dem sie geschlossen sind, die sittlich-religiöse Grundlage anerkennt, ohne welche jeder Vertrag eine leere und unnütze, dem redlichen andern Contrahenten aber nichts als Gefahr und Schaden bringende Förmlichkeit ist.

Ein solches Uebermaaß des Trotzes bei den Schmalkaldnern konnte glücklicherweise nicht ohne alle Rückwirkung auf der katholischen Seite bleiben. Das Uebel hatte, wie immer in der Oekonomie der Weltgeschichte, so auch dieses Mal, neben allem Schaden, einen ihm entsprechenden günstigen Erfolg. Schon nachdem das Attentat auf Würtemberg gelungen war, hatte sich Bayern von dem unnatürlichen Bündnisse mit den Schmalkaldnern losgemacht, und durch den Linzer Vertrag vom 10. September 1534 mit Oesterreich ausgesöhnt. Von nun an dachten die bayerischen Herzoge ernstlich daran, einen katholischen Vertheidigungsbund gegen das in Deutschland immer weiter um sich greifende, revolutionäre Unwesen zu Stande zu bringen. Mehrfache Aufforderungen, verbunden mit bestimmten Anerbietungen von Geld und Geschütz, ergingen dieserhalb von bayerischer Seite an den Kaiser, der diese jedoch, in seinem Systeme beharrend und von treulosen oder kurzsichtigen Rathgebern bestimmt, zum Theil auch durch Mißtrauen gegen Bayern geleitet, von der Hand wies. — Nachdem jedoch die Unterhandlung des kaiserlichen Vicekanzlers in der eben erwähnten Weise zu Schmalkalden verunglückt war, nahm dieser das Project wieder auf, welches der kaiserliche Hof früher hatte fallen lassen, und bemühte sich nun ernstlich, einen Bund zum Schutze der katholischen Sache zu Stande zu bringen. — Erst 10. Juni 1538 wurde dieser, nach vielfachen Zusammenkünften und Unterhandlungen, zu Nürnberg unter dem Namen: christliche Einigung, abgeschlossen. Theilnehmer waren der Kaiser und der römische König, die Herzoge von Bayern, der Herzog Georg von Sachsen, die Herzoge Erich der ältere und Heinrich der jüngere von Braunschweig und der Erzbischof von Salzburg. Von den drei geistlichen Kurfürsten trat bloß der

von Mainz, und auch dieser nur für die Stifter Magdeburg und Halberstadt bei. Den Erzbischof von Trier mahnte sogar des Kaisers eigne Schwester, die Königin Maria, Statthalterin der Niederlande, von deren widerkirchlicher Gesinnung bereits früher die Rede war, von dem katholischen Bunde ab, und die indifferentistische Partei im Kabinet des Kaisers bemühte sich, das Gerücht zu verbreiten: daß Held durch Stiftung dieses Bundes seine Instruction überschritten habe, und dafür vom Kaiser werde zur Verantwortung gezogen werden. Auch bedurfte es der angestrengtesten Bemühungen der bayerischen Herzoge, Karl V. zu bewegen, daß er nach langem Zögern am 20. März 1539 zu Toledo die Ratificationsurkunde der christlichen Einung unterzeichnete *).

(Fortsetzung folgt.)

LXIV.

Ueber die Umbildung des Erziehungswesens.

So ist ein Artikel der Berliner literarischen Zeitung vom 19. Februar d. J. betitelt, welcher dem Wesen nach so wahr und so katholisch lautet, und im Vergleich mit andern Artikeln derselben Zeitung so wenig eine Berichtigung erheischt, daß es nicht ungeeignet scheint, die Hauptgedanken desselben hier anzumerken als Beweis, wie die Noth der Zeiten unter den Protestanten auch Solche, die es sich nicht gestehen wollen, zu einer bessern Einsicht geführt hat, und zur Mahnung zugleich für jene Katholiken, welche zwar für ihre Person der Religion huldigen, aber im Verhältniß zu Staat und Schule sich nur gar zu gerne von künstlichen Theorien und schmeichelnden Hoheitsideen blenden lassen.

---

*) Ueber die Verhandlungen am Hofe des Kaisers und die Intriguen der ihn umgebenden, indifferentistischen Partei geben die höchst interessanten Documente v. Aretin a. a. O. Bd. I, S. 31 u. ff. den besten Aufschluß.

Der Verfasser des Artikels stellt an die Spitze einen Vergleich zwischen Erziehungswesen und Kriegswesen, was Manchem sonderbar vorkommen mag, aber in sofern ohne Zweifel treffend ist, als der Staat jetzt Schulen hält, wie er früherhin Soldaten hielt, und weil eben aus der Umbildung des Kriegswesens in die allgemeine Wehrpflicht sich auch Anwendungen für eine Umbildung des Erziehungswesens ergeben. Gut schildert der Verfasser den Gegensatz von Leben und Schule: „Wer im Leben selbst erzogen wird, der wird in der Sittlichkeit der bestehenden Verhältnisse erzogen, und nimmt deren positiven Gehalt in sich auf: Schulen hingegen erzeugen eine dem wirklichen Leben fremde, und oft feindselige Bildung, wie es die Erfahrung hinlänglich beweist. Denn in demselben Maaße, als seit Jahrhunderten das Schulwesen gewonnen hat, d. h. je mehr die Erziehung eine Sache der Schule geworden ist, hat sich das menschliche Bewußtseyn mit seinen positiven Zuständen entzweit und in sich selbst aufgelöst. An die Stelle sicherer, im Leben wurzelnder Ueberzeugungen sind diese tagtäglich wechselnden, leeren und unpraktischen Theorien getreten, und an die Stelle fruchtbarer Thaten, die aus einer gediegenen Gesinnung hervorgehen, dieses wirre Experimentiren mit politischen und socialen Formen; wobei sich in dem rastlosen Streben nach äußerlichen Mitteln und Garantieen der Unglaube der Menschen an ihre eigenen Unternehmungen kund gibt.“ Daß das Schulwesen darum in seinem Principe aufzuheben sei, glauben wir jedoch nicht; seine Isolirung muß weichen, und auf seine rechte Stelle muß es zurückgeführt werden, das nur scheint uns nöthig.

Weiter sagt er: „Schulen können in ihren Zöglingen nur eine bestimmte, geistige Fertigkeit hervorbringen, ähnlich wie das frühere Kriegswesen dem Soldaten gewisse militärische Fertigkeit gab, während hingegen das neue den Sinn eines Vaterlandsvertheidigers entwickelt.“ Und: „auch vom Sittlichen abgesehen, selbst im Intellectuellen, kommt das Schulwesen wenig über das Exerciren hinaus, so viel auch vom Anregen des Selbstdenkens der Zöglinge, und von rationaler Begründung der Lehre geredet wird. Die Hauptsache bleibt immer, daß der Schüler den Gedankengang des Herrn Präceptors nachdenken lerne, den dieser selbst von einem höheren Präceptor angenommen hat.“ Wer denkt hier nicht besonders an die badischen und schweizerischen Schuldespoten, welche so gerne die Schule für Staat und Kirche substituiren möchten, und so eifrig von selbstständigem Denken und lichtvoller Geisterhebung reden, die sie aber zuletzt nur in stets wiedergekautem, radikalem Floskelwesen zu finden vermögen. — Der Verfasser will nun, daß das gesellschaftliche Leben selbst die Erziehung ausübe; der wahre sociale Radikalismus besteht aber nach ihm darin: die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände zunächst und zumeist von der Veredlung und Umbildung des Familienlebens zu erwarten. Der falsche

Radikalismus jedoch meint, eben sowohl wie eine nicht stichhaltige Reflexion, auch das, was im Leben festgewurzelt ist, wenn es nicht Genüge leistet, ausreuten zu müssen. Man sagt, die häusliche Erziehung sei zur Zeit mangelhaft und verderbt, und also müsse man die Erziehung möglichst aus der Familie heraus in die öffentlichen Anstalten verlegen. Gleicherweise hat man, weil die Liebe und Achtung unter den Ehegatten matter und wandelbarer geworden, die Scheidung möglichst erleichtern zu müssen geglaubt, das Uebel aber damit nur gemehrt (welch eine Damnatio für die antikatholische Verfahrungsweise!). „Auch Stände und Corporationen hat man, weil sie verderbt waren, aufgehoben, ohne zu beachten, daß sie den Menschen an eine sittliche Substanz anschließen, und dadurch seine Selbstsucht brechen; wo man aber die tabula rasa wirklich hergestellt, und alles Ständische und Corporative verwischt hat, da ist in Folge dessen die ungemessenste Selbstsucht und Bedrückung des Armen durch die Reichen hervorgetreten. Nun weiß man hier keinen andern Rath, als daß man die Selbstsucht durch eine communistische Verfassung mechanisch unmöglich macht, indem man Niemanden gestatten will, überhaupt irgend etwas Eignes zu haben. Die dahin zielenden Einrichtungen sind aber ein Werk der reinen Reflexion, und dieselbe Reflexion, die sie hervorbringt, kann (mehr als jede äußere Gewalt) auch ihrer Meister werden; und wenn einmal nicht An-sich-Seiendes mehr gilt, und die Selbstsucht an der Spitze steht, so wird sie auch die communistische Verfassung zu ihrem Zwecke auszubeuten wissen, man mag dagegen aufstellen, was man will, und der Erfolg wird gerade das (vermuthlich herbe) Gegentheil seyn von dem, was man erwartet." — Weiter unten heißt es: „Anstatt die Erziehung immer mehr und mehr von der Familie zu trennen und an besondere Anstalten zu übertragen, muß man vielmehr bedacht seyn, sie in die Familie zurückzuführen, und zu dem Ende das Familienleben selbst seiner Bestimmung nach entwickeln, damit es höheren und weiteren Forderungen genügen könne. In allen dermaligen Erziehungsanstalten werden immer nur einzelne Zöglinge erzogen; wollte man aber die Mittel und Kräfte, welche diese Anstalten erfordern, dazu verwenden, um das Familienleben in Beziehung auf die Erziehung zu organisiren, so werde man so zu sagen Erziehungsanstalten erziehen, wodurch also das Erziehungswesen auf die doppelte Potenz erhoben würde." — Ferner: „Dem Kinde ist zunächst wesentlich das Verhältniß zu Eltern und dann zu Geschwistern, und die erste Aufgabe ist, daß das Kind ein guter Sohn und Bruder, oder Tochter und Schwester werde, und auf diesen Grundlagen kann sich alles Weitere entwickeln; nicht aber soll man umgekehrt nach dem erdichteten, rein Menschlichen streben, und aus diesem die Familiengesinnung ableiten wollen, d. h. das Concrete aus dem Abstracten." „Die Erziehung ist eine Pflicht und Ehre für die El-

tern, und das Werk der Erziehung trägt selbst wesentlich dazu bei, gegenseitige Liebe und Achtung unter den Ehegatten zu erhalten. Wenn sich dieselben der Erziehung entschlagen und sie der Schule überlassen, so werden sie leicht gegen das Familienleben überhaupt gleichgültig, und suchen Unterhaltung und Vergnügen außer dem Hause, Luxus und Pauperismus sind die Folgen davon. Die Kinder aber, die man als reine, abstrakte Menschen in den Schulen erzieht, werden dadurch systematisch dahin geführt, daß sie eben so ihre Befriedigung nicht in dem wirklichen Leben, aus dem sie herausgerissen sind, sondern in besonderm Vergnügen suchen." — So wie das Familienleben sei auch das corporative Princip wieder zu befördern, meint der Verfasser, welches Princip man nicht bloß von seiner rechtlichen, sondern auch von seiner moralischen Seite als erziehendes Institut schätzen sollte. „Es ist ein großer Irrthum der Zeit, daß Laster und Verbrechen vornehmlich aus Mangel an intellectueller Bildung hervorgehen sollten, während es doch die Erfahrung hinlänglich zeigt, daß die Wissenden durchaus nicht moralisch besser sind, als die Unwissenden. Es hängt damit das verkehrte Unternehmen zusammen, daß man in der Philosophie die Ethik aus der Logik ableiten will." Die Schule kann sich aber gerade darum nach unserer Meinung noch keineswegs der Erziehung ganz entschlagen und bloß dem Unterricht leben, diese darf ihr jedoch nicht lediglich anheimgegeben werden. Was aber, wie wir gewiß dafür halten, die Hauptsache bildet, die Wirksamkeit der Kirche, sie hat der Verfasser leider nur kurz und leichthin als letztes Glied und als Vollendung des gesellschaftlichen Organismus bezeichnet, obwohl sie schon in den bisherigen Deductionen, wie wir unsern Lesern nicht zu erörtern brauchen, recht sehr in die Augen fällt. Denn die Kirche allein (wir kennen nur eine katholische) macht die Menschheit zu einem priesterlichen Volke Gottes; sie allein, so viel an ihr liegt, kann zur gedeihlichen Erziehung befähigen; sie entwickelt die geistigen Kräfte naturgemäß, sie gibt die Gnadenmittel zu dem schweren Amte, das so oft in Affenliebe oder auch in Rohheit ausartet; sie erzieht aber auch die Völker im Ganzen und Großen, indem sie den Reichen und Gewaltigen ihr unveränderliches Gesetz, und dem Communismus ihre erhabenen Muster der Selbstverläugnung entgegenhält. Von der Wirkungsweise der Kirche gilt am wahrsten: „Suchet das Reich Gottes, das Uebrige wird euch dann selbst zu Theil."

Nicht die sogenannte Reformation hat eine bessere Pädagogik gebracht, wie manche schreiben, nein, sie ist es, die besonders die unpraktischen Theorien in dieselbe eingeführt. Möchten die Protestanten doch einmal das Wesen der Kirche kennen zu lernen sich die Mühe geben, Viele würden dann nicht mehr nach unzureichenden Rettungsmitteln greifen wollen; möchten aber auch die Katholiken, besonders solche, denen ein Ein-

fluß zu Gebote steht, einerseits zur freien, geordneten Entfaltung der Kirche beitragen, andererseits aber nicht in eitler Ruhe und vermessenem Vertrauen das Heil erwarten, sondern das Leben und die Wissenschaft, die nun doch auf andern Stufen, als früher, stehen, bewältigen, was ihnen ihr sicherer Standpunkt und Gottes Hülfe ungemein erleichtert, was aber auch gegenüber den Gefahren der Zukunft unerläßliche Pflicht ist. Manche bessere Richtung taucht als tröstliche Erscheinung auf; wehe, wenn sie sich verlassen und verschmäht sehen müßte; jede solche Vernachlässigung straft sich selbst, eine um= und vorsichtige Pflege aber, die nicht von eigenwilligen und eigennützigen Voraussetzungen ausgeht, führt zu unberechenbaren Vortheilen. Manche unter den Akatholiken geben hiefür ein beschämendes Beispiel. Die Schule wird nimmermehr ganz entbehrt werden können, trachte man aber mit ungeheucheltem Ernst und strengem, unausgesetztem Eifer, ohne Uebereilung, ihr die rechten Organe zu gewinnen, die auch zur Umbildung des Erziehungswesens vortheilhaft wirken können. — Daß Preußen nach dem Verfasser eine bessere Verfassung, als die constitutionelle, noch erhalten werde, führen wir hier nur nebenbei an, erlauben uns aber, einen bescheidenen Zweifel darüber einfach zu hegen. Den Satz jedoch: „Alle wahre Fortbildung ist zugleich Rückkehr zu den ursprünglichen Grundlagen", acceptiren wir vom ganzen Herzen, und halten überdieß dafür, daß jeder Protestant, der ihn theilt, auf dem besten Wege sei, Katholik zu werden. Doch auch das Geständniß, von der Nothwendigkeit einer Umbildung des Erziehungswesens von protestantischer Seite zu vernehmen, wo man sich sonst auf die intellektuelle Ausbildung so viel zu Gute that, war uns erfreulich, und läßt uns ihnen nur weitere Fortschritte in solcher Selbsterkenntniß wünschen.

LXV.

Bettina von Arnim und Clemens Brentano.

(Schluß.)

Wenn all die guten Lehren und Ermahnungen, welche der Bruder seiner Schwester ertheilte, gar wenig fruchteten: so lag ohne Zweifel die Schuld an Beiden.

Bettina hatte nicht Willenskraft genug, die angeborne, zur Flatterhaftigkeit neigende Lebendigkeit ihrer Natur, um eines höheren Zweckes willen, zu überwinden. Sie ließ sich von ihren Gedanken fortreißen, wohin sie nicht wollte; einer verdrängte immer den andern, wie eine Welle die andere; kaum sind sie ihr durch den Kopf gegangen, so sind sie ihr auch schon fremd, und sie wundert sich selbst darüber, wenn sie einen früheren Brief liest. Diese Beweglichkeit theilte sie mit dem Bruder. Form und Gesetz sind ihr Ausgeburten der Philisterei, weil sie es nicht über sich gewinnen kann, das wilde Roß ihres Geistes zu bändigen, den verheerenden Strom ihres Denkens in ein sicheres, ruhiges Bett zu leiten, damit es Segen rechts und links verbreite. Da schmerzt es sie denn tief, daß all dieß Leben, dieß innere Beben und Aufrauschen ohne Spur vorübergeht, und alle Sprache, mit der sie ihr Sinnen festzuhalten sucht,

wie dürres Holz in der Gluth ihres Herzens zusammenbrennt. Mit schwerem Herzen sah Clemens diesem Vergeuden der edelsten Kräfte zu; „es ist sein tiefer Ernst“, schrieb die Freundin, „wenn er sagt, Du gehest durch deinen Leichtsinn der Zukunft verloren.“ Wieder klagte er ihr ein andermal: „Es ist alles recht lieblich, was Du da vorbringst — aber werd nur nicht faselig; manchmal ängstigt michs, was aus Dir werden soll; Du zersplitterst Deinen Geist, mit dem Du Dir eine so herrliche Freiheit erringen könntest? — Ach! kannst Du Dich denn nicht auf Eins hinwenden mit Deinen fünf Sinnen und das ganz auffassen? — Ich hab so große Sorge um Dich, ich muß manchmal die Hände ringen, daß alle Anmuth Deines Geistes den vier Winden preisgegeben ist.“ (Günderode I, 378.) Wurde sie zuweilen selbst über des Bruders strafende Warnungsstimme von Gewissensangst erfüllt, und mußte sie seinen Vorwürfen und Besorgnissen Recht geben: so erwachte dagegen auch wieder in anderen Augenblicken der titanische Stolz ihres Genies, und rief verachtungsvoll und zornig dem Bekümmerten: „Ich will, ich darf mich nicht zügeln lassen; Freundschaft ist Seelenmord; ich will nicht anders werden; ich will Ich, Ich, Ich seyn; immer stolz, immer hoch, immer kühn! Von nun an beseitige ich meine Scrupel. — Das Wort ist: Pflicht. „„Thue Deine Pflicht mit Ernst — das Leben nehme leicht.““ Seh ich mich nun nach meiner Pflicht um, so freut's mich recht sehr, daß sie sich aus dem Staube macht vor mir; denn erwisch ich sie, ich würde ihr den Hals umdrehen! so erpicht bin ich gegen sie. Nun, ich hoffe, daß ich und meine Pflicht nie zusammenkommen; falls eine sollte auch auf mein Loos gekommen seyn — ich würde sie mit meinem Blick in Schranken halten, daß sie mir nicht über den Hals käme; ich verstehe keinen Spaß hierüber; meine ganze Natur kommt in Aufregung, und Kräfte machen sich in mir auf die Beine, die Alles in Grund und Boden trampeln, was sich mir aufsässig machen will. Also Pflicht, halte dich

im Hintergrund, wenn du nicht abgedroschen seyn willst. Meinetwegen geh zum Herrgott und klag, daß Du nichts bei mir ausrichten kannst, wenn ich ihm's vorstell, wird er schon Raison annehmen. Heilige Harmonie der Natur, dich wollen sie aus dem Geleis bringen, der einzig göttlichen Sphäre, der Freiheit nämlich, und wollen zur zinspflichtigen Pflicht machen Alles, bis auf den Adel der Seele sogar, aus dem alles Große entspringt." (Frühlingskranz I, 239.) Mit diesen hoch fliegenden Gedanken selbstgefälligen Stolzes gelang es ihr um so leichter, jeden erwachenden Scrupel zurückzuweisen, als sie bei dem angebornen Adel ihrer guten Natur sich nur edelmüthiger, uneigennütziger Absichten bewußt war, und jeder Aufopferung sich fähig fühlte; was eben nicht wenig dazu beitrug, ihr, dem furchtsameren Bruder gegenüber, ein großes, mehr männliches denn weibliches Selbstgefühl zu verleihen. In diesen ihren edelmüthigen Empfindungen ihres Stolzes dünkte sie sich ein gewappneter Ritter der himmlischen Heerschaaren, an den die Welt mit ihren Forderungen des gewöhnlichen Lebens nicht hinreichte; statt diesen zu genügen, nährte sie vielmehr die Sehnsucht mit den Flügeln des Geistes zur höchsten Höhe zu fliegen, hoch, hoch über aller Gemeinheit, wie der Vogel mit den Flügeln des Leibes; es verlangte sie, ihre Seele zu glühen und zu damasziren durch den feinen Stahl hochherziger, begeisterter Träume; die edelste Selbstverläugnung, jedoch voll stolzen Selbstgefühls, erschien ihr als das Ideal der Menschheit; wie ein Schwan, schreibt sie, soll der Geist einsam rudern auf ruhigen Wassern, mit reiner Fluth sich umspülend und Kreise ziehend, heilige Zeichen seiner Absonderung von dem Unreinen, Ungemessenen, Ungeistigen; und so dünkte es ihr auch größere Freiheit, mit dem Unterdrückten die Ketten tragen und unterzugehen, als mit dem Unterdrücker sein Loos theilen. Einmal im Zug begriffen, verstieg sie sich höher und höher in den Träumen über ihre eigentliche Lebensbestimmung; bebte sie nicht vor den Ketten des Unterdrückten zurück, so schien ein weltbeherrschender Scepter doch ihrer Hand noch anpassender; da schreibt

sie der Freundin: „Ich streck die Hände zum Himmel und möchte was anders thun, als was die Menschen thun. — Aber was soll ich thun, was mich weckt. — Die Kunst, meint der Clemens! So ist's bloß, weil er mich innerlich nicht kennt, mit was ich Alles zu thun hab. — Denn das muß wohl meine größte Anlage seyn, was mich am schnellsten aufregt und mich ganz mit sich fortnimmt. — Nun, obschon ich keine Weltgeschichte studiren mag und bei dem Zeitungslesen vor Ungeduld mich kaum zusammen nehmen kann; so ist's doch die Welt, die ich regieren möcht, und mich reißt's hin, darüber nachzudenken. Wenn Du an den Clemens schreibst, so sag's ihm, das scheine mir mein entschiedenstes Talent, die Welt zu regieren." (Günderode I, 365.)

Clemens konnte sich von dieser Lebensaufgabe seiner Schwester wohl kaum überzeugen; er mochte ohne Zweifel fürchten, unter ihrem Regiment würde die Welt bald das Aussehen ihres Zimmers gewinnen, wo die unumschränkteste Unordnung herrschte. Diese Herrscher-Gedanken wechselten bei ihr ab mit der Bewunderung der Revolutionshelden und dem Verlangen nach eigenem kriegerischen Heldenruhme. Das Wetterleuchten der Schlacht blitzte der Träumenden von Ferne entgegen. „Der Abend fängt mich auf in seinem Schooß; sinnend lieg ich ein Weilchen; lausch in die Ferne! größere Helden däucht mir da auf der vollen Heerstraße der Geschichte, am heutigen Tage, ihre muthigen Rosse tummeln zu hören; ja ich will, ich möchte hin, das Banner vor ihnen hertragen; wie wollt ich mich des Lüftchens freun, das drinn flattert; wie wollt ich mich der eigenen Locken freun, die getragen im jauchzenden Galopp mich umspielen mit leisem Schlag auf meine Wangen; wie kühn in's Leben hinein gejagt, wie rasch hinter ihm drein, über die Haid? — wie lustig! aufwärts, vorwärts, hinab durch den Dampf; der auf dem Berg winkt, sein Aug ruht auf mir, seine Trommeln lenken, seine Trompete ruft! — und dann in der Nacht vor seinem Zelt! — und schlaf fest, denn Er, der Zelten Ge-

nius, weckt zur rechten Stund, und im Schutze seines Geschoß schau ich die Gefilde ihn überwallen, die Völker wecken, sie erglühen mit seinem Feuerblick, daß sie freudig Hochzeit machen mit dem Tod auf Lorbeer [illegible] Bett; — nun, Kamerad, willst du mit? (Günderode I, 185.)

Clemens war wohl der letzte Kamerad, sie auf diesen phantastischen Feldzügen ihrer Ruhmbegierde zu begleiten; er spottete über ihre schwärmerische Faselei, wie er es nannte, und sah darin nichts als eine nutzlose, muthwillige Vergeudung der herrlichsten Kräfte. „Der Clemens meint“, schrieb ihr in diesem Sinne die Freundin, „du habest ein enormes Talent zu jeder Kunst, und es müsse die Steine am Wege erbarmen, dich so dahin schlampen zu lassen; deine Selbstzufriedenheit hange davon ab, daß du dich mit Leib und Seele einmal dran gebest; es sei der Schlüssel deines ganzen Lebens. — Ich will deinem Lebenswege gar nicht entgegentreten, aber daß du dem Geist, der dir auf geheimen Wegen entgegenkommt, den du so liebst, daß du meinst, in allem sei nur Er es, den du je lieben werdest, daß du dem zu Lieb nicht einmal eine Kunst üben sollst. Dich zu nichts anstrengen, kein Buch lesen, nur spazieren gehen, auf Dächer klettern, und über die Heiden auf Nebelpfaden umherschweifen, schwebende Religionen zu erfinden, das ist ein wahrer Jammer! wie gerne wollte ich Alles an dir versuchen, was Clemens als meine Pflicht mir vorhält; aber du stehest mir ja doch nicht Rede und haspelst wie ein Schmetterling über dich selbst hinaus.“

Daß auf diese Weise alle seine Versuche fruchtlos waren, sie dem Spiele ihrer Träume zu entreißen und die Stimme einer heiligen Pflicht in ihrem Innern zu wecken, daran lag aber auch andererseits ein guter Theil der Schuld an ihm. Wie konnte er der Schwester geben, was ihm selbst fehlte, weil es seine Erziehung versäumt, und er selbst es sich noch nicht hatte erringen können: Selbstbeherrschung. Wie konnte der Verfasser des Godwi, der seinen Helden zum charakterlosesten Bilde der flatterhaftesten Laune gemacht, dem Ge-

rakter einer so unbändigen, übermüthigen Natur bilden. Zudem war ihr Verhältniß zu einander beinahe ein unnatürliches: während sie überall männlichen Trotz und Thatendurst, männliche Verwegenheit, männliche Rücksichtslosigkeit zeigte, verrieth er nur zu oft eine fast weibliche Aengstigkeit und Sorglichkeit. Mahnte er sie zur weiblichen Zurückgezogenheit, so trieb sie ihn, statt darauf zu hören, in den Kampf des Lebens hinaus, auf die stürmische See, in die weite Welt, statt immer von Marburg nach Frankfurt und von Frankfurt nach Weimar in prosaischer Philisterei hin und her zu reisen. Redete er ihr zu Gewissen, daß sie ihren reichen Geist nicht zersplittern, sondern mit allem Ernste auf ein ihr würdiges Ziel richten möge: so hatte sie nur zu oft Gelegenheit, ihn daran zu erinnern, daß ja auch er in den täglich wechselnden Träumen seiner flatterhaften Liebeleien die herrlichste Kraft seines Geistes vergeude, daß ja auch er keinem ernsten Studium sich ungetheilt hingebe und würdige Früchte bringe. Statt daß er ihr imponirt hätte, durchschaute sie ihn nur zu sehr, und neckte ihn mit seinen eingebildeten Liebesschmerzen, mit den Spinnwebnetzen, womit er sich allenthalben selbst feßle, und die er zu zerreissen sich fürchte, indem er in jedem Gänsemädchen eine bezaubernde Fee erblicke. „Was soll ich", so lauten ihre spöttischen Worte, „dem Savigny schreiben? daß du glücklich in Wochen gekommen bist mit einer neuen Liebschaft? — am Rhein, wo's allemal so geht? — ja in Wochen — denn so lang wirds kaum dauern, denn du wirst dich gewiß schon früher wieder herausmachen, und wirst gelaufen kommen und deinen Kirchgang thun bei mir und von mir dich aussegnen lassen wieder; denn das muß ich allemal. Das erstemal *Walburgis*, das zweitemal die *Gachet* und nun *Benediktchen*, hinter all dem steckt nun noch *Mienchen*, da steckt die *Günderode*, da steck ich auch, *dahinter steckt auch die Eitelkeit*." (Frühlingskr. I, 253.) Jenen kein Gesetz und keine Pflicht anerkennenden Hochmuth einer ungezügelten Genialität zu beugen, und die Schwester zur Anbetung Gottes in demuthvoller Liebe zu bringen, auch hiezu



lein sein wirkliches Leb
demjenigen, das ich ih
daß es mir immer ein
gen kann ich auch nie ein
aber in Deiner Liebe zu ihm
ihm, und habe eine Art Z
ihm, der nur durch allerlei
ten ist; wie wenn ein gesun
im Schlamm und Sand ver
wieder: „Clemens hat mir g
sind mir manche bittere und
übergegangen. Sein Brief
verworrenen Schmerzen seine
der dunkel darstellt; auch we
mich dieser kalte Lebensüberdr
Er stellt sich so an den Ran
ausgestoßen; wie mich das
seyn lassen; lieber die vergan
ewig frisch, jung, träumeri
wird und muß wieder so mi
jetzt recht anhänglich schreiben.

wärst, die ihm unantastbar ist; Du bist ihm ein Heiligthum.“ (Günderode I, 196.)

Allein Bettina blieb nicht die Einzige; gegen Ende des ersten Bandes ihres Briefwechsels mit dem Bruder theilt sich sein Herz zwischen ihr und der Sophie Mereau, seiner künftigen Frau. Wie sich dieß neue Verhältniß anknüpft, darüber schweigt der neue Briefwechsel; es zeigt sich hier offenbar eine Lücke; denn das erstemal, wo dieser für Clemens so verhängnißvolle Name der Sophie Mereau genannt wird, da geschieht es auf eine Weise, die vorhergegangene Stürme und Wechselfälle voraussetzt; es ist nämlich hier nicht von dem ersten Begegnen, sondern vielmehr schon von einer Aussöhnung mit der früher Geliebten die Rede, so daß nothwendig ein Bruch bereits vorausgegangen war. Seine Worte lauten: „Sage der Gundel, daß ich einen großen Brief von der Mereau habe, und daß zwischen uns ein artiger Briefwechsel, eine Art Präliminair-Friedensartikel sich zu erheben scheint.“ (Frühlingskranz I, 360.) Bettina fragt in einem folgenden Briefe: „Sage mir, ob sie noch schön ist, oder vielmehr, ob Du sie noch lieb hast.“

Clemens hatte damals die Bettina, wie wir hier erfahren, zum erstenmal mit einem Geheimniß auf dem Herzen verlassen. Er war von Frankfurt nach Weimar zu Sophie Mereau geeilt, und schrieb von dort: „Ich ging so hastig von Frankfurt; mein eiliges Entlaufen, mein gehemmtes Gehen und Widerkehren, das mußte Dir, geliebtes Kind, wie das Thun eines Nachtwandlers vorkommen, und so wars auch; ich war wie ein Schlafender, der sich gern seines Traumes erledigte, wenn er nur könnte.“ (Frühlingskr. I, 384.) Dann folgt seine Bitte: „Lebe wohl! schreibe mir, schreibe doch der Mereau ein paar Worte, und liebe sie, wie ich es um Dich verdiene, daß Du die liebst, die mich versteht.“ (I, 390.) Die Schwester kommt noch einmal auf ihren Vorwurf zurück: „Du gingst von hier, und warst so unzusammenhängend, daß selbst die Trennung von Dir übersprungen war; Du liefst, Du liefst, hätte ich nicht

dem Buben vor der Hausthüre ein Schnupftuch in die Hand gedrückt, und ihm gesagt, er soll Dir nachlaufen, denn Du habest es vergessen: so wüßte ich nicht, wie ich Dich im letzten Augenblick noch an mich erinnern sollte — wenn Du nur vorher Dich besonnen hättest, daß Deine Schwester Dir gegenüber stand und wartete, daß Du sie ans Herz drücken solltest. — Ach Deine Ungeduld, fortzukommen, sie war Dir eingeimpft durch jenen letzten Brief (der Moreau), den Du aus Weimar erhieltst; das Fieber ergriff Dich gleich, Du stürmtest fort!" (Frühlingskr. I, 395.)

Dieß Fieber seiner neuen Leidenschaft nimmt nun seinen weitern Verlauf; er beruhigt die seinem Wankelmuthe mißtrauende Schwester: „ich habe eine ruhige, herzliche Empfindung für sie, wie ich vorher nie gehabt; auch sie liebt mich täglich mehr und inniger, und wir vertrauen unserm Geschick, das uns von einander gerissen, um uns einander besser wieder zu geben. Liebe Bettina, ich habe Dich so unendlich lieb, so lieb, als ich Dich je liebte; ich fühle immer mehr, daß Du mein Herz genährt und erhalten, Du hast mich zu dem Menschen erzogen, den meine Geliebte achten und lieben muß, ohne Dich wäre ich verzweifelt am Leben und am Heil.— Liebes Kind, wir werden noch einstens sehr glücklich seyn auf Erden; denke Dir, wenn Du die Gattin eines einfachen, vortrefflichen Mannes wärst, der mich liebt, und ich und Sophie, wir alle vier leben in inniger Verbindung und theilen Alles, und ehren uns gegenseitig und lernen uns einander das Vortreffliche ab." (Frühlingskr. I, 405.) Und ferner in einem folgenden Brief: „Das ganze Blatt hat sich überhaupt gewendet, sie liebt mich jetzt leidenschaftlich, wie ich sie sonst liebte, und ich bin ruhig. Ich werde nicht an ihr handeln, wie sie einst an mir, sie würde sterben, — sie ist sehr gut, und resignirt auf Alles um meinetwillen."

Diese Worte verrathen deutlich, daß sein Verhältniß schon früher leidenschaftliche Stürme bestanden; bei Clemens war in diesem Augenblick die ruhige Ebbe eingetreten, Sophiens Seele

dagegen leidenschaftlich aufgeregt. Allein Bettina, die des Bruders schwankenden Sinn aus Erfahrung kannte, traute dem Landfrieden nicht. Clemens beschwor sie, die schwesterliche Liebe, die ihm das Höchste auf Erden sei, ohne die er nicht leben könne, ohne die er kein bindendes Verhältniß eingehen würde, auch der Geliebten zuzuwenden, und ihre Einwilligung zu der Verbindung zu geben. Bettina zauderte; er und Sophie sind trostlos über ihre Zurückhaltung. Neue Beschwörungen. Bettina kann sich nicht entschließen, an die Tiefe und Dauer seiner neuen Zuneigung zu glauben; sie fürchtet, es sei eben wieder einer der flüchtigen Liebesträume des dichtenden und mit den Empfindungen spielenden Troubadours, deren sie schon so viele verfliegen gesehen; sie widerstrebt seinen stürmischen Bitten, um nicht ebenfalls in dieses sich selbst täuschende Traumleben mit hineingerissen zu werden. Es macht sie noch mißtrauischer, als er ihr mitten in der neuen Leidenschaft von einer früheren Angebeteten schreibt, die sie noch gar nicht gekannt, welche ihm den Rücken gekehrt hatte, was er sie in unedler Schadenfreude nun entgelten ließ. Darüber blitzte Bettinas Zorn hell auf; sie schrieb ihm eine scharfe Strafpredigt über seinen Wankelmuth; sie fürchtet: erwache er auch aus dem neuen Fiebertraum, und fühle er dann die Erwartungen seiner überspannten Phantasie getäuscht, und den schweren Druck einer prosaischen Wirklichkeit und eingegangenen Verbindlichkeiten, dann würden seine Vorwürfe sie treffen, die ihn nicht gewarnt, ihm nicht abgerathen: „Du sagst jetzt schon", schreibt sie, „Du liebtest sie nicht mehr wie sonst! Du sagst, daß sie selbst Dich einmal verworfen habe. Ach, was kann mich denn abhalten, Dir zu dienen, als die Gefahr, die Du dabei läufst! War ich nicht manchmal schon die kleine Rettungsinsel, wenn Alles rund um dich her überschwemmt war? soll ich mich nun auch überschwemmen lassen? daß Du nicht weißt, wohin Du den Fuß setzen sollst, wenn die Fluth über Dich gestürzt kommt? Wenn ihr beide euch wirklich wach geglaubt, so entschuldigt mich, daß ich so traum-

versunken bin, und mich nicht zu euch hinüber träumen kann!" Clemens und Sophie lassen indessen nicht ab, ihr Herz für den Bund zu gewinnen; sie geben ihr die süßesten Worte, da schreibt sie endlich nachgebend, aber die ihr zugedachte Rolle den beiden Liebenden gegenüber wohl durchschauend: „Clemens, Du bist artig, und Sophie ist fein; Ihr wollt Euern Brautkranz von mir geflochten haben; darum ist es, daß Ihr ihn wieder aufbündelt und mir alle aufgelösten Blumen in den Schooß schüttet! Geschwind Wasser her, daß sie nur frisch bleiben, und dort auf der Wiese breche ich noch viele dazu, und alle ihr kleinen Geschlechter, die ihr die Augen noch nicht dem Licht öffnet, seid zum Reigen im Hochzeitkranz gebeten. Ihr sollt an euern feinen Stielen nicken auf der Braut ihrem Köpfchen, und Ja sagen, wenn allenfalls die Braut zagt, denn! — es ist wahr — ich würde ja auch gar sehr zagen — wenn ein wonneträumender Trunkener vor mir stände, und wollt mich fragen: Willst Du mich glücklich machen? — Und: Nein! würde ich da sagen viel eher, aber nicht: Ja, und der Pfarrer würde sich wundern; und weiter würd ich sagen: Seh wie du fertig wirst, wenn Du durchaus und mit Gewalt Dein Glück Dir willst bequem einrichten, damit es sich bei Dir niederlasse!"

So kam denn endlich, nach unzähligen Zwischenfällen, seine Vermählung mit Sophie Mereau zu Stande, und beide zogen mit einander nach Marburg. Sophie war Protestantin und eine geschiedene Frau; sie hatte aus der frühern Ehe ein Kind. Brentano hätte als Katholik keine eheliche Verbindung mit der Geschiedenen eingehen können; allein die höchst vagen Religionsansichten der romantischen Schule ließen ihn alle Scrupel dieser Art leicht überwinden, ja wenn man die lockere Freiheit bedenkt, welche damals in den Sitten von Weimar und Jena ziemlich allgemein herrschte, so muß man es noch als einen Beweis von Sittlichkeit ansehen, daß sein Verhältniß zu Sophie einen derartigen kirchlichen Charakter erhielt. Auch der Briefwechsel mit seiner Schwester Bettina gibt in

dieser Beziehung ihm rühmliches Zeugniß. Von jener Vergötterung einer zügellosen Sinnlichkeit, wie sie einen Theil der romantischen Schule beherrschte, und wie sein Godwi sie noch kurz vorher verkündet hatte, findet sich keine Spur mehr; kein Wort entschlüpft dort seinem Munde, worüber die jungfräuliche Scham der Schwester hätte erröthen müssen; überall wird darin die sittliche Reinheit geachtet und gefordert.

Was der Briefwechsel uns sonst über jene Bekanntschaft mittheilt, berechtigt uns zu dem Schlusse, daß die Ehe keine minder stürmische, wie das Liebesverhältniß war. Auch hier wechselte sicherlich Ebbe und Fluth, heller Sonnenschein und kalter Regenschauer mit Hagel, Himmel und Hölle. Wie konnte es auch anders seyn: war ja Clemens eine viel zu bewegte, und jeden augenblicklichen Eindrücken preisgegebene Natur, um zu einem dauernden Verhältniß die gehörige Ruhe zu besitzen; überdieß hüllte seine nie ruhende Phantasie die Wirklichkeit in trügerische Farben ein, bald ihn mit überschwenglicher, aber nur kurz dauernder Freude erfüllend, bald mit selbstgeschaffenen Leiden ihn quälend, und mit unbegründetem Mißtrauen und tausend Besorgnissen ihn abhetzend. So mußten die beiden Herzen gewiß noch oft auseinandergerissen und wieder versöhnt werden, und die Bedenklichkeiten der Bettina vor Eingehung dieser Ehe ihres „wonneträumenden, trunkenen Bruders“ sicherlich ihre Rechtfertigung erhalten.

Der Briefwechsel mit der Schwester schließt übrigens vor der Vermählung, die häuslichen Zustände bleiben dem nächsten Bande vorbehalten.

Anziehend ist darin auch, was wir über das Verhältniß von Clemens zu jenen beiden Freunden und Leitsternen seiner Jugend: Savigny und Arnim erfahren. Die Empfindung, welche der Erstere in ihm erweckte, erscheint hier immer als eine sehr gemischte; nur mit scheuer Ehrfurcht sah er zu dem wissenschaftlichen Ernste, dem strengen Studium des Juristen hinan, während sein feierliches Schweigen, sein stummes Umherwandeln in der blühendsten Frühlingspoesie ihn ungeduldig machte,

und ein spöttisches Lächeln über den trocken scheinenden Gelehrten auf seine Lippen rief. Ungetheilt war dagegen seine begeisterte Zuneigung zu Arnim, dem Bilde ewig jugendlicher Poesie, mit dem er jedoch weniger zusammenlebte, da Arnim gerade in jener Zeit eine größere Reise durch Deutschland, die Schweiz, England und einen Theil Italiens unternahm. „Arnim! Arnim!" schrieb er in sehnsüchtiger Liebe, „Dir ruf ich ewig nach; nur neben Dir mag ich leben und sterben; beides muß ich; seit ich Dich kenne, mag ich es auch. Du freue Dich meinen Theil, Du weine meinen Theil; ich gönne Dir Beides, und wäre zufrieden mit Dir, und so wenig als einer sich selber gewährt, der kein Verlangen nach mehr hat. Neben Dir ist's mir traurig ergangen, und doch konnt ich in Dich als in den Frühlingshimmel schauen! — Dich hab ich als einen solchen gefunden und mein selbst vergessen. So bist Du mir entgegen gekommen und hast mich solchermaßen geliebt! O Jugend, o Leben, o Liebe, o Tod, o Webstuhl der Zeit!" (Frühlingskr. I, 260.)

Auch Bettinas Briefwechsel legt Zeugniß davon ab, wie er eine nach Vollendung und innerem Frieden ringende und kämpfende Natur war, und mit welcher brüderlichen Liebe er diese Güter, die er selbst nicht besaß, zum mindesten der Schwester zugewandt hätte, um sich in ihr, als seinem besseren Selbst, wieder zu spiegeln und aufzurichten. Sein Kampf aber war ein um so schwererer, je reicher und vielseitig anregbarer sein Geist war. Hiemit hing denn auch seine launenhaft wechselnde Stimmung zusammen, und dieß machte ihn so Vielen, die ihn wie einen Proteus sich verändern und wieder verändern sahen, zu einem dunkelen Räthsel, das seine Gestalt gewechselt, ehe sie sich auf die Lösung besonnen; daher läßt Bettina sich auch von der Freundin über den Bruder schreiben: „Ich verstehe nur den Augenblick, in dem er mir geschrieben hat; ich bin überhaupt nie weiter gekommen, als seine Augenblicke ein wenig zu verstehen; von dieser Augenblicke Zusammenhang und Grundton weiß ich gar nichts. Es kömmt mir oft vor, als

hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu seyn: da geht sie fort, und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne und die ich überrascht anstarre, und die statt jener befreundeten mich nicht zum besten behandelt; ich möchte wohl diese Seelen zu zergliedern und zu ordnen suchen, aber ich mag nicht einmal an alle seine Seelen denken; denn eine davon hat mein Zutrauen, das nur ein furchtsames Kind ist, auf die Straße gestossen." (Günderode II, 171.) Mit der Bettina war es im Grunde eben so; sie selbst hatte ein Gefühl hievon und spricht es dort aus, wo sie sich vor der Freundin rechtfertigt, daß sie mit ihr ganz anders sei, als mit Clemens. „Von Clemens", sagt sie da, „glaub nur nicht, daß ich ihn belüg, ich bin anders mit ihm in meinen Briefen, weil ich so seyn muß. In Bürgel die kleine Orgel hat eilf Register, groß und kleine Choralstimme, Harfenstimme, Trompetenstimme, Posaunenton, schnarrende Engelsstimme, was weiß ich Alles — und Vox humana; der (Musiklehrer) Hoffmann hat mir gestern eine halbe Stunde lang davon erzählt, und daß es Orgeln gibt, die dreißig Register haben; er sagt, meine Kehle wäre wie so eine Orgel; ich zög allemal ein ander Register, wenn ich sanft oder begeistert sing, oder schmetternd, wenn ich tob, oder bewegt, wenns zum Seufzen stimmt in meiner Brust, oder gewaltig, wenn mir's ist, als ob ich's allein Alles zwingen müßt. Nun, ich meine, der Clemens zieht immer das Register der Kinderstimme aus meiner Brust." (Günderode I, 206.) Eben so war es auch mit Clemens und seinen verschiedenen Seelen, auch er war eine Orgel mit vielen Registern, und jeder Augenblick, jede Erscheinung, die ihn bewegte, zog ein ander Register; die reine Harmonie aber, die nur in einer mit Gott ausgesöhnten, mit ihm innig verbundenen und im Schatten seiner Gnade friedlich ruhenden Seele wohnt, fehlte Beiden. Umgeben jedoch von Trümmern der Revolution, und Zeuge der sittlichen Verwilderung, in welche sie das Geschlecht gerissen, empfand er in tiefster Seele ihr Bedürfniß, und dieß drückte er der Schwester in einem Brief aus, worin er seinem Herzen

gegen die Abscheulichkeiten der sogenannten Aufklärung Luft machte, da sagt er: „Ich verstehe hier bloß das Verderben der Töchter, worüber von Familienvätern und ältern Brüdern, ja oft von Verderbern selbst geklagt wird, und ich will gerne als Märtyrer für die Aussage sterben: Kein treuer und unschuldiger Greis und Vater kann würdigere Thränen weinen, als um den Untergang der Religion; so ganz, was der kräftige, unschuldige, gemeine Mann Religion nennt, nicht das neue Wort." (Frühlingskranz I, 166.)

LXVI.

Die Katholiken als Verfechter der Preßfreiheit.

Die Erörterung über die Preßfreiheit in Deutschland ist in ein ganz neues Stadium getreten, seitdem die Katholiken sich der Frage bemächtigt haben. Die Worte, welche auf den letzten Landtagen am Rhein und in Würtemberg von ihrer Seite gefallen, wiegen zentnerschwer im Vergleich mit dem, was früher zu Gunsten der Preßfreiheit gesagt worden. Warum? — Weil hier nicht mehr von vagen Menschenrechten, von unbekannten, erst aus dem Chaos der Meinungen hervorzulockenden Wahrheiten, von einem Fortschritte nach einem unbekannten und unbestimmbaren Ziele die Rede ist; sondern von der Wahrung gesetzlich anerkannter Befugnisse und Freiheiten, von der Geltendmachung fester und bestimmter Ueberzeugungen, von der Erfüllung einer seit Jahrhunderten zum Heile der Völker bewährten göttlichen Sendung.

Früher war die Frage der Preßfreiheit nur eine Frage der Klugheit und der Politik; jetzt ist sie eine Frage der Pflicht und des Rechtes.

Den philosophischen und politischen Schriftstellern gegenüber, die sich beklagten, daß man der Welt das Heil ihrer Speculationen vorenthalte, war die Stellung der Censur und ihrer Vertheidiger eine leichte; den Katholiken gegenüber, die sich beklagen, daß man ihnen, ohne sie schützen zu können, das Recht der Selbstvertheidigung raube, der Kirche gegenüber, welche die Freiheit der Presse begehrt, um den Glauben der Völker zu wahren, ist diese Stellung eine unhaltbare geworden.

Dem deutschen Volke gereicht es zur Ehre, daß es, der größeren Mehrheit nach, wenn auch nicht theilnahmslos, doch mit ziemlich kühler Ruhe, der Erörterung über die Preßfreiheit zusah, so lange diese nur auf dem Gebiete politischer Theorien sich bewegte; jetzt, wenn es ein Gleiches zu thun fortführe, wäre es eine Schmach.

Zwischen dem jetzigen Begehren der Katholiken und dem ihrer Vorgänger ist aber auch ein unermeßlicher Unterschied. Die Katholiken begehren nicht eine maaß- und schrankenlose Freiheit, sondern eine mit dem Staate auf gleicher Grundlage eines bestimmten Glaubens und moralischen Pflichtbewußtseyns ruhende, unter die Gewährleistung der vom Staate als Wächterin dieser höchsten Güter anerkannten kirchlichen Autorität gestellte Freiheit. Den katholischen Glauben mit allen seinen Folgen im bürgerlichen und politischen Leben bekennen und verfechten zu dürfen, ist ihr Begehren. Dieser Glaube aber ist es, auf welchem die ganze christliche Ordnung unserer Staaten seit Jahrhunderten erbaut wurde; er trägt selbst die Staaten noch, die am weitesten von dieser Ordnung sich entfernt haben. Wer von ihm abfällt, der verläugnet das wahre Heilsprincip alles geselligen Bestandes; wer die Grundlagen des Staates, das Recht und den pflichtmäßigen Gehorsam gegen die von Gott geordneten Gewalten verläugnet, der ist nicht mehr Katholik und wird von der Kirche nicht ferner mehr anerkannt.

Lammenais ewig denkwürdiges Beispiel ist in dieser Hinsicht von unermeßlichem Belang.

Das Begehren der Katholiken ist also kein anderes, als daß sie, der Macht des Wortes vertrauend, durch welches ihre Kirche gegründet wurde, den Kampf für die höchsten Güter des Lebens, die unter der Hand des Staates zu verkommen drohen, in erster Reihe auf sich zu nehmen verlangen. Wer könnte es ihnen verargen, wer hätte Fug und Recht, es ihnen zu wehren?

Ihr Anspruch beruht auf einer doppelten Grundlage unläugbarer Erfahrung: einmal, daß der Staat sie und ihren Glauben gegen die Angriffe der schlechten Presse zu schützen nicht immer Willen noch Macht hat; dann daß mit den Wahrheiten, die sie vertreten und mit den Waffen der freien Presse zu verfechten begehren, der Staat selber und alle gesellige Ordnung solidarisch verbunden ist, so daß der Staat und das Recht mit ihnen nur stehen oder fallen kann.

Zum Beweise dieser doppelten Behauptung hat früher von Loe unschätzbare Belege geliefert. Einen andern nicht minder kostbaren Beitrag liefert uns die Schrift von Baltzer über Preßfreiheit und Censur mit Rücksicht auf die Trierer Wallfahrt und den doppelten Anklagezustand der schlesischen Tagespresse. (Breslau 1845. VI, 85 S. 8.)

Sehr richtig sagt Baltzer von dem Geiste, der unsere heutige Presse trägt (S. 10), „er ist subversiv und radikal gegen die Kirche und den christlichen Staat, sofern in beiden noch zwei von Gott gesetzte Autoritäten anerkannt werden.“ Sehr richtig bezeichnet er (S. 11) als die Quelle dieses Geistes die moderne Philosophie, welche, den Gesichtskreis des Menschen auf das Dießseitige beschränkend, alle egoistischen Triebe in des Menschen Brust aufstachelt, während sie zugleich durch die Selbstvergötterung des menschlichen Geistes jeden Keim des Gehorsams in derselben erstickt. (S. 13.) Schon im Jahre 1840 sprachen es die deutschen Jahrbücher, das Hauptorgan dieser bis zu ihren letzten Resultaten vorgeschrittenen Philosophie, wie Baltzer bemerkt, aus:

> „daß die Philosophie in ihrem Bildungsprocesse auch die politische Orthodoxie dem Bekenntnisse nach verneint habe, daß der denkende Geist zu der Einsicht gekommen, es liege alles Positive nicht außer ihm, sondern in seiner eigenen Existenz und Gegenwart.“

Und davon zeigen sich die Anhänger dieser hochmüthigen Philosophie so ganz durchdrungen, daß sie, statt den Regierungen erst ihre Legitimation für die öffentliche Geltung und Wirksamkeit, die sie ansprechen, vorzulegen, vielmehr umgekehrt von ihnen den Beweis haben wollen, daß ihre moderne Lehre vom bloßen Dießseits der menschlichen Bestimmung gefährlich sei. Diese Provocation zeigt aber, sagt Baltzer (S. 15), in demselben Maaße von ihrer Verblendung, wie der Ruf des jüdischen Volkes: kreuzige ihn! Die deutsche Presse steht leider, wie er weiter bemerkt (S. 17) auf keinem andern Grund und Boden, als die Vertreter der modernen Wissenschaft. „Aber“, sagt er, „sie weiß es nicht. Sie befindet sich, nach ihrer einmal angenommenen Richtung, mit Hierarchie und Monarchie, mit Priesterthum und Königthum, sofern in beiden zwei von Gott gesetzte Autoritäten, denen man im Gehorsam sich unterordnen soll, anerkannt werden, theils in einem offenen, theils in einem versteckten Kampfe.“ Das ganze gegen die Trierer Wallfahrt erhobene Geschrei erscheint darum Baltzer auch nur als eine Sondirung und Besichtigung des geistigen Terrains, um die Schaaren zu mustern, auf die in diesem Kampfe sich zählen lasse.

Der beste Beweis hiefür scheint uns in Bezug auf die Frage von der Preßfreiheit selbst in der Art zu liegen, wie die Organe unserer Presse stets die geistliche und die weltliche Censur mit einander verwechseln, und gegen den vergeblichen Geistesdruck der kirchlichen Autorität, die doch nur auf dem freien Glauben beruht, eben so wie gegen das Eingreifen der weltlichen Gewalt, die nur auf das Uebergewicht der äußeren Macht und das Interesse der äußeren Ruhe und Ordnung sich stützt, declamiren. Sie

übersehen, daß die geistliche Censur auf den anerkannten Beruf zum Urtheil über Wahrheit und Irrthum sich gründet, dessen der Staat sich größtentheils längst begeben hat; daß sie nur für diejenigen gilt, die freiwillig diesen Beruf anerkannt haben, während die Censur des Staates über Alle, auch über die Sendboten und berufenen Vertreter der höhern Wahrheit, einschließlich ihrer Lehre, ohne andere Legitimation als die seines eigenen Vortheils und Dafürhaltens sich geltend macht. Sie will eben gar keine Schranke, weder eine innere, noch eine äußere anerkennen, und stürmt so auf völlige Anarchie, oder auf den baaren, nackten Communismus los.

Darum sind ihr z. B. die lediglich durch die Macht der evangelischen Predigt und des Glaubens gegründeten Mässigkeitsvereine eben so widerwärtig, wie die durch die Macht des Staates geschützten Schranken des Rechtes und des Eigenthumes. Beide gelten ihr nur als ungebührliche Verkümmerungen des gleichen Anrechts der Menschen auf die Güter der Erde und die Genüsse des irdischen Lebens. „Lassen wir doch“, ruft die Breslauer Zeitung (Nr. 173, 1843) in Beziehung auf jene Mäßigkeitsvereine aus, „die Proletarier Theil nehmen an den Gütern dieses Lebens, die sich bisher nur ein kleiner Theil der Gesellschaft zum ausschließlichen Genusse aneignete; errichten wir das sociale Gebäude auf einer neuen, auf der allein vernünftigen Grundlage, nach welcher, ohne die bisherigen Unterschiede und Vorrechte der Geburt, des Vermögens u. s. w., alle Menschen einen gleichen Anspruch auf die allgemeinen Güter, materielle wie geistige, zu erheben berechtigt sind.“ (Balzer S. 24.)

So sind denn auch, wie Balzer trefflich nachgewiesen, beide Gewalten zur Bekämpfung dieser modernen Wissenschaft und ihrer Consequenzen, jede in ihrer Weise, solidarisch verpflichtet *); und die Kirche fordert nur ihr Recht, wenn sie diesen Kampf, in welchem die Staatsgewalt so oft ungenügend sich erwiesen, fortan, nur ihren geistigen Waffen vertrauend, frei und ungehindert, auf sich zu nehmen begehrt.

Wie aber der Staat die Kirche und ihren Glauben gegen die Angriffe der Presse durch seine Censur durchaus nicht schütze, hat Balzer durch zahlreiche, aus seiner Umgebung sowohl, als aus weiteren Kreisen geschöpfte Beispiele schlagend nachgewiesen.

Er hat es nachgewiesen an der Duldung, ja Ermunterung, die von

---

*) Als eine gründliche und beredte Ausführung dieses Satzes, besonders in Bezug auf den Ronge'schen Spektakel, empfehlen wir unsern Lesern die Schrift: Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Von einem rechtsgelehrten Staatsmann. Mainz, bei Kupferberg 1845.

Seite der Censurbehörden dem Schmäh- und Schimpfworte der deutschen Zeitungen über das Thema der Trierer Wallfahrt zu Theil wurde. Er hat es nachgewiesen an dem Schutze, den Ronge wider seine rechtmäßige geistliche Obrigkeit gefunden, obgleich er nicht durch förmliche Apostasie aus dem Kreise ihrer verfassungsmässigen, vom Staate gewährleisteten Competenz getreten war. (Das denkwürdige, in diesen Blättern bereits besprochene Urtheil des Berliner Censurgerichts über den Ronge'schen Schmähbrief gegen den Bischof Arnoldi, welches auf den philosophischen Satz gegründet ist, daß Ronge nicht Unfrieden zwischen den bestehenden Confessionen erregt habe, wird auch von ihm gebührend beleuchtet.) Er hat es nachgewiesen aus den maaßlosen Schmähungen und Verunglimpfungen, welche die geistliche Behörde in Schlesien eben so, wie der Bischof Arnoldi von Trier, die ganze Masse der Katholiken, die an der Trierer Wallfahrt Theil genommen, ja die ganze katholische Kirche, trotz ihrer gesetz- und verfassungsmässigen Anerkennung im Staate, ohne den mindesten Einspruch der Censur über sich ergehen lassen mußten. Am meisten geeignet aber, einen ernsten und tiefen Eindruck hervorzubringen, ist die Zusammenstellung, die Baltzer vorgenommen, zwischen dem Wortlaute der hieher bezüglichen Zeitungsartikel sowohl, als anderer unter Genehmigung der Censur erschienenen, von ihm angeführten Schriften, und dem Wortlaute der in Preußen geltenden Gesetze und Verordnungen über die Polizei der Presse, die er in einem Anhange sämmtlich dem Leser vor Augen legt. Es geht daraus klar hervor, daß die Gesetze, welche die katholische Kirche und ihren Glauben schützen sollten, aus Mangel an Organen für deren Vollziehung, völlig nutz- und bedeutungslos sind.

Erinnert man sich aber dann, wie selbst die von der Trierer Geistlichkeit unter Hinweisung auf diesen Zustand der Dinge, an die Regierung gerichtete Bitte um die Freiheit der Selbstvertheidigung durch einen Censurstrich entstellt, und in ein Document despotischer Verfinsterungssucht der Geistlichkeit verwandelt, und wie die als Mittel zur Beaufsichtigung der Presse bestehende Gesetzgebung über Concessionirung der Zeitungen zur Verkümmerung der katholischen Tagespresse in den Rheinlanden benützt wurde; so wird wohl Niemand mehr, dem um seinen Glauben und seine Kirche ernstlich zu thun ist, dem Präventivsystem der Staatscensur das Wort zu reden versucht seyn. Vielmehr hat Baltzer sicherlich aus der Seele aller aufrichtigen und eifrigen Katholiken gesprochen, da er (Seite 9) sagt: „Wenn ich gegen diese (schlechte Presse) aufzutreten die Absicht habe, wenn ich zeigen will, daß das Preßgesetz, welches der deutsche Bund verabredet und Preußen am 18. October 1819 erlassen und bleibend anerkannt hat, an unserer Tagespresse thatsächlich nicht befolgt, sondern auf eine unglaubliche Weise übertreten wird; so wolle man diese Opposition

nicht als gegen die freie Presse gerichtet ansehen. Sie gilt nur für den status quo in unseren gegenwärtigen Censurverhältnissen, die ich nicht geeignet erachte, das Preßgesetz in seiner Befolgung aufrecht zu erhalten, die vielmehr es herbeiführen, daß der Katholik und auch der gläubige Protestant gegen unsere Tagespresse sich erheben und den gesetzlichen Schutz gegen sie fordern muß. Ob wir nur protestantische Censoren haben, ob insbesondere das Berliner Obercensurgericht aus lauter protestantischen, oder auch aus katholischen Mitgliedern besteht, weiß ich nicht und kommt auch hier nicht in Betrachtung. Ich bespreche, wie gesagt, bloß eine Thatsache. Diese Thatsache ist aber von der Art, daß unsere Censureinrichtung nach meinem Dafürhalten denjenigen Ansprüchen, welche die Katholiken, sowohl nach dem für die Censur noch geltenden Bundestagsgesetz, als auch nach der neuen Censurinstruction vom 31. Januar 1843, auf den Schutz gegen die angreifende Tagespresse zu haben glauben, bis jetzt nicht entsprochen hat."

Sicherlich kann Baltzer auf die Zustimmung aller Katholiken rechnen, wenn er, nachdem er gezeigt, wie die der verkehrten Richtung der modernen Philosophie verfallenen Zeitungen ein wahres Monopol zu Gunsten ihrer Lehre ausüben, oder doch auszuüben trachten (S. 8), sagt: „Gegenüber einer einseitigen, durch die Redactionen gleichsam in Beschlag genommenen Tagespresse fühlt sich die angegriffene Seite wie mit gebundenen Händen. Sie kann sich nicht frei vertheidigen, und kann auch in denjenigen Fällen, wo ihr die offensten Preßvergehen vorhanden zu seyn scheinen, vor einer richterlichen Behörde keine Klage führen. Denn eine solche Behörde existirt nicht." Er verlangt deßhalb (S. 3) ein ohne Censur zur Befolgung aufzustellendes Preßgesetz, dessen Uebertreter seinen gerechten Richter finden kann, als Richter aber begehrt er ein zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Protestanten zusammengesetztes Gericht. Darin allein sieht er das gleiche Recht und den gleichen Schutz für alle durch die Presse sich aussprechenden Richtungen. Wir müssen dem aus voller Ueberzeugung, jedoch mit der Bemerkung beipflichten, daß auch die Auswahl und Ernennung der Richter in der Art festgesetzt seyn müßte, daß ein solches öffentlich zu haltendes Gericht den Confessionen in jedem Falle mehr, als eine bloße Scheingarantie darböte.

LXVII.

Erklärung.

Verehrliche Redaction der historisch-politischen Blätter!

In dem fünfzehnten Bande, sechsten Hefte, Nro. XXXV. vergleicht mich ein Anonymus mit Maldonat, und erzählt, wie ich zwei Stellen der heiligen Schrift erklärt haben soll.

Der erste Text soll seyn: neque duas tunicas habeatis. So lautet allerdings der Text Luc. 9, 3.; aber dazu habe ich nichts weiter bemerkt, als, die Jünger sollten mit Wenigem zufrieden seyn. Hätte ich mehr darüber sagen sollen, so hätte ich nur bemerken können: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem einen, der keinen hat. Was ich nach der Angabe des Anonymus von dem zweiten Rocke gesagt haben soll, gehört zu dem Texte: *καὶ μὴ ἐνδύσησθε δύο χιτῶνας*, et ne induerentur duabus tunicis. Marc. 6, 9. Hierüber sagte ich: Der Jude hatte einen Rock und einen Mantel, der Vornehme, oder Stolze, oder Weichliche aber hatte zwei Röcke und einen Mantel. Die Schriftlehrer gehörten zu denjenigen, welche über dem gewöhnlichen Rocke noch einen andern, *στολή* genannt, trugen. So

trug Kaiphas zwei Röcke, χιτῶνας, Marc. 14, 63. Wie nun Jesus das Tragen des zweiten Rockes, der Stole, ἐν στολαῖς περιπατεῖν, an den Schriftlehrern (Marc. 12, 38. Luc. 20, 46.) tadelt, so verlangt er auch, die Jünger sollten nicht zwei Röcke tragen, damit sie von Hochmuth frei blieben. Der gewöhnliche Rock war kurz, der zweite, die Stole, war länger, feiner und etwa auch schön gefärbt, oder glänzend weiß.

Weil gerade über den angeblichen Rock Christi in Trier viel gesprochen wurde, fügte ich hinzu: Der ungenähete Rock in Trier, welcher der Rock Christi seyn soll, ist länger, als der gewöhnliche Rock der Israeliten, nämlich so lang, wie eine Stole; wäre er ächt, so hätte Christus einen Rock getragen, den er den Jüngern verboten und an den Schriftlehrern getadelt hat. Wir sind aber nicht genöthigt, dieses von Christus anzunehmen; denn da die Aechtheit des Rockes in Trier nicht durch eine ununterbrochene Reihe von Zeugnissen bewiesen ist, können wir vielmehr umgekehrt sagen, weil Jesus das Tragen der Stole theils verboten, theils getadelt habe, so sei ein solcher Rock nicht ein ächter Rock Christi.

Die Worte: „Somit hatte Christus nur Ein Kleid", sind nicht aus meinem Munde gekommen; denn ich habe vielmehr gesagt, der Israelite habe zwei Kleider, einen Rock und einen Mantel gehabt. Namentlich habe ich von dem Mantel bei der Heilung des blutflüßigen Weibes gesprochen. Eben so ist die Parenthese (oder, wie wir wissen, sein einziges Kleid) eine unredliche Erdichtung des Anonymus. Auch hat mir der Anonymus die Worte unterschoben: „Da ferner Christus nicht vermöglich war, die Nichtvermöglichen aber — —." Ich habe den Herrn nie unter die Nichtvermöglichen gezählt, wohl aber unter die Armen und Demüthigen, und habe ausdrücklich gesagt, die Bescheidenheit und Demuth sei der Grund, warum Jesus das Tragen des langen Rocks verbiete. Die Worte:

„Dieses Unterkleid hatte Aermel, und war somit genäht“, sind nicht meine Worte, sondern eine Zugabe des Anonymus, denn ich habe von den Aermeln gar nicht gesprochen.

Der Anonymus behauptet ferner, ich habe bei der Verklärung Christi gesagt: „Die Kleider Christi wurden weiß wie Schnee,“ das heißt nur so viel: „sie wurden so weiß als möglich.“ Dieses habe ich nicht gesagt, sondern vielmehr das Gegentheil; denn ich nehme an, sie seien nicht nur weiß wie Schnee, sondern auch glänzend wie das Licht geworden.

Die ganze Argumentation, welche der Anonymus mir unterschiebt, ist seine Composition. Was ich in dieser Hinsicht noch gesagt habe, gehört zu den Worten: *οἷα γναφεὺς ἐπὶ τῆς γῆς οὐ δύναται λευκᾶναι.* Marc. 9, 3. Die Kleider Christi wurden so weiß, wie sie ein Walker auf der Erde nicht weiß machen kann, also übernatürlich weiß. Um den Uebergang von der Kunst des Walkers zu der übernatürlichen Macht zu finden, mußte ich zeigen, daß das Weißmachen solcher Kleider zu dem Geschäfte des Walkers gehöre, d. i., daß die Kleider Christi von ungefärbter Wolle gewesen seyen. Daraus folgerte ich, daß der gefärbte Rock in Trier nicht der Rock Christi sei, weil sich die Walker mit dem Weißmachen der Purpurkleider nicht zu beschäftigen pflegen. Die Worte: „Nun hätten sie aber so weiß nicht werden können, wenn sie nicht schon vorher weiß gewesen wären“, sind nicht meine Worte, sondern von dem Anonymus unterschoben. Ich weiß recht wohl, daß die Farbe zerstört und auch ein rothes Kleid weiß gemacht werden kann; aber der Evangelist spricht nicht von der Umwandlung der Farben, sondern von der Gradation des Weißen, und zwar von einer Gradation, welche die Kunst des geschicktesten Walkers übersteigt, und in das Gebiet des Uebernatürlichen fällt.

Wenn mich der Anonymus tadelt, daß ich von Maldonat abweiche, so verräth er, daß er den Maldonat nicht gelesen

habe, denn Maldonat hat über diesen Gegenstand sehr wenig, und weicht von sich selbst ab.

Wie dieser Bericht des Anonymus sehr entstellt und theilweise erdichtet ist, so verhält es sich auch mit seinen frühern Artikeln. Ich klage nicht über das Unrecht, das er mir thut; aber ich klage es, daß er jedes Jahr aus zwei ehrlichen Studirenden unehrliche Verläumder macht; denn diejenigen meiner Zuhörer, welche meine Aeußerungen so lange entstellen, bis sie der Anonymus brauchen kann, sind doch wohl nicht Freunde der Wahrheit.

Hochachtungsvoll ꝛc.

Tübingen, den 13. April 1845.

Professor Gehringer.

LXVIII.

Zur Frage der Kniebeugung *).

Das Grundgesetz der Julius-revolution hat bekanntlich ausgesprochen, daß die katholische Religion aufgehört habe, **Staats**religion in Frankreich zu seyn, daß ihr aber die thatsächliche Eigenschaft einer Religion der Mehrheit der Franzosen zugestanden werde. Bei diesem Verhältnisse und in Erwägung, in welchem Maaße die Freiheit des Worts und des Gewissens in Frankreich anerkannt und benützt wird, scheinen folgende im Jahre 1831 gegebene Vorschriften für das französische Heer beachtenswerth.

Auszug aus der Verordnung vom 4. März 1831 hinsichtlich der Waffenübungen und Manövres der Infanterie.

Die dem Sanctissimum gebührenden Ehrenbezeigungen.

„Wenn das Sanctissimum in die Nähe einer aufmarschirten Truppenabtheilung kommt, so commandirt der Commandant

*) Auf Veranlassung des Werks: Code des préséances et des honneurs civils, militaires, maritimes, ecclesiastiques etc. etc. par G. Toussaint. Paris. 1845. 8.

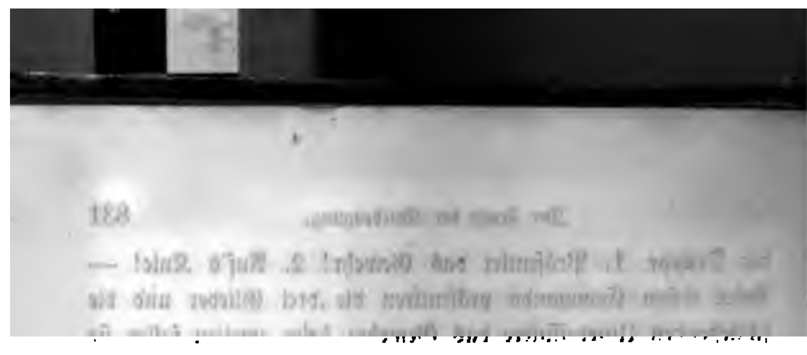
der Truppe 1. Präsentirt das Gewehr! 2. Auf's Knie! — Beim ersten Commando präsentiren die drei Glieder und die schließenden Unteroffiziere das Gewehr; beim zweiten fallen sie auf's Knie, neigen das Haupt, und legen die rechte Hand an die Kopfbedeckung. Die Tambours schlagen Marsch."

„Die Offiziere salutiren mit dem Degen, die Fahnenträger mit den Fahnen, während die Mannschaft präsentirt; dann fallen sie gleich dieser auf's Knie; die Offiziere legen die linke Hand an die Kopfbedeckung."

„Befindet sich eine Truppenabtheilung auf dem Marsch, so macht sie Halt, marschirt auf, und macht die oben vorgeschriebenen Ehrenbezeigungen."

Für die heilige Messe gelten folgende Bestimmungen:

Die unter den Waffen stehenden Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten behalten ihre Kopfbedeckung auf, und legen bei dem Commando: auf's Knie die Hand an dieselben. Alle übrigen legen sie ab, von welcher Art sie auch seyn möge. Die Wache und die am Altar aufgestellten Soldaten haben das Gewehr bis zur Erhebung der Hostie bei Fuß. Dann commandirt der Commandant der Wache mit gedämpfter Stimme das Gewehr zu schultern, zu präsentiren, und niederzuknieen. Während dessen schlagen die Tambours und blasen die Trompeter Marsch ꝛc. ꝛc.



LXIX.

Literatur.

An gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung von Ludolph von Beckedorf. Drittes Wort. Erste Abtheilung.

Immer mit derselben Liebe, immer mit derselben Innigkeit und Wärme der Ueberzeugung, immer mit derselben Ruhe und Klarheit des Geistes und der Sprache führt Herr von Beckedorf fort, seinen vormaligen Glaubensbrüdern und dem dankbaren katholischen Publikum die Wahrheiten der katholischen Kirche auseinanderzusetzen und aufs Herz zu legen.

Nach dem, was früher über die zwei ersten Theile dieses Werkes (das erste und zweite Wort) gesagt worden, können wir uns auf diese kurze Versicherung beschränken, um nun auch dieses dritte Wort, welches insbesondere 1) von der Verehrung der Heiligen, vor allen der allerseligsten Jungfrau Maria, der Reliquien und der Bilder; 2) von den kirchlichen Gebräuchen und Ceremonien, von den Festen, von den Prozessionen und Wallfahrten, von dem Zeichen des heiligen Kreuzes, von dem Weihwasser, von den mancherlei Segnungen und von dem Gebrauche der lateinischen Sprache beim Gottesdienste handelt, und in einem Anhang die kirchliche Feier des Charfreitags und Charsamstags und einige Benedictionen durch deutsche Uebersetzungen aus den kirchlichen Ritualbüchern darstellt, der Aufmerksamkeit unserer Leser zu empfehlen.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03557 6407